



*„Herr Oberleitnant,  
det lohnt doch nicht!“*

Kriegserinnerungen an die  
Jahre 1938 bis 1945

*Herausgegeben von Erwin A. Schmidl*

Johann Christoph Allmayer-Beck nahm von 1939 bis 1945 als Artillerie-Offizier der 21. (ostpreußischen) Infanterie-Division am Zweiten Weltkrieg teil. Seine Kriegserinnerungen, auf der Grundlage der seinerzeitigen Tagebücher und Briefe verfasst, geben seine sehr persönlichen Eindrücke und Empfindungen wieder, sind daher eine bemerkenswerte Quelle. In der Zeit entstanden, helfen sie, die Erfahrungen im Krieg, unter außergewöhnlichen Umständen, und ihre Auswirkungen auf die jungen Soldaten besser zu verstehen. „Herr Oberleutnant, det lohnt doch nicht!“ – das antwortete ein biederer Reservist, als ihn Oberleutnant Allmayer-Beck zur Rede stellte, weil ein gefangener, schwerverwundeter Rotarmist nicht ärztlich versorgt wurde. Für den jungen Offizier wurde dieser Ausspruch zum Symbol der Sinnlosigkeit des Einsatzes im Kriege überhaupt.



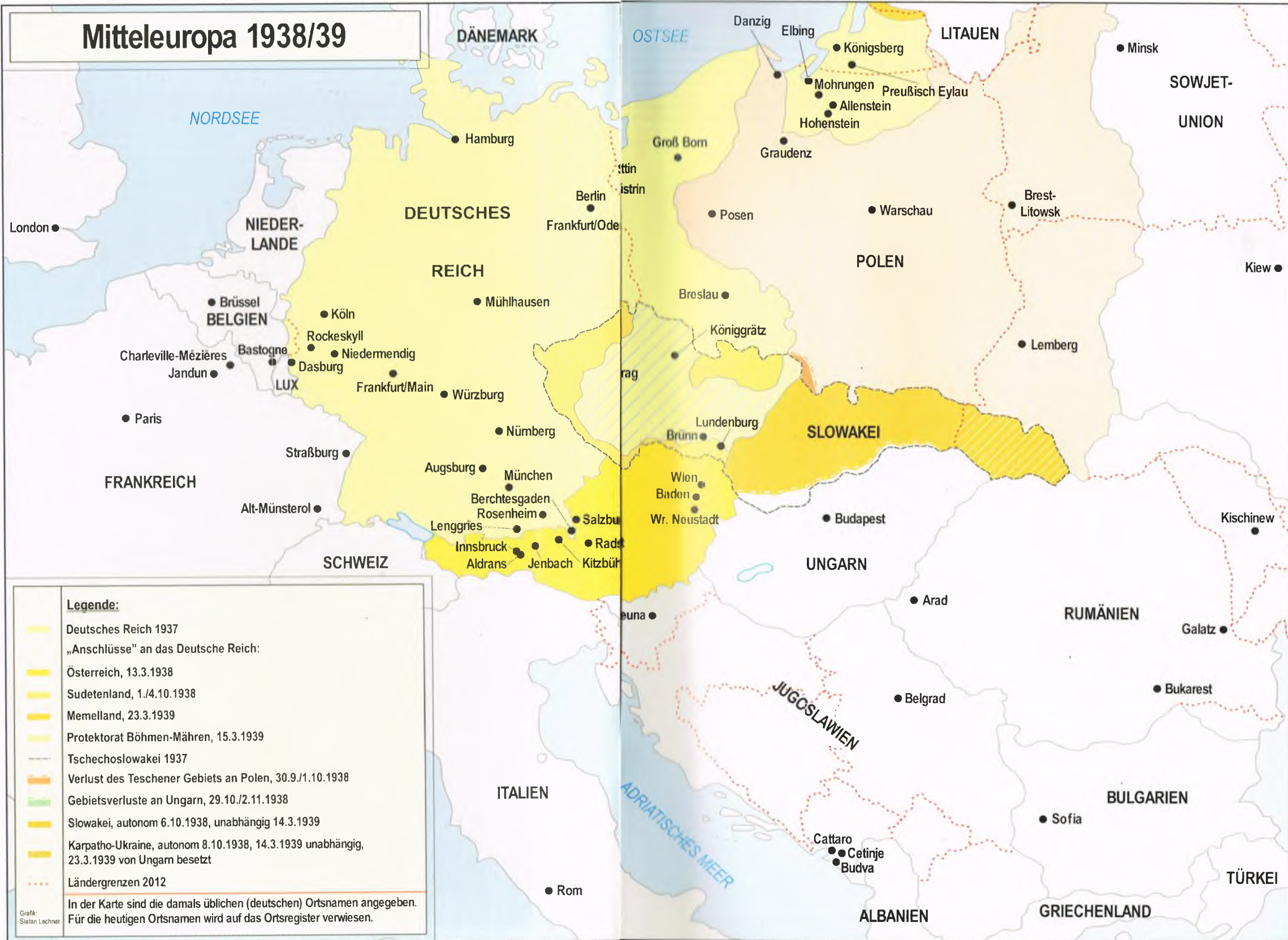
Johann Christoph Allmayer-Beck, im August 1918 geboren, besuchte nach der Matura die traditionsreiche Theresianische Militärakademie in Wiener Neustadt und wurde nach dem „Anschluss“ 1938 nach Ostpreußen ausgemustert, in eine ihm fremde Welt, deren Reiz sich ihm erst langsam erschloss. Von 1939 bis 1945 nahm er als Artillerie-Offizier am Zweiten Weltkrieg teil, zuerst in Polen, dann in Frankreich und schließlich im nördlichen Teil der Ostfront. 1944/45 als Hauptmann in der Ausbildung zum Generalstab, erlebte er das Kriegsende in Salzburg. Nach kurzer US-Kriegsgefangenschaft studierte er in Innsbruck und Wien Geschichte und wurde Archivar im Kriegsarchiv, bevor er – von 1965 bis 1983 – das Heeresgeschichtliche Museum in Wien leitete. Darüber hinaus wurde er als Historiker, Schriftsteller und Präsident der Österreichischen Kommission für Militärgeschichte auch international anerkannt und gilt bis heute als Doyen der österreichischen Militärhistoriographie.

Dr. Johann Christoph Allmayer-Beck war von 1965 bis 1983 Direktor des Heeresgeschichtlichen Museums und bis 1998 Präsident der Österreichischen Kommission für Militärgeschichte. Er gilt als Doyen der Militärgeschichte in Österreich.

Univ.-Doz. Dr. Erwin A. Schmidl ist Militärhistoriker an der Landesverteidigungsakademie in Wien, Präsident der Österreichischen und Generalsekretär der Internationalen Kommission für Militärgeschichte, einer Unterkommission der UNESCO.



# Mitteleuropa 1938/39



## Legende:

- Deutsches Reich 1937
- „Anschlüsse“ an das Deutsche Reich:
- Österreich, 13.3.1938
- Sudetenland, 1./4.10.1938
- Memelland, 23.3.1939
- Protektorat Böhmen-Mähren, 15.3.1939
- Tschechoslowakei 1937
- Verlust des Teschener Gebiets an Polen, 30.9./1.10.1938
- Gebietsverluste an Ungarn, 29.10./2.11.1938
- Slowakei, autonom 6.10.1938, unabhängig 14.3.1939
- Karpatho-Ukraine, autonom 8.10.1938, 14.3.1939 unabhängig, 23.3.1939 von Ungarn besetzt
- Ländergrenzen 2012

In der Karte sind die damals üblichen (deutschen) Ortsnamen angegeben. Für die heutigen Ortsnamen wird auf das Ortsregister verwiesen.

Grafik:  
Sietian Lechner



# Europa 1941/42



## Legende:

- „Großdeutsches Reich“
- staatsrechtlich nicht zum Deutschen Reich gehörige „Reichskommissariate“
- Gebiete, die Finnland 1940 an die Sowjetunion abtreten musste
- Deutsch-sowjetische Interessensgrenze 1939 - 1941
- Von der Wehrmacht und ihren Verbündeten besetzte Gebiete und Verlauf der Ostfront Ende 1941
- ... Ländergrenzen 2012

In der Karte sind die damals üblichen (deutschen) Ortsnamen angegeben. Für die heutigen Ortsnamen wird auf das Ortsregister verwiesen.

Grafik  
Stefan Lochner

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Michael Haderer  
Umschlagabbildungen und alle Aufnahmen des Bildteils aus dem Archiv des Autors.  
Karten (Vor- und Nachsatz): Stefan Lechner, Wien

© 2013 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H. & Co. KG, Wien Köln Weimar  
Wiesingerstrasse 1, A-1010 Wien, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)

Alle Rechte vorbehalten.  
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Druck und Bindung: General Druckerei, Szeged  
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier  
Printed in Ungarn

ISBN 978-3-205-78891-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

## Inhaltsverzeichnis

<i>Einleitende Bemerkungen des Herausgebers</i> .....	7
Warum eigentlich? .....	21
Soldat im österreichischen Bundesheer .....	27
Von Wiener Neustadt nach Ostpreussen .....	39
Mohrungen . .....	49
Die «Herbstübungen» 1939 .....	74
Zwischen Krieg und Frieden.....	82
Die ersten drei Tage.....	92
«Abenteuer eines jungen Herrn in Polen» .....	111
Im ruhigen Westen.....	128
«Marschieren wir siegreich nach Frankreich hinein ...» .....	142
Zwischen den Feldzügen .....	156
Durch das Baltikum .....	173
Erste Kämpfe in Russland .....	197
Die Schlacht um Nowgorod.....	217
Einsatz bei der 18. Infanterie-Division (mot.) .....	243
Der Wolchow-Übergang.....	252
Angriff auf Glady und Vorstoss auf Wolchowstroj .....	268
Der Rückzug zu Jahresende 1941 .....	283
Miagry, Winter 1941/42 .....	307

## Inhaltsverzeichnis

Pogostje – Kirischi .....	324
An der Tigoda.....	339
Die zweite Ladoga-Schlacht, 1943 .....	345
Einsatz bei Karbusel und an der Newa, Frühjahr und Sommer 1943 .....	365
Die dritte Ladoga-Schlacht.....	377
Der Kirchberg von Wodosje.....	407
Rückzug auf die Panther-Stellung .....	415
Billardspiel der Vorsehung.....	438
Generalstabs-Ausbildung .....	459
Endstation .....	478
Nachwort .....	499

## *Anhang*

Was war Grusino? Ein Nachruf.....	503
Kurzbiografie Johann Christoph Allmayer-Beck .....	509
Einige militärische Fachbegriffe, vom Herausgeber erläutert .....	513
Glossar und Abkürzungsverzeichnis .....	523
Personenregister .....	543
Ortsregister .....	551

Bildteil zwischen den Seiten 216 und 217.



## Einleitende Bemerkungen des Herausgebers

«Herr Oberleutnant! *Det lohnt doch nicht!*» Dieser Satz, der dem vorliegenden Buch den Titel gab, bezieht sich auf eine Episode in den Kriegserinnerungen Christoph Allmayer-Becks. Es war im Oktober 1941 an der Ostfront, als der Autor, damals junger Oberleutnant, einer Gruppe gefangener Rotarmisten begegnete. Dabei war ein Schwerverwundeter, der offensichtlich schwerste Schmerzen litt. Als Allmayer-Beck einen Soldaten der Bewachungsmannschaft anführte, warum der arme Mann nicht ärztlich versorgt würde, sah ihn der biedere Ostpreusse nur verwundert an – und meinte eben: «*Det lohnt doch nicht!*»

Dieser Ausspruch – «Das lohnt doch nicht!» – wurde für Allmayer-Beck zum Sinnbild seines eigenen Schicksals, ja zum Sinn des Krieges überhaupt. Von der anfänglichen Begeisterung für das Militär, die ihn zur Wahl seines Berufes gebracht hatte, zur Erkenntnis, dass sich all der Einsatz, all die Opfer im Kriege eben für keine Seite lohnen sollten, war ein weiter Weg.

Dieses Buch ist in gewisser Weise ein Vermächtnis des Autors, kurz vor seinem 95. Geburtstag. Basierend auf Tagebuchnotizen und Briefen aus der Kriegszeit, entstand es in einer ersten Fassung bereits kurz nach dem Krieg und wurde in sehr reifem Alter, in einem erheblichen zeitlichen Abstand, gleichermassen sorgfältig wie behutsam redigiert. Als Quelle ist diese Arbeit daher auch schwer einzuordnen: Basierend auf seinen damaligen Tagebuchnotizen und Briefen, ist es in der nun vorliegenden, endgültigen Form zwar erst im Rückblick nach rund sieben Jahrzehnten entstanden, ist aber dennoch mehr zeitgenössisches Dokument als spätere Aufarbeitung. In gewisser Weise tritt in diesem Buch Christoph Allmayer-Beck, als langjähriger Präsident der Österreichischen Kommission für Militärgeschichte und Direktor des Heeresgeschichtlichen Museums anerkannter Doyen der militärischen Historiografie in Österreich, von der «sicheren» Perspektive des Historikers zurück und überlässt als «Alter Ego» seinem früheren Ich, dem jungen Offizier des Weltkrieges, das Wort. Denn er wollte hier – im Gegensatz zu der von ihm bereits früher verfassten Divisionsgeschichte «seiner», der 21. Infanterie-Division – bewusst keine objektive historische Arbeit schreiben, sondern seine persönlichen Eindrücke, wie er sie noch während des Krieges im Tagebuch und in Briefen an seine Eltern festgehalten hatte,

wiedergeben. Ursprünglich sollte der Band daher auch «Mein Krieg» heissen: «sein» Krieg eben, im Sinne seines ganz persönlichen, subjektiven Kriegserlebens. Daher lehnte der Autor auch alle nachträglichen Änderungen oder Korrekturen ab, die seine damaligen Gefühle, seine damalige Weitsicht aus heutiger Perspektive «erklärt», damit aber auch in gewisser Weise verzerrt hätten. Gerade deswegen sind diese Erinnerungen letztlich mehr Zeitdokument als nachträgliche Aufzeichnung geworden.

Aus diesem Grunde fehlen auch, mit wenigen Ausnahmen, spätere Erklärungen und Einsichten. Zur Orientierung des Lesers sind daher ergänzende Hinweise sowie ein Glossar im Anhang enthalten. Zunächst beabsichtigte der Autor ja auch gar nicht, ein Buch für andere Leser zu schreiben – es sollte die Sammlung seiner eigenen Erinnerungen für sich, allenfalls noch für die engsten Familienmitglieder werden, wie er im Entwurf des ersten Kapitels notiert hatte: *«Ich schreibe letzten Endes also ausschliesslich für mich. [...] Das Phänomen des Krieges, wie ich ihn erlebt habe, und die Mentalität der Kriegsgeneration liegen der heutigen Zeit so ferne wie eine Welt auf einem anderen Stern. Was ich nicht möchte, ist, dass zu meinen Lebzeiten irgendjemandem ausserhalb der Familie Einblick in diese Aufzeichnungen gewährt wird. Was historisch vielleicht von Bedeutung war, ist ja bereits in meiner Divisionsgeschichte veröffentlicht worden. Der sehr persönliche Rest geht die Allgemeinheit nichts an.»*

Dieser *«sehrpersönliche Rest»*, der vom Autor hier nun doch der Öffentlichkeit vorgelegt wird, betrifft das Erleben und Empfinden des jungen Mannes, der nach der Matura an die Militärakademie Wiener Neustadt kam, dort den «Anschluss» Österreichs 1938 miterlebte, dann als gerade zwanzigjähriger Oberfähnrich ausgerechnet nach Ostpreussen versetzt wurde – und schliesslich den Krieg von 1939 bis 1945 mitmachte, den er, im Gegensatz zu vielen Kameraden, schliesslich auch überlebte. Dass dem so war, erscheint dem Autor nur als göttliche Fügung verständlich. Weshalb er den Psalm 91/7 zitiert: *« Ob tausend fallen zu deiner Seiten und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen! »*

Können diese Erinnerungen stellvertretend für das Kriegserleben einer Generation stehen? Ja und nein. Nein, weil der Autor als junger Berufsoffizier den Krieg von Anfang an aus einer privilegierten Perspektive, eben jener des jungen Offiziers, erlebt hat. Und ebenfalls nein, weil es angesichts der Vielfalt der Schicksale überhaupt kein «typisches» Schicksal eines Kriegsteilnehmers jener Zeit geben kann – zu unterschiedlich waren die persönlichen Erlebnisse all jener Millionen, die diesen Krieg mitmachten, abhängig von Einheit und Waffengattung, von Dienstgrad und Funktion, von Kriegsschauplätzen und Zufällen. Dennoch ist dieses Buch in gewisser Weise auch repräsentativ, weil Allmayer-Beck immerhin den gesamten Krieg, vom Angriff auf Polen 1939 bis zur Kapitulation 1945, aktiv miterlebt hat und seine Erinnerungen daher doch

einen Bogen spannen von den ersten Kriegstagen bis zum Zusammenbruch. Und auch, weil er den Krieg auf höchst unterschiedlichen Ebenen erlebte – vom jungen Batterieoffizier über die Verwendung in verschiedenen Stäben bis zur Ausbildung zum Generalstabs-Offizier.

In seinen Aufzeichnungen zeigt sich immer wieder die Vielfalt, ja Widersprüchlichkeit der Erlebnisse des jungen Mannes. Da erlebte er einerseits die Monate der «Drôle de Guerre», des «Sitzkrieges» im Westen im ersten Halbjahr 1940, trotz der unwirtlichen Unterkunft als vergleichsweise unbeschwerte Zeit mit Ausflügen nach Köln und Frankfurt. Zur selben Zeit aber erfuhr er von seinem Vater, dass die Gestapo die Wohnung der Familie in Wien durchsucht und den Vater selbst in der Gestapo-Zentrale verhört, ihm sogar mit der Verbringung in ein Konzentrationslager gedroht hatte.

Die Unsicherheit, dem Regime mit wachsendem Misstrauen zu begegnen, dabei aber gleichzeitig mit fast schon naivem Vertrauen gegenüber der Obrigkeit und jedenfalls als junger Offizier loyal dem Staat zu dienen, scheint immer wieder durch. So ist in der ersten Person Mehrzahl von «wir» die Rede, wenn sein Regiment, wenn die Wehrmacht, aber auch wenn der Staat gemeint ist. Naiv mutet es an, wenn der junge Leutnant im Sommer 1939 über die deutsche Politik nachdachte: «*Wurde hier nur mit den Muskeln gespielt, wie wir das anscheinend so gerne taten [...].?Aber das war doch wohl auszuschliessen, dass wir es mit den beiden Grossmächten zu einem Konflikt kommen lassen würden. [...] So viel man hörte, schienen England und Frankreich wieder einmal bemüht, uns einzukreisen.*» Auch bei der Verlegung in den Westen im Winter 1939/40 glaubte er noch daran, dass das Deutsche Reich nur deshalb «*mobil macht, um sich zu verteidigen*», konnte es doch aus seiner damaligen Sicht keinen Zweifel geben, dass «*Franzosen und Engländer*» hinter der «*Wahnsinnstat*» eines neuen Krieges stehen müssten. Und den Fehlschlag des Bombenattentats auf Hitler im November 1939 begrüsst er aus der, wie er selbst schrieb, «*vollkommen irrigen Ansicht heraus, dass er [-Hitler] vielleicht am ehesten noch imstande sein würde, den [...]Krieg[...]zu beenden*».

Letztlich wird der Autor, vorerst ohne das zu begreifen, zum Teil der «Kriegsmaschinerie» des Dritten Reiches, dem er bis zum Ende im Mai 1945 seine Loyalität bewahrt, obwohl er weder Nationalsozialist noch fanatischer Grossdeutscher war. Hier spielen andere Momente eine Rolle, stellen diese Erinnerungen wohl auch eine interessante Quelle dar hinsichtlich der immer wieder auftauchenden Diskussionen um die Frage der Ursachen für den bis zum Kriegsende 1945 beachtlichen Zusammenhalt innerhalb der Wehrmacht. Am ehesten scheinen Allmayer-Becks Aufzeichnungen die Annahme von der Bedeutung der «Primärgruppe» der Kameradschaft in einer fest gefügten militärischen Organisation zu bestätigen – die Armee, die Division, das Regiment gewissermassen als «Heimat» des Soldaten. Allerdings zeigte das Beispiel des Dritten Reiches auch – was der Autor wie viele seiner Zeitgenossen erst nach 1945 voll begriffen hat –



wie leicht gerade eine «a-politische» Armee, wie es die Wehrmacht in ihrem Selbstverständnis war, von einem verbrecherischen Regime missbraucht werden konnte.

Dies begann Allmayer-Beck wie viele seiner Kameraden freilich erst zu realisieren, als er im Sommer 1945 in US-Kriegsgefangenschaft dazu kam, «Hitlers gesammelte Reden» sowie Schriften von Joseph Goebbels zu studieren: « *Vielleicht hat diese Lektüre mehr zu meiner persönlichen Umerziehung beigetragen als alle Indoktrinierungs-Versuche der Sieger* \ wie er schreibt. An anderer Stelle heisst es, fast entschuldigend: « *Von den wirklichen Zusammenhängen hatte ich seinerzeit offenbar vieles nicht wahrgenommen.* » Und weiter, anlässlich der Diskussionen in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, im Mai 1945: « *Von der geradezu verbrecherischen Weise, mit der Hitler und der Wehrmachtführungs-Stab mit der Armee umgegangen war. wie sie uns. die Truppe, mit einem Zynismus sondergleichen buchstäblich verheizt hatten, hatten wir damals auch nicht einmal annähernd eine Vorstellung. Schon gar nicht von der geradezu. maschinellen ' Vernichtung von Millionen von Juden und der Ermordung von Missliebigen in der Hölle der Konzentrationslager.* » Genau das war letztlich der Grund, warum sich Allmayer-Beck 1945 entschloss, nach der Rückkehr aus der (kurzen) US-Kriegsgefangenschaft Geschichte zu studieren: *..Ich bin bisher derart belogen worden, dass ich nun wissen will, wie es wirklich war!*», wie er es im ersten Proseminar formulierte.

Es gereicht dem Autor zur Ehre, dass er diese, seine damaligen Empfindungen hier getreu wiedergegeben und der Versuchung widerstanden hat, seine heutige Sicht, seine heutigen Erkenntnisse nachträglich in den Text einfließen zu lassen. Gerade dadurch ist dieses Buch auch ein wertvoller Beitrag zum Verstehen seiner Generation.

Obwohl er sich ursprünglich, getragen von jener Faszination, die Militär wohl in allen Staaten und zu allen Zeiten auf junge Menschen ausübt, bewusst entschloss, den Offiziersberuf zu ergreifen, und bei allem Interesse, mit dem er in jungen Jahren Berichte über den Ersten Weltkrieg gelesen hatte, so stand er einem künftigen Krieg stets skeptisch und unsicher gegenüber. Von einer «Kriegsbegeisterung» à la 1914 ist in diesem Text jedenfalls nichts zu spüren, weder 1939 gegen Polen noch 1940 gegen Frankreich. Interessant ist auch die eher ambivalente Formulierung, mit der *en passant* der «Winterkrieg» der Sowjets gegen die Finnen 1939/40 erwähnt wird – wobei *..von oben* auch gleich die Weisung kam, sich *..jeglicher Sympathiekundgebungen Jur die Finnen zu enthalten*-. immerhin war das Dritte Reich ja bis 1941 mit der Sowjetunion verbündet.

Natürlich änderte sich die Perspektive des Autors im Laufe der Jahre. Zu Beginn, während der Feldzüge in Polen und Frankreich, ist Allmayer-Beck als junger Leutnant bei seinen Männern, ist das «Fronterleben» direkter, unmittelbarer. Den Russland-Feldzug ab 1941 erlebt der Ober-

leutnant hingegen bereits als Adjutant beim Stab unter vergleichsweise «feudalen» Zuständen. Fast mitleidig schreibt der Autor von den «armen Schweinen» der Infanterie, die da ständig im Feuer stehen – bis dann feindliche Granaten auch die vermeintliche Idylle des Gefechtsstandes gehörig durcheinanderbringen. In dieser Funktion erlebt er den Krieg als «Büroschreiber mit Gefahrenzulage», der beinahe peinlich berührt ist, als er am Neujahrstag 1942 das Eiserne Kreuz I. Klasse erhält: «Ja, wofür denn auch? X^X^x Krieg wird zum «fastfriedensmässigen Frontein-satz» und der Autor sieht sich als «kleinen, kümmerlichen Wicht, der heilfroh ist, hinten sitzen zu dürfen, ja zu müssen».

Eine Folge dieser geänderten Betrachtungsebene ist auch, dass die Schilderung der ersten Kriegsjahre wesentlich intensiver und «dichter» ausfällt als für die Zeit ab 1942. Diese späteren Jahre erlebte Allmayer-Beck auf der Ebene der Abteilung, dann des Regiments und der Division – und gewann da natürlich einen anderen, weiteren Überblick über das Kriegsgeschehen. Auch dieses gestaltete sich mittlerweile anders: War da zunächst Unsicherheit, dann Siegeszuversicht, so wurden die ersten Rückschläge der sieggewohnten deutschen Truppen Ende 1941 als Schock empfunden – ab 1942 war es bereits Alltag, dass man es mit einem überlegenen Gegner zu tun hatte, der bald nicht nur an Zahl, sondern auch an Ausrüstung und Können ebenbürtig und zunehmend überlegen war. Mutete der Einsatz im Polen-Feldzug 1939 noch fast friedensmässig, wie auf dem Manöverfeld an, so war das an der Ostfront 1943 anders, als während der Schlacht, im konstanten schweren Feuer, sämtliche Führungsmittel ausfielen und wo auch im Bunker der Batterieführung Front war.

Durchaus selbstkritisch kommt das geänderte Erleben zuerst im Abteilungs-, dann im Regiments-Stab zum Ausdruck, wo das einzelne Schicksal, das menschliche Ringen an der Front der blossen Aufrechnung von Zahlen weicht: «Die Seele geht dabei verloren», wenn der Krieg zum Rechenexempel wird und der Blick auf den Menschen verloren geht. Erst 1943, als er zwischen-durch – obwohl man ihm sogar angeboten hatte, auf noch höherer Ebene zu arbeiten – wieder eine Batterie im Einsatz an der Front befehligte, zeugt die Erzählung wieder vom unmittelbaren Fronterlebnis. Und vom Schock, mit Tod und schwerer Verwundung konfrontiert zu sein.

In kriegsgeschichtlichen Darstellungen wird übrigens etwas oft ignoriert, was hier deutlich zum Ausdruck kommt: wie sehr nämlich auch mitten im Krieg die Bürokratie den Alltag beherrschte. Wie im Frieden wurde verwaltet, wurde Buch geführt, wurde dem Kommandeur täglich die Unterschriftenmappe vorgelegt.

Aufschlussreich ist es in jedem Falle, wie schnell im Krieg der militärische Gegner zum Feind mutiert – in der Diktion der Zeit stand der Wehrmacht da «der Pole», «der Franzose», «der Rus-

se» usw. gegenüber, in dieser seltsam unpersönlich-personifizierten Einzahl. Besonders deutlich wird dies, wenn ab 1941 von «dem Russen» – und nicht etwa von «den Rotarmisten» oder «den sowjetischen Soldaten» die Rede ist, wie dies historisch (und wohl auch «politisch») korrekt wäre. Dem Wortgebrauch der Zeit folgend, schreibt der Autor immer «russisch», nicht «sowjetisch». Im Interesse der Authentizität hat der Autor auch hier seine damalige Diktion beibehalten und nicht nachträglich beschönigend korrigiert. Da ist schnell vom «*Gesindel*» die Rede, das da auf einen feuerte, von «*den Kerlen*» – obwohl es sich um reguläre Soldaten handelte, die letztlich ihr Vaterland verteidigten. Dies gilt vor allem, solange es sich beim Vormarsch oder Kampf eigentlich um einen unsichtbaren Gegner handelte, «den Feind» eben, der zunächst weder als Gesicht noch als Truppenteil (im Sinne des soundsovielten Bataillons oder Regiments) zu identifizieren ist. Manche Formulierungen wirken erschreckend – etwa jene angesichts eines sowjetischen Angriffs Ende Jänner 1943, angesichts der Massen anstürmender Rotarmisten: «*Haben wir davon eigentlich nicht schon genug totgeschlagen? Wie Ungeziefer quillt es aus uns unerreichbaren, verborgenen Räumen. Oder sind das auch Menschen wie wir?*» Oder, etwas später, die Schilderung vom Einsatz der Artillerie gegen ein paar verängstigte Rotarmisten, die über das Feld liefen – sie konnten sich in Sicherheit bringen, doch traf Allmayers Batterie bei dieser Gelegenheit durch Zufall ein Munitionsdepot der Sowjets, das daraufhin in die Luft flog. Dabei sind auch und gerade diese Aussagen wichtig, weil sie dazu beitragen, die oft widersprüchlichen Empfindungen des jungen Kriegsteilnehmers (und, man darf hier wohl folgern: vieler damals junger Kriegsteilnehmer!) nachzuerleben und damit besser zu verstehen.

Tritt dem Autor der Gegner aber nicht als anonym – und meist auch unsichtbarer – Feind, sondern als Individuum, als Person gegenüber, so werden aus «dem Polen» und «dem Russen» wieder einzelne Menschen, denen der junge Offizier in einer Mischung von Neugier und Mitleid, Verachtung und Hochachtung begegnet. So notiert der Autor angesichts des gefallenen jungen polnischen Offiziers, eines Kameraden auch ähnlichen Alters, dass man sich mit ihm ja wohl gut verstanden hätte, wenn die beiden einander unter anderen Umständen begegnet wären. Eine Mischung aus Bewunderung und Verachtung für den Gegner zeigt sich bei der Beschreibung der eleganten französischen Offiziere, denen Allmayer-Beck gegen Ende des Westfeldzuges begegnete – und das Eingeständnis, damals eben noch nicht gewusst zu haben, «*dass Sieg und Niederlage zum Soldatenberufgehören und man gut daran tut, beides möglichst mit Gleichmut zu ertragen*». Fünf Jahre später, selbst Angehöriger einer geschlagenen Armee und Kriegsgefangener, erlebte er Ähnliches mit vertauschten Rollen und erkannte, dass Sieg und Niederlage eben nur zwei Seiten ein und derselben, in Wahrheit gar nicht glänzenden Medaille sind.



In Polen und in Frankreich bekundet der Autor noch sein Entsetzen darüber, dass (auch) deutsche Soldaten plünderten – bei der Schilderung des Ostfeldzuges ab 1941 wird der rücksichtslose Umgang mit fremdem Eigentum bereits deutlich weniger harsch kritisiert (auch wenn das Plündern, wenn die Schuldigen erwischt wurden, weiter streng bestraft wurde). Ist es die Gewöhnung an die Schrecken des Krieges, die hier aus der Erinnerung spricht – wo eine schlichte Plünderung angesichts der vielfachen Begegnung mit dem Tod immer weniger wog? Immerhin: Schon in den ersten Tagen des Polen-Feldzuges notiert Allmayer-Beck angesichts der beginnenden Abgestumpftheit gegenüber Leid und Verlusten selbstkritisch: *«Schauerlich: bereits 48 Stunden nach Kriegsausbruch ist die Katastrophe schon veralltäglicht. Sie erscheint nur noch wert, notiert zu werden und in einer Verlusttabelle aufzuscHEINEN. Mehr nicht!»*

Bei der Schilderung des Vormarsches durch die baltischen Staaten und in Russland tauchen, wenig überraschend, die bekannten Stereotype auf von den «schmutzigen» und armseligen Katen und Siedlungen im Osten. Russland ist für die Soldaten unter diesen Umständen natürlich schnell ein *«Sauland»*. Auch hier beschönigt der Autor nicht, sondern belässt seine damaligen Gefühle und Empfindungen. Anerkennung schwingt hingegen mit, wenn Tapferkeit und Mut sowjetischer Soldaten und Flieger erwähnt werden, die trotz ihrer Unterlegenheit die deutschen Truppen angriffen. Hochachtung vor den tapferen Verteidigern des Schlosses von Grusino im Oktober 1941 (das ihn später übrigens zu einem Text über dieses Schloss inspirierte, der im Anhang zu finden ist). Und Respekt vor jenen Versprengten, die tage- und wochenlang unter schwersten Bedingungen marschierten, um wieder zu ihrer eigenen Truppe zu stossen – und dann das Pech hatten, kurz vor dem Erreichen ihrer Linien noch gefangen zu werden. Als der Autor im August 1941 in Nowgorod miterlebte, wie eine junge russische Zivilistin erschossen wurde, weil sie – angeblich – auf Deutsche geschossen habe, mischen sich in der Darstellung Achtung vor ihrem Mut und eine seltsame Gleichgültigkeit für ihr Schicksal. Offenbar hatten die damals zwei Jahre Krieg und damit stete Konfrontation mit dem Tod schon ihre Spuren im Sinne einer gewissen Abgestumpftheit gegenüber dem Einzelschicksal hinterlassen.

Von dieser Episode abgesehen, finden sich Hinweise auf Partisanen lediglich sporadisch (im Zuge von Fahrten durch «Partisanen-Gebiet», die dann doch ohne Zwischenfälle verliefen), konkret überhaupt nur an einer weiteren Stelle dieses Buches. In Oredesch, im Februar 1944, sah Hauptmann Allmayer-Beck auf dem Bahnhofsgelände Leichen: *«Zivilisten, offenbar Partisanen, die anscheinend den Bahnhof zu stürmen versucht hatten. Was mir auffiel, war ihre ganz primitive Bewaffnung, mal eine Axt oder ein Messer. Wahrscheinlich waren wertvollere Feuerwaffen bereits eingesammelt worden. « Oder waren es gar keine Partisanen gewesen, sondern*

blosse Zivilisten? Das Thema bleibt ebenso ausgespart wie das oft völkerrechtswidrige Verhalten von Teilen der Wehrmacht gegen Partisanen, aber auch gegen gefangene Rotarmisten und die Zivilbevölkerung. Hier muss man allerdings berücksichtigen, dass Allmayer-Beck im Bereich der Heeresgruppe Nord eingesetzt war, die sich – wie beispielsweise Alexander Hill feststellte – der Zivilbevölkerung gegenüber korrekter und verständnisvoller verhielt als etwa die Heeresgruppe Mitte.

Bei der Beschreibung des Russland-Feldzuges ab 1941 kommt, stärker noch als beim Polen- oder Westfeldzug 1939/40, das Nebeneinander von Tragik und Banalität zum Ausdruck, spiegelt die Erzählung die vielfältigen, oft widersprüchlichen Eindrücke wider, mit denen der junge Offizier fertig werden musste. So steht die Erschöpfung ob des rastlosen Vormarsches im Sommer 1941 neben der Meldung vom Tod eines befreundeten Kameraden. Und, gleich anschließend, *«ärgerte es uns auch, dass wir wieder nicht zum Schuss gekommen waren \*Dafür zeigt sich dazwischen sehr wohl professionelle Begeisterung, ja Freude am blutigen Handwerk des Krieges: *«Dem Artilleristen lachte da das Herz. Das war nun endlich nicht mehr so ein Herumklimpeln mit ein paar Batterien, hier war ein Apparat im Entstehen, mit dem derjenige, der auf ihm zu spielen verstand, dem Gegner schon eine kleine Vorstellung vom Weltuntergang vermitteln konnte. «* Und als es der eigenen Flak gelingt, einen sowjetischen Schlachtflieger abzuschossen: *«Wir sind einfach selig und zünden uns befriedigt eine Zigarette an, während dort drüben zwei oder drei russische Piloten in ihrer Maschine verkohlen ...»* Oder anlässlich schwerer Artillerieschläge beim Angriff auf Grusino am Wolchow: *«... jenseits des Flusses brennen ein paar Häuser mehr und sind wieder ein paar Russen auf Klumpen geschossen. Dann meldet man noch, dass das Feuer prächtig gelegen hat und kann sich wieder in Ruhe seinem Imbiss widmen, denn natürlich hat man Hunger. Das ist der Krieg bei den Stäben!»*

Derartige Formulierungen mögen auf den ersten Blick roh, ja herz- und gefühllos wirken oder als Ausdruck einer Gleichgültigkeit dem Leiden der eigenen und der gegnerischen Soldaten gegenüber erscheinen. Man könnte es sich sogar leicht machen und den Autor arger Naivität beschuldigen. In Wahrheit aber sind es gerade diese hier ehrlich festgehaltenen Passagen und diese offene Darstellung seiner damaligen Gefühle, die uns – den Nachgeborenen, denen solche Erlebnisse glücklicherweise erspart blieben – zu verstehen helfen, das Empfinden von Menschen *«im Einsatz»*, unter den aussergewöhnlichen, im Studierstübchen eben nicht nachvollziehbaren Belastungen eines Krieges wenigstens ansatzweise nachvollziehen zu können. Wo wenige Millimeter oder Sekunden über Leben und Tod entscheiden. Was wiederum wichtig ist, um das Verhalten von jungen Menschen unter derart aussergewöhnlichen Umständen besser zu begreifen. Gerade diese Episoden zeigen deutlich, dass es im Krieg nicht so sehr um Verbrechen

und das Schuldigwerden Einzelner geht, sondern dass vielmehr das mutwillige Anzetteln eines Krieges selbst das eigentliche Verbrechen ist.

Der Krieg entwickelt seine eigene Sprache – der Autor selbst schreibt von der *«entseelten Tattatur»*, zu der die Einsatzführung mutierte: *«Wir haben es freilich auch verlernt, uns beeindruckt zu lassen. Wir wissen mit einem sehr sicheren Gefühl, aus den Meldungen, die von vorne zu uns gelangen, den sachlichen Gehalt' herauszulesen. Wenn dort vorne das russische Trommelfeuer zu einem Erdbeben anschwillt und die russischen Panzer, mit ihren breiten Ketten, sich auf unsere halb erfrorenen Männer zuwälzen und die russische Infanterie mit heiserem ‚Urra‘ stürmt, dann kann das als stärkerer ‚Feinddruck‘ bei P. 6 oder sonstwo bezeichnet werden. Es bildet sich so eine ganze Litanei gefühlsmässig neutraler, ‚sachlicher‘, undurchsichtiger Ausdrücke, mit denen der wahre Sachverhalt dort vorne, die Tragödie eines MG-Nestes, der Untergang einer Pak-Bedienung und ähnliches als für die Gefechtsführung im Grossen belanglos übergangen wird.»* Der einzelne Mensch, sein Leiden und Sterben wird auf diese Weise gewissermassen *«neutralisiert»*. Ein Prozess freilich, an dessen Ende die beteiligten Soldaten, aber auch das Land ihre *«Seele eingebüsst»* haben, wie Allmayer-Beck schreibt: *Die Landschaft mutiert zu einer Summe von «Planquadraten, Zielpunkten, Schwenkbereichen, Feuer-Zusammenfassungen, Sperrfeuerräumen, Abschnittsgrenzen und Bereitstellungsräumen, die irgendwelche willkürliche Namen tragen».*

Hinsichtlich der Einschätzung der Gegner ist es bemerkenswert, dass sich Allmayer-Beck und seine Kameraden, als sie nach Kriegsende darüber diskutierten, *«trotz aller weltanschaulichen Vorbehalte [...] einig [waren], dass der einzige, dem deutschen gleichrangige Soldat der Russe sei. Seine Leistungen, sein Durchhaltevermögen und seine Leidenschaft nötigten uns Anerkennung ab.»* Und bei allen Vorurteilen und überheblichen Einstellungen empfand der Autor *«einen namenlosen Hass»* nicht etwa gegen die Russen, sondern *«gegen die Anglo-Amerikaner»*, als er mit den Folgen der Luftangriffe auf Städte im Hinterland (im konkreten Fall in Königsberg im September 1944, und später mit den Angriffen und ihren Folgen im Rheintal, in München und in Tirol) konfrontiert war.

Neben dem Bericht des Autors über seine Zeit und seine Erlebnisse – und seine sehr persönlichen Gefühle – im Krieg ist dieses Buch natürlich auch ein Zeitdokument, eine Quelle. Dies nicht nur für das Kriegsgeschehen, für die Stimmung innerhalb der Truppe, sondern auch und vor allem im Hinblick auf die Begegnungen mit dem Leben im *«Hinterland»*. Gerade dadurch, dass diese nur zwischendurch, meist in Abständen von mehreren Monaten, im Zuge von Urlauben oder Verlegungen erfolgen konnten, stellen Allmayer-Becks Erinnerungen hier auch eine bemerkenswerte Dokumentation dafür dar, wie der Kriegsalltag in Baden, Wien, Berlin oder Innsbruck verlief bzw. sich im Lauf der Jahre änderte.



Dies gilt nicht nur für die Kriegszeit selbst. Auch für die inneren Verhältnisse im österreichischen Bundesheer 1938, mehr noch für seine Eindrücke und Erlebnisse in Ostpreussen 1938/39, enthalten Allmayer-Becks Aufzeichnungen viele wichtige und interessante Informationen.

Zögernd, aber zunehmend stellt sich die Kritik an der Führung ein. 1939 mochte es da und dort leichte Zweifel gegeben haben, insgesamt aber glaubte der junge Offizier geradezu naiv weiter an den Friedenswillen des «Führers». Mit den ersten Rückschlägen im Winter 1941/42 verstärkten sich die Zweifel, erkannte der Autor zunehmend, in welcher *«geradezu verbrecherischer Weise»* Krieg geführt, fast mutwillig eine Armee verheizt wurde: *« Wer hat denn eigentlich den Angriff im Oktober aus unseren gut ausgebauten Stellungen in den russischen Winter hinein befohlen? Wer ist denn eigentlich dafür verantwortlich, dass unsere Männer bei 30 Grad Kälte in ihren dünnen Mänteln und den lächerlichen Ohrenschützern herumlaufen müssen? War es beim OKW [d.h. dem Oberkommando der Wehrmacht] unbekannt, dass es einen russischen Winter gibt? »*

Trotzdem – und das scheint doch bemerkenswert – sah Allmayer-Beck die allgemeine Kriegslage noch im August 1943 durchaus in *«rosige[r] Stimmung»*, als sich die Ostfront wieder einigermaßen stabilisiert hatte. Das Ausmass der alliierten Luftüberlegenheit im Westen war für den jungen Offizier an der Ostfront noch nicht einmal zu erahnen! Dass die Achsenmächte da bereits die Kontrolle über Nordafrika verloren, dass Italien kapituliert hatte, schien aus seiner damaligen Sicht offenbar unwichtig. Oder, wie er Ende 1943 notierte, hatte er damals *«von der wirklich, grossen Lage\* nicht die geringste Ahnung. Und das war gewiss ganz gut, denn sonst wären uns wohl die Haare zu Berge gestanden. »* Was wiederum zeigt, wie wenig selbst intelligente und interessierte junge Offiziere, die in Stäben auf Abteilungs- und Regiments-Ebene arbeiteten, von der katastrophalen Kriegslage mitbekamen. Nicht zuletzt deswegen, weil höhere Offiziere zwar untereinander über den Ernst der Lage sprachen, jüngeren gegenüber aber versuchten, Zuversicht auszustrahlen. Was diese nach unten Weitergaben. Bemerkenswert auch, wie wenig man von den Vorgängen an anderen Frontabschnitten wusste. Allmayer-Beck war von 1941 bis 1944 an der Nordfront, etwas südlich der Belagerung von Leningrad, eingesetzt – und hatte etwa von der grossen Panzerschlacht um Kursk (südlich von Moskau, nahe der Grenze zur Ukraine) 1943 kaum etwas mitbekommen.

Noch Mitte 1944 war der Autor, ungeachtet all der Entwicklungen seit 1941, doch überzeugt, dass das Deutsche Reich irgendwie siegreich aus diesem Krieg hervorgehen oder dass es letztlich einen Kompromissfrieden geben würde. Weder der Untergang der 6. Armee in Stalingrad noch das Ende in Nordafrika 1943 hatten diese Zuversicht erschüttern können, und selbst im Ju-

ni 1944 mutmasste Allmayer-Beck: *«Dass die Landung [in der Normandie] abgeschlagen würde, stand für mich ausser Frage. [...] Der viel gerühmte ‚Atlantikwall‘ würde gewiss seine Schuldigkeit tun und damit hätte man nun endlich auch freiere Hand gegenüber dem Osten.»* Und ob der Nachricht vom Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 reagierten Allmayer-Beck und andere junge Offiziere *«zutiefst betroffen»* – glaubte er doch selbst zu diesem Zeitpunkt noch, dass der «Führer» *«als einziger im Stande wäre, die doch sehr bedenkliche Kriegslage noch einigermaßen in den Griff zu bekommen*

Sogar im April und Mai 1945, als das Ende schon absehbar war, dachten der Autor und seine jungen Kameraden nicht im Traum daran, sich etwa aus dem Staub zu machen, obwohl Gelegenheiten dazu immer wieder bestanden hätten – und obwohl zu diesem Zeitpunkt wohl keiner mehr an den «Endsieg» glauben konnte. Noch am 4. Mai 1945 – zwei Tage, nachdem die Heeresgruppe C in Italien schon kapituliert hatte – machten sich Allmayer-Beck und einige andere angehende Generalstäbler auf den Weg nach Böhmen, um sich dort bei einem Kommando zu melden, das es schon gar nicht mehr gab. Gottlob wurden sie unterwegs von der Entwicklung der letzten Kriegstage eingeholt, wodurch ihnen eine längere Gefangenschaft in der Sowjetunion erspart blieb.

Bemerkenswert auch, mit welcher aus heutiger Sicht vielleicht am ehesten: Naivität der Autor so lange die Schrecken der nationalsozialistischen Herrschaft, von der Bespitzelung und Verfolgung engster Familienmitglieder bis hin zur Verbringung guter Bekannter in Konzentrationslager, zu ignorieren neigte. Man mag, aus der gnadenlosen Sicht der Nachgeborenen, leicht versucht sein, das «... haben wir nicht gewusst» zu hinterfragen und zu kritisieren. Freilich: Bei wie vielen Ungerechtigkeiten und Verirrungen neigen wir heute dazu, lieber wegzuschauen, als uns zu engagieren? Unter weit harmloseren Umständen, als das damals der Fall war! Wer kann sich wirklich, ehrlich, sicher sein, dass er damals, unter den damaligen Bedingungen, nicht ebenso oder ähnlich gehandelt hätte?

Allmayer-Beck vergisst in seinen Erinnerungen nicht, jene Episoden zu erwähnen, die keineswegs zu einer Heldenerzählung passen, und das unterscheidet dieses Buch wohl von manchen früher erschienenen «heroischen» Kriegererinnerungen. Da ist immer wieder von der Unsicherheit des jungen Fähnrichs bzw. Offiziers die Rede, von den Selbstzweifeln, ob er den Herausforderungen wirklich würde gewachsen sein. Von den Anfällen von Panik beim Angriff sowjetischer Tiefflieger 1941. Aber auch vom gelegentlichen Übermut – und dass er nie aufgehört hat, sich dafür zu schämen, dass er nach Ende des Frankreich-Feldzuges im Laufe eines feuchtfröhlichen Abends mit einem Sektkorken versehentlich einen wertvollen Wandteller zertrümmerte.

Viel tragischer war freilich jene Episode im Februar 1944, als einer seiner Soldaten, der Obergefreite Stars, infolge eines Orientierungsfehlers des Autors durch eigenes Feuer fiel – und damit gleichzeitig Allmayer-Beck selbst das Leben rettete, weil gerade in dem Augenblick, als er sich um den Sterbenden kümmerte, feindliches Feuer dort einschlug, wo er soeben selbst gewesen war. Eine Episode übrigens, die nicht nur – selbstverständlich – nach seiner Selbstanzeige kriegsgerichtlich entsprechend geahndet wurde, sondern die Allmayer-Beck sein Leben lang bewegte und auf die er im persönlichen Gespräch immer wieder zurückkam. Ausdrücklich – und wohl zu Recht – betonte Allmayer-Beck in den vielen Gesprächen, die die Entstehung dieses Textes begleiteten, sich bei der Niederschrift seiner Erinnerungen *«nichtsgegenent»* zu haben.

Wie er selbst im Nachwort schreibt: *«Ich hin – ganz unverdient – durch eine Reihe von Fügungen, ja durch ein Wunder, durch diese Jahre ,geführt worden, bis mir endlich klar wurde, dass der Herrgott es mit einem Jeden gut meint, wenn dieser blind auf ihn vertraut. « Gerade das Bewusstsein dieses Wunders, den Krieg heil überstanden zu haben, während so viele Freunde und Kameraden umkamen oder schwer verwundet wurden, war für den Autor einer der wichtigsten Gründe, dieses Buch zu schreiben und letztlich auch zu veröffentlichen.*

*An dieser Stelle schuldet der Herausgeber Dank: zuerst dem Autor, w. Hofrat i.R. Dr. Johann Christoph Allmayer-Beck, und seiner Familie für das Vertrauen, ihm diese Aufgabe zu übertragen. Dann Frau Hofrat Dr. Gertrud Buttlar-Elb erb erg für die geduldige Unterstützung bei der Redaktion und Herrn Oberst a.D. Dr. Manfred Kehrig, dem früheren Direktor des deutschen Bundesarchivs-Militärarchivs in Freiburg i.Br., für seine kritische Durchsicht und zahlreiche wichtige Vorschläge. Dem bewährten Team des Böhlau-Verlags unter Dr. Peter Rauch und Dr. Eva Reinhold-Weisz, insbesondere Frau Stefanie Kovacic und Frau Ulrike Dietmayer, gebührt Dank für die in bewährter Weise durchgeführte Umwandlung eines Manuskripts zu einem Buch. Und natürlich danke ich wie immer meiner Familie und meinen Kollegen für die stets verständnisvolle Unterstützung meiner Arbeiten.*

## Warum eigentlich?

Das ist eine gute, weil sehr berechtigte Frage. Warum setzt sich ein alter Mann noch hin, um zumindest einen Teil seines Lebens einer genaueren Betrachtung zu unterziehen? Nur weil das heute so üblich ist, dass zumindest die männlichen Angehörigen meiner Generation meinen, sie müssten noch zu ihren Lebzeiten der Mitwelt davon Kunde geben, was sie doch an wichtigen Dingen erlebt, ja sogar mitgestaltet hätten (ohne dass das damals gebührend gewürdigt worden wäre)? Oder auch weil dies die Möglichkeit gibt, gewissermassen im Vorübergehen, am Wege stehende Monumente von Zeitgenossen, wenn schon nicht zu demolieren, so doch zumindest anzukratzen (etwas, was als kritische Betrachtungsweise heute ja hoch im Kurse steht)?

Weder das eine noch das andere war mir ein wirkliches Anliegen. Zum einen, weil der Zeitabschnitt, um den es hier geht, für die breitere Öffentlichkeit heute nicht mehr interessant ist. Das, was allenfalls die wenigen meiner überlebenden Kriegskameraden noch interessieren könnte, das, was historisch belegbar ist und in diesen Kreisen noch Erinnerungen wachrufen könnte, das habe ich schon vor vielen Jahren in meiner «Geschichte der 21. (ostpreussischen/westpreussischen) Infanterie-Division» (München 1990, zweite verbesserte Auflage 2001) niedergelegt. Vielleicht war das schon damals anstössig, denn in der heutigen Lesart ist die Wehrmacht samt und sonders ein Haufen von Verbrechern und Mördern gewesen – dem angehört zu haben, ich aber bis heute leider noch stolz bin. Warum, das kann man in meiner Divisionsgeschichte nachlesen.

Freilich: Besondere persönliche Erlebnisse konnte ich darin nicht einbringen. Ich habe nichts anderes erlebt als Hunderttausende andere auch. Im Gegenteil, viele – vielleicht die meisten – haben weit Schlimmeres mitzumachen gehabt. Ich bin auch alles andere als ein Held gewesen. Das wäre zwar nicht das Schlimmste, denn «Kriegshelden» gibt es heute ja nicht mehr. Helden gibt es allenfalls nur noch im Film oder im Sport. Aber als «Held» mit einem berühmten Fussballer auf die gleiche Stufe gestellt zu werden, wäre mir doch recht peinlich. Ich war auch nicht – was heute vielleicht noch rühmend wäre – ein Deserteur oder ein Kriegsdienstverweigerer.

Ich war lediglich bemüht, dem nachzukommen, was mein Grossonkel Baron Beck mir an meinem Geburtstag 1938 als Widmung in ein Buch schrieb: «Der Mann ist in seinem Beruf vor sich selbst und vor den Mitmenschen nur dafür verantwortlich, dass er seine Pflicht, welcher Art sie

auch sei, nach bestem Wissen und Gewissen, mit vollstem Können und mit ganzer Kraft erfüllt habe.»

Dazu kommt noch, dass vieles von dem, was mich damals beeindruckte, inzwischen durch die technische Entwicklung längst überholt ist. Bewegungen grosser motorisierter Verbände, die damals ein Ereignis, geradezu ein «Event» waren, kann man heute fast täglich auf unseren Strassen erleben. Uns damals gewaltig erscheinende Sprengungen und Explosionen sind Knall-erbsen-Effekte gegen das, was heute möglich ist.

Warum also, so stellt sich erneut die Frage, warum setzt sich ein alter Mann wie ich am Ende seines Lebens hin, um jene Jahre, die er als Soldat und vor allem als Offizier in der Deutschen Wehrmacht gedient hat – und die freilich wie kein anderer Lebensabschnitt auf ihn einen dauernden und prägenden Einfluss ausgeübt haben – noch einmal genauer zu besichtigen?

Schon dieser Hinweis auf die Bedeutung jener Jahre für mein ferneres Leben lässt erkennen, dass es nicht ein exhibitionistischer Drang war, der mich bei dieser Arbeit leitete, sondern ein rein persönliches Anliegen. Freilich, wer jetzt erwartet, dass hier eines der heute so geschätzten «Schuldbekennnisse» vorgelegt werde, den muss ich zu meinem Bedauern enttäuschen. Ich habe, ausser gegenüber meinem Herrgott, keine Schuld einzubekennen.

Nein, mir ging es um etwas anderes, nämlich nach der Sinnhaftigkeit dieser Jahre zu suchen. Und ich fand sie schliesslich auch, aber nicht als «verlorene Jahre», wie das viele meinen. Ich fand Spuren ganz anderer Art, die mich für den Rest meines Lebens sogar mit einer gewissen Zuversicht erfüllen.

Ich schrieb letzten Endes also ausschliesslich für mich. Bis ich dies allerdings selbst merkte, verging eine lange Zeit. Denn am Beginn meiner Arbeit, der nun wohl 60 Jahre zurückliegt, hatte ich noch ganz andere Vorstellungen. Schon während des Krieges sammelte ich für mich Unterlagen und machte mir auf Anraten meines Bruders Notizen über einen gewiss wichtigen Lebensabschnitt. Nach dem Zusammenbruch schienen diese Notizen plötzlich von einer gewissen allgemeinen Bedeutung, denn die deutschen Kriegsakten galten als verloren; an eine deutsche Kriegsgeschichtsschreibung war nicht zu denken. Allerdings war das, was sich da bei mir angesammelt hatte, höchst lückenhaft. Ich hatte meine Unterlagen in unserer Villa in Baden untergebracht, und diese Villa wurde von sowjetischen Truppen total verwüstet. Zwar erregten die Aktenmappen mit meinen Aufzeichnungen nur geringes Interesse, doch gingen die Kartenunterlagen über den Polen- und Frankreich-Feldzug verloren.

### *Warum eigentlich ?*

Langsam änderte sich freilich die Situation. Verschiedene Traditionsverbände veröffentlichten die Geschichte ihres jeweiligen Verbandes. Die deutschen Kriegsakten wurden von den Westalliierten freigegeben, sodass auch aufseiten meiner alten Kameraden der Wunsch auftauchte, gleich anderen Divisionen, eine Divisionsgeschichte zu besitzen. Ich wurde als gelernter Historiker darum gebeten, habe aber infolge meiner dienstlichen Inanspruchnahme immer wieder abgelehnt. Ein daraufhin von anderer Seite unternommener Versuch scheiterte aber, sodass ich mich schliesslich doch bereit erklärte, diese Arbeit zu übernehmen. Sie hat mir viele Jahre Arbeit und Mühe und noch mehr Ärger mit einem unfähigen Verleger gekostet. Immerhin bot sich aufgrund der inzwischen wesentlich verbreiterten Quellenlage die Möglichkeit, das Thema auf wissenschaftlicher Basis zu behandeln und so das Entstehen einer «Bierzeitung» zu verhindern – denn das hätte sich meine Division nicht verdient.

Bei diesen jahrelangen Archivarbeiten stellte sich immer deutlicher etwas völlig Neues, für mich Unvorhergesehenes heraus: Der tatsächliche Verlauf der Ereignisse stimmte nämlich nur in grossen Zügen mit meinen persönlichen Erlebnissen überein. Von den wirklichen Zusammenhängen hatte ich seinerzeit offenbar vieles nicht wahrgenommen. Nicht selten waren mir die Vorgänge ganz anders erschienen, als sie tatsächlich abliefen. Immer deutlicher erhob sich daher für mich die Frage: War das, was sich aufgrund der Akten eindeutig ergab, war das überhaupt noch «mein Krieg», also der Krieg, den ich doch miterlebt hatte? Es muss wohl so gewesen sein!

Aber damit wurde mir der gewaltige Unterschied deutlich zwischen dem «Was» man miterlebt, und dem «Wie» man es subjektiv erlebt. Eine alte Wahrheit bestätigte sich erneut: Je näher man sich dem Brennpunkt der Ereignisse befindet, umso schärfer kann man zwar die Details wahrnehmen, umso enger wird aber auch der Bildrahmen. Hingegen: Je höher die Warte ist, von der aus man den Verlauf der Dinge betrachtet, umso mehr weitet sich der Blick für die grossen Zusammenhänge, während die Einzelheiten immer mehr verschwinden, wenn nicht gar verschwinden. Meine Divisionsgeschichte war solch eine, zumindest etwas erhöhte Warte, von der aus ich, freilich erst Jahrzehnte nach Ende des Krieges, das Schicksal von Zehntausenden von Menschen einigermassen überblicken konnte und in die grossen Zusammenhänge einzuordnen versucht habe. Mich selbst aber habe ich in diesem Panorama nicht wahrnehmen können.

Damit reifte in mir der Entschluss, mich mit diesen meinen persönlichen Erlebnissen noch einmal auseinanderzusetzen, wenn auch in einer anderen Weise, als ich es ursprünglich geplant hatte. Nun galt es, alles auszuschneiden, was ich seinerzeit, oft nur durch Zufall, über die Lage im Allgemeinen erfahren und mir notiert hatte, weil es mir von allgemeinem Interesse erschien. Mit mir selbst hatte das aber oft gar nichts zu tun. Jetzt stand dafür das persönliche Erleben und



seine Wahrnehmung im Vordergrund des Interesses, jetzt ging es darum, den aktenkundigen Historiker zurücktreten und dafür den «Zeitzeugen» zu Wort kommen zu lassen.

Aber damit ergaben sich neue Fragen. Zunächst einmal die nach der ethischen Bewertung dieses Krieges – und zwar nicht aus der heutigen Sicht der «Wissenden», sondern aus unserer damaligen Perspektive, unseren damaligen Vorstellungen, unserem damaligen Wissen heraus. Uns, das heisst vor allem den aktiven Offizieren, zu unterstellen, wir hätten schon während des Krieges die «Verbrechen der Wehrmacht» erkennen und uns damit nach den Richtlinien einer heute allein anerkannten «political correctness» verhalten müssen, ist schlichter Unsinn. Ich und die überwiegende Zahl meiner Kameraden führten keinen politischen «Vernichtungskrieg», sondern einen Krieg in den Kategorien einer militärischen Welt, die für uns damals selbstverständlich war. Wir hatten unsere traditionellen Vorstellungen von dem, was einen deutschen Offizier ausmachte. Und bei nicht wenigen von uns galten selbstverständlich die Grundsätze unserer religiösen Überzeugung, die wir freilich nicht – wie heute vielfach üblich – lediglich als Kreuzlein um den Hals trugen.

Das Phänomen des Krieges, so wie ich ihn erlebt habe, und die Mentalität der Kriegsgeneration liegen der heutigen Zeit so ferne wie eine Welt auf einem anderen Stern. Diese Kategorie einer – aus heutiger Sicht wohl auch isolierten und naiven – militärischen Welt ist mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges untergegangen und wird nie wieder erstehen. Aber sie im Hinblick auf die Vergangenheit nicht in Rechnung zu stellen, hiesse nichts anderes, als die Signatur der damaligen Zeit zu verfälschen und – was für meine Erinnerungen entscheidend ist – damit gerade jene Spuren zu verwischen, die sich auf meinem Weg durch die Jahre, rückschauend, immer deutlicher abzeichneten.

Da war zunächst einmal meine beträchtliche Unerfahrenheit, mit der ich den Dingen gegenüberstand, sowie ein gerüttelt Mass an Naivität. Freilich: Wer ist mit 21 Jahren schon weitsichtig? In diesem Alter ist in der Regel das Herz stärker ausgebildet als das Hirn. Allerdings trat dann mit der Zeit eine für mich zunächst unmerkliche, aber dennoch unbestreitbare Wandlung ein. Nämlich die von einem zunächst sehr weichen, eher scheuen und höchst unsicheren österreichischen Oberfähnrich, den es noch dazu in das ihm völlig fremde Ostpreussen verschlagen hatte, zu einem «alten Kapitän» und Kommandeur von eher preussischer Prägung, ja man könnte fast sagen: zu einem beinahe professionellen «Tagelöhner des Krieges», um ein Wort Ernst Jüngers zu gebrauchen.

Allerdings hatte dieser «Professionalist» bis zum Ende des Krieges, ja noch eine Weile darüber hinaus, nicht so richtig erkannt, um was es in diesen Jahren tatsächlich ging und in welcher Weise ein vorzügliches Instrument des Staates – wie es die Wehrmacht aus damaliger Sicht zweifellos war – für verbrecherische Utopien missbraucht wurde. Die Anforderungen des Beru-

*Warum eigentlich ?*

fes und die Fixierung auf ein ganz bestimmtes Berufsziel haben zweifellos zu einer gewissen «Kurzsichtigkeit» geführt, die erst mit der Zeit durch das nach dem Krieg begonnene Studium der Geschichte behoben werden konnte. Für die Zeit des Krieges war diese Kurzsichtigkeit in mancher Hinsicht allerdings eher ein Glück, denn ich weiss nicht, ob und wie ich – bei voller «Klarsicht» – diese Zeit seelisch einigermassen überstanden hätte.

Damit ist freilich nicht gesagt, dass ich den Krieg lediglich als ein grosses Abenteuer erlebt und dabei keine seelischen Schrammen abbekommen hätte: Das Gegenteil war der Fall, es sind dies Schrammen, die nie verheilen werden. Das ist sicher gut, denn sie haben mich – wie ich schon eingangs schrieb – für mein Leben geprägt und einen Denkprozess eingeleitet, der weit über das Militärische und auch das Politische hinausreicht, in einen Bereich, dem man sich nur mit grösster Vorsicht nähern darf, dessen Existenz mir aber gerade durch mein Kriegserlebnis unbezweifelbar erscheint. Denn wie kommt es, dass gerade ich, ohne mir dessen bewusst zu sein, mit einer schlafwandlerischen Sicherheit durch das Grauensvolle dieser Jahre geleitet wurde? Und wie kommt es ausserdem, dass ich von allen jenen Situationen ferngehalten wurde, die oft gar nicht so einfach nach einem billigen «Schwarz-Weiss-Muster» zu meistern waren. Denn ich bin mir im Nachhinein gar nicht so sicher, ob ich mich jederzeit so verhalten hätte, dass ich mich nicht nachträglich dafür schämen müsste.

Und nicht nur das. War es nur ein blinder Zufall, dass ich trotz fast fünfjähriger Einteilung beim Frontheer praktisch unverwundet aus dem Krieg heimkehrte, während etwa ein Drittel meiner Kalksburger Maturaklasse und rund die Hälfte (!) meines Jahrganges an der Militärakademie in Wiener Neustadt gefallen sind? Zufall? Ich glaube nicht an Zufälle, schon eher an den Psalm 91/7, der da lautet: «Und fallen auch Tausende an deiner Seite, / zu deiner Rechten Zehntausende: / dich wird es nicht treffen!» Das war tatsächlich der Fall. Aber warum gerade ich? Gewiss, es gibt eine alte Soldatenweisheit: Man soll den Stecken schwimmen lassen, wie er schwimmt. Und ich habe auf seine Steuerung niemals einzuwirken versucht. Aber wer bestimmte die Richtung und bei mir in so auffälliger Weise? Ich habe bis heute immer wieder darüber nachgedacht und bin letzten Endes nur zu einer Lösung gekommen: Gottes Wege sind nicht unsere Wege und Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Das hätte ich freilich auch ohne Krieg wissen müssen. Aber im Frieden lebt man – zumal in der Jugend – so, als müsse alles so sein. Erst der Krieg zeigte mit unerbittlicher Schärfe, dass dem nicht so ist. Aber ist damit die Frage nach dem Sinn dieser Jahre für mich bereits beantwortet? Warum wurde gerade ich – neben einer gewiss sehr grossen Zahl von anderen – so unbeschädigt durch dieses Grauen hindurchgeführt? «Geführt» – das ist wohl das entscheidende Wort, denn in der Erkenntnis dieses «Geführt-Seins» liegt wohl für mich der entscheidende Sinn dieser Jahre! Ich bin – ganz un-

verdient – durch eine Reihe von Fügungen, wie durch ein Wunder, durch diese Jahre «geführt» worden, bis mir endlich klar wurde, dass der Herrgott es mit einem jeden gut meint, wenn dieser blind auf ihn vertraut. Wenn man das durchaus nicht verstehen will, kann es auch Stösse und sogar Schläge geben. Warum sie bei mir ungemein mild ausfielen, weiss ich nicht, sicher ist nur, dass ich diese Milde nicht verdient habe. Ich habe lange gebraucht, bis ich sie erkannt habe. Aus der Rückschau von Jahrzehnten, nicht zuletzt bei der Redaktion dieses Manuskriptes, ist mir dies erst völlig klar geworden. Und davon Zeugnis zu geben, das ist letzten Endes auch die Antwort auf die Frage: Warum eigentlich?

## Soldat im österreichischen Bundesheer

Die ersten Tage des Monats September waren für mich eine nicht selten recht unerfreuliche Zeit. Und zwar schon von Jugend auf, begann doch um den 1. September herum nach den langen Sommerferien das neue Schuljahr.

Am 4. September 1929 war ich von meinen Eltern in das Jesuitenkolleg Kalksburg gebracht worden, um dort in den folgenden sieben Jahren mehr schlecht als recht mein Gymnasialstudium zu absolvieren. Nachdem ich aber im Sommer 1936 dort die Matura – wider alles Erwarten – erfolgreich bestanden hatte, wurde der 1. September für mich durch eine Reihe von Jahren zu einem fast schicksalhaften Datum: Am 1. September ebendieses Jahres wurde ich als Einjährig-Freiwilliger zum Wiener Artillerie-Regiment Nr. 1 einberufen. Ein Jahr später, mit 1. September 1937, trat ich in die Theresianische Militärakademie in Wiener Neustadt ein; mit Wirkung vom 1. September 1938 wurde ich als Oberfähnrich zum deutschen Artillerie-Regiment Nr. 21 versetzt. Und wiederum ein Jahr später, am 1. September 1939, erhielt ich in Polen die «Feuertaufe». Das war eine «Karriere», mit der ich in dieser Form nicht im Entferntesten gerechnet hatte. Mich nach nur dreijähriger Ausbildung bereits ins «Schlachtengetümmel» werfen zu können, war bei meiner Berufswahl keineswegs das vordringliche Anliegen gewesen. Gewiss, ich hatte von Kindheit an ein fast unerklärliches Interesse für das Militär gehabt. Ich spielte von klein auf fast ausschliesslich mit Zinnsoldaten und besitze noch heute eine gar nicht so kleine Sammlung davon. In der Schule, die ich keineswegs glorreich absolvierte, was für meine Eltern berechtigter Anlass zu Sorgen war, interessierten mich nur Gegenstände, bei denen sich zumindest ein vager Bezug zum Militär herstellen liess. Das waren allerdings die wenigsten.

«Ausleben» konnte ich meine Interessen erst in den höheren Gymnasialklassen, als im Rahmen des Deutsch-Unterrichts «Redeübungen» vorgesehen waren. Das heisst, wir mussten über ein frei gewähltes Thema einen etwa zehn Minuten langen Vortrag halten. Da war ich durchaus in meinem Element und überraschte damit auch meinen Lehrer, den von mir sehr verehrten Pater Lorenz. «Die Marne-Schlacht 1914», «Die deutsche Hochseeflotte im Weltkrieg», aber auch «Die Maginot-Linie» waren die Themen, die ich offenbar überzeugend vortrug und die mir ausnahmsweise gute Noten einbrachten. Den Höhepunkt erreichte ich mit einem Deutsch-Aufsatz, den ich als Schularbeit lieferte. Ich weiss nicht mehr genau, wie die Themenstellung lautete.

Jedenfalls schilderte ich darin den nächtlichen Gang durch eine zerschossene und verwüstete Stadt an der deutschen Westfront des Jahres 1918. Die Beschreibung fiel so realistisch aus, dass Pater Lorenz bei der Korrektur der Arbeit Zweifel kamen, er mich kommen liess und fragte, ob ich diesen Aufsatz allein verfasst hätte. Ich konnte dies ehrlich bejahen und erhielt daraufhin die Note «Sehr gut» – übrigens das einzige Mal während meiner ganzen Schulzeit!

Freilich – so ganz unberechtigt waren die Zweifel des guten Paters Lorenz nicht. Ich hatte mir in den «Frei-Lesestunden», in denen wir Bücher nach freier Wahl aus der Klassenbibliothek lesen konnten, ein entsprechendes «Fachwissen» angeeignet. Während meine Klassenkameraden kiloweise Karl-May-Bände verschlangen (eine Lektüre, die meine Eltern ausdrücklich nicht wünschten) las ich alles, was an Weltkriegs-Literatur für mich erreichbar war: Werner Beumelburgs «Gruppe Bosemüller» und «Sperrfeuer um Deutschland», die «Batterie Glan» von einem mir nicht mehr erinnerlichen Autor, später dann «Wir fahren den Tod» von Thor Goote (d. i. Werner Schultze von Langsdorff). Natürlich auch die Bücher von Fritz Weber über die Kämpfe am Isonzo, aber dies nicht mit der gleichen Anteilnahme. Und sonderbarerweise war ich von Ernst Jüngers «In Stahlgewittern», die ich freilich dann erst als Soldat las, nicht so beeindruckt, wie dies eigentlich zu erwarten gewesen wäre. Wahrscheinlich lag dies daran, dass ich mich, obwohl ich auf den Schlachtfeldern der deutschen Westfront durch diese Lektüre sozusagen «zu Hause» war, keineswegs als «Krieger» fühlte, also als Vertreter jenes Soldatentyps, den Jünger repräsentierte. Von Natur aus war ich sogar eigentlich eher ein weicher Typ, war ein schlechter Turner, hasste Sport, war ein Einzelgänger, der sich schwer einer Gemeinschaft anschloss und durch seine Weichheit und Leistungsunwilligkeit eher zu Besorgnis Anlass gab. Trotzdem entschloss ich mich zu Beginn des letzten Schuljahres, den Offiziersberuf zu ergreifen. Bezeichnenderweise hütete ich mich, dies meinen Klassenkameraden mitzuteilen, befürchtete ich doch, von ihnen ausgelacht zu werden. Das galt vor allem für jene drei Mitschüler, die ebenfalls die Absicht hatten, die Offizierslaufbahn einzuschlagen und die aus einem ganz anderen Holz geschnitzt waren als ich. Zwar waren auch sie keine Musterschüler, aber gute Sportler und unternehmungslustige Burschen, denen man damals schon glauben konnte, dass sie ihren Mann stellen würden, und die gewiss auch keine Bedenken trugen, jede Herausforderung anzunehmen. Sie haben es auch später getan und sind alle drei gefallen.

Ich hingegen hatte sehr grosse Bedenken, gerade wenn ich an diese letzten Konsequenzen des Offiziersberufes dachte. Würde ich im Ernstfall dem auch gewachsen sein? Gewiss, so ehrlich war ich mir gegenüber schon, dass ich mir darüber klar war, dass wer «A» sagt, auch «B» sagen muss. Wenn das Letzte gefordert werden sollte, dann musste das auch in Kauf genommen werden. Aber von einer Sehnsucht nach einer Bewährung im Kampf konnte bei mir keine Rede sein. Was war es aber dann?

Es dürfte da wohl verschiedenes, mehr unbewusst als bewusst, zusammengespielt haben. Da war einmal der Umstand, dass ich bei allem Interesse für das Militär und ungeachtet meiner «literarischen Kriegserfahrungen» von der Wirklichkeit des Soldatenberufes keine Ahnung hatte. Ich kannte ihn ja nur von aussen her: das geschlossene, kraftvolle Auftreten der Truppe bei Paraden, die Präzision des militärischen Apparates, vielleicht auch eine gewisse Romantik des Lagers, wie ich es bei Manövern gelegentlich beobachtet hatte. Vor allem aber: In Uniform war man herausgehoben aus der grossen Menge, da «war man wer» und brauchte sich nicht erst um eine Stellung zu raufen. Das war vielleicht ein ganz wesentlicher Punkt. Durch den bis ins Einzelne geregelten, genau vorgeschriebenen, fast kasernenhaften Konviktsbetrieb in Kalksburg wohl noch verstärkt, haftete mir am Ende meiner Gymnasialzeit eine gewisse Scheu an, nun plötzlich selbstständig ins Leben hinaustreten zu müssen, um über kurz oder lang, in Konkurrenz mit anderen, meinen Lebensunterhalt zu «verdienen»: Geld war so ziemlich das Letzte, was mich interessierte. Ich habe auch während meiner gesamten Militärlaufbahn nie genau gewusst, wie hoch mein Gehalt war. Für meine – freilich sehr bescheidenen – Ansprüche hatte es auch immer genügt.

Zu dieser Aussicht auf eine «gesicherte» Lebensstellung kam noch hinzu, dass gerade um die Mitte der Dreissigerjahre der Offiziersberuf in Österreich sich einer steigenden gesellschaftlichen Anerkennung erfreute. Das österreichische Bundesheer befand sich in Aufrüstung. Als Offizier und damit als Repräsentant der Staatsmacht war man in einer geachteten Position, vor allem dann, wenn man in einer als «elegant» angesehenen Waffengattung diente und das war, neben der Kavallerie, vor allem die Artillerie. An einen Ernstfall – so schien es mir wenigstens – war kaum zu denken. Wer sollte denn auch, knapp zwanzig Jahre nach dem letzten Weltkrieg, schon wieder einen solchen planen? Andererseits teilte ich nicht die Bedenken, die – knapp vor der Matura – ein im Konvikt erscheinender «Berufsberater» äusserte. Er erläuterte uns Maturanten Chancen und Gefahren der uns offen stehenden Berufe und stufte dabei den Beruf des Offiziers – ebenso wie jenen des Schauspielers – als sittlich bedenklich ein.

Meine Eltern, denen ich meine Berufswahl natürlich schon sehr bald mitgeteilt hatte, waren allerdings nicht besonders begeistert; eher überrascht. Meine Mutter hielt mich für diesen rauen Beruf schlechthin für ungeeignet. Aber nachdem mir, nach meinem Eintritt in das österreichische Bundesheer, die Extrauniform, die mir mein Vater machen liess, nicht schlecht stand, gewöhnte sie sich daran, in mir ihren «kleinen Gardeoffizier» zu erblicken, der zumindest für das Auge eine erfreuliche Erscheinung war. Mein Vater nahm meine Entscheidung etwas ernster. Er hatte den Weltkrieg als Rittmeister in der Evidenz der Landwehr mitgemacht und sich dadurch – obzwar im Beruf Beamter – doch eine gewisse «Militärfreundlichkeit» bewahrt. Al-



lerdings schien auch ihm die Laufbahn als Truppenoffizier nicht gerade als Ideal, zumal er die Gefahr, hier «zu versumpfen», eher hoch einschätzte. Hingegen erschien ihm der Generalstabsdienst als durchaus erstrebenswert, war er doch selbst während des Ersten Weltkrieges durch längere Zeit beim Stab des XVII. Armeekorps eingeteilt gewesen, wo er von der Führung grösserer Heereskörper offenbar so beeindruckt war, dass dies auch über den Krieg hinaus bei ihm nachwirkte.

So hatte er schon wenige Jahre nach dem Krieg für meinen älteren Bruder ein richtiges Kriegsspiel angefertigt. Auf einem mehrere Quadratmeter grossen Karton war in Farben eine Fantasie-landschaft – wie auf einer Karte – mit Bergen, Flüssen, Strassen, Bahnen und Städten dargestellt. Dazu hatte mein Vater eine Unmenge, jeweils etwa einen Quadratzentimeter grosser Blei-Stückchen hergestellt, die er teils rot, teils blau bemalte und mit verschiedenen taktischen Zeichen versah. Meine Mutter war von dieser Arbeit nichts sonderlich begeistert, da bei der Zurichtung der Blei-Stückchen ihre besten Küchenmesser die Schneide einbüssten. Dafür aber entstanden zwei völlig gleich starke Armeen, die mein Vater und mein älterer Bruder an sommerlichen Regentagen auf dem grossen Speisezimmertisch meiner Grossmutter in der Badner Villa aufmarschieren liessen und sich dann stundenlange Schlachten lieferten, an die sich dann auch noch eine längere «Manöver-Besprechung» anschloss. Ich war von diesen, nach festen Regeln ablaufenden «Kriegs-Spiel» schon als etwa achtjähriger Bub geradezu fasziniert. Vorerst durfte ich freilich nur zusehen, später aber gelegentlich auch einen grösseren Verband, etwa eine Division, führen. Neben dem äusseren Erscheinungsbild des Militärs war es also die Technik der operativen Führung, die mich, gleich dem Schachspiel, nur noch freizügiger, offenbar immer schon fesselte. So fand ich es eigentlich selbstverständlich, dass mein Vater – unmittelbar vor meinem Eintritt in das österreichische Bundesheer – mir, gleichsam als Bedingung, das Versprechen abnahm, von Anfang an danach zu streben, in den Generalstab zu kommen.

Ich habe es ihm versprochen und dieses Ziel tatsächlich auch fast erreicht. Dass ich es schliesslich doch knapp verfehlte, lag dann nicht an mir, sondern an der Niederlage der Deutschen Wehrmacht im Jahre 1945. Das Kriegsspiel meines Vaters hat jedoch auch den Zweiten Weltkrieg überstanden und, Jahre nach seinem Tod, suchten mein Bruder und ich es nochmals hervor. Als ich aber in einem «Blitz-Feldzug» meinen viel älteren Bruder vernichtend schlug, verlor er die Lust und es wurde nie mehr gespielt.

Der Weg vom Eintritt in die Armee bis zu jenem «Sieg» über den grossen Bruder war besonders in den ersten Jahren meiner Laufbahn doch ein wenig dornig. Denn zunächst kam es nicht darauf an, grosse Verbände – wie in einem Kriegsspiel – gegen den «Feind» zu führen, sondern zu exerzieren, Gewehrgriffe zu «pracken» und die Latrine in der Kaserne zu putzen. Und natürlich war den uns ausbildenden Korporälen daran gelegen, uns «Jährlingen», wie sie die Einjährig-

Freiwilligen nannten, zu beweisen, dass wir trotz Matura oder gar Universitätsstudium keineswegs den Marschallstab im Tornister trugen.

Wie schon bisher fiel es mir schwer, mich unterzuordnen, die Machtgelüste von Chargen und Unteroffizieren an mir abgleiten zu lassen, ungewohnte Anstrengungen zu ertragen und vor allem jenen seelischen Gleichmut zu erwerben, den ein Soldat in allen Lebens- und vor allem Krisenlagen braucht – nicht zuletzt, um mit den Vorgesetzten fertig zu werden.

Das äussere Ergebnis meiner ersten militärischen Gehversuche war allerdings erfreulich und im Vergleich zu meinen bisherigen Leistungen geradezu überraschend. Ich bestand den Einjährig-Freiwilligen-Kurs in der Wiener Wilhelmskaserne als Drittbester und bei der Aufnahmeprüfung in die Militärakademie zu Wiener Neustadt, bei der von 400 Bewerbern nur 200 aufgenommen wurden, war ich von den Artilleristen der Zweitbeste.

Nun sollte es drei Jahre dauern, bis ich als Leutnant «ausgemustert» wurde, wie der Ausdruck damals lautete. Aber da nahm die Entwicklung bald einen weder von mir noch von meinen Eltern vorausgesehenen Verlauf.

Das heisst, eigentlich wäre das schon vorauszusehen gewesen, wenn wir nicht alle politisch so naiv gewesen wären, dass wir die Unterwanderung des gesamten Staatsapparates durch die illegalen Nationalsozialisten gar nicht merkten. Zudem war ich durch den Dienstbetrieb sehr in Anspruch genommen. Von sechs Uhr früh bis fünf Uhr nachmittags ging der Dienst, von kurzen Pausen für die Mahlzeiten abgesehen, fast pausenlos durch.

Und nach dem Abendessen war er zumindest für mich noch lange nicht beendet. Vielmehr packte ich dann meine Bücher und Unterlagen zusammen und begab mich, nicht selten auch mit anderen Kameraden, in einen der Hörsäle, um dort zu studieren.

Erst wenn der Trompeter in dem schon nächtlichen Burghof den Zapfenstreich blies, räumte ich meinen Platz und wanderte in meine Unterkunft, die sich ausserhalb der Burg, gegen das Neukloster hin, in der sogenannten Artilleristenbaracke befand. Dieselbe war aber besser, als ihr Name vermuten liess. Tatsächlich handelte es sich um einen zwar ebenerdigen, aber massiv gemauerten und sehr modern eingerichteten Bau, in dem die Artilleristen (die C-Kompanie) und auch die Flieger (die E- und F-Kompanien) untergebracht waren, während die anderen Waffengattungen (die A-, B- und die D-Kompanie) in der Burg selbst wohnten.

Trotz dieser meiner Abgeschlossenheit in einem quasi «elfenbeinernen Turm» hatte ausgerechnet ich die Möglichkeit, früher als alle anderen die ersten Anzeichen der kommenden Krise wahrzunehmen – freilich ohne sie zu erkennen. Am 12. Februar 1938 fand im Wiener Hotel

«Imperial» der Ball der «Katholischen Edelleute» statt, deren Präsident damals Herzog Max von Hohenberg, ein Sohn des 1914 ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand war. Ich war von meinen Eltern, sehr gegen meinen Willen, zu diesem Ball geschickt worden. Am Hoteleingang traf ich meinen alten Schulkameraden «Hippi» Revertera, der mir aufgeregt erzählte, dass Bundeskanzler Schuschnigg zu Hitler nach Berchtesgaden gereist sei. Ich wusste freilich nicht recht, was ich mit dieser Mitteilung anfangen sollte. War sie gut oder schlecht? Im Verlauf des Festes vergass ich auch darauf. Unter den Persönlichkeiten, denen ich mich an diesem Abend vorstellen musste, war auch der Chef des Generalstabs des Bundesheeres, Feldmarschallleutnant von Jansa, der seine beiden Töchter ausführte. Meine Meldung bei ihm wurde sehr freundlich aufgenommen und überhaupt wirkte der hohe Offizier sehr entspannt. Man sah ihm nicht an, dass er eher aufregende und anstrengende Wochen hinter sich hatte. Verständlich, denn der massgebende Militär des Landes wusste in diesem Augenblick noch nicht, was der kleine Militärakademiker bereits wusste. Erst im Verlauf des Abends erfuhr der General vom Besuch des Bundeskanzlers und des Aussenministers Guido Schmidt bei Hitler, über den er vorher nicht orientiert worden war. Natürlich verliess er sofort den Ball, da ihm die Bedeutung dieser Nachricht – im Unterschied zu dem kleinen Korporal – sofort klar war.

Auch in der nächsten Zeit hatte ich keine Möglichkeit, mir darüber Gedanken zu machen, was da am Obersalzberg wirklich passiert war, denn die Akademie begab sich zur Winterausbildung in die Hohen Tauern. Und dort, nahe der Turracher Höhe, in der Einsamkeit der Rosatin-Alm, wo ich mit ein paar Kameraden meines Jahrgangs einquartiert war, war man von der Aussenwelt noch viel mehr abgeschnitten. Doch eines Abends – es war der 20. Februar 1938 – hörten wir im Radio eine eher drohende Rede Hitlers, die gar nicht danach klang, als ob damals am Obersalzberg alles in schönster Ordnung verlaufen wäre.

Etwas bedrückt kehrte ich in die Akademie zurück. Aber da lief der Dienstbetrieb wieder wie gewohnt an. Bis dann am 11. März plötzlich alles anders wurde. Zwei Tage vorher hatte Bundeskanzler Schuschnigg in Innsbruck bekannt gegeben, dass – eher überraschend – am 13. März eine Volksbefragung stattfinden würde, die den Willen der Österreicher zur Selbstständigkeit des Landes zum Ausdruck bringen sollte. Für mich war das eigentlich selbstverständlich und ich verstand nicht recht, warum darüber überhaupt abgestimmt werden sollte. Das Ergebnis schien mir daher auch gar nicht zweifelhaft.

Was ich und wohl auch ein grosser Teil meiner Kameraden nicht wussten, war die Tatsache, dass die Regierung zur Absicherung der Volksbefragung gegen Aktionen der illegalen Nationalsozialisten sich entschlossen hatte, entsprechende militärische Massnahmen zu treffen. Dazu gehörte auch, dass am Nachmittag des 11. März, eines Freitags, die allgemeine «Konsignie-

«rung» verfügt wurde, das heisst, dass die Truppen – und damit auch wir – die Kasernen nicht mehr verlassen durften und sich einsatzbereit halten mussten. Ich weiss nicht, was sich daraufhin in der Burg abspielte. Aber uns, von der C-Kompanie, wurde kurz nach Dienstschluss verkündet, dass Ausgangssperre erlassen sei und zudem erhielten wir den Befehl, in dem langen Gang, der an der Hofseite unserer Baracke verlief, feldmarschmässig gepackt anzutreten. Ich bin mir nicht mehr ganz sicher, glaube aber doch mich zu erinnern, dass auch scharfe Munition ausgegeben wurde. Zum ersten Mal verwandelte sich für mich das bisher geübte militärische «Spiel» offenbar in Ernst, dessen Tragweite ich nicht annähernd übersah, die aber bereits in den aller-nächsten Stunden in ungeahnter Weise sichtbar werden sollte.

Nachdem wir noch einer genauen Inspizierung unterzogen worden waren, ob jeder tatsächlich alle seine Siebensachen vorschriftsmässig mit sich führte, marschierten wir an dem schon dämmrigen Abend zur Burg. Dort ging es über den Hof in die nur mässig beleuchtete Einfahrt unter der St.-Georgs-Kirche. Das grosse Tor zur Stadt war geschlossen und es hiess, dass draussen Demonstrationen stattfänden. Wer gegen wen demonstrierte, war für uns nicht recht klar. Man hörte aber Geschrei und Stimmengewirr, das in einem seltsamen Gegensatz zu der Stille im Burghof stand. Wären nicht die Fenster der Burg gegen den Hof hin hell erleuchtet gewesen, hätte man das alles für einen Traum halten können. Das war aber keineswegs der Fall. Jedoch schien sich diese etwas geisterhafte Situation zunächst wieder aufzulösen. Nachdem ein wachhabender Offizier nochmals eine Musterung der angetretenen Truppe vorgenommen hatte und wir dann, wie ja so üblich, eine Weile wartend daständen, bis die Gespräche der vor der Front befindlichen Offiziere abgewickelt waren, wurde ein Teil von uns als Wachbereitschaft zurückbehalten, während der andere, zu dem auch ich gehörte, abtreten konnte. Ich wollte mich schon wieder in die Unterkunft begeben, bemerkte aber, als ich aus der Einfahrt in den Burghof hinaustrat, dass sich im rechten Burgflügel, in dessen Halbstock sich unsere Speisesäle befanden, eine Anzahl Akademiker in der Eingangshalle versammelt hatte, als würden sie auf etwas warten. Neugierig geworden, stieg ich mit ein paar anderen Kameraden, die sich mir angeschlossen hatten, die steinerne Freitreppe, die zu der Eingangshalle führte, empor und sah, dass sich die bereits Anwesenden um einen Lautsprecher versammelt hatten. Eine Erklärung der Bundesregierung wäre in Kürze zu erwarten, hiess es. Tatsächlich meldete sich der Rundfunk bald darauf und in die atemlose Stille hinein gab Bundeskanzler Schuschnigg in knappen Sätzen bekannt, dass ein Einmarsch deutscher Truppen unmittelbar bevorstehe, ja vielleicht schon im Gange sei und dass er sein Amt zurücklege. Dem deutschen Einmarsch werde kein Widerstand entgegengesetzt werden. Die Erklärung schloss mit den seither bekannten Worten: «Gott schütze Österreich!»

Diesen Schutz sollten in der Tat nicht nur das Land, sondern auch wir Militärakademiker in der Folge dringend nötig haben. Aber das erfasste zu diesem Zeitpunkt natürlich noch keiner der Umstehenden. Dennoch war die Reaktion erstaunlich: Es gab so gut wie kein Echo. Erging es den anderen so wie mir? Einerseits war ich erleichtert, dass es zu keiner militärischen Konfrontation kommen würde. Zum anderen brach eine Welt in mir zusammen. Wie konnte denn so etwas überhaupt möglich sein?

In die Unterkunft zurückgekehrt, wurde mir die schweigende Aufnahme der Erklärung des Bundeskanzlers schon verständlicher. Hier war nämlich bereits eine breite Diskussion im Gange, die die verschiedensten Facetten aufwies. Ein Witzbold aus dem zweiten Jahrgang nahm die Sache offenbar auf die leichte Schulter. Die Stimme unseres Kartografie-Lehrers nachahmend, der uns das Kartenzeichnen einbläute, indem er uns gewissermassen auf Kommando bestimmte Kartensignaturen zeichnen liess, verkündete er mit lauter Stimme: «Jetzt zeichnen wir ein Hakenkreuz!» – lautes Gelächter. Mein Jahrgangskamerad Peter Podhajsky, der mit mir den Schlafsaal betreten hatte, warf jedoch sein Gewehr mit den Worten auf sein Bett: «Zum Kotzen, wenn man nicht einmal sein Land verteidigen darf!» Ich hörte keine Zustimmung. Vielmehr war mir, als ob auf einmal da irgendwie eine unsichtbare Trennungslinie durch unsere Kompanie lief, denn plötzlich zögerte man, sich mit jedem der bisherigen Kameraden auszusprechen. Einige waren doch sichtlich erfreut darüber, welche Wendung die Dinge genommen hatten. Wie würden sie sich uns – den «anderen» – gegenüber verhalten? Um es gleich vorwegzunehmen: Anders als in anderen Kompanien des Akademiker-Bataillons kam es bei uns Artilleristen auch in der nächsten Zeit zu keiner «Vernaderung» bisheriger «Vaterländischer» durch die nun mehr oder minder deutlich hervortretenden «Illegalen». Wir waren eben bisher Kameraden gewesen und blieben es auch.

Was mit uns werden würde, stand völlig in den Sternen. Einige malten sich allerdings die Zukunft bereits rosig aus. Mein Kalksburger Klassenkamerad Rubritius, der als Flieger nebenan, bei der E-Kompanie, untergebracht war, sagte mir gelegentlich im Vorbeigehen: «Jetzt werden wir endlich fliegen können, ohne alle paar Minuten an einer Grenze anzustossen.» Das sollte in der Tat zutreffen. Ein paar Jahre später wurde er, ich glaube über Norwegen, mit seiner Maschine abgeschossen.

Der ersten Aufregung folgte jedoch zunächst eine gewisse Ernüchterung. Schon der nächste Tag – Samstag, der 12. März – brachte die Bestätigung des alten Spruches: «Dienst ist Dienst!» – und mochte die Welt, oder zumindest ein Staat, untergehen. Der deutsche Einmarsch hatte am Morgen begonnen; aber so, als wäre nichts gewesen, lief der Unterricht in den Hörsälen ab, freilich immer wieder unterbrochen, wenn plötzlich deutsche Flugzeuge über die Akademie hinwegdonnerten. Wir waren dann nicht zu halten gewesen und einfach zu den Fenstern gelaufen,

denn so viele Flugzeuge hatten wir ja noch nie gesehen. Die Lehrer duldeten es nolens volens. Am Nachmittag aber warf die «neue Zeit» ihre Schatten bereits direkt auf uns. Wir Militärakademiker wurden in den Burghof befohlen, um dort der Flaggenhissung beizuwohnen, die angeblich von der Neustädter Bevölkerung bereits stürmisch gefordert worden war. Vielleicht hatte das Akademiekommando auch von Wien eine entsprechende Weisung erhalten (erst später erfuhren wir, dass die neue Regierung Seyss-Inquart tatsächlich die Hissung der Hakenkreuzflagge zusätzlich zu Rot-Weiss-Rot befohlen hatte). Jedenfalls standen wir zum festgelegten Zeitpunkt tief gegliedert im Burghof, Front zur berühmten Wappenwand, von der Kaiser Friedrich III. auf das Akademiker-Bataillon herabsah. Hinter uns, auf der erhöhten Plattform der sogenannten Generalsstiege, die zu betreten uns bisher streng verboten gewesen war, stand, wie zu einer Salzsäule erstarrt, unser bisheriger, sehr beliebter Kommandant, Generalmajor Towarek. Er stand da wie der Kapitän auf der Kommandobrücke seines untergehenden Schiffes, während auf dem Rakoczy-Turm langsam eine Hakenkreuzflagge hochgezogen wurde. Es gab in diesen Minuten wohl keinen, der für ihn wenn schon nicht Mitleid, so doch Hochachtung empfunden hätte. Ein dreifaches «Sieg Heil!» beendete diese makabre Szene. Für General Towarek war dies sein letztes Auftreten gewesen. Unmittelbar danach übergab er das Kommando der Akademie an seinen bisherigen Stellvertreter, Generalmajor Karl Moyses. Der war freilich nur als Platzhalter für einen deutschen Obersten vorgesehen. Dieser war ein paar Wochen später, ohne dass wir dies gleich erfuhren, in Wiener Neustadt eingetroffen, um hinter den Kulissen seine offizielle Kommandoübernahme im kommenden Herbst vorzubereiten. Sein Name wurde später in ganz anderem Zusammenhang sehr bekannt, es war der spätere Generalfeldmarschall Erwin Rommel. Im Übrigen versagte selbst das neue Regime dem abtretenden Kommandanten nicht eine gewisse Anerkennung. Als einer der ganz wenigen von denen, die der bisherigen Regierung treu gedient hatten, erhielt er später das Recht, auch in der Pension die alte österreichische Uniform tragen zu dürfen. Ein Privileg, das General Towarek allerdings nie in Anspruch nahm.

Für den Augenblick aber war für uns das Wichtigste, dass am Nachmittag dieses Tages bekannt gegeben wurde, dass die Konsignation aufgehoben sei und wir bis Sonntagabend Urlaub nehmen könnten. Blitzschnell hatten wir unsere Ausgangsuniformen angezogen und liefen zum Bahnhof, um den nächsten Zug zu erreichen. Am Wiener Südbahnhof nahm ich dann den O-Wagen, der mich zum Parkring brachte. Es war schon dunkel, als ich dort die Elektrische verliess. Die Straßenbeleuchtung verbreitete damals nur ein relativ spärliches Licht, sodass ausser der unmittelbaren Umgebung alles im Dunkeln zu liegen schien. Nur die Fenster der elterlichen Wohnung waren erleuchtet, die Ringstrasse so gut wie menschenleer. Aber gerade, als ich sie überqueren wollte, um zu unserem Haus zu gelangen, näherte sich vom Schwarzenbergplatz her mit immer stärker werdendem, dröhnendem Rasseln ein fast gespenstischer Zug. Im trüben Licht der Bo-



genlampen fuhr eine deutsche schwere, motorisierte Batterie in Richtung Prater an mir vorbei. Es war das erste Mal, dass ich deutsche Truppen – abgesehen von den Fliegern – zu Gesicht bekam.

Die kolossalen, auf klirrenden Ketten rollenden Zugmaschinen mit den darauf bewegungslos sitzenden Mannschaften, von denen man kaum die Gesichter, sondern nur die blinkenden Stahlhelme wahrnehmen konnte, und die angehängten schweren Geschütze – das glich fast einem Zug von Robotern. Ein geradezu unheimlicher, zugleich aber auch faszinierender Anblick. Ein derartiges Gerät und so schwere Kaliber besaßen wir im Bundesheer nicht. Dagegen nahmen sich unsere leichten, pferdebespannten Geschütze fast wie Kinderspielzeug aus. So schnell, wie sie gekommen, verschwand die Erscheinung auch wieder im Dunkeln.

Minuten später läutete ich an unserer Wohnungstür, das Dienstmädchen öffnete, schnell legte ich Kappe und Mantel ab und trat durch die Tapettentür in das rote Wohnzimmer, wo ich die ganze Familie, einschliesslich meiner Tante «Petz» und meiner Schwägerin, versammelt fand. Mein unerwartetes Erscheinen verwandelte die bisher offensichtlich vorherrschende Ratlosigkeit in wilde Erregung. Meine Mutter fiel mir weinend um den Hals. «Mein armer Bub», war alles, was sie hervorbrachte. Auch mein Vater machte einen konsternierten Eindruck. Offenbar hielten sie alle meine Laufbahn für beendet. Mein Bruder schien gefasst; Tante «Petz», die Schwester meines Grossonkels Beck, die in demselben Haus wohnte, erschien – wie immer – ruhig, überlegt und über den Dingen stehend.

Ich selbst war mir freilich auch bei Weitem nicht im Klaren, wie sich meine Zukunft gestalten würde. Würde man mich in der Wehrmacht behalten oder doch aus der Akademie entfernen? Unsere Familie war zwar politisch nicht prononciert hervorgetreten, aber ihre Einstellung stand ausser Zweifel. Vielleicht war gerade die Wehrmacht der Ort, wo man noch am ehesten vor politischer Zudringlichkeit geschützt war?

Eine andere Frage freilich war, ob man von österreichischer militärischer Seite diese Abgrenzung gegenüber der nun zur Macht gelangten politischen Partei auch einhalten und damit die Würde des Bundesheeres gegenüber den einmarschierenden deutschen Truppen auch zu wahren verstehen würde. Es sah nicht ganz danach aus. Schon am 12. März, als die aus dem Untergrund auftauchenden Nationalsozialisten in Wiener Neustadt einen Triumphzug durch die Strassen der Stadt veranstalteten, sollen unter den Teilnehmern auch einzelne Militärakademiker gewesen sein, etwas bis dahin Unvorstellbares.

Auch in Wien hatten Soldaten des Bundesheeres, in Uniform, an Demonstrationen teilgenommen. Gegen diese plumpe, aller militärischen Disziplin Hohn sprechende Anbiederung war allerdings das Kommando der 8. deutschen Armee, die den Einmarsch durchgeführt hatte, sofort eingeschritten. In einem Erlass des Oberbefehlshabers, General von Bock, wurde dieses

würdelose Benehmen scharf verurteilt und jede Beteiligung von Soldaten an politischen Demonstrationen streng verboten. Dort hatte man offensichtlich mehr soldatisches Verständnis als bei uns.

Auch ich war freilich von Eigenmächtigkeiten nicht ganz frei, wenn auch in einer anderen Richtung, und das kam so: Am Nachmittag des folgenden Tages, als sich die Aufregung in meiner Familie etwas gelegt hatte, entschlossen sich meine Eltern, mit mir zusammen zum ersten Mal wieder auf die Strasse zu gehen. Es war ein prachtvoller warmer Frühlingstag und die Ringstrasse war voll von einer anscheinend freudig bewegten Menge – was wohl auch zutraf, denn die weniger «freudig Bewegten» trauten sich gar nicht auf die Strasse oder waren bereits verhaftet. Davon hatten wir freilich keine Ahnung, sondern registrierten mit Erstaunen, dass fast jeder der Passanten, egal ob Mann oder Frau, ein mehr oder minder improvisiertes Hakenkreuz angesteckt hatte, etwa so, wie man sich bei irgendwelchen Kirchweihfesten oder ähnlichen Veranstaltungen ein Festabzeichen anheftet. Meine Eltern trugen natürlich nichts dergleichen und ich hatte meine Akademiker-Uniform an, die einer österreichischen Offiziersuniform entfernt ähnlich sah. Allerdings empfand ich das Bedürfnis, meinen Abstand zu der Menge noch etwas zu unterstreichen und konnte daher der Versuchung nicht widerstehen, mir statt des Bajonetts meinen Säbel umzuschallen, den ich noch von meinem Einjährigjahr bei der Artillerie her besass. An sich war das Tragen eines Säbels nur dem Dritten Jahrgang der Akademie gestattet und unter normalen Umständen hätte ich eine derartige Unvorschriftsmässigkeit nie gewagt. Aber es herrschten ja keine normalen Zustände und wenn Kameraden von mir mit der Hakenkreuzbinde herumliefen, dann konnte ich doch wohl auch einmal einen Säbel tragen.

In dieser Aufmachung schlenderte ich also, frei von irgendwelchen Skrupeln, mit meinen Eltern über den Ring zum Schwarzenbergplatz und von dort weiter in Richtung Oper. Ausser mir war nirgends eine Uniform und schon gar kein österreichischer Offizier zu sehen, was für mich gefährlich hätte werden können. Ich ahnte nicht, dass ich mich dafür in eine andere, nicht vorgesehene Situation begab. Im Grandhotel, dem wir uns nun näherten, war, ohne dass ich es wusste, der Stab der 8. deutschen Armee einquartiert. Dementsprechend stand vor dem Hoteleingang regungslos ein deutscher Doppelposten, das Gewehr über.

Ich erkannte ihn in dem Menschengewühl zu spät und während ich noch überlegte, wie ich mich in dieser unerwarteten Lage verhalten sollte, erscholl bereits ein leises Kommando; die beiden Posten schlugen knallend die Hacken zusammen und präsentierten das Gewehr – vor mir! Sie hatten mich irrtümlich für einen Offizier gehalten. Die vorübergehende Menge blickte verwundert auf mich. Ich salutierte dankend. Wenigstens in diesem Augenblick war für mich die Ehre des österreichischen Bundesheeres gerettet.

Die neuen Machthaber hatten es offensichtlich eilig, sich unserer Loyalität zu versichern. Am Sonntag, dem 13. März, wurde statt der abgesagten Volksbefragung der ‚Anschluss‘ Österreichs an das Deutsche Reich verkündet. Und bereits am Montag – der Dienst verlief zunächst wie üblich – wurden wir auf den «Führer und Reichskanzler» vereidigt. Während die Masse der Akademiker, auch der Artilleristen, in die Stadt marschierten, um auf dem Hauptplatz den Fahneneid abzulegen, blieb ein Teil des Ersten Jahrgangs, darunter auch ich, in seiner Unterkunft. Warum, weiss ich bis heute nicht. Aber auch uns wurde befohlen, zur Vereidigung herauszutreten. Im Gegensatz zur Feier auf dem Hauptplatz fand hier die Zeremonie in der denkbarsten Formlosigkeit statt. So formlos, dass sie mir nur noch in groben Zügen in Erinnerung blieb. Zuvor war wohl die Eidesformel vorgelesen und dann pauschal an uns die Frage gerichtet worden, ob jemand den Eid nicht leisten wolle? Erwartungsgemäss meldete sich niemand. Wer hätte es denn auch sein sollen? Wenn schon Österreich an das Deutsche Reich angeschlossen wurde, warum sollten wir dann nicht in eine grosse Armee übertreten, mit der sich die österreichische schon seit jeher verbunden gefühlt hatte? Wir liebten ja alle unseren Beruf und waren daher froh, wenn wir ihn weiterhin ausüben konnten. Das galt gerade für diejenigen unter uns, die die eingetretenen Veränderungen nicht gewünscht hatten und befürchten mussten, dass man von ihnen das auch wusste. Umso erleichterter waren sie daher auch, dass man das offenbar nicht so ernst nahm und sie nicht ausgestossen wurden. Auch wurde niemand gefragt, ob seine «arische» Abstammung bis hinauf zu den Grossmüttern in Ordnung sei. Der Grossteil von uns wusste das ja selbst nicht.

Alle miteinander wussten wir auch nicht, welche Probleme dieser Eid schon nach wenigen Jahren für den einen oder anderen unter uns noch aufwerfen würde. Wichtiger war da schon die Frage, ob wir uns als österreichische Militärakademiker in der Deutschen Wehrmacht auch leistungsmässig würden behaupten können. Wir wollten jedenfalls unser Bestes daransetzen.

## Von der Wiener Neustadt nach Ostpreussen

Als ich am Abend des 13. März in die Akademie zurückkehrte, erwartete mich eine neue Überraschung. Ich sollte sofort – so wurde mir ausgerichtet – eine meiner Uniformblusen zum Akademieschneider tragen, um auf der rechten Brustseite provisorisch ein deutsches Hoheitsabzeichen aufnähen zu lassen, denn für den Nachmittag des 15. März wäre eine grosse Parade in Wien vor dem inzwischen eingetroffenen Hitler angesagt. Die Militärakademie hätte dazu eine Kompanie abzustellen und ich wäre auch dazu eingeteilt. Nun war ich bestimmt kein guter «Marschierer», aber man hatte aus allen Jahrgängen möglichst die Grössten ausgewählt und zu diesen zählte ich zweifellos.

Seltsam diese Metamorphose: Vor drei Tagen waren wir noch bereit gewesen zu schiessen und jetzt übten wir für eine Parade. Wieder traten wir am Morgen des 15. März zu einer Inspektion an, nur dass diesmal der tadellose Sitz der Montur überprüft wurde. Dann ging es nach Wien, wo um 14:00 Uhr die Parade beginnen sollte. Die Akademiker-Kompanie erhielt einen Aufstellungsplatz an der Ringstrasse nahe dem Parlament, etwa vor dem Denkmal der Republik, bei dem die drei Politikerbüsten mit Tüchern verdeckt worden waren. Die Tribüne, von der aus Hitler die Parade abnehmen sollte, befand sich gegenüber dem äusseren Burgtor, vor dem Denkmal der Kaiserin Maria Theresia. Die Akademiker-Kompanie hatte an der Spitze der österreichischen Truppenteile zu marschieren, während vor uns die deutschen Verbände defilierten und bei diesen wiederum die motorisierten Truppen an der Spitze.

Von unserem Standplatz aus konnten wir das Anrücken der deutschen Verbände genau verfolgen. Sie mussten, ehe sie sozusagen in die «Zielgerade» einschwenkten, an uns vorbeimarschieren. Es war schwer, sich dem Eindruck zu entziehen, den die vorbeifahrenden Panzer- und motorisierten Verbände auf mich machten. Dagegen verblasste das Bild, das ich von unseren «Frühjahrsparaden» gewohnt war, doch einigermassen. Dann folgte die deutsche Infanterie. Anders als bei uns defilierte sie in dicht geschlossenen Bataillonsblöcken – ein Bild geballter Kraft. Als aber, genau vor unserem Standplatz, das Kommando zum Parademarsch erscholl und diese Masse nun mit hochgeworfenen Beinen zu marschieren begann, kam mir das auf einmal so komisch vor, dass ich nur schwer das Lachen verbeissen konnte.

Dann waren wir dran. Ich glaube mich deutlich zu erinnern, dass unser Vorbeimarsch von der im dichten Spalier stehenden Menge wesentlich mehr akklamiert wurde als jener der deutschen Truppen. Das versetzt einen schon in ein gewisses Hochgefühl! Zudem wirkt so ein Vorbeimarsch auf die Paradierenden immer ein wenig rauschhaft. Man fühlt sich als Teil einer grossen Masse und wird durch den taktmässigen Gleichschritt mitgerissen, ja mitgeschwemmt. Dazu noch die schmetternde Militärmusik am Paradepunkt und das innere Bestreben, sich dem Rhythmus der Bewegung möglichst einzufügen. Im Takt bleiben, Richtung halten! Das bewirkte, dass ich – obwohl in der ersten oder in einer der ersten Reihen marschierend – von dem, was da auf der Tribüne vor dem Denkmal stand, nicht viel mitbekam. Natürlich nahm ich Hitler wahr, der vor der ersten Reihe stehend die Hand in die Luft streckte. Aber im Grunde war er für mich einer unter vielen, die da kurz auftauchten und sogleich verschwanden. Dann ein Aufatmen – es hatte geklappt. Wir waren gut «vorbeigekommen». Alles andere zog wie ein Traum vorbei: die Fahnen, die jubelnde, winkende Menge, im Ohr der wummernde, langsam schwächer werdende Takt der Militärmusik, das alles bis zu dem Punkt, an dem wir wieder unsere Autobusse bestiegen, um nach Neustadt zurückzukehren.

Dort kehrte der Alltag wieder ein. Am Steinfeld, nahe dem Flugplatz, spielten wir unter dem Kommando unseres bisherigen Kompaniekommandanten Major Strecker «Skelett-Exerzieren», das heisst, je drei Mann hielten sich an einem Tau an und symbolisierten damit eine Geschützbespannung. Neben vier solchen «Skeletten» liefen noch eine Menge «Einzelreiter» zu Fuss durch die Gegend und kommandierten alle möglichen Entwicklungen, Schwenkungen und weiss Gott was noch. Ich hatte zwar den Eindruck, dass der ja sehr seriöse Major Strecker diese trottelhaften Übungen selbst für hirnrissig hielt, aber was sollte er schon machen, um die Zeit zu überbrücken. Das war doch alles Schnee von vorgestern, vor allem wenn man es mit dem verglich, was wir – freilich nur sehr andeutungsweise – inzwischen von der «Wehrmacht» hatten wahrnehmen können. Das machte uns alle – auch die, die diese Entwicklung zunächst nicht herbeigewünscht hatten – neugierig. Nun gehörte man auf einmal einer grossen, achtunggebietenden Armee an, die einem auch persönlich wahrscheinlich ganz andere Möglichkeiten bot als das bisherige Bundesheer.

Anfang April war die Zeit des Wartens und der ziellosen Beschäftigung vorüber. Zunächst wurde am 3. April, einem Sonntag, für uns überraschend der bisherige Dritte Jahrgang – «unsere Burgherren», wie der älteste Jahrgang stets genannt wurde – als Leutnante ausgemustert. Das war ein halbes Jahr früher, als dies im Bundesheer der Fall gewesen wäre. Die Ausmusterungsfeier selbst fand noch durchaus im alt-österreichischen Stil statt: Feldmesse auf der grossen Reitwiese, anschliessend Angelobung, freilich schon mit Deutschland- und Horst-Wessel-Lied, was einem ja noch immer Magengrimmen verursachte, auch wenn wir das inzwischen schon

zur Genüge vorgespielt bekommen hatten. Natürlich fehlte auch nicht das traditionelle Kreuzen der Säbelklingen, um damit die erste Scharte einzuschlagen. Und dann kam, wie alle Jahre, auch diesmal die Defilierung des verbleibenden Akademiker-Bataillons mit Musik und Fahne vor den bisherigen, nunmehr «ausgemusterten» und damit zu Offizieren gewordenen Kameraden. Wir nahmen hierzu in der Kinsky-Allee, die senkrecht auf den Theresien-Platz führt und wo die neuen Leutnante in ihren funkelnagelneuen deutschen Offiziersuniformen standen, Aufstellung. Dann ertönte das Kommando: «Akademiker-Bataillon! Parademarsch, Tempo 114, frei – weg!» und die Musik setzte ein, mit unserem alten Defiliermarsch: «Oh, Du mein Österreich!». Ob ich wollte oder nicht, mir schossen die Tränen in die Augen. Das war wohl das letzte Mal – und jetzt nie mehr!

Unmittelbar im Anschluss an die Ausmusterungsfeier erhielten wir Militärakademiker einen etwa zehntägigen Urlaub, wohl nicht zuletzt deshalb, um an der für den 10. April von Hitler angesetzten Volksabstimmung teilnehmen zu können. Hitler selbst war noch einmal nach Wien gekommen und für den 8. April war eine grosse Rede von ihm auf dem Gelände des stillgelegten Nordostbahnhofes angesetzt. Sie fand am Abend statt und Hitler fuhr zu dieser Veranstaltung vom Hotel Imperial, wo er Quartier genommen hatte, über den Ring in den Prater. Da wir ungefähr wussten, wann er bei uns vorbeikommen würde, versammelte sich die ganze Familie im Eckzimmer der Rechtsanwaltskanzlei im Mezzanin, von wo man einen sehr guten Blick auf die Ringstrasse hatte. Entlang der Fahrbahn hatte sich schon früh ein dichter Kordon von Zuschauern angesammelt. Auf dem Kriegsministerium wehte die Reichskriegsflagge im Scheinwerferlicht (ich glaube, dass das Beleuchten der Flaggen eine Erfindung von Albert Speer war), was sehr eindrucksvoll aussah. Es herrschte eine deutliche Spannung unter den Zuschauern. Denjenigen, die wie wir von Fenstern aus zusahen, war das Öffnen derselben jedoch verboten.

Ziemlich pünktlich erschienen die ersten Fahrzeuge, die – wie einst die Läufer vor adligen Karossen – den Weg frei halten sollten. Und dann, kurz danach, erschien der eigentliche Konvoi. Hitler in seinem Wagen neben dem Chauffeur stehend. Der frenetische Jubel, der ihn auf der ganzen Fahrt begleitete, war schon zu hören, bevor er noch bei uns vorüberfuhr und hallte noch lange nach. Wir hatten dem Schauspiel schweigend beigewohnt, als plötzlich meine Mutter sagte: «Wenn das nur gut geht. Wie kann ein Mensch das erleben, ohne grössenwahnsinnig zu werden?»

Am 10. April fand dann die Volksabstimmung statt. Nach allem Bisherigen war an ihrem Ausgang nicht zu zweifeln. Auch wir, meine Eltern, mein Bruder und ich, stimmten mit «Ja». Was sollte auch ein Protest post festum? Das Rennen war gelaufen. Jetzt konnte man nur hoffen, einigermassen glücklich über die Runden zu kommen. Noch war man voller Illusionen, schliesslich musste es in dem weiten Deutschen Reich auch noch anständige Menschen geben. An einem

der Nachmittage dieses Urlaubs war ich mit meinen Eltern bei der alten Baronin Dräsche zum Tee. Wir sassen in ihrem grossen Park in Inzersdorf, über den heute die Autobahn fuhr, und besprachen die letzten Entwicklungen. Zu Gast war auch ein deutscher Offizier, Rittmeister Graf Wedel, der anscheinend bei ihr einquartiert war. Er schien gar nicht zu den Verehrern des «Führers» zu zählen und so fragte ihn auch mein Vater freimütig, wie man denn in Deutschland Hitler an die Macht hätte kommen lassen. Die Antwort war: Was hätten wir denn tun sollen? Es gab ja nur die Wahl zwischen ihm und den Kommunisten. Da ich es damals nicht besser wusste, schien mir diese Erklärung einleuchtend.

Als ich dann wieder nach Neustadt zurückkehrte, war alles anders: Wir hiessen nun Kriegsschule Wiener Neustadt. Die Flieger und die Flakartilleristen hatten uns verlassen und waren auf eigene Schulen der deutschen Luftwaffe transferiert worden. Ob sonst noch Kameraden ausgeschieden waren, liess sich zunächst schwer übersehen, da die bisherigen, nach Waffengattungen gegliederten Kompanien aufgelöst worden waren und wir nunmehr «gemischte» sogenannte Aufsichten bildeten, in denen wir vielfach mit bisher unbekanntem Kameraden aus anderen Waffengattungen zusammengeschlossen waren. Immerhin hörte man doch das eine oder andere – so soll sich, hiess es, der Sohn des früheren Vizekanzlers Major Emil Fey, der zu meinem Jahrgang gehört hatte, erschossen haben, als er feststellen musste, dass seine Eltern Selbstmord begangen hätten. Dafür wurde der Sohn des österreichischen Generalstabsobersten Rendulic eingestellt. Sein Vater war seinerzeit wegen seiner «nationalen» Gesinnung von der früheren Regierung mit «Wartegebühr» in den Ruhestand versetzt und der Sohn erst gar nicht in die Akademie aufgenommen worden. Bei uns Artilleristen schien zunächst keiner zu «fehlen» oder hinzugekommen zu sein. Wir waren natürlich auch aufgeteilt worden und hatten in die Burg zu übersiedeln.

Auch unsere bisherigen Kompanieoffiziere sowie unsere alten Lehrer waren verschwunden. An ihre Stelle war reichsdeutsches Ausbildungspersonal getreten. Nur Generalmajor Moyses war noch da, spielte aber trotz seiner nagelneuen deutschen Generalsuniform offensichtlich nur eine eher untergeordnete Rolle. Das Sagen hatte jetzt sein deutscher Stellvertreter, Oberstleutnant Sievers. Inspektionsleiter war ein Major Heyden, ein schwer kriegsverletzter Offizier des Weltkrieges, der seine Behinderung jedoch souverän überspielte. Auch sonst gewann er unsere Achtung. Er biederte sich nicht an, kehrte aber auch nicht den «Preussen» heraus, der er wohl war. Vielmehr war er eine konziliante Persönlichkeit, die sich gewiss der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewusst war. Denn einerseits musste er Dinge vortragen, die in Deutschland eigentlich zum Rekrutenunterricht gehörten, für uns aber neu waren. Andererseits waren wir bereits seit eineinhalb Jahren im Heer und stellten mitunter Fragen, die sogar ihn etwas ins Schleudern

brachten. So etwa, als er im Unterrichtsfach «Allgemeine Heereskunde» mit Nachdruck den Satz dozierte: «Die Wehrmacht ist der alleinige Waffenträger des deutschen Volkes» – und dabei einer von uns aufstand und fragte, wie es sich dann eigentlich mit der Bewaffnung der SS-Verfügungstruppe verhalte?

Der neue Hörsaal- und zugleich Taktiklehrer war der rotbackige, etwas sanguinisch wirkende, bayerische Major Herder, dem wir schon weit weniger Sympathien entgegenbrachten, besass er doch jenen etwas donnernden Charme, der manchen Bayern eigen ist und der ihn auch verleitete, auf uns «schlappe» Österreicher ein wenig herabzusehen. Und in diesem Punkt waren wir recht empfindlich.

Der Offizier, der über meine ‚Aufsicht‘ – es war die 8. – die Aufsicht innehatte, d.h., uns also ausserhalb des theoretischen Unterrichts betreute, war der Kavallerie-Oberleutnant Freiherr von Berlichingen. Er entsprach ungefähr dem, was wir uns unter einem deutschen Offizier vorstellten, und stand in krassem Gegensatz zu unserem bisherigen österreichischen Kompanieoffizier, dem ewig brüllenden Hauptmann Blümel, der mittlerweile ebenfalls von der Bildfläche verschwunden war. Lange nach dem Krieg, Blümel war in der Wehrmacht zum Obersten und Regimentskommandeur aufgerückt, trafen wir einander wieder und haben uns dann sehr gut verstanden.

Mit 1. Juni wurde dann auch der Zweite Jahrgang ausgemustert, diesmal allerdings nur noch als Oberfähnriche, während wir, der jüngste und einzige verbliebene Jahrgang, nun den Dienstgrad «Fahnenjunker-Unteroffizier» erhielten, womit wir freilich nicht sehr viel anzufangen wussten. Wichtiger war da schon die Mitteilung, dass auch wir schon Ende August zur Truppe kommen würden, also statt nach drei Jahren bereits nach einem. Man schien es also verdammt eilig zu haben, die «Österreicher» aus der Burg hinauszubekommen. Oder brauchte man so viele Offiziere?

In die kurze Zeit, in der wir, der jüngste Jahrgang, nun allein in der Burg verblieben und damit unsere eigenen Burgherren waren, fiel dann noch ein mich sehr beeindruckendes Ereignis: die «Ostpreussen-Reise». Wir sollten zusammen mit den Jahrgängen sämtlicher deutscher Kriegsschulen Ostpreussen bereisen. Wir gelangten im Eisenbahntransport am 4. Juni 1938 zunächst nach Berlin, wo wir in der Kriegsschule Potsdam, sozusagen im Herzen des Preussentums, untergebracht wurden. Der erste Kontakt mit den dortigen Kriegsschülern verlief dank des reichlich vorhandenen Alkohols problemlos, geriet aber auch zu einer ersten Bewährungsprobe, die wir allerdings durchaus bestanden. Freilich gab es am nächsten Morgen, als wir «Österreicher» dann die Sehenswürdigkeiten von Potsdam besichtigen sollten, einige eher unsicher wirkende Gestalten. Unsicher fühlten wir uns allerdings auch aus anderen Gründen, als wir später Berlin besichtigten. In unseren österreichischen Uniformen wirkten wir auf die Bevölkerung wie An-



kömmlinge von einem fernen Planeten. «Ach, Sie sind Ostmärker?», war die häufigste Reaktion. Zudem wimmelte es von zum Teil hohen Offizieren, die an allen Strassenecken plötzlich aufkreuzten und rechtzeitig wahrgenommen und korrekt begrüsst werden mussten. Dazu eine Überfülle an Eindrücken, die kaum auf einmal zu verarbeiten waren. Eigentlich war ich froh, als wir über Stettin (heute Szczecin in Polen) nach Swinemünde (heute Świnoujście) weiterreisten, wo uns Einrichtungen der Marine-Küstenartillerie gezeigt wurden.

Schliesslich wurden wir am Nachmittag des 9. Juni auf kleinere Dampfer eingeschifft, um die Überfahrt nach Ostpreussen anzutreten. Ich weiss nicht mehr, was das für Schiffe waren – wahrscheinlich waren es kleine Frachtdampfer, denn ich verbrachte den Grossteil der Nacht im Laderaum, auf einem Liegestuhl. Jedenfalls hiess mein Schiff «Herta». Da es das erste Mal war, dass ich zur See fuhr, war der Eindruck auf mich sehr stark, als wir am Abend eines strahlenden Sommertages, aus der Bucht von Swinemünde auslaufend, die Ostsee erreichten und in den sinkenden Abend hineinfuhren.

Gegen Morgen liefen wir in Pillau (heute Baltijsk) ein, wurden auf Busse umgeladen und zunächst in das Ostseebad Rauschen (Svetlogorsk) gebracht, wo wir in der ziemlich kalten Ostsee ein Erfrischungs- und Reinigungsbad nehmen durften. Sodann ging es nach Palmnicken (Jantarny) an der Samlandküste, um die Bernsteinengewinnung zu besichtigen. Und von dort in stundenlanger Omnibusfahrt über Königsberg (heute Kaliningrad), Preussisch-Eylau (Bagrationowsk) und Heilsberg (heute Lidzbark in Polen) nach Allenstein (Olsztyn), das unser Standortquartier während dieses Teils unserer Reise werden sollte.

Zum ersten Mal war ich in einer deutschen Truppenkaserne und der Eindruck war nicht gerade überwältigend. Ein eher tristlos anmutender Backsteinbau und in seinem «Komfort» nicht viel besser als unsere Kasernen. Und dann das deutsche Kommissbrot! Da waren wir mit dem unsrigen den «Preussen» aber deutlich überlegen. Wie überhaupt die «deutsche Küche» mir wenig behagte. Sehr anheimelnd fand ich das alles nicht, tröstete mich aber damit, dass dies ja nur eine vorübergehende Episode sei. Wer konnte auch ahnen, dass das für mich nicht zutreffen sollte?

Die nächsten Tage (11.-14. Juni) waren dann mit Vorträgen und Exkursionen voll ausgefüllt, die alle der im August 1914 geschlagenen, berühmten Schlacht bei Tannenberg gewidmet waren. Mag sein, dass meine deutschen Kameraden dies alles sehr viel eingehender bereits studiert hatten. Mich verwirrte dies alles sehr. Mal wurde hier der Einsatz des XX. Armeekorps und dort jener des I. Reservekorps durchgespielt, dann die Ereignisse um die «Russenfalle» bei Schlagamühl (Kolatek) nordöstlich von Hohenstein (heute Olsztynek in Polen) und der Sturm auf die Brücke von Waplitz (Waplewo) südlich von Hohenstein behandelt. Die Brücke am Dorfeingang von Waplitz war eine schmale Strassenbrücke über ein eher kleines Flüsschen. Man konnte ihr

die Bedeutung nicht ansehen, die sie damals offenbar für kurze Zeit gespielt hatte, aber es waren noch immer die Geschosseinschläge von damals im Brückengeländer wahrzunehmen, was mich sehr beeindruckte. So fern und doch so nah war noch immer der Sommer 1914, der in einer mir unerklärlichen Art, aber atmosphärisch – und da sehr stark – wie ein ganz feines Gewebe über dieser an sich sehr schönen, aber irgendwie auch ein wenig melancholischen Landschaft lag. Altweibersommer des Krieges? War es das?

Den Höhepunkt der Ostpreussenreise bildete dann der Appell sämtlicher Kriegsschulen des Heeres, also Potsdam, Dresden, Hannover, München und schliesslich Wiener Neustadt, im Tannenberg-Denkmal bei Hohenstein, dem «Reichsehnenmal», wie es nun offiziell hiess. Schon vom Parkplatz aus, wo wir unsere Autobusse verliessen und der etwa 700 bis 800 Meter entfernt lag, bot die Anlage einen imponierenden Anblick. Inmitten einer völlig freien Ebene, auf einer leichten, angeblich künstlich geschaffenen Erhebung, hob sich der burgartige Bau scharf vom strahlenden Sommerhimmel ab. Eine gewaltige Mauer umgab einen achteckigen Ehrenhof, den man nur von einer Seite aus betreten konnte. Die Mauer wurde von acht mächtigen Türmen überhöht, die aber nicht an den Ecken, sondern an den Längsseiten angebracht waren. Waren das Wachtürme? Überhaupt: War das eine Trutzburg oder eher eine Fluchtburg? In einem der Türme, der dem Eingang gegenüberlag, war seit einigen Jahren der Sieger von Tannenberg und spätere Reichspräsident, Generalfeldmarschall von Hindenburg, beigesetzt. Dem Eingang zur Gruft, der von zwei überlebensgrossen, steinernen Wachposten bewacht wurde, war ein ebenerdiger Vorplatz vorgelagert und von hier stiegen, Amphitheater-artig grosse steinerne Stufen bis zum Fuss der etwas höher gelegenen Ringmauer und der in diese eingelassenen Türme an. Auf diesen Stufen standen nun, das etwa 100 Meter tiefe Halbrund bis auf den letzten Platz füllend, die Fähnriche aufgebaut, um zunächst eine Ansprache des Inspektors der Kriegsschulen über sich ergehen zu lassen. Dann folgte die übliche Kranzniederlegung.

Eigentlich ist es immer dasselbe: Wenn Massen in Erscheinung treten, ist die Atmosphäre zum Teufel. So auch hier. Eigentlich schade. Als wir dann wieder zu unseren Bussen gingen und der gewaltige Bau allein in der weiten Landschaft hinter uns zurückblieb, war sie wieder da.

Ich habe das Tannenberg-Denkmal im folgenden Jahr, wider Erwarten, noch einige Mal besucht. Ein letztes Mal kam ich an dem Ort, lange nach dem Zweiten Weltkrieg, etwa in den Siebzigerjahren, anlässlich einer wissenschaftlichen Exkursion vorbei. Ich wusste wohl, dass das Denkmal 1945 beim Abzug der deutschen Truppen teilweise gesprengt worden war. Aber jetzt war nicht einmal mehr der Ort auszumachen, wo es gestanden war. Es war verschwunden wie eine Fata Morgana. An seiner Stelle standen scheussliche polnische Plattenbauten und ein lichter Wald. Und doch: Noch am selben Tag besichtigten wir, die Exkursionsteilnehmer, das

Denkmal, das die Polen inzwischen zur Erinnerung an ihren Sieg bei Tannenberg im Jahre 1410 über ein Heer des Deutschen Ritterordens errichtet hatten. Das war eine mässig geschmackvolle Anlage, nicht weit vom ehemaligen «Reichsehnenmal» entfernt. Was mir auffiel war, dass dieses Erinnerungsmaai ebenfalls von hohen Steinstufen eingefasst war. Sollte ich womöglich auf einer von ihnen schon vor Jahrzehnten gestanden sein?

Der folgende, letzte Reisetag war der Besichtigung von Königsberg gewidmet. Wir wurden uns hierbei völlig selbst überlassen, und da ich von der Geschichte Ostpreussens wie jener von Königsberg zu diesem Zeitpunkt nicht die geringste Ahnung hatte, streunte ich mit ein oder zwei Kameraden ziemlich planlos durch die Stadt. Natürlich besichtigten wir den Dom und das Schloss, natürlich kehrten wir im «Blutgericht», einer historischen Gaststätte im Schloss, ein und assen dort, obligatorisch, «Königsberger Klopse». Mir war schon nach den ersten Bissen klar, dass dies wohl nie mein Leibgericht werden würde. Dann wanderten wir weiter und standen dann teils durch Zufall, teils dank eines freundlichen Königsbergers plötzlich vor der Hauptsehenswürdigkeit der Stadt, nämlich dem Grabmal Immanuel Kants. Viel fing ich damals damit auch nicht an.

Dann ging es wieder nach Pillau, wo wir auf zwei kleine Dampfer des Seedienstes Ostpreussen eingeschifft wurden. Gegen Abend liefen wir aus. Sehr bald erhob sich starker, ja stürmischer Wind und unsere Kähne fingen bedenklich zu schaukeln an. Natürlich bestand nicht die geringste Gefahr, aber meine Kameraden an Bord wurden einsilbiger und blasser. Das Schiffsrestaurant, das zunächst sehr besucht war, leerte sich zusehends. In relativ kurzer Zeit lösten sich die Bande militärischer Ordnung. Neptun wurde reichlich und nicht nur an der Reling geopfert. Ich selbst verbrachte die Nacht zwar auch schlaflos an Deck, vermochte aber «Haltung» zu bewahren. Nur als ich nach der Landung in Stettin von Bord ging und in einem nahen Gasthaus mir ein paar Würstel bestellte, hatte ich den Eindruck, dass auch die Würstel auf dem Teller noch schwankten. Mir kam ein Vers aus einem Kinderbuch in den Sinn: «So endete mit Ach und Weh die Vergnügungsreise der Tiere zur See.»

Blicke ich zurück, so war diese Reise für mich zwar etwas anstrengend, aber doch ein ungewöhnliches Erlebnis gewesen. Merkwürdig bleibt, dass ich in meinen damaligen Notizen mich negativ über die offenbar auch an der Reise teilnehmenden österreichischen Offiziere äusserte. Irgendwie gingen sie mir auf die Nerven, ohne dass ich heute den konkreten Anlass dafür wüsste. Vielleicht fand ich, dass sie sich zu sehr anbiederten, oder in ihrer allgemeinen Haltung zu wünschen übrig liessen. Da war mir das gewiss distanzierte, aber korrekte Benehmen der deutschen Offiziere schon lieber.

Zurück in Wiener Neustadt lief der normale Dienstbetrieb wieder an und vor allem die Vorbereitung auf die abschliessende Offiziersprüfung. Für mich verlief dies ziemlich problemlos und

ich hatte den Eindruck, dass man mir keine «Schwierigkeiten» in den Weg legen würde und wohl auch auf meine politische Herkunft – beziehungsweise jene meines Elternhauses – offenbar vergessen hatte.

Aber so ganz war das nicht der Fall. Ende August, nachdem ich die Offiziersprüfung – mit Erfolg – abgelegt hatte, liess mich eines Tages mein Aufsichtsoffizier, der Oberleutnant von Berlichingen, rufen und teilte mir mit, dass ich «leider» als Drittbester meines Hörsaales abgeschnitten hätte. Zunächst dachte ich, dass er scherze, aber dann erkannte ich, dass sein Bedauern durchaus echt war. Warum? Hätte er es lieber gesehen, wenn ich durchgefallen wäre?

Wenig später wurden uns, im Hörsaal, von unserem bayerischen Hörsaalleiter die Truppenteile bekannt gegeben, zu denen wir nach Ende des Lehrgangs am 1. September 1938 einzurücken hatten. Alle meine Kameraden kamen, wenn schon nicht in österreichische Garnisonen, so doch zu Truppenkörpern, die in grossen Städten des Reiches lagen. Der Hörsaalleiter ergänzte seine Mitteilung jeweils mit einer kurzen Bemerkung über die Bedeutung des jeweiligen Regiments oder die Schönheit der Garnison. Bei mir verkündete er nur kurz: «Allmayer-Beck zum Artillerie-Regiment 21 nach Mohrungen.» Ich war wie vor den Kopf gestossen. Wo lag denn das überhaupt? «Ostpreussen» setzte der Major etwas maliziös hinzu. Der Hörsaal brach in schallendes Gelächter aus. Mir war aber gar nicht nach Lachen zumute. Das sah ja ganz nach einer Verbannung aus!

Zu Hause suchte ich im Atlas nach diesem bisher nie gehörten Ort: Mohrungen war eine Kreisstadt mit zirka 3.000 Einwohnern (heute heisst der Ort Morąg und liegt im östlichen Polen, nahe der Grenze zur russischen Enklave Kaliningrad). Dass die Stadt auch der Geburtsort Herders war, fiel für mich weniger ins Gewicht als die Tatsache, dass mein Jugendfreund Fredi Klein-Wisenberg, der – weil im Jahrgang vor mir – schon im Juni ausgemustert worden war, auch zu diesem Regiment, jedoch nach Elbing (Elbląg) gekommen war. Die Familie Klein-Wisenberg war, wie die meine, seitens der neuen Machthaber als «politisch unverlässlich» zu betrachten; unsere Versetzung in den «fernen Osten» dürfte daher kein Zufall gewesen sein.

Die Ausmusterung und damit der Abschied von Wiener Neustadt verlief denkbar prosaisch. Von einer Ausmusterung alten Stils war keine Rede mehr. Es wurden an uns, die wir nun zum ersten Mal als neu ernannte Oberfähnriche deutsche Uniformen trugen, ein paar Reden gehalten, dann die Beförderungsdekrete ausgehändigt und schliesslich versammelten sich alle, die Lehroffiziere und der Jahrgang, vor dem Maria-Theresien-Denkmal im Park zu dem üblichen Gruppenfoto.

Kurz vor unserer Beförderung hatte sich aber mein Hörsaal noch zu einem besonderen Abschiedsfoto zusammengefunden. Wir zogen noch einmal unsere alt-österreichischen Akademi-

Johann Christoph Allmayer-Beck

ker-Waffenröcke an, mohrengrau mit roten Aufschlägen, und liessen uns zu Füßen des Maria-Heresien-Denkmal zusammen mit unserem deutschen Aufsichts-Offizier fotografieren. Dann zogen wir diese Uniform für immer aus.

## Mohrungen

Dem Abgang von der Akademie folgten ein paar Urlaubstage in Baden, die ich zur Vervollständigung meiner Ausrüstung und zu Abschiedsbesuchen benützte. Dazu zählte vor allem die Familie Kloss, die in der Marchet-Strasse eine prachtvolle, 1869 von Otto Wagner erbaute Villa, die sogenannte «Rainer-Villa», nebst einem riesigen Park bewohnte. Sie gehörte der Erzherzogin Eleonor, einer Tochter des ehemaligen Contreadmirals Erzherzog Carl Stephan. Dieser hatte die Villa offenbar von seinem Onkel, Feldzeugmeister Erzherzog Rainer, geerbt, aber sehr wahrscheinlich kaum oder gar nicht bewohnt, da er ja als Admiral vor allem im k. u. k. Marinestützpunkt in Pola (heute Pula in Kroatien) residierte. Das hatte freilich auch zur Folge, dass seine älteste Tochter, eben Erzherzogin Eleonor, einen bürgerlichen Marineoffizier, den Korvettenkapitän Kloss heiratete. Um ihr eine standesgemässe Unterkunft für die schnell wachsende Familie zu gewähren, überliess ihr Vater ihr die «Rainer-Villa».

Von den acht Kindern (sieben Knaben und ein Mädchen) zählten drei zu meinen engsten Spielkameraden und es war daher klar, dass ich dort einen Abschiedsbesuch zu machen hatte. Ich, bereits in der neuen Uniform, traf den Hausherrn auf einer Bank vor dem Hause sitzend an. Er schien den Umbruch nicht allzu tragisch zu nehmen – vielleicht tröstete er sich damit, dass zu dem neuen «Grossdeutschland» auch eine nicht unbedeutende Kriegsflotte gehörte. Tatsächlich wurde auch einer der Söhne deutscher Marine-Offizier. Aber der Preis, den die Familie zu zahlen hatte, war hoch: Zwei Söhne fielen im Felde, die Villa wurde von der NSDAP beschlagnahmt und die Familie in ein recht bescheidenes Wirtschaftsgebäude in ihrem Park eingewiesen. Aber davon war in den letzten Augusttagen des Jahres 1938 natürlich noch nichts zu spüren. Mit den besten Wünschen versehen, verabschiedete ich mich. Wir sahen einander nie wieder.

Am Abend des 3. September war es so weit. Die ganze Familie, d.h. meine Eltern, mein Bruder und meine Schwägerin, begleiteten mich zum Wiener Westbahnhof, so als gelte es, von einem nach Sibirien Verbannten Abschied zu nehmen. Erfreulicherweise traf ich hier auf einen Leidensgefährten, den Piegler Mucki, einen Infanteristen, der es zu seinem neuen Regiment sogar noch weiter hatte. Er musste ebenfalls nach Ostpreussen, aber nach Gumbinnen (heute Gussew im russischen Oblast Kaliningrad). Ich konnte mir vorstellen, dass meine Mutter, als der Zug

langsam anfuhr, ein zweites Mal seufzte: «Mein armer Bub!», zumal sie gewiss überzeugt war, dass ich den auf mich zukommenden Anforderungen nicht wirklich gewachsen sein würde.

Am Morgen des folgenden Tages kamen wir mit zweistündiger Verspätung in Berlin an, sodass wir den Anschlusszug nach Ostpreussen fast verpassten. Mit Mühe und Not erreichten wir ihn doch und nun ging es nach Osten weiter. Die lichten Föhrenwälder, durch die wir fuhren, erinnerten mich sehr an die Waldungen im «Steinfeld» um Wiener Neustadt. Brandenburg – des «Reiches Streusandbüchse» – entsprach ungefähr dem, was ich mir vorgestellt hatte. «Steige hoch, Du roter Adler, wohl über Sumpf und Sand ...», hörte ich gelegentlich singen. Es stimmte, zumindest von der Bahn aus gesehen. Ab Schneidemühl in Westpreussen (heute Pila in Polen) durchquerten wir den polnischen Korridor, ohne dass mich das besonders beeindruckt hätte, und am späteren Nachmittag, knapp 24 Stunden nach unserer Abreise von Wien, erreichten wir «Ostlandfahrer» endlich Elbing. Eine volle Tagesreise von Wien entfernt – das schien mir schon ziemlich nahe am Ural zu sein!

Mein Freund Piegler musste freilich noch ein Stück weiter reisen, nämlich dorthin, wo sich meiner Meinung nach nicht mehr die Füchse, sondern nur noch die Wölfe «Gute Nacht!» sagten. Erst viele Jahre nach dem Krieg sahen wir einander wieder: ich als Staatsarchivar, er als Gendarmerie-Offizier. Er hat es schliesslich auch noch zum Gendarmerie-General gebracht. Von alledem war uns damals jedoch noch nichts anzumerken.

Da es für eine Meldung beim Regiment viel zu spät war, quartierte ich mich in dem Hotel «Königlicher Hof» ein, machte noch einen kurzen Spaziergang durch die Stadt und ging früh schlafen, da ich mich von der langen Reise, die ich – obzwar in der Zweiten Klasse, dafür aber in Uniform und daher ständig «in guter Haltung» – zurückgelegt hatte, doch ziemlich ermüdet fühlte.

Am nächsten Morgen warf ich mich in den «Meldeanzug», das heisst, ich schnallte mir die Feldbinde und den Säbel um und marschierte durch die mich neugierig musternde Menge zur Artillerie-Kaserne. Der Empfang, der mir zuteil wurde, lohnte freilich den Aufwand nicht. Statt des Regimentskommandeurs, wie ich angenommen hatte, empfing mich ein Oberwachtmeister und bedeutete mir, dass das Regiment zur Zeit im Manöver sei und ich mich daher ohne weitere Umstände sogleich nach Mohrungen, in meine künftige Garnison, begeben sollte, wo ich Weiteres erfahren würde.

Also zurück zum Bahnhof, genauer zu einem Lokalzug nach Mohrungen. Dass es sich um einen solchen handelte, war schon an seinem Äusseren zu erkennen. Gezogen wurde er von einer Dampflokomotive, die bei den Bahnübergängen nicht pfiiff, sondern mit einer Glocke bimmelte, die sich neben dem Rauchfang befand und vom Führerhaus aus mit einer Schnur betätigt wurde. Bei den Waggons der 2. und wohl auch 3. Klasse hatte jedes Coupé seinen eigenen Eingang von

### *Mohrungen*

der Seite her und der Schaffner konnte die Fahrkarten nur kontrollieren, wenn er an der Aussenseite des Waggons auf einem langen, durchlaufenden Trittbrett sich von Tür zu Tür hantelte. Ich glaube auch, mich zu erinnern, dass es auf dieser Linie sogar noch eine 4. Waggonklasse gab, in der nur Bänke standen und wo auch Tiere transportiert werden konnten, etwa Geflügel.

Die Fahrt ging bei mässigem Tempo durch eine mich fremd anmutende, ungewohnt stille Landschaft. Man sah nur wenig Verkehr. Auf den Weiden stand schwarz-weisses Rindvieh, wie wir es in Österreich nicht kannten. Fremd muteten mich auch die Namen der Stationen an, bei denen der Zug gewissenhaft hielt: Güldenboden, Preussisch-Holland, Maldeuten und dann endlich Mohrungen, wo ich am späten Nachmittag eintraf.

Mohrungen sah genauso aus, wie ich es mir vorgestellt hatte: eine Kleinstadt, die nicht einmal an der Bahn lag. Ich glaube, ich war der einzige Reisende, der hier den Zug verliess. In der Bahnrestaurations sassen ein paar Männer, die mich neugierig musterten. Der Platz vor dem aus rotem Backstein erbauten kleinen Bahnhof lag hingegen menschenleer in der schon etwas schläfrigen Spätnachmittagssonne. Er war auch nicht von Häusern umsäumt. Die ersten Häuser sah man erst weiter im Hintergrund. Sie gehörten zu einer eher modern anmutenden Siedlung, in der – wie ich später erfuhr – die verheirateten Offiziere der Garnison mit ihren Familien untergebracht waren. Von der eigentlichen Stadt war zunächst überhaupt nichts zu sehen. Sie wurde durch hohe Bäume verdeckt.

Auf dem Bahnhofplatz war weder ein Taxi noch eine Droschke oder sonst ein Fahrzeug, ja nicht einmal ein Passant wahrzunehmen – ich, der ratlose Oberfähnrich, war allein auf weiter Flur. Wenn ich diese Ankunft mit den Empfängen vergleiche, die – wie mir später erzählt wurde – manchen meiner Kameraden bei ihrer Ankunft in den neuen Standorten bereitet wurde, so lag meiner sicherlich an der untersten Grenze.

Nachdem ich mein Gepäck in der Gepäckaufbewahrung deponiert und mich über den Weg zur Kaserne informiert hatte, machte ich mich auf den Marsch – auf einen ziemlich langen übrigens, denn die Kaserne lag genau auf der anderen Seite der Bahnanlage, deren Überquerung auf kurzem Weg streng verboten war. Nach etwa einer Viertelstunde langte ich vor der Artillerie-Kaserne, der «Kolberg-Kaserne» an, die übrigens Schulter an Schulter mit einer Infanterie-Kaserne, «Grollmann-Kaserne» genannt, lag. In ihr war ein Bataillon des Infanterie-Regiments 3 untergebracht. Auch hier absolute Stille: Beide Kasernen lagen wie verödet da. Das war freilich kein Wunder, denn ich wusste ja, dass sich die Truppe im Manöver befand.

Natürlich erwartete auch hier niemand den «ins Reich Heimgekehrten». Der Posten im Kasernentor prüfte meinen Ausweis und verwies mich dann an einen Leutnant, der die verwaiste Kaserne beaufsichtigte. Diese machte allerdings einen sehr schönen Eindruck.



Offenbar völlig neu erbaut, war sie sehr grosszügig angelegt. Das bedeutete gegenüber der veralteten, verwanzten Wilhelms-Kaserne in Wien immerhin einen Fortschritt. Von dem sehr liebenswürdigen Leutnant Bablitz, dem Führer des «Nachkommandos», erfuhr ich, dass sich meine Abteilung, die I. Abteilung des Artillerie-Regiments 21 (I./AR 21), nahe der polnischen Grenze im Manöver befände und er den Auftrag hätte, mich dorthin in Marsch zu setzen. Immerhin wurde mir noch ein Rasttag zugestanden, den ich bei leider schon trübem Wetter zu einem kurzen Geländeritt mit dem Leutnant benützte. Am 7. September aber, um 5 Uhr früh, bestieg ich mit fünf Kanonieren, die auch zur Truppe einrücken sollten, den Zug nach Allenstein, wo wir nach zwei Stunden einlangten und ich von einem Pkw der Abteilung abgeholt werden sollte. Dieser erschien freilich erst um 2 Uhr nachmittags, als es nun bereits in Strömen regnete. Auch das noch!

Nach zweieinhalbstündiger Fahrt auf grundlosen Wegen und durch riesige Forste landete ich in der vollkommen einsam liegenden Försterei Eckwald, rund neun Kilometer nordwestlich von Millenberg (Milkowo), dem Manöver-Stabsquartier der I./AR 21. Wieder war niemand da, bei dem ich mich hätte melden können. Die Herren, das heisst der Kommandeur und sein Adjutant, wären noch im Gelände. So sass ich denn, ständig sprung- und «meldebereit», gleichsam in einer Lauerstellung und hörte den Gesprächen zu, die das daheim gebliebene Schreibstubenpersonal des Abteilungs-Stabes mit dem Förster führte. Da wurde eine ganz eigene Atmosphäre spürbar. Von der Aufbietung des Grenzschatzes und der Einteilung des Försters bei einem Grenzschutz-Regiment, von Grenzbeobachtung und Ähnlichem war die Rede. Man war eben im tiefen Forst an der polnischen Grenze und hier herrschten offenbar andere Verhältnisse als etwa an der ehemaligen österreichischen Grenze gegen Ungarn oder im Weinviertel. Und noch etwas kam da zum Vorschein, worauf ich eigentlich nicht gefasst war: Mit den forstwirtschaftlichen Kenntnissen meines Bruders Franz prahlend fragte ich den Förster so obenhin, wie es denn bei ihm um den 150-prozentigen Holzeinschlag bestellt sei. Er sah mich verstört an und meinte: «Ja, wir haben sogar 180-prozentigen Einschlag. Aber lange geht das so nicht mehr. Ich habe voriges Jahr schon Bestände schlagen müssen, die noch nicht hiebreif waren. Und heuer habe ich nichts mehr. Aber Österreich, das hat ja Reserven für vier bis fünf Jahre. Die haben ja früher sehr gespart. Die müssen uns jetzt aushelfen.» – «Und wenn die auch nichts mehr haben?», wagte ich einzuwenden. «Dann haben wir ja schon die Kolonien», kam die mich verblüffende Antwort, «und die sind unerschöpflich.» Man habe schon Versuche mit Hölzern gemacht, die grossartig ausgefallen wären. «Sobald wir die Kolonien haben, geht gleich eine Anzahl Forstpersonal hinüber. Die Stellenbesetzung ist schon fertig!» Mir blieb der Mund offen, angesichts dieser weltpolitischen Betrachtung im Forsthaus von Millenberg. Offenbar war dieses Österreich doch nicht so arm und elend, wie dies die Nationalsozialisten in Wien immer wieder erklärt hatten.

Aber viel Zeit blieb mir nicht, um darüber nachzudenken, denn plötzlich ging die Tür auf und der Kommandeur, Major Nesslinger, und sein Adjutant, Oberleutnant Weber, traten jovial grüsend in das Zimmer. Auf den ersten Blick zwei in dieser Waldeinsamkeit überraschend erfreuliche Personen. Aber auch die übrigen Herren des Stabes, Stabsveterinär Dr. Karas und die beiden Leutnante Juedtz und Liedtke – von mir natürlich zunächst alle als «Preussen» diagnostiziert – waren sehr liebenswürdig mit mir, hiessen mich herzlich willkommen und hatten viel Verständnis für meine Lage.

Zunächst wurde ich noch etwas gepflegt und dann eröffnete mir Major Nesslinger, dass ich zur 2. Batterie versetzt sei und mich bei deren Chef, Hauptmann Mellin, zu melden habe. Das Dorf, in dem die 2. Batterie untergebracht war, hiess Grünlanden (Wyseggen bzw. Wyzegi) und befand sich etwa neun Kilometer vom Abteilungs-Stabsquartier entfernt, südlich von Willenberg, nur drei Kilometer von der polnischen Grenze entfernt. Vom Fenster des mir dort zugewiesenen Quartiers, einem für meine damaligen Begriffe unglaublich primitiven Zimmerchen in einem kleinen Bauernhaus, konnte man direkt nach Polen hinübersehen. Hier eingetroffen, glaubte ich nun endgültig am Ende der Welt angelangt zu sein. Da es schon spät am Abend, etwa 23 Uhr, war, wurde meine Meldung bei Hauptmann Mellin auf den nächsten Tag verschoben.

Mein neuer Chef war nun ein ganz anderer Typus als der mir so sympathische Abteilungskommandeur: nämlich ein echter Preusse. Eher klein und von zartem Körperbau, war er zwar eine durchaus kultivierte Erscheinung, wirkte auf den ersten Blick aber «zugeknöpft bis oben». Kühl distanziert und eher förmlich, ohne einen besonderen Willkomm-Gruss nahm er meine Meldung entgegen. Er mochte so seine eigenen Vorstellungen von einem Österreicher haben, genau so, wie ich sie von einem Preussen hatte. Nach einem etwa halbstündigen «Einführungs-Gespräch» musste ich aber feststellen, dass mein erster Eindruck doch offenbar falsch war. Vielmehr, notierte ich damals, ist er «ein Mann mit Herz und Gemüt, der sich um seine Leute kümmert und bei dem man etwas lernt». Wer konnte freilich ahnen, dass Mellin genau ein Jahr später und vielleicht nur ein paar Dutzend Kilometer von hier entfernt als Major und Kommandeur einer Artillerie-Abteilung zu den ersten Gefallenen des Feldzugs in Polen zählen würde? Dafür wurde mir aber bei diesem ersten Zusammentreffen klar, dass ich mich, wenn schon nicht am Ende der Welt, so doch in einer ganz neuen Welt befand, in der mit «österreichischem Charme» nicht auszukommen war, sondern nur mit Leistung. Gerade das aber sollte für mich in der nächsten Zeit das Hauptproblem bilden.

Ausser mir gab es in der Batterie noch den Leutnant Wätjen, der zwar auch erst vor ein paar Wochen dazu befördert worden war, aber jetzt eben bereits zu den Offizieren gehörte, während ich als Oberfähnrich nicht dazuzählte, aber auf der anderen Seite ranghöher als die ältesten Unteroffiziere war. Man kann sich vorstellen – und ich sollte es bald am eigenen Leib erfahren –,

dass diese alten, erfahrenen Unteroffiziere in dem grünen, von der Schulbank kommenden Oberfähnrich einen höchst unerwünschten «Einschub» zwischen sich und ihrem Chef erblickten, und das noch dazu in der Gestalt eines «Österreichers», der ja nur eine Operettenfigur sein konnte, den man daher bei jeder passenden Gelegenheit fühlen liess, wie sehr er von ihrem Wohlwollen abhängig sei. Gerade das aber durfte nicht eintreten, sonst war ich verloren. Mich ihnen gegenüber «durchzusetzen» war mindestens ebenso schwer, denn: Womit hätte ich ihnen imponieren können? Ich hatte ja weder vom Dienstbetrieb noch vom Gefechtsdienst die leiseste Ahnung. Trotzdem liess ich es schon in den allernächsten Tagen auf eine Konfrontation ankommen, um deutlich zu zeigen, dass man mit mir nicht nach Belieben verfahren könne. Das hat mir gewiss beim Unteroffizierskorps, bei den alten «Portepe-Trägern», geschadet, mir aber auf der anderen Seite die Anerkennung meines Chefs eingetragen.

Noch eine weitere Schwierigkeit zeichnete sich unmittelbar nach meiner Ankunft ab: Wie ich bei meiner Antrittsmeldung erfuhr, hatte die Batterie an diesem Tag ihre Übungen im kleinen Verband beendet und für den kommenden Abend war im Dorfkrug ein «Manöverball» angesetzt, an dem ich selbstverständlich teilzunehmen hatte. Was da zu erwarten war, ersah ich, als ich gegen Abend mein Quartier verliess, um meinen Chef zu dieser Veranstaltung abzuholen. Auf der schon dämmrigen Dorfstrasse, die keinerlei Strassenbelag aufwies, stiess ich auf den ersten Angehörigen meiner Batterie: Er lag bis zur Sinnlosigkeit betrunken im Strassengraben. Ich war eben in Ostpreussen und der hierzulande exzessive Alkoholgenuss sollte mir noch sehr zu schaffen machen. Vorerst verlief das «Fest» für mich einigermaßen glimpflich, da ich für die Anwesenden völlig fremd war und sich noch niemand getraute, mich einer Belastungsprobe auszusetzen. Zudem war Mellin zu meinem Glück selbst kein grosser «Zecher», wie ich solche später noch zur Genüge kennenlernen sollte.

Am Tag nach dem erwähnten «Manöverball» begann unsere Verlegung nach Arys, dem grossen ostpreussischen Truppenübungsplatz, auf dem Übungen im Divisionsrahmen stattfinden sollten. Dazu hatten wir zunächst einen schwachen Tagmarsch zurückzulegen, um dann in Willenberg (heute Wielbark) in die Bahn einwaggoniert zu werden. Bei diesem Marsch passierten wir jenes riesige Waldgebiet, in dem 24 Jahre zuvor die grosse Kesselschlacht bei Tannenberg zu Ende gegangen war und wo sich der Oberbefehlshaber der russischen Narew-Armee, General Samsanow, aus Verzweiflung darüber das Leben genommen hatte. Auf die Batterie, die da singend auf den sandigen Landwegen marschierte, machte das natürlich wenig Eindruck. Mir aber war, als schwebte der Geist des unglücklichen Generals noch immer über diesem unübersichtlichen Busch- und Waldgelände und als sähe ich an fernen Waldrändern Kosakenpatrouillen ver-

### *Mohrungen*

schwinden. Es lag für mich ein geheimnisvoller Zauber über dieser in strahlender Herbstsonne daliegenden, so gut wie menschenleeren Landschaft.

In Arys pulsierte hingegen das militärische Leben. Hier war nicht nur mein Regiment, sondern die gesamte 21. Division zusammengezogen. Ich kam mir in diesem Trubel fast verloren und vor allem unsicher vor. Und das mit Recht, denn ein mir völlig unbekannter Stabsoffizier, der Kommandeur des II. Bataillons des Infanterie-Regiments 3, brüllte mich unversehens im grossen Speisesaal des Offizierskasinos vor allen Anwesenden so an, dass alles um mich herum erstarnte. Und das, weil ich ihm nicht die richtige Ehrenbezeugung geleistet hatte. Es war dies meine erste Begegnung mit Oberstleutnant Becker, wegen seines auffahrenden Temperaments von seinen Offizieren auch «Feuerstoss» genannt. In späteren Jahren haben wir beide dann sehr freundschaftlich miteinander verkehrt. Vorerst aber war ich am Boden zerstört, wurde aber von den Offizieren meiner Umgebung sehr nett getröstet.

Zufällig traf ich in dem riesigen Lager auch meinen Jugendfreund Fredi Klein-Wisenberg, der bei einer motorisierten schweren Batterie meines Regiments eingeteilt war. Er lag schon seit dem Sommer in Elbing (heute Elblag) in Garnison und war seit Kurzem auch bereits Leutnant. Offensichtlich hatte er aber noch immer Schwierigkeiten, sich zu akklimatisieren. Er schilderte mir die Verhältnisse bei seiner Abteilung als schrecklich. Entweder hatte ich im Hinblick auf meine Offizierskameraden in Mohrungen doch das bessere Los gezogen oder aber, er bemühte sich zu wenig, sich anzupassen. Wie wichtig das Letztere war, habe ich später am eigenen Leib erfahren. Vorerst freilich ging es darum, sich im Manöver – so gut es ging – zu bewähren.

Die Übungen im grossen Verband waren für mich allerdings sehr spannend, auch wenn ich zunächst nur als Zuschauer Verwendung fand. Aber schon bald wurde ich als «Vorgeschobener Beobachter» eingeteilt und stürzte mich als solcher mit Feuereifer in das imaginäre Kampfgeschehen. Mit meinen Funkern auf einem Kartoffelacker liegend, funkte ich Feuerkommandos an meine Batterie, während um mich herum die ihre Kartoffeln auflesenden Bauern mich mit etwas verwunderten Blicken streiften. Meine Kampfeslust wurde auch nicht dadurch getrübt, dass ich am nächsten Tag zunächst von Panzern überrollt und dann von Schiedsrichtern mit weisser Armbinde «infolge feindlichen Artilleriefeuers» für «ausgefallen» erklärt wurde. Als Erfolg konnte ich hingegen buchen, dass meine Vorgesetzten, bis hinauf zum Abteilungskommandeur, den guten Willen des jungen «Österreichers», von dem man sich offenbar nicht viel erwartet hatte, wohlwollend zur Kenntnis nahmen.

Am Schluss der Manöver, es dürfte der 20. September gewesen sein, fand auf einem riesigen Feld eine Feldparade der gesamten Division vor ihrem Kommandeur, dem Generalleutnant Wo-

drig, statt. Dies war ein Schauspiel, das mich noch viel mehr beeindruckte als seinerzeit die Parade in Wien. Anders als dort, in der relativ schmalen «Schlucht» der Wiener Ringstrasse, defilierten hier die Regimente, Bataillone und Batterien in breiter Front, mit wehenden Fahnen und Standarten. Ein Schauspiel, das nicht nur konzentrierte Kraft, sondern für mich auch Schönheit ausstrahlte: die Ästhetik der Macht. Das war kein «Skelett-Exerzieren» wie seinerzeit in Wiener Neustadt, sondern mitreissende Realität. Und ich, der kleine Oberfähnrich, mittendrin.

Am folgenden Tage, dem 21. September 1938, kehrte meine Abteilung im Bahntransport nach Mohrungen zurück und damit begann für mich, in einem wesentlich nüchterneren Rahmen, das Garnisonsleben. Im Wohnblock der 2. Batterie bekam ich ein Leutnantszimmer zugewiesen, das auf dem gleichen Gang wie die Mannschaftszimmer lag und an Kargheit nichts zu wünschen übrig liess, wenngleich ich mich unterkunftsmässig gegen die Kaserne meiner Einjährig-Freiwilligen-Zeit geradezu in einem Paradies befand. Die Wiener Kaserne war nicht nur grauenvoll verwandt, auch die sanitären Anlagen waren dort geradezu unbeschreiblich gewesen. Gab es dort zum Waschen nur eine «Tröpferlinne», also eine lange Blechrinne, in die aus etwa zwanzig Hähnen das Wasser floss, so hatte die Mannschaft hier richtige Duschanlagen, von den WCs gar nicht zu sprechen. Die Mannschaftszimmer waren freundlich, für jeweils vier bis sechs Mann, während in der Wilhelms-Kaserne die ganze 1. Batterie in einem einzigen Schlafsaal untergebracht war. Statt der Holzkisten, in denen jeder österreichische Soldat seine Wäsche und sonstige Habseligkeiten unterbringen musste und die dazu noch unter dem Bett zu stehen hatte, hatte hier jeder Soldat seinen eigenen «Spind». Mein Zimmer war natürlich um Grade besser eingerichtet als jenes der Mannschaften, aber das Gefühl der «Unbehaustheit» wurde ich eigentlich nie so richtig los. Es wurde allerdings zunächst noch dadurch gesteigert, dass mein Umzugsgut, zwei Kisten, die ich bei einer Spedition aufgegeben hatte, nicht und nicht ankamen. Sie waren irgendwie fehlgeleitet worden und wurden mir erst nach vielen Wochen zugestellt. Aber auch als dies endlich der Fall war, bedeutete dies noch keine wesentliche Hebung meiner «Lebensqualität». Irgendwie blieb ich, mir fast unbewusst, auf ein Provisorium eingestellt. Es mag dabei mitgespielt haben, dass sich gerade in diesen Wochen die Krise um das Sudetenland schnell zuspitzte, und obwohl es nicht den Anschein hatte, dass wir in Ostpreussen davon direkt betroffen wären, war ich doch sehr bedrückt. Der aggressive Ton in den Zeitungen machte mir Angst. Ja, ich hatte schlicht und einfach Angst vor einem Krieg, der da auf einmal zumindest in den Bereich der Möglichkeit zu treten schien und von dem ich mir überhaupt nicht vorzustellen vermochte, wie ein solcher bei diesem Stand der Technik noch geführt werden konnte. Immer wieder standen mir die Bilder aus dem Weltkrieg vor Augen, über den ich ja viel gelesen hatte. In den letzten Jahren meiner Schulzeit in Kalksburg war uns der französische Kriegsfilm «Die hölzernen Kreuze» von Roland Dorgelès vorgeführt worden und ich erinnerte mich, dass ich

damals das Kino buchstäblich weinend verlassen hatte, in dem unbestimmten Gefühl, so etwas einmal erleben zu müssen. Und jetzt schien es tatsächlich, als ob es dazu kommen könnte. Plötzlich wurde mir klar, was für ein gewaltiger Unterschied es doch war, ob man im Manöver bestenfalls gegen «Pappkameraden» kämpfte oder ob man dies gegen einen realen Gegner tun musste. Ich fühlte mich dem nicht gewachsen.

Umso grösser war dann meine Erleichterung über das Münchner Abkommen, mit dem die Krise des Septembers 1938 scheinbar friedlich beigelegt werden konnte. Eigentlich, so sagte ich mir, musste es ja so kommen. Denn welcher vernünftige Mensch hätte schon einen wirklichen Krieg verantworten wollen?

Doch als diese Belastung wegfiel, fühlte ich mich dennoch alles andere als glücklich. Ich kam mir allein und verlassen vor und fand dementsprechend alles um mich herum einfach «grässlich», die Garnison, die Menschen und deren mir fremde Lebensart, ganz abgesehen davon, dass ich mir klar war, dienstlich eine völlige Niete zu sein. Über diese Erkenntnis half mir auch nicht hinweg, dass ich – zum allgemeinen Erstaunen – bei einem Offizierspreisschiessen, das das Infanterie-Bataillon am 30. September veranstaltete, einen Preis in Gestalt eines kleinen versilberten Likörbechers gewann. Übrigens der einzige Preis, den ich in meinem gesamten Leben erhielt. Hingegen scheiterte ich mit meinem Bemühen, das Bronzene Sportabzeichen zu erwerben. Ich erfüllte zwar alle Bedingungen, lediglich beim Kugelstossen fehlten mir ein paar Zentimeter, aber diese zu erreichen hatte ich dann nie mehr Gelegenheit. Der Platz an der linken Brustseite, wo man sich das Abzeichen wie einen Orden anheften konnte, blieb – zunächst wenigstens – leer.

Freilich war das noch lange nicht meine grösste Sorge. Vielmehr bedrückte mich die Frage, ob ich mich je an die ärarische, leicht spiessbürgerliche Umgebung, in die ich versetzt war, würde gewöhnen können. Vorerst jedenfalls fand ich so ziemlich alle Menschen, mit denen ich zu tun hatte, «trottelhaft», «barbarisch» und «unkultiviert». Verstimmt war ich auch darüber, dass ich – wider Erwarten, obzwar in Übereinstimmung mit den deutschen Gesetzen – mein Adelsprädikat nicht führen durfte. Rückfragen meiner vorgesetzten Dienststelle, die anscheinend bis Berlin gingen, ergaben, dass zwar alle österreichischen Gesetze abgeschafft wären, nicht jedoch jenes über die Abschaffung des Adels in Österreich.

Dabei konnte ich mich, objektiv gesehen, über meine Vorgesetzten und aktiven Kameraden eigentlich nicht beklagen. Die hatten für mich mehr Verständnis, als ich es zunächst annahm. Aber für meine weitere Umgebung innerhalb des Standortes war ich weiterhin der «Österreicher», geman mit

wissermassen ein «Beute-Deutscher», dem «kameradschaftlich-wohlmeinender» Taktlosigkeit begegnete. So fehlte es nicht an «Ermahnungen» vonseiten kleiner Rittergutsbesitzer, mit denen ich als Reserveoffiziere im Kasino zwangsläufig zusammentraf, dass ich als «schlapper» Österreicher wohl sehr umlernen und mich an den preussischen Kommiss gewöhnen müsse. Im Grunde hatten sie ja gar nicht so Unrecht. Der Unterschied zwischen dem gemütlichen und gewiss etwas altmodischen österreichischen Bundesheer und der Wehrmacht war gewaltig. Während das Bundesheer eigentlich eine «Bürgerkriegsarmee» war, stets darauf gefasst, in innenpolitische Wirren eingreifen zu müssen, war die Wehrmacht offenbar ausschliesslich auf die Verteidigung der Reichsgrenzen ausgerichtet. Das sah ich ja auch ein. Aber deswegen war ich noch lange nicht gewillt, auf meiner Herkunft herumtrampeln zu lassen und das noch von Leuten, die mir höchst kleinkariert vorkamen. Ich konnte dann, wenn auch zurückhaltend, aber doch recht deutlich replizieren – und es wurde mir nicht widersprochen.

Auf der anderen Seite freilich kämpfte ich dagegen an, mich abzukapseln und mich in ein Schneckenhäusli zurückzuziehen, so gerne ich dies auch gemacht hätte. Wahrscheinlich begingen manche meiner österreichischen Kameraden, die sich in einer ähnlichen Lage wie ich befanden, diesen Fehler. So zum Beispiel hörte ich immer wieder von einem Leutnant Trondl, der, wohl älter als ich, beim benachbarten Infanterie-Regiment 3 eingeteilt war und dort offenbar wenig Anklang fand. Auch von meinem Freund Klein-Wisenberg erfuhr ich – so unter der Hand –, dass er bei den Offizieren seiner Abteilung im Elbing «unten durch» sei. Das war bei mir nun gewiss nicht der Fall. Natürlich wurde ich von den Offizieren meiner Abteilung auch kritisch beobachtet, aber schneller akzeptiert, als ich dies zunächst vermeint hatte. Das wurde mir erst so richtig deutlich, als Anfang Dezember, anlässlich eines Kasinofestes, der neue Abteilungsadjutant, Leutnant Liedtke, mich beiseite nahm und mir versicherte, was für ein «Pfunds-Kerl» ich wäre und wie zufrieden Major Nesslinger mit mir gewesen sei. Mein Erstaunen darüber steigerte sich noch, als er mir, dem Oberfähnrich, daraufhin das «Du» anbot, was, im Unterschied zu Österreichern, bei Preussen nicht so schnell der Fall war. Zudem verriet er mir, dass die Offiziersversammlung der Abteilung, die sich darüber zu äussern hatte, ob ein Oberfähnrich zum Offizier geeignet sei, sich in meinem Fall einstimmig dafür ausgesprochen habe, was angeblich keineswegs immer der Fall sei. Ich könnte also damit rechnen, am 18. Jänner des kommenden Jahres zum Leutnant befördert zu werden. Das hatte ich nun wirklich nicht erwartet, denn ich fühlte mich gewiss als alles andere als ein «Pfunds-Kerl» und war in meinen Augen keineswegs das, was man sich unter einem flotten Leutnant in spe für gewöhnlich vorstellte. Dass ich rein dienstlich den Anforderungen noch nicht gewachsen war, das mochte ja noch hingehen. Meine Jahrgangskameraden waren da auch nicht wesentlich besser. Eine bittere Enttäuschung war aber für mich, dass ich dort, wo ich mich von der Akademie her für sehr gut hielt,

nämlich im Reiten, keineswegs auf der hier nötigen Höhe stand. In Ostpreussen wurde eben nicht nur viel getrunken, sondern auch viel geritten. Und so musste ich einige Niederlagen einstecken. So etwa war ich bei einem kleinen Reitturnier, das innerhalb des Standortes ausgetragen wurde, der einzige Artillerieoffizier, der ohne Preis ausging. Natürlich bekam ich vom Hauptwachtmeister auch immer besonders schwierige Pferde zugewiesen, um dem «Herrn Oberfähnrich» deutlich zu machen, wie wenig er von der edlen Reitkunst verstünde.

Erfreulich hingegen waren für mich die mit Anfang Oktober beginnenden Reitjagden. Sie waren Bestandteil der vorgeschriebenen Offiziersausbildung und fanden ein- bis zweimal in der Woche statt. Insgesamt bin ich in diesem Herbst zwölf Jagden geritten. Der Parcours war ziemlich zahm: etwa vier bis sechs Kilometer, mit acht bis zehn Hindernissen, alle 1 bis 1,20 Meter hoch und die Gräben 1,5 bis 2 Meter breit. Da kam ich, wenn auch nicht sehr stilvoll, so doch anstandslos mit. Eine Meute hatte der Standort natürlich nicht und schon gar nicht wurde wirklich hinter dem Fuchs geritten. Aber das ganze Ambiente faszinierte mich doch. Da öffnete sich mir, abseits von jener Gesellschaft, die ich bisher kennengelernt hatte, eine Welt, die ich eigentlich nicht mehr für möglich gehalten hätte und die meine Massstäbe einigermaßen durcheinanderbrachte. Erschien mir Ostpreussen bisher als ein kultureller «Nordpol», so kam mir Österreich nun in mancher Beziehung plötzlich ein wenig kleinstädtisch vor. Geritten wurde bei diesen Jagden nicht nur auf dem Standortübungsplatz (am 4. Oktober), sondern auch auf verschiedenen Gütern in der Umgebung, etwa beim Grafen Dohna auf Schloss Reichertswalde oder bei den Grafen Finckenstein auf Gut Jeschkendorf, beim Baron Buttler in Venedien und schliesslich die Hubertusjagd am 4. November beim Freiherrn von der Goltz auf dessen Besitz Alt-Bestendorf, unmittelbar neben Mohrungen gelegen. Fast immer luden die Gutsbesitzer im Anschluss an die Jagd zu einem kleinen Empfang in ihrem Herrenhaus ein, wo man sehr grosszügig bewirtet wurde. In den meisten Fällen nahmen neben den Offizieren des Standortes auch Zivilisten, Freunde des Jagdherrn – diese natürlich «standesgemäss» im roten Frack – an den Jagden teil. Das alles war für mich wie die lebende Illustration eines Schlüsselromans, der damals viel gelesen wurde und den auch ich verschlang, nämlich «Die Barrings» von William von Simpson. Simpson beschrieb darin ungemein treffend das Leben auf den ostpreussischen Gütern (das «Wiesenburg» des Romans war in Wirklichkeit Georgenburg, östlich von Königsberg gelegen). Das war ein Leben, von dem wir in Wien keine Ahnung hatten und das man daher mit dem geläufigen Schlagwort «preussische Junker» abzutun pflegte. Natürlich waren sie alle mehr oder minder stockkonservativ, wenngleich man sich zuflüsterte, dass zum Beispiel der Gutsherr von Reichertswalde sehr gute Beziehungen zum ostpreussischen Gauleiter Koch haben sollte. Aber das war wohl eher eine Ausnahme. Gemeinsam war allen eine ausserordentliche Gastfreundschaft. Es war selbstverständlich, dass man – einmal eingeführt – an einem Wochenende



auf diesem oder jenem Gut Besuch machte und dort nicht selten aufgefordert wurde, gleich über Nacht zu bleiben. Aber dazu war ich doch zu sehr gehemmt und zu wenig sicher. Und vor allem fehlte mir das für diesen «Landverkehr» notwendige Auto. So war ich denn darauf angewiesen, dass mich der eine oder andere Offizier, der über so etwas verfügte (und das war damals noch sehr selten), mitnahm. War dies nicht der Fall, blieb ich auf den «Stadtverkehr» angewiesen und der war nun wirklich nicht sehr berauschend.

Natürlich hatte ich gleich nach unserer Rückkehr in die Garnison – so wie es vorgeschrieben war – bei den Ehefrauen der verheirateten, älteren Offiziere der Garnison, soweit sie zu unserer Abteilung gehörten, meine «Aufwartung» gemacht. Sehr förmlich, zwischen 11 und 12 Uhr vormittags und auf höchstens 15 Minuten. Das schien den Damen auch zu gefallen, war aber nicht weiter relevant. Durch Freunde meiner Eltern war ich auch an einen Oberleutnant von Bothmer empfohlen worden, der – um einiges älter als ich – Kompaniechef beim Infanterie-Bataillon war. Er und seine junge Frau, eine geborene Wille aus der bekannten Zürcher Soldatenfamilie, führten ein sehr nettes Haus und luden mich auch gelegentlich ein. Und sonst? Ja, da war noch Herr Schäffler. Er war Jungeselle und bewohnte an der Südwestecke des Marktes ein offenbar geräumiges Haus. Er gehörte wohl zur Oberschicht der Stadt. Nach alten Ansichtskarten (abgebildet in Arno Surminskis Buch «Das alte Ostpreussen») waren es um die Jahrhundertwende sogar zwei Häuser gewesen. In dem einen, direkt an der Strassenecke, befand sich ein Geschäft; das Nebenhaus war anscheinend das Wohnhaus. Was Herr Schäffler zu meiner Zeit für Geschäfte machte, weiss ich nicht. Sie scheinen aber lukrativ gewesen zu sein. Ich denke, er handelte mit Immobilien. Jedenfalls war er Reserveoffizier in meinem Regiment, und mitunter nahmen mich die Leutnante Liedtke und Müller-Grothe mit, wenn sie ihn an Samstagabenden besuchten, um sich von ihm ausfüttern zu lassen, was er offenbar gerne tat.

Gelegentlich wurde man auch vom Batteriechef oder vom Abteilungskommandeur zur Jause oder zum Abendessen eingeladen, aber das war mehr Dienst als Unterhaltung. Und die Stadt Mohrungen selbst war nicht gerade ein Vergnügungszentrum. Ganz abgesehen davon, dass der militärische Bereich, d.h. die Artillerie- und die Infanterie-Kaserne sowie das Wehrbezirks-Kommando und alle möglichen Wehrmachts-Versorgungseinrichtungen, durch die Bahnanlagen abgetrennt von der Stadt lagen und man diese erst nach einem längeren Fussmarsch von gut über einem Kilometer erreichen konnte, bot sich dort auch nicht sehr viel. Inmitten eines ziemlich grossen Hauptplatzes stand ein einfacher, aber gotischer Backsteinbau: das Rathaus. Auf einer Seite dieses Platzes befand sich, recht unscheinbar, aber nicht weniger berühmt, Herders Geburtshaus. Dann, nicht weit davon, die grosse evangelische Kirche, ein ursprünglich vom

### *Mohrungen*

Deutschen Orden errichtetes Gotteshaus, ebenfalls ein roter Backsteinbau, und schliesslich, schon fast wieder am Stadtrand gelegen, das ursprüngliche Ordensschloss, später den Grafen Dohna gehörend und jetzt Sitz des Landrates des Kreises Mohrungen. Damit war die Liste der Sehenswürdigkeiten erschöpft. An «Lustbarkeiten» gab es in einer Seitengasse der Stadt noch ein Kino, das einzige an Ort und Stelle, ja im weiten Umkreis, und schliesslich an der Ausfallstrasse nach Westen noch den «Reichshof<sup>4</sup>, ein Hotel und die einzige Gaststätte, die man in Uniform besuchen konnte. Aber was sollte man dort? Da war es einfacher und schöner, im Offizierskasino zu sitzen, das knapp hundert Meter von Kasernentor entfernt lag.

Man hatte bei seiner Errichtung wohl der Trostlosigkeit der Garnison Rechnung getragen und es sehr gemütlich und elegant ausgestattet, um den unverheirateten Offizieren ausserhalb der Dienstzeit eine halbwegs anständige Bleibe zu verschaffen. Es unterschied sich angenehm von der plüschig-ärarischen Atmosphäre der Offiziersmesse in der Neustädter Akademie, die wir kurz vor unserer Ausmusterung einmal besuchen durften. Aber allzu viel Abwechslung bot das Mohrunger Kasino auch nicht, denn an den Wochenenden war auch hier niemand anzutreffen.

So sass ich denn an Sonntagen oft in den Geschützhallen und studierte die mir bis dahin so gut wie unbekanntes Geschütze oder ich lernte auf meinem Zimmer die mir völlig neuen deutschen Dienstvorschriften. An solchen wahrhaft trostlosen Wochenenden bildete dann mitunter der Pfarrer der kleinen katholischen Gemeinde meine einzige Ansprache. Er wohnte neben seinem winzigen Backsteinkirchlein, das sich an der westlichen Ausfallstrasse nach Maldeuten (heute Maldyty in Polen) befand. Dass es eine solche Kirche in der ja stockevangelischen Gemeinde überhaupt gab, lag daran, dass es im Ermland, also in der Provinz, in der Mohrungen lag, eine katholische Diaspora gab, die wohl davon herrührte, dass diese Gegend einst länger als das übrige Ostpreussen zur polnischen Krone gehört hatte. Die katholische Gemeinde der Stadt umfasste nur 200 Seelen. Dazu kamen noch zirka 200 katholische Soldaten, von denen aber höchstens 30 bis 40 ausübende Katholiken waren. So war ich denn, ausser dem Stabsarzt Dr. Rischke, dem Chef der Sanitätsstaffel Mohrungen, dem Leutnant Ritgen vom Infanterie-Bataillon und einzelnen Unteroffizieren der Artillerie, der einzige Uniformträger bei den sonntäglichen Gottesdiensten. Dadurch war ich dem Pfarrer auch aufgefallen und wir waren ins Gespräch gekommen. Offenbar nahm aber auch niemand Anstoss daran, dass ich den Gottesdienst besuchte – im Gegenteil: Als ich an einem Sonntag, relativ früh, über den leeren Kasernenhof ging, begegnete ich Major Nesslinger. Der war offenbar erstaunt, zu dieser Stunde einen seiner Offiziere aus der Stadt kommen zu sehen; vielleicht argwöhnte er auch, dass ich gar nicht in der Kaserne geschlafen hätte. Jedenfalls fragte er mich, woher ich käme. «Aus der Kirche, Herr Major»,

meldete ich arglos. Er stutzte einen Augenblick, dann aber kam die für mich unerwartete Antwort: «Ich habe es sehr gerne, wenn meine Offiziere in die Kirche gehen.» Er salutierte freundlich und ging seines Weges. Na also, dachte ich, was will man mehr? Angenehm überrascht war ich auch, dass am 26. November, bei der Vereidigung der neu eingerückten Rekruten, mein Pfarrer die Festrede zu halten hatte. Das verdankte er wohl den militärischen Stellen. Aber von Parteiseite wurde, wie er mir erzählte, dagegen polemisiert, dass er dabei den Namen Jesus genannt hatte. Konfessioneller Einschlag habe zu entfallen! Mein Pfarrer war hinsichtlich des Verhältnisses von Staat und Kirche überhaupt ziemlich skeptisch. Über kurz oder lang werde es doch zu einer Auseinandersetzung kommen.

Bei einem meiner Besuche erzählte er mir auch, und zwar mit gedämpfter Stimme, vom Sturm der Hitler-Jugend auf das Erzbischöfliche Palais in Wien, von dem in den Briefen meines Vaters, die ich laufend bekam, kein Wort gestanden hatte. Nicht von ungefähr; ich aber war bis dahin ahnungslos gewesen. Geradezu fassungslos war wiederum mein Pfarrer, als ich ihn ganz naiv fragte, was denn der «SD» sei, den er gelegentlich erwähnt hatte. Ob ich denn nie vom Sicherheitsdienst gehört hätte? Nein, das hatte ich bis dahin nicht. Ich kam mir allmählich wie ein Parzival vor. Und blieb dies auch noch lange Zeit, denn in der Welt, in die ich da hineinversetzt worden war und die sich so grundlegend von der unterschied, die ich von Wien her kannte, war von Politik so gut wie keine Rede und auch die Partei als solche spielte im Mohrunger Garnisonsleben nicht die geringste Rolle.

Mag sein, dass beim grossen Zapfenstreich, der anlässlich des Heldengedenktages in der Stadt vor dem schönen gotischen Rathaus abgehalten wurde, die eine oder andere Parteiform zu sehen gewesen war. Aber ins Kasino kamen solche Gestalten nie. Vor allem die Kommandeure der Infanterie sahen mir nicht danach aus, als ob sie in dieser Richtung Anschluss wünschten. Weder von Oberst von Reibnitz, der im Herbst 1938 Kommandeur des Infanterie-Regiments 3 geworden war, noch von seinem Nachfolger als Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Spalke, war dergleichen anzunehmen. Letzterer war allerdings etwas geheimnisumwittert. Er war bisher Generalstabsoffizier gewesen und soll angeblich wegen irgendwelcher Meinungsverschiedenheiten von Berlin hierher versetzt worden sein. Mohrunge galt offenbar als ein bevorzugter Verbannungsort. Liedtke und unser Freund Schäffler schienen mir auch eher auf Distanz zur Partei zu stehen. Ich vermied aber überhaupt derartige Gespräche. Man konnte nie wissen, an wen man dabei geriet.

Dass ich auch von höherer Stelle aus beobachtet wurde, zeigte mir der Besuch des Divisionskommandeurs, des Generals von Both, am 9. November. Er war neu auf diesem Posten und besuchte nun die Standorte seiner Division und damit natürlich auch meine Abteilung. Sämtliche Offiziere wurden ihm dabei vorgestellt, aber ich bildete offensichtlich eine besondere At-

traktion. Er fragte mich nicht nur nach meiner bisherigen Laufbahn, sondern auch nach meinen Eltern, dem Beruf des Vaters, nach den Geschwistern und auch nach deren Berufen. Der Schluss der Befragung wandte sich dann wieder dem Persönlichen zu: «Wollen Sie auf Urlaub?» – «Ja-wohl, Herr General!» – «Haben Sie Heimweh?» – «Nein, Herr General!» – «Dann brauchen Sie auch nicht auf Urlaub fahren.» Er nickte freundlich und ich war entlassen. Der mögliche Grund dieses auffallenden Interesses an meiner Person wurde mir freilich erst ein wenig später klar. Eines Tages liess mich nämlich der Abteilungsadjutant, es war dies mein Freund Liedtke, rufen, um mir mitzuteilen, dass mein Abgangszeugnis von der Militärakademie eingelaufen sei. Es war nicht schlecht, allerdings hatte ich es mir etwas besser vorgestellt. Immerhin war ich unter den rund 160 Angehörigen meines Neustädter Jahrgangs der 13. im Rang, was freilich eine gewisse Empfehlung war, während mein Freund Fredi Klein-Wisenberg in dem vorhergehenden Jahrgang eher am Ende der Rangleiter rangierte, was möglicherweise zu seinen Schwierigkeiten beigetragen hat. Während mir der Adjutant mein Zeugnis zu lesen gab, wurde er plötzlich zum Abteilungskommandeur ins Nebenzimmer gerufen und, neugierig wie ich war, warf ich einen Blick auf seinen Schreibtisch, auf dem mein Personalakt aufgeschlagen lag. Ich weiss nicht, ob er ihn womöglich absichtlich so offen liegen gelassen hatte. Jedenfalls war das, was ich da las, weit weniger erfreulich. Es war eine politische Beurteilung meines Elternhauses, die von irgendeiner politischen Dienststelle in Wien meinem Regiment zugeleitet worden war. Da stand zu lesen, dass ich aus einem sehr katholischen Elternhaus stamme, mein Vater der Vaterländischen Front angehört hätte und auch sonst dem bisherigen österreichischen Regime loyal gegenübergestanden sei. Man war also über mich voll orientiert! Viele Jahre nach dem Krieg, als ich meinen alten, aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Kommandeur, nunmehrigen Oberst Dr. Brechtel, besuchte, erzählte mir dieser ausserdem, dass er seinerzeit in periodischen Abständen über mich und insbesondere über meine politische Einstellung habe berichten müssen. Ganz offenbar hatte er aber seine Berichte so abgefasst, dass mir daraus kein Schaden erwuchs.

Ich dürfte mir dieser Überwachung auch damals schon durchaus bewusst gewesen sein, denn meine Briefe an die Eltern enthielten neben einer manchmal sehr offenherzigen Kritik an Land und Leuten (diese «Sau-Preussen») lediglich hin und wieder verdeckte Andeutungen, dass ich über die Verhältnisse in Österreich sehr wohl informiert wäre – ein Hinweis, der sich zweifellos auf die Erstürmung des Erzbischöflichen Palais in Wien bezog. Hinsichtlich der Verfolgung der Juden war dies allerdings weit weniger der Fall. Meine Eltern erwähnten davon nie etwas in ihren Briefen und für mich war dies erst recht kein Thema. Es dürfte zwar, wie in den meisten ostpreussischen Städten, auch in Mohrungen eine gewiss nur kleine jüdische Gemeinde gegeben haben, denn ich notierte mir damals andeutungsweise, dass es in der Stadt eine Synagoge oder

ein Bethaus gegeben habe. Als ich nach Mohrungen kam, scheint aber die Judenschaft schon vertrieben gewesen und die Synagoge für irgendwelche Zwecke «arisiert» worden zu sein. Ich kann mich daher auch nicht erinnern, anlässlich des November-Pogroms 1938, der «Reichskristallnacht», von Exzessen in der Stadt gehört zu haben. Natürlich erfuhren wir durch die uns zugänglichen Zeitungen von den Vorgängen im «Reich», aber doch nur andeutungsweise – von dem Umfang der Verwüstungen und Brutalitäten, von denen die «spontanen» Äusserungen der «Volkswut» begleitet gewesen waren, hatten wir keine Vorstellung. Und innerhalb unseres kleinen Offizierskorps bildeten die Juden und die Massnahmen gegen sie genauso wenig einen Gesprächsgegenstand wie die Partei.

Hingegen war in diesen ersten Wochen und Monaten meines Aufenthaltes in Ostpreussen der mir bis dahin geradezu unvorstellbare Alkoholkonsum durch das Offiziers- wie Unteroffizierskorps, aber auch in Zivilkreisen, Grund für dauernde Klagen in meinen Briefen und dementsprechende Besorgnis meiner armen Eltern, die bereits ernste Schäden meiner Gesundheit voraussahe. In der Tat war ich von zu Hause so gut wie keinen Alkohol gewöhnt. Schnaps gab es nie, Wein nur höchst selten, Sekt kannte ich nur vom Hörensagen und Bier kam nur zu besonderen Anlässen auf den Tisch und da nur in kleinsten Mengen. Die «kistenweise» Konsumation von Bier, der flaschenweise Verbrauch von Schnaps, Wein, Sekt und das alles wild durcheinander bei den nur zu häufigen «Batterie-Abenden», Geburtstags- und Abschiedsfeiern oder Kasinoabenden stellten mich immer wieder vor kaum zu meisternde Situationen. Denn einerseits wurde gerade bei den Unteroffizieren ganz bewusst versucht, den «kleinen Oberfähnrich» unter den Tisch zu trinken, während ich in Offizierskreisen, durch die mich geradezu trottelhaft anmutenden «Trinksitten» gezwungen wurde, mehr zu trinken als mir zuträglich war. Versuche, das «Schlachtfeld» rechtzeitig zu verlassen, wurden rigoros verhindert und offenbar wurde ein stockbetrunkenener Offizier, dem «der Film gerissen war», von niemandem als lächerlich empfunden. Es war mein Stolz, dass mir dies niemals passierte und ich von niemanden «ins Bette gebracht» werden musste, auch wenn es mir ein Höchstmass an Selbstbeherrschung und Disziplin abforderte. Vielleicht war dies sogar ein bewusstes «Ausbildungsziel». Jedenfalls wollten mir dies Offizierskameraden plausibel machen, denen gegenüber ich mich vergeblich bemühte, darzulegen, dass es auch sinnvollere Methoden gäbe, um «harte Männer» heranzuziehen. Mit der Zeit entwickelte ich eine eigene Taktik, durch die diese Veranstaltungen für mich an Schrecken, nicht aber an Langweile verloren. Die Langweile war oft das Grausamste, denn solange noch ein Vorgesetzter oder Rangälterer anwesend war, durfte ich das Feld nicht räumen. Und die Anlässe für dieses mir so widerwärtige «Wirkungs-Trinken» häuften sich in den Monaten Oktober und November in beängstigender Weise. In einem meiner Briefe fand sich der nachstehende «Festkalender»:

### *Mohrungen*

Freitag, den 21.10.1938: Kasinoabend, Ende um 4 Uhr früh,

Samstag, den 22.10.: Batterieabend im «Reichshof»<sup>4</sup>, Ende 3 Uhr früh,

Sonntag, den 23.10.: Kasinofest, Ende in den frühen Morgenstunden,

Freitag, den 28.10.: Offiziersabend beim Regiment in Elbing, Ende gegen 2 Uhr.

Das sollte ein normaler Mensch aushalten! Der Grund dafür war, dass während dieser Zeit, wie wahrscheinlich jedes Jahr, grössere Personalveränderungen stattfanden, bei denen die jeweils neu Ankommenden und die sich Verabschiedenden entsprechend begrüsst beziehungsweise abgefeiert wurden.

Zu den sich Verabschiedenden gehörten zu meinem grossen Kummer auch mein bisheriger Abteilungskommandeur, Major Nesslinger, und der mir so freundlich gesinnte Abteilungsadjutant, Oberleutnant Weber. Sein Nachfolger wurde der bereits erwähnte, mir ebenfalls sehr sympathische Leutnant Liedtke. Oberleutnant Weber gehörte übrigens zu den nicht allzu häufigen musisch begabten jüngeren Offizieren. Er war hochmusikalisch und soll in seiner Adjutanten-Wohnung sogar einen Flügel stehen gehabt haben. Bei Kriegsende, das er Gott sei Dank erlebte, war er als Oberstleutnant Kommandeur einer Batterie V 2-Raketen. Aber das lag ja noch in weiter Ferne.

Weniger musisch war dafür Nesslingers Nachfolger, Major Dr. Brechtel. Er kam aus Giessen, wo er Batteriechef gewesen war und galt als «scharf»<sup>4</sup> und «pinselig». Während ich Nesslinger niemals schreien gehört hatte, war Brechtels Stimme bald über den ganzen Kasernenhof zu hören. Im Kasino war er leider ein ausgesprochener «Kleber»<sup>44</sup>. Bei unzähligen Gläsern «Kalter Ente», eines mir zutiefst zuwideren Getränks aus Weisswein und Zitronen, sass er gerne bis in die frühen Morgenstunden und ich damit natürlich auch, dazu verurteilt, jedes Mal, wenn mir ein Rangälterer zutrank – und das waren praktisch alle – mich nach einiger Zeit zu erheben und, das Glas am dritten Uniformknopf, zu bitten, «nachkommen zu dürfen». Die restliche Zeit sass ich dann am Ende der Tafel, zutiefst davon überzeugt, ein «Blindgänger» zu sein, vor allem dann, wenn ich die häufig wiederkehrende Frage, ob ich als «Ostmärker» auch jodeln könne, verneinen musste.

Auch in den oberen Rängen gab es Personalveränderungen. Nicht nur der Divisionskommandeur wurde ausgewechselt. Auch ein neuer Regimentskommandeur stand uns ins Haus. Er hiess Steinbach und kam von der bayerischen Landespolizei, wie man mit einem vielsagenden Blick sich erzählte. Das schien auch mir das Letzte, wenn ich an meinen bayerischen Taktiklehrer in Neustadt dachte. Auch später machte ich die Erfahrung, dass jeder Preusse einem Bayern vorzuziehen sei.

Das Versetzungsspiel machte auch vor mir nicht halt. Ab 10. Oktober wurde ich zur 1. Batterie zur Dienstleistung kommandiert und am 1. November dorthin definitiv versetzt. Äusserlich änderte sich dadurch nicht viel, ausser dass ich von einem Batterie-Block in einen anderen übersiedelte und dort ein ebenso trostlos-karges Zimmer bezog, wie ich es bisher schon bewohnt hatte. Der Abschied von der 2. Batterie fiel mir nicht schwer. Denn obwohl mir Hauptmann Mellin vor versammelter Batterie sein Bedauern über mein Scheiden aussprach, war ich doch froh, das dortige, widerborstige Unteroffizierskorps los zu sein. Auch dem an sich ganz netten Leutnant Wätjen trauerte ich nicht besonders nach. Mein neuer Chef war Hauptmann Schulz, ein ruhiger, liebenswürdiger und kenntnisreicher Offizier, der sich in der Folge meiner auch sehr nett annahm und für meine geringe dienstliche Verwendbarkeit offenbar auch Verständnis aufbrachte.

Er konnte dies freilich umso leichter, als mit mir noch ein etwas älterer Offizier, sozusagen als Premierleutnant, zur Batterie versetzt wurde: Leutnant Podelhl, ein gebürtiger Königsberger. Sein Erscheinen war von einer Art von Legende umflort, die freilich etwas für sich hatte. Bekanntlich lag Mohrungen nicht weit vom Südende des Narien-Sees entfernt und natürlich hatte die Garnison dort eine umplankte Schwimmschule. Etwas nördlich davon befand sich eine Jausenstation, in der sich die Offiziersdamen, besonders während der Abwesenheit ihrer Männer bei Manövern, Übungen und sonstigen Veranstaltungen, gerne zu einem Plausch bei «Kaffee und Kuchen» zusammenfanden. Nun waren wieder einmal Manöver und Podelhl, als junger Leutnant damals in Mohrungen in Garnison, musste als «Führer des Nachkommandos» Zurückbleiben und dafür sorgen, dass in der Kaserne alles in Ordnung blieb. Eine recht langweilige Tätigkeit, und Podelhl beschloss daher an einem schönen Sommernachmittag, in den Narien-See baden zu gehen. Vielleicht war die Schwimmschule versperrt oder sonst ein Hindernis im Wege, jedenfalls war Podelhl kein Mann der Umwege. So entledigte er sich einfach seiner Bekleidung und sprang – nahe der Jausenstation – splitterfasernackt mit einem kühnen Hechtsprung in die kühlen Fluten. Natürlich schwamm er nach dem Sprung noch weit hinaus, um den sofort auflodernden Flammen sittlicher Entrüstung in der Jausenstation zu entgehen. Das nützte freilich nichts, es folgte eine Untersuchung und da Podelhl offenbar gleich viele weibliche Ankläger als auch Verteidigerinnen aufweisen konnte, entschied man sich zu einer salomonischen Lösung: Er wurde versetzt. Nun aber war genügend Gras darüber gewachsen, er kehrte zurück und ich war ihm sozusagen unterstellt.

Als Junggeselle war er weder den Frauen noch dem Alkohol abgeneigt. Gegenüber der Mannschaft war er ein harter, dienstfordernder Offizier, der ihr, aber auch sich selbst nichts schenkte. Physiognomisch erinnerte er mich an den Filmschauspieler Erich von Stroheim, wenn auch um einen Schuss weniger brutal, dafür etwas stumpfer im Ausdruck. Von einem höheren Bildungsdrang war bei ihm nicht viel zu verspüren. Die Dienstvorschriften kannte er gut, wenngleich er

sie, so es ihm zweckmässig erschien, manchmal auch sehr frei interpretierte. Er war aber keineswegs stur, sondern besass Humor und war im Grunde durchaus gutmütig und ein guter Kamerad, was – trotz der rauen Schale – immer wieder durchschimmerte. Als einer echten Landsknechtsnatur war ihm nichts Menschliches unbekannt – mit einer Ausnahme: Das Gefühl der Angst schien ihm fremd zu sein.

Die Aufgabenbereiche zwischen ihm und mir wurden dahin gehend aufgeteilt, dass Podehl die Ausbildung der am 15. November eingerückten neuen Rekruten zu leiten und ich ihm dabei zu assistieren hatte. Ausserdem sollte ich den Reitunterricht der Rekruten übernehmen. Ob man da nicht den Bock zum Gärtner gemacht hatte? Podehl beherrschte das Handwerk der Rekrutenausbildung offenbar perfekt. Da wehte schon ein ganz anderer Wind, als ich dies von meiner eigenen Ausbildung in der Wiener Wilhelms-Kaserne her kannte. Aber anscheinend nahm das die junge Mannschaft nicht übel. So lief ich denn an der Seite Podehls als fünftes Rad am Wagen mit und überstand auch glücklich die Rekruteninspektion, die am Ende der Grundausbildung vom Regimentskommandeur abgehalten wurde. Aber auf Dauer war dies kein befriedigender Zustand, und dessen war man sich wohl auch beim Abteilungs-Stab bewusst. Wahrscheinlich war es mein Freund Liedtke, der da einen befriedigenden Ausweg fand.

Von «oben» her war nämlich die Weisung gekommen, die Mobilmachungskalender so schnell wie möglich auf den neuesten Stand zu bringen. Um den der Abteilung in Ordnung zu bringen, wurde ich zur Entlastung des Adjutanten zum Abteilungs-Stab kommandiert. Diese Arbeit war für mich in der Tat kein Problem. In relativ kurzer Zeit hatte ich das dicke Konvolut in Ordnung gebracht, das wie ein Filmdrehbuch alle Massnahmen enthielt, die im Alarmfall zu treffen waren, um die Abteilung innerhalb von zwölf Stunden feldmarschmässig bereitzustellen. Was der Grund für eine Alarmierung hätte sein können, war mir allerdings nicht klar – aber Ostpreussen war nun mal ein exponierter Teil des Reiches und da konnte bei eventuellen Spannungen mit Polen eine Alarmierung schon nötig werden. Tatsächlich gab es in der folgenden Zeit immer wieder solche Mob-Übungen, die dann – dank meiner Arbeit – wie am Schnürchen abrollten. Meist erfolgte der Alarmbefehl am Abend und am nächsten Morgen stand die komplette Abteilung marschbereit auf dem Kasernenhof. Es folgte ein kurzer Übungsmarsch und nach der Rückkehr wurde wieder «demobilisiert». Man hatte sich damit eine Nacht um die Ohren geschlagen, aber auch dafür die stolze Bestätigung der absoluten Einsatzbereitschaft erhalten.

Dann lief der Dienst wieder in der gewohnten Weise ab und der sah für mich persönlich etwa so aus: Um 6 Uhr früh stand ich auf. Von 6:30 bis 7:30 Uhr nahm ich, weil ja noch im Rang eines Unteroffiziers, an der Reitstunde der Unteroffiziere teil, das hiess: bügellos reiten. Gleich



anschliessend ritt ich von 7:30 bis 8:30 Uhr fünfjährige Remonten zu. Dann endlich kam die Zeit für das Frühstück, das ich mir auf meinem Zimmer – ziemlich ausgiebig – bereitete. Von 9 bis 11 Uhr arbeitete ich dann im Zimmer des Adjutanten am Mobilmachungskalender. Von 11 bis 12 Uhr sass ich wieder im Sattel, diesmal bei der Offiziersreitstunde, die der Kommandeur persönlich abhielt. Dann ging es ins Kasino zum Mittagessen, das man à la carte einnehmen konnte, wobei ich gelegentlich mit ostpreussischen Spezialitäten meine Schwierigkeiten hatte. Danach sass man in der Veranda des Kasinos oder, solange es noch halbwegs warm war, auch im Freien, las Zeitung oder machte auch ein kleines Mittagsschläfchen. Von 15 bis 19 Uhr arbeitete ich wieder beim Adjutanten. Dann war es Zeit, sich für das Abendessen umzuziehen, denn in Reithosen und Stiefeln zu erscheinen war streng verpönt. Gegen 19:30 Uhr versammelten sich die unverheirateten Offiziere der Artillerie und der Infanterie im grossen Saal des Kasinos zum gemeinsamen Abendessen, wo der Oberleutnant von Siebert vom IR 3 als Rangältester den Vorsitz führte – ich sass natürlich am Ende der Tafel und lauschte andächtig der freilich nicht immer sehr gehaltvollen Konversation. Wurde die Tafel aufgehoben, konnte jeder seines Weges gehen. Manche gingen in die Stadt, andere setzten sich noch zu einer Flasche Wein zusammen. Ich wollte weder das eine noch das andere, sondern ging meistens auf mein Zimmer, um noch etwas zu lesen oder Briefe zu schreiben, zumal meine Eltern grössten Wert darauf legten, über alles, auch die kleinsten Details benachrichtigt zu werden. Anscheinend lebten sie in der ständigen Angst, dass ich mich den gestellten Anforderungen nicht gewachsen zeigen würde, was ja meine mitunter etwas kleinlauten Berichte nahelegen schienen! Um 21 Uhr war ich dann meistens so müde, dass ich mich zu Bett legte.

Der Dienst beim Abteilungs-Stab und die sich daraus ergebende Freundschaft mit dem Abteilungs-Adjutanten Liedtke bedeutete für mich nicht nur eine wertvolle dienstliche Stütze, sondern hatte auch noch einen anderen Vorteil. Als Einziger unter den jüngeren Offizieren besass dieser schon damals ein Auto, einen kleinen DKW, und nahm mich gelegentlich auf Ausflügen mit, die er mit seinem Freund, dem Leutnant Müller-Grothe von der 3. Batterie, unternahm. So lernte ich nach und nach die Marienburg, das «Frische Haff», die «Geneigte Ebene» (ein merkwürdiges Kanalsystem) und andere Sehenswürdigkeiten kennen, und je mehr ich bei diesen Gelegenheiten von der stillen, in sich ruhenden, seltsam herben, herbstlichen Landschaft sah, umso mehr verschwand meine ursprüngliche Abneigung und wurde ich von ihrer Schönheit verzaubert.

Nichtsdestoweniger und ungeachtet der Tatsache, dass mein neuer Divisionär dies ja eigentlich als unnötig erklärt hatte, richtete ich etwa ab Mitte November mein Hauptinteresse auf einen Weihnachtsurlaub in Wien. Ich hatte schon sehr früh darum angesucht und nach längerem Hin und Her war mir dieser auch für die Zeit vom 19. Dezember bis 4. Jänner bewilligt worden.

### *Mohrungen*

Nun zählte ich nicht wie bisher nur die Wochen, sondern schon die Tage, ja die Stunden. Nicht zuletzt freute ich mich darauf, mich in Wien der Familie und Freunden in meiner neuen Uniform präsentieren zu können. Neu waren freilich nur mein Waffenrock und meine «geschmückte Feldbluse», die ich mir bei einem Schneider in Mohrungen hatte machen lassen. Im täglichen Dienst trug ich noch immer meine alte, umgeschneiderte österreichische Feldbluse, die gegenüber den deutschen Uniformröcken viel zu kurz war und ihr daher von Major Nesslinger einmal die missbilligende Bezeichnung «Schnellfickerjäckchen» eingetragen hatte. Als ich ihn auf den Ursprung dieses Uniformrockes hinwies, nahm er das allerdings zur Kenntnis. Aber auch ich selbst hatte zunächst kein Bedürfnis, diesen Zustand zu ändern, sondern schaffte mir nur die unbedingt notwendigen Stücke an. Irgendwie kam mir das alles wie ein Provisorium vor. Zu Hause war ich hier jedenfalls noch lange nicht. Aber nun stand die Heimkehr unmittelbar bevor! Ein aus jahrelanger Verbannung in Sibirien Heimkehrender kann kaum glücklicher gewesen sein. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, als ich mit Liedtke und Müller-Grothe, die ebenfalls auf Urlaub fuhren, auf der hintersten Plattform des abfahrenden Zuges stehend, den Bahnhof von Mohrungen in der Ferne Zurückbleiben sah. In Dirschau (heute Tczew im polnischen Pommern), der letzten Station vor der Durchquerung des polnischen Korridors, gab es zwar noch einen längeren Aufenthalt, den wir zur Einkehr in der Bahnrestauration benutzten. Zum ersten Mal in meinem Leben ass ich Aal in Dillsauce und war dieser Köstlichkeit für den Rest meines Lebens verfallen – vielleicht, weil ich dann immer wieder an die Seligkeit dieser Reise erinnert wurde. In Berlin musste ich zwar umsteigen und hatte noch eine lange Nachtfahrt vor mir. Aber was war das schon! Überglücklich langte ich am nächsten Vormittag in Wien an. Nun kam allerdings ein Wermutstropfen in den Becher meines Glücks. Ich hatte in Mohrungen meinen Koffer – darin auch meine Uniformen – als Reisegepäck aufgegeben. Als ich ihn in Wien abholen wollte, war er jedoch nicht mit mir angekommen. Und er kam auch in der nächsten Zeit nicht an, obwohl mein Vater und ich abwechselnd jeden Tag die Gepäckaufbewahrung am Westbahnhof aufsuchten. Angeblich war infolge des scharfen Frostwetters der gesamte Zugsverkehr durcheinandergelassen (was für die Zukunft lehrreich hätte sein können) und so feierte ich denn Weihnachten in Zivil. Nichtsdestoweniger verlief mein Urlaub ungetrübt und schweren Herzens kehrte ich nach Mohrungen zurück. Diesmal mit meinem Koffer, der am letzten Urlaubstag dann doch noch angekommen war, im Handgepäck. Der Abschied wäre noch weit schwerer gewesen, wenn meine Eltern und ich geahnt hätten, dass dies auf lange Zeit die letzten Weihnachten zu Hause sein würden.

Die Rückkehr in die Garnison fiel mir insofern leichter, als ja meine Beförderung zum Leutnant nunmehr in greifbarer Nähe stand. Die neuen Schulterstücke waren schon angeschafft, sodass ich mich, als mir, etwa um den 10. Jänner 1939 herum, meine Beförderung durch den Adjutan-

ten bekannt gegeben wurde, unmittelbar darauf in dem neuen Dienstgrad bei meinem Kommandeur melden konnte. Damit hatte das unangenehme Zwitterdasein als Oberfähnrich ein Ende. Ab nun hatte der Wachposten am Kasernentor auch vor mir zu präsentieren – und jetzt zu Recht! Ich erhielt mein Leutnantspatent, von Hitler (allerdings nur in Faksimile) unterschrieben, und die Rangnummer 1759, die nur deshalb so hoch war, weil mein Neustädter Jahrgang geschlossen an den («altreichsdeutschen») Leutnantsjahrgang vom 1. September 1938 angehängt worden war. Tatsächlich war es, wie schon früher erwähnt, ein sehr guter Rang.

Gleichzeitig wurde mir die Verfügung bekanntgegeben, dass ich mich, mit sämtlichen seit dem Herbst beförderten Leutnanten am 18. Jänner 1939 in Berlin in der Reichskanzlei zu einem Appell vor dem Führer einzufinden hätte. Ausser mir gab es bei meiner Abteilung nur noch den Leutnant Lehmann, der inzwischen an meiner Stelle bei der 2. Batterie eingeteilt war, auf den dieser Erlass ebenfalls zutraf. Seine Eltern bewohnten in Berlin-Wannsee eine sehr schöne, moderne Villa und ich wurde eingeladen, bei ihnen zu wohnen.

Wie sich bald herausstellte, war der jüngste Leutnantsjahrgang sämtlicher Wehrmachtsteile, auch der Marine und Luftwaffe, zu diesem Appell befohlen. Wir Leutnante des Heeres hatten uns schon am Vormittag des 18. Jänner, also des «Reichsgründungstages» von 1871, in der grossen Exerzierhalle einer Kaserne in Moabit zu versammeln, wo uns der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, eine Ansprache hielt. Ich kann mich an den Inhalt derselben nicht mehr erinnern und weiss nur, dass sie mir im Allgemeinen zusagte und der General auf mich einen guten Eindruck machte. Am Nachmittag hatten wir dann in der Neuen Reichskanzlei zu erscheinen, einem Bau, den ich von Bildern her kannte und der ganz offensichtlich darauf angelegt war, den Besucher vom ersten Augenblick an zu beeindrucken. Das war zumindest bei mir der Fall, auch wenn es mir etwas übertrieben erschien, wenn eine Königsberger Zeitung meinte: «Gegen die Wandelhalle der Reichskanzlei verblasst der Spiegelsaal von Versailles!» Prachtvoll waren in der Tat die hier aufgehängten Gobelins, die – wie ich hörte – aus österreichischen Museen stammen sollten. Dafür waren wir offenbar gut genug!

Nachdem wir an dem einen Ende der tatsächlich riesigen Wandelhalle unsere Garderobe – und auch die Seitenwaffen – abgelegt hatten, mussten wir die Halle in ihrer ganzen Ausdehnung durchschreiten, um am anderen Ende in einen grossen, ovalen Saal zu gelangen, der sein Licht von der Decke her empfing. Man stand ziemlich dicht gedrängt, nach Wehrmachtsteilen gruppiert. Nachdem noch einige Verhaltensregeln bekannt gegeben worden waren, erschien Hitler und bestieg eine Rednertribüne an der Stirnseite des Saales, sodass ich ihn recht gut sehen konnte. Das letzte Mal übrigens, dass ich ihm persönlich begegnete. In einer längeren Rede stellte er uns die Weltlage aus seiner Sicht dar, wobei mir eigentlich nicht klar, war, warum er

sich ausgerechnet den jüngsten Leutnantsjahrgang dafür ausgesucht hatte. Er wird es freilich gewusst haben, denn genau dieser Offiziersjahrgang sollte in dem kommenden Krieg die höchsten Verluste erleiden und mit dieser Rede sollten wir wohl darauf eingeschworen werden.

Ob dieses Ziel erreicht wurde, erscheint mir nachträglich freilich fraglich, denn wer von uns jungen Leutnanten dachte damals an diese Möglichkeit, und wer von uns erinnerte sich acht Monate später noch an diese Rede? Als reinen Irrsinn hätte es damals wohl ein jeder der Anwesenden betrachtet, hätte uns jemand prophezeit, dass sich knapp sechseinhalb Jahre später der Mann, der da auf dem Rednerpult praktisch die gesamte Welt in die Schranken forderte, nach einer Weltkatastrophe sondergleichen unter den Trümmern dieses prachtvollen Baues das Leben nehmen würde. Gut die Hälfte der hier Versammelten hat dies auch nicht mehr erlebt. Wahrscheinlich ging es den meisten so wie mir, dass wir in unserer politischen Naivität den Hintersinn dieser Rede gar nicht erfassten und dementsprechend unbeeindruckt blieben.

Nach Ende der Rede waren wir Leutnante als Gäste des Führers zu einem Empfang geladen, der wieder am anderen Ende der riesigen Eingangshalle in mehreren Salons stattfand. Hitler selbst nahm daran freilich kaum teil – er soll zwar noch kurz durch die Salons gegangen sein, ohne aber auch nur einen einzigen Leutnant angesprochen zu haben. Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, ihn dabei gesehen zu haben. Dafür mischten sich andere «Grössen», vor allem Göring, höchst leutselig unter uns. Auch jetzt herrschte wieder ein grosses Gedränge. Ich suchte natürlich vor allem nach alten Neustädter Kameraden und fand gelegentlich auch den einen oder anderen. Nach relativ kurzer Zeit war allerdings unverkennbar, dass der ausgeschenkte Alkohol, vor allem bei den Luftwaffen-Leutnanten, die sich um Göring drängten, Wirkung zeigte. Ich traute meinen Augen nicht. Da geriet ein Empfang bei den höchsten Spitzen des Staates und der Wehrmacht offenbar zu einem «Manöverball». Bei den gewiss sehr ungezwungenen «Barbara-Feiern» an der Neustädter Militärakademie war es nie so zugewandert! Inzwischen war ich ja auch von Mohrungen her einiges gewöhnt. Aber dass man in Gegenwart höchster Vorgesetzter so die Haltung verlieren könnte, war mir bis dahin unvorstellbar. Nach Andeutungen in Briefen meines Vaters scheint Fredi Klein-Wisenberg, der auch zu diesem Empfang kommandiert war, in anderen Sälen Ähnliches, wenn nicht noch Ärgeres erlebt zu haben. Ich war jedenfalls nicht gewillt, das bis zum Letzten auszukosten und verliess um etwa 20:30 Uhr das «Fest». Draussen in der Wandelhalle sassen auf einigen Sofas, die dort an der Stirnseite aufgestellt waren, auch bereits einige nicht mehr voll einsatzfähige Gestalten. Ich liess mir meine Garderobe geben und verliess tief enttäuscht die Reichskanzlei. Der Doppelposten der SS-Leibstandarte präsentierte, als ich allein die Stufen vom Portal hinabstieg. Aber diesmal fühlte ich mich nicht geehrt.

Nach ein bis zwei Tagen, die ich noch bei Lehmanns in Berlin verbrachte, kehrte ich wieder nach Mohrungen zurück, aber nun keineswegs mehr mit dem Gefühl, in die Verbannung zu gehen, sondern schon eher nach Hause zurückzukehren.

Freilich: Ganz sorgenlos verlief mein Dasein noch lange nicht. Da war einmal meine erste Dienstbeurteilung, die mir mein Kommandeur Anfang März eröffnete: «Allgemeinbeurteilung: Sie füllen Ihren Dienstposten noch nicht ganz aus, obwohl ich zugeben muss, dass Sie, seitdem ich (d.h. der Kommandeur) da bin, auf allen Gebieten grosse Fortschritte erzielt haben. Ich bin sicher, dass Sie noch bestehende Lücken in kurzer Zeit ausfüllen werden!» Ich war darüber eher zerknirscht und bat meinen Vater in aller Form in einem Brief vom 2. März um Verzeihung. Dazu kam, dass für Ende des Monats die zwar übliche, deswegen aber immer mit einiger Nervosität erwartete ‚Abteilungs-Besichtigung‘ und zwar diesmal sowohl durch den Regiments- und den Divisionskommandeur bevorstand. Da wurde, so hatte man mir berichtet, auch der letzte Uniformknopf auf richtigen Sitz hin geprüft. Und dabei wurde nicht nur ich persönlich «besichtigt», sondern – was für mich noch viel ärger schien – die mir neben meiner Arbeit beim Abteilungs-Stab anvertraute Gefreitenklasse meiner Batterie. Das waren die Mannschaften, die ihr zweites Dienstjahr absolvierten, deswegen aber wenigstens in meinen Augen nicht wesentlich an Intelligenz gewonnen hatten. Ich sah daher eher schwarz. Aber, oh Wunder, als die Besichtigung vom 20. bis 22. März tatsächlich stattfand, lief sie für mich zu meiner grössten Überraschung gut ab, worüber ich denn auch einen entsprechenden «Triumph-Bericht» nach Hause sandte.

Nun hing freilich der Himmel auf einmal voller Geigen. Mein Bruder Franz beabsichtigte, Ende April zu heiraten, und zwar auf dem Gut seiner künftigen Schwiegereltern in Jugoslawien, einem Besitz übrigens, der früher einmal meiner Familie gehört hatte. Natürlich wollte ich daran teilnehmen und meine Eltern beabsichtigten, vorher mit mir eine Reise nach Dalmatien zu unternehmen. Ich entschloss mich daher (wohl eine Fügung des Himmels), meinen gesamten Jahresurlaub auf einmal zu konsumieren. Am 7. April traf ich in Wien ein und kurz darauf traten wir die Reise an.

Es war eine traumhaft schöne Fahrt. Zunächst fuhren wir mit unserem Auto bis nach Fiume (heute Rijeka in Kroatien), schifften uns dort auf einen kleinen Dampfer ein, um entlang der dalmatinischen Küste bis Ragusa (Dubrovnik) zu fahren. Vater und ich unternahmen dann noch einen Ausflug nach Montenegro, wobei wir von Budva mit einem Taxi nach Cetinje und dann über den Lovćen auf der berühmten Serpentinenstrasse hinunter nach Cattaro (Kotor), dem alten österreichischen Kriegshafen, fuhren, wo wir uns wieder einschifften. Aber selbst hier holte mich Ostpreussen ein: Der kleine Dampfer, mit dem wir wieder nach Ragusa zurückkehrten, war vor undenklichen Zeiten auf der Schichau-Werft in Elbing gebaut worden.

*Mohrungen*

In den letzten Apriltagen fand dann in Pleuna, dem Gut von Franzis künftigen Schwiegereltern, die Hochzeit in einem sehr würdigen und festlichen Rahmen statt. Ich liess es mir nicht nehmen – ich glaube ganz allein –, in diesen Tagen eine Radioansprache Hitlers anzuhören, der in einer unglaublich ruppigen und zynischen Weise auf eine Rede des US-Präsidenten Roosevelt antwortete. Aber als eher unbedarftem Leutnant gefielen mir damals derartige Unverschämtheiten durchaus.

## Die «Herbstübungen» 1939

Am 5. Mai 1939 kehrte ich nach einer etwas beschwerlichen Rückreise – ich musste in Breslau, Frankfurt an der Oder, Küstrin und Marienburg immer wieder den Zug wechseln – wohlbehalten nach Mohrungen zurück, von wo es aber zehn Tage später schon wieder zu Schiessübungen auf den Truppenübungsplatz Stablack (heute Dolgorukowo in der russischen Enklave Kaliningrad) ging. Ich kannte diesen Platz, der in der Nähe von Preussisch-Eylau (Bagrationowsk) lag, bereits von früher her. Am 20. und 21. Februar hatten wir dort bei ziemlich scharfem Winterwetter ein Belehrungsschiessen für die Rekruten abgehalten. Jetzt fand dort vom 11. bis 20. Mai ein Abteilungs-Schulschiessen statt. Ich war als Sicherheitsoffizier meiner Batterie eingeteilt, was keine besonderen Anforderungen an mich stellte. Der Truppenübungsplatz war relativ neu und das Lager «Nord» sehr modern ausgebaut. Überflüssig zu sagen, dass es in keinem Verhältnis zu dem mir vom österreichischen Bundesheer in böser Erinnerung stehenden Lager in Kaisersteinbruch bei Bruck an der Leitha stand, wo ich als Einjährig-Freiwilliger Schiessübungen absolviert hatte. Hier war das «Lager» eher eine Kaserne, mit einem schönen Offizierskasino und sogar einem, leider noch gesperrten, Schwimmbad.

Kaum waren wir wieder zurück in Mohrungen, fand schon am 24. Mai eine neuerliche Besichtigung der Abteilung statt, die aber offenbar zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel. Doch damit nicht genug, rückten wir drei Wochen später, vom 13. bis 27. Juni, wieder zu Schiessübungen nach Stablack aus. Diesmal zu Gefechtsschiessen. Dabei musste auch ich mich als Schiessender bewähren, was eher einer Katastrophe gleichkam. Ich hatte so etwas noch nie gemacht, denn eine Batterie im Gelände einschiessen ist etwas anderes als auf dem Kapselschiessstand in der Kaserne. Merkwürdigerweise blieb das von mir erwartete Donnerwetter aus. Anscheinend hatte man von mir nichts anderes erwartet, liess mich dies jedoch nicht fühlen, wofür ich dankbar war. Denn ungeachtet der etwas grossspurigen Versicherungen meinen Eltern gegenüber hatte ich noch immer eine sehr dünne, verletzbare Haut.

Mit den Schiessübungen war offenbar die Ausbildung im Abteilungsrahmen abgeschlossen. Jetzt fehlte eigentlich nur noch die Verbandsausbildung, also die Manöver in grösserem Rahmen, die jedes Jahr in der zweiten Augushälfte angesetzt waren. Natürlich würde es sie auch heuer wieder geben, aber ein jetzt auftauchendes Gerücht besagte, dass es diesmal – wie schon

vor zwei Jahren – besonders grosse Manöver, also Wehrmachtsmanöver, sein würden, zu denen bereits jetzt die Vorbereitungen zu treffen seien.

Ob damit in Zusammenhang stand, dass meiner Abteilung etwa ab Juli immer wieder Pferde zugewiesen wurden, und dies in einer Menge, dass wir sie schliesslich gar nicht mehr in den Stallungen unterbringen konnten, sondern auch die Reithalle dafür heranziehen mussten? Es hiess zwar, dass dies Pferde von der aufgelösten tschechoslowakischen Armee seien, die damit auf verschiedene deutsche Truppen aufgeteilt würden. In der Tat waren sie viel kleiner als der Pferdeschlag, den wir sonst eingestellt hatten. Aber was sollte schliesslich mit all diesen Pferden passieren? Wollte man vielleicht wieder einmal militärische Stärke demonstrieren? Schon am 20. April hatte anlässlich von Hitlers 50. Geburtstag in Berlin eine grossartige Parade stattgefunden. Nach den Bildern, die ich davon sah, muss sie einfach gigantisch gewesen sein. Prompt antworteten die Franzosen am 14. Juli mit ihrer traditionellen Parade, an der diesmal freilich auch englische Truppen teilnahmen. Was sollte dieses gegenseitige Sich-Aufplustern? Wir – d.h. das neue Deutsche Reich – wollten doch nichts von den anderen?

Gewiss, im Frühjahr hatten wir noch die tschechisch gebliebenen Teile Böhmens und Mährens – damals sprach man verächtlich von der «Rest-Tschechei» – besetzt und auch noch das Memelland von Litauen abgetreten bekommen. All das liess sich als Revision der ungerechten Friedensbestimmungen von 1919 argumentieren und fand weitgehend Zustimmung. Aber jetzt musste doch langsam Schluss sein. Und vieles deutete darauf hin. Man konnte ja in den Zeitungen, die im Kasino auflagen, ständig lesen, welche grossartigen Bauprojekte für Berlin geplant waren. Und der für den Herbst angekündigte Reichsparteitag sollte unter der Devise «Parteitag des Friedens» stehen. Das alles wäre doch sinnlos, wenn man etwas anderes im Schilde führte.

Mit Polen gab es zwar unverkennbar politische Spannungen. Aber in Ostpreussen war man, das hatte ich schon mitbekommen, auf Polen immer schlecht zu sprechen gewesen, auch wenn man zur Erntezeit die polnischen Landarbeiter benötigte. Aber bei den Offiziersbesprechungen versicherte der Kommandeur immer wieder, dass zwischen den Differenzen mit Polen und den geplanten Herbstübungen absolut kein Zusammenhang bestehe. Warum sollte er uns etwas Falsches sagen? Daher war Polen auch für uns Offiziere kein Thema. Zwar hatten mein Bruder Max und meine Schwägerin Marietheres, die im Mai für einige Wochen in Berlin gewesen waren (mein Bruder war Jurist und musste einen «Umschulungskurs» auf das neue deutsche Recht absolvieren) und mich über Pfingsten (4. Juni 1939) besucht hatten, schon damals nicht gewagt, mit dem Auto durch den polnischen Korridor zu fahren. Man hatte ihnen abgeraten. Meine Eltern jedoch, die mich in der Zeit vom 15. bis 24. Juli besuchten, durchquerten den Korridor einfach im Zug und liessen auch das Auto auf diesen verladen. So erreichten sie anstandslos



Mohrungen, und das hatte den Vorteil, dass ich mit ihnen bei herrlichstem Wetter Ausflüge in die nähere und auch weitere Umgebung machen konnte. Wir besuchten in Elbing auch Fredi Klein-Wisenberg, der sich anscheinend sehr wichtig vorkam und uns die Zukunft in düsteren Farben schilderte. So meinte er – was ich ihm einfach nicht glauben konnte – dass die «Herbstübungen» Krieg bedeuten würden. Unsere Ausflüge führten uns bis nach Masuren, nach Rudzanny, das seit Kurzem, wie andere Orte auch, umgetauft worden war, und zwar in Niedersee. Auch gebürtige Ostpreussen hatten dafür nur ein Kopfschütteln übrig. Gott sei Dank hatten solche Verrücktheiten keinen Einfluss auf die Schönheit der Landschaft. Nichts war so berührend wie die Unberührtheit der Natur rund um den Niedersee. Etwas war freilich störend: Immer wieder stiessen wir auf verlegtes, schweres Feldkabel, wohl auch schon eine Vorbereitung für die Herbstübungen.

Der Abschied fiel uns dann eher schwer. Mir war klar, dass ich – nachdem ich ja meinen Jahresurlaub schon konsumiert hatte – meine Eltern längere Zeit nicht wiedersehen würde. Bei ihnen schien aber noch etwas mitzuschwingen. Als ich mich von ihnen verabschiedet und das Kasernentor passiert hatte, drehte ich mich nach einer kurzen Weile nochmals nach ihnen um, und da standen sie noch immer vor dem Tor und blickten mir nach. Ihr Misstrauen gegen die «Herbstübungen 1939» schien weit grösser zu sein, als sie es mir eingestanden hatten.

Dann traten, Mitte August, plötzlich Personaländerungen ein, die mir im Hinblick auf die bevorstehenden «Herbstübungen» eigentlich als widersinnig erschienen und die mich auch persönlich betrafen. Da wurde, von einem Tag auf den anderen, mein prächtiger und mir treu ergebener Offiziersbursche, der Gefreite Wroblowsky, aus dem Wehrdienst entlassen. Er war nämlich gebürtiger Danziger, und auch alle anderen Danziger in der Abteilung wurden entlassen und in ihre Heimat zurückgeschickt. Wozu sollte das gut sein, ausgerechnet jetzt, vor den Übungen? Es kam aber noch dicker. Auch mein Chef, Hauptmann Schulz, wurde zusammen mit anderen Offizieren und Unteroffizieren der Abteilung auf einmal versetzt. Wohin, blieb mir unbekannt. Anstelle von Schulz übernahm nun Podehl, jetzt Oberleutnant, die Führung der 1. Batterie. Dafür rückte ein älterer Reserveoffizier, Schindowsky, zu einer «Waffenübung» bei meiner Batterie ein. Er war Weltkriegsteilnehmer und hatte als junger Soldat vor 25 Jahren die Schlacht bei Tannenberg mitgemacht. Jetzt sollte er nach den Herbstübungen an einer Gedenkfeier am Reichsehrenmal bei Hohenstein teilnehmen und zu diesem Zweck hatte er auch seinen Säbel mitnehmen müssen. Uns aktiven Offizieren war hingegen bekannt gegeben worden, dass unsere Kaserne bei Manöverbeginn für andere Zwecke benötigt werde und wir, die wir bisher in Kasernenquartieren wohnten, diese vollständig zu räumen hätten. Ins Manöver dürfe nur die Feldausrüstung mitgenommen werden, diese aber vollständig.

Alles andere, Paradeuniform, aber auch die Zivilsachen, sollten in verschlossenen Koffern, mit der Heimatadresse versehen, im Keller der Kaserne abgestellt werden.

Podehl hielt diese «Kriegsspielerei» für reichlich überflüssig. Was sollte das alles, wenn man in zwei, drei Wochen doch wieder zurückkam? Natürlich räumte er auch sein Zimmer, aber ins «Feld» nahm er nur das mit, was er für diese Zeit unbedingt zu brauchen vermeinte. Ich hingegen war mir meiner Sache nun nicht mehr so sicher.

Das hatte freilich auf mein geselliges Leben vorerst keinen Einfluss. Ich hatte mich nunmehr ziemlich eingelebt, fand die «Preussen» – zumindest die, mit denen ich verkehrte – eigentlich sehr nett und folgte gerne ihren Einladungen. So war ich schon am 2. Juli bei der Gräfin von der Groeben auf ihrem Gut Ponarien in der Nähe von Mohrunge eingeladen, kurz darauf war ein Sommerfest beim Grafen Finckenstein auf dessen prachtvoll an einem See gelegenen Schloss Jeschkendorf, und Ende Juli, genauer für den 29. und 30., erhielt ich durch Vermittlung eines Freundes vom Infanterie-Bataillon in Deutsch-Eylau, eines Leutnant Bieler, die Einladung zu einem Sommerfest auf Gut Grasnitz südlich von Riesenburg. Das Gut gehörte einem Herrn von Stein. Seine Frau war eine Tochter des berühmten ostelbischen Landwirtes Oldenburg-Januschau, dessen Gut ganz in der Nähe von Grasnitz lag. Der Hausherr selbst war ein Original: Er ging, wie ich mich überzeugen konnte, in einer von ihm selbst entworfenen Kleidung umher. Angeblich komponierte er auch und es konnte geschehen, dass er unvermittelt eine Arie anstimmte. Das Ehepaar hatte, wenn meine Information richtig ist, acht Kinder, davon in der Mehrzahl Töchter, von denen mir der Vater gleich bei der Vorstellung sagte: «Sie sind nicht schön, aber von dieser Sorte kann man nicht genug haben.» Ich weiss auch nicht, was der konkrete Anlass dieses Festes war. Wurde es für die Töchter gegeben, von denen die älteste, etwa gleich alt wie ich, «Eba» (eine Verkürzung von Elisabeth-Barbara) gerufen wurde, oder wollte man noch einmal im Frieden feiern? Der gebotene Rahmen war jedenfalls eindrucksvoll. Das sehr geschmackvoll eingerichtete Gutshaus lag abgelegen, auf einer kleinen Anhöhe, unmittelbar am Muttersee, einem Ort tiefsten Friedens. Dazu gehörte ein wunderschön gepflegter Garten, ein Badehaus am See mit Segelboot und ein Tennisplatz, ausserdem noch ein eigenes Gästehaus, in dem ich untergebracht war.

Ich traf am Samstagnachmittag mit der Bahn in Riesenburg ein und wurde mit Auto abgeholt. Man ging zunächst im See baden und gegen 19 Uhr traf man sich im Herrenhaus zum Fest. Es war eine sehr ausgewählte Gesellschaft, die sich da sozusagen im Abendrot des Friedens traf. Ausser der an sich schon zahlreichen Familie des Hausherrn waren meinen Notizen zufolge erschienen: Graf Dohna-Finckenstein, der Besitzer des historischen Schlosses Finckenstein, ein Graf von der Groeben mit seiner 16-jährigen Tochter, ein Graf Lendorf (vielleicht der später berühmt gewordene «Arzt von Königsberg»?) mit seiner Schwester, eine Baronin St. Paul mit

einer Freundin (von Stroheim?), dann der mir bekannte Graf Adalbert Dohna aus Reichertswalde sowie drei Offiziere vom Kavallerie-Regiment 4 (Rittmeister Krieg, Rittmeister Fleischhauer und Oberleutnant von Brauchitsch), eine Gräfin Eulenburg, ein Fräulein von Ruberti und schliesslich Leutnant Bieler und ich. Ich kannte so gut wie niemanden und fühlte mich dementsprechend gehemmt. Auch sonst schien mir bei diesem Ball etwas der Schwung zu fehlen. Die anwesenden Herren trugen fast ausnahmslos Uniform und man sprach viel über die bevorstehenden «Herbstübungen». Einer von ihnen wusste zu berichten, dass bei seinem Bataillon bereits «Erkennungsmarken» ausgegeben worden seien, also jene kleinen Metallblättchen, die man im Kriegsfall um den Hals tragen sollte, damit man Tote oder Schwerverwundete identifizieren konnte. War es bereits so weit?

Immerhin wurde die Nacht durchgetanzt. Um 5 Uhr früh ging dann die ganze Gesellschaft vom Ballsaal weg in den See baden. Nach einer entsprechenden Ruhepause traf man einander auf dem Tennisplatz. Am Sonntagnachmittag wurde wieder gebadet und gesegelt und abends nochmals getanzt. Mitten in der Nacht wurde ich wieder zur Bahn gebracht, da ich ja am nächsten Morgen in Mohrungen pünktlich zum Dienst erscheinen musste. Ich habe Grasnitz nie wiedergesehen. Wohl aber die Steins zehn Tage später bei einem Gartenfest, das das II. Bataillon des Infanterie-Regiments 3 in Osterode veranstaltete und zu dem ich als einziger Artillerist geladen war.

Gastgeber war der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Lasch. Fünfeinhalb Jahre später hat Lasch, inzwischen General und letzter Kampfkommandant von Königsberg, die Ruinen dieser Stadt an die Sowjets übergeben müssen. Seine Tochter war übrigens die Frau des Barons Buttlar auf Gut Venedien bei Mohrungen. Jahrzehnte nach dem Krieg habe ich Eba Stein, inzwischen verwitwete Baronin von Fürstenberg, bei der Hochzeit meiner Nichte Bernadette als angeheiratete Tante des Bräutigams wiedergetroffen. Und noch etwas später stand ich am Friedhof von Bosau am Plöner See in Holstein am Grab ihrer nach der Flucht und Vertreibung verstorbenen Eltern.

Auch in Mohrungen selbst war man in diesen Wochen nicht untätig. Am 8. und 9. Juli veranstaltete meine Abteilung jenes Reitturnier mit anschliessendem Ball, bei dem ich, wie schon früher erwähnt, eher blamabel abschnitt. Und es gehörte wohl zur steigenden Fieberkurve dieser Sommertage, dass am 2. August der 25. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges mit einem Appell und grossem Zapfenstreich gefeiert wurde, als würde man den Ausbruch des nächsten kaum erwarten können. Das war freilich nur eine Anordnung «von oben» und gab nicht die allgemeine Grundstimmung wieder, die eher jener vor Ausbruch eines Gewitters entsprach. Irgendwie fühlte ich mich davon angesteckt und beschloss nun, reinen Tisch zu machen. Am 15. August 1939 hob ich mein gesamtes Guthaben bei der Mohrunger Kreissparkasse ab und überwies es an meine Eltern in Wien. Bei diesem Entschluss mag mich bestärkt haben, dass ich an

diesem Tag auch meine «Manöveradresse» erhielt, unter der ich während der Herbstübungen postalisch zu erreichen war: «Leutnant Allmayer-Beck, Postsammelstelle Königsberg, Übungspostnummer 113356.» Ob das für die 14 Tage, die die Herbstübungen dauern sollten, dafürstand? Oder war etwas anderes gemeint? Wurde hier nur mit den Muskeln gespielt, wie die Führung des Reiches das anscheinend so gerne tat, etwa mit der schon erwähnten Parade in Berlin? Aber das war doch wohl auszuschliessen, dass man es mit den beiden Grossmächten zu einem Konflikt kommen lassen würde! Aber gegen wen wurde da gedroht? Oder wurden wir, speziell hier in Ostpreussen, doch bedroht? Ich vermochte mir kein klares Bild zu machen. Das Einzige, was ich sicher wusste, war, dass ich am 19. August meinen 21. Geburtstag hatte und dass wir in der darauffolgenden Nacht zu den «Herbstübungen» abrücken sollten.

Dementsprechend wurde an diesem Tag schon am Vormittag eifrig gepackt und die auf dem weiten Kasernenhof aufgefahrenen Fahrzeuge beladen. Trotz seiner Grösse erwies sich der riesige Platz fast als zu klein, da heute hier nicht nur die Stabs-Batterie und die drei Feldhaubitzen-Batterien aufgestellt waren, sondern auch zahlreiche Fahrzeuge, die bis dahin bei Ausrückungen nie vorhanden gewesen waren, wie der Gepäcks- und der Verpflegungs-Tross, Feldschmieden, die sogenannten 2. Munitions-Staffeln und anderes mehr. Aus dem Munitionsdepot, draussen auf dem Truppenübungsplatz der Garnison, war scharfe Munition abgeholt worden. «Die Chefs hatten dafür, dass keine Übungsmunition mitgenommen wird», hatte die Abteilung noch durchgeben lassen. Keine Übungsmunition für Übungen? Was sollte das wieder bedeuten? Stand es mit Polen doch ernster, als man es im Kasino immer wieder behauptet hatte? Stück für Stück bröckelte der Verputz meiner Illusionen ab und liess dahinter die fratzenhafte Wirklichkeit immer drohender hervortreten. Aber noch immer wollte ich dies nicht richtig wahrhaben. Nein! Zunächst wollte ich doch meinen Geburtstag feiern, mit einem Sektführstück im Kasino, wie ich das von ähnlichen Gelegenheiten her kannte. Die entsprechenden Anweisungen hatte ich schon vor Tagen an die Kasino-Ordonnanzen durchgegeben. Aber nun erging es mir wie dem Mann, der in der Bibel zu einem Hochzeitsmahl einlud: Als ich zu Mittag ins Kasino kam, war kaum jemand von den Geladenen erschienen. Verständlich: Das Infanterie-Bataillon, bei dem ich viele Freunde hatte, war ja schon vor ein paar Tagen zu den Übungen abgerückt, und von meinen Artillerie-Kameraden liessen sich die meisten entschuldigen. Sie hatten eben noch viel zu tun. Wir – ein paar Herren, die dennoch gekommen waren – feierten daher ziemlich lustlos. Irgendeiner von ihnen überreichte mir in Vertretung der Offiziere meiner Abteilung den üblichen kleinen, silbernen Schnapsbecher, der bei solchen Gelegenheiten immer als Geschenk überreicht wurde. Dann bezahlte ich meine Rechnung. Und jeder ging wieder seiner Wege.

Der meine führte mich nochmals in die Stadt, um meinen alten Freund, den Pfarrer Klein, aufzusuchen. Der war der Einzige, den nochmals zu sehen ich das Bedürfnis hatte. Ich beichtete bei ihm, dann nahmen wir etwas bedrückt voneinander Abschied. Was würde wohl werden? Keiner von uns wagte es direkt auszusprechen, denn es konnte, ja es durfte nicht sein. Als ich wieder «nach Hause» in die Kaserne kam, hatte sich dort das Bild ziemlich verändert. Da waren inzwischen irgendwelche Nachrichtenleute erschienen, die, vor allem vor dem Stabsgebäude, Leitungen legten: schweres Feldkabel. Zwischen den Mannschaftsblöcken standen Funkwagen. Es sollte – so hiess es – nach unserem Abmarsch ein höheres Übungskommando, vielleicht die Manöverleitung, hier einziehen. (Tatsächlich war es, wie wir später erfuhren, der Stab der 3. Armee, die den Oberbefehl über die aus Ostpreussen angreifenden Truppen im Polen-Feldzug hatte.)

Etwas verloren stand ich in meinem nun fast leeren Zimmer. Üppig war es ja nie eingerichtet gewesen. Immer hatte ich das Gefühl eines Provisoriums gehabt und nun schien sich das zu bewahrheiten. Ich verpackte meine letzten Utensilien, zog meinen bisherigen Dienstanzug aus und eine grobe Felduniform, ohne Regimentsnummern auf den Schulterstücken, an, schnallte ein schwarzes Mannschaftskoppel mit der schweren Dienstpistole um – und war fertig. Wofür?

Meine Einteilung lautete: Batterieoffizier, also Führer der Geschützstaffel. Würde ich dem gewachsen sein? Die Gedanken eilten noch einmal zurück. Vor knapp einem Jahr war ich hier eingetroffen. Dann war sehr bald die Sudetenkrise ausgebrochen und ich hatte damals echte Angst gehabt, es würde ernst werden. Ich hatte ja – frisch ausgemustert – noch kaum eine Ahnung vom Gefechtsdienst gehabt. Wusste ich jetzt schon viel mehr? Aber vielleicht ging auch das jetzt so vorüber, wie vor einem Jahr. Ein Krieg, ein wirklicher Krieg, war das heutzutage überhaupt noch vorstellbar?

In den hell erleuchteten Ställen war begonnen worden, die Pferde anzuschirren. Ich liess meinen Offizierskoffer, der mitgehen sollte, hinunterschaffen und verladen. Dann ging ich selbst auf den Kasernenhof. Es dunkelte schon, aber in den Gebäuden, auf den Fluren, brannte überall Licht. Es war ein Kommen und Gehen wie seinerzeit bei den Mob-Übungen. An ein Abendessen war nicht zu denken. Vielmehr wurde, nachdem die Pferde gefüttert worden waren, angespannt. Dabei gab es immer wieder dies oder jenes zu kontrollieren. Ich ging durch die Reihe meiner Geschütze. Unter den Mannschaften waren viele neue Gesichter, einberufene Reservisten. Wir waren ja auf voller «Kriegsstärke».

Die Zeit tröpfelte dahin. Mitternacht war bereits lange vorbei. Man stand gruppenweise im Scheine der Lampen, die bei den Eingängen der verschiedenen Gebäudeblöcke angebracht waren. Da, auf einmal gab es vorne am ebenfalls beleuchteten Kaserneneingang, bei der Wache, Bewegung. Irgendjemand rief etwas laut, was sich auch sogleich fortpflanzte. Nun verstand ich

es auch und rief es weiter: «Aufsitzen!» Taschenlampen blitzen im Dunkel des Kasernenhofes auf und wurden auf- und abgeschwenkt: das Zeichen zum Antreten. Die Pferde zogen an. Das Klappern der Hufe auf dem Pflaster der Kasernenstrasse – zunächst noch vereinzelt, dann immer heftiger, bis es in ein pausenloses Getrappel überging. Die Leuchtuhr auf dem Wirtschaftsgebäude zeigte ein Uhr morgens, als wir die Wache passierten.

Vor dem Kasernentor, auf dem Platz, auf dem ich vor ein paar Wochen von meinen Eltern Abschied genommen hatte, standen im Licht der Eingangsbeleuchtung etwa zwanzig Personen: Ehefrauen, Bräute, Freundinnen, die den Zug schweigend an sich vorbeiziehen liessen. Nur hin und wieder erfolgte ein stummes Zeichen, wenn der vorbeikam, auf den man gewartet hatte. Auf mich wartete niemand.

## Zwischen Krieg und Frieden

Gleich hinter dem Kasermentor bog unser Zug nach rechts ab und verschwand, indem die Reiter und Gespanne paarweise die Begrenzung der Platzbeleuchtung überschritten, langsam in der Dunkelheit. Zunächst ging es entlang der Bahn, auf der Pflasterstrasse, die zu unserem Übungsplatz führte, dann über die Bahn und wieder weiter nach Westen. Wie ein Nachtmahr zogen wir an dem in tiefem Schlaf liegenden Schloss Alt-Bestendorf vorbei, das dem Freiherrn von der Goltz gehörte, auf dessen Gut wir im vergangenen Herbst die Hubertusjagd geritten hatten. Nicht einmal ein Hund schlug an. Nur das Schlürfen der Fahrzeuge und das Klappern der Hufe unserer Pferde waren zu hören.

In der Morgendämmerung durchschritten wir Maldeuten (heute Maldyty in Polen), querten die Strasse von Osterode nach Preussisch-Holland (Pastък) und marschierten über Saalfeld (Zalewo), Alt-Christburg (Stary Dzierzgon) und dann, nach Südwesten abdrehend, in Richtung Rosenberg (Susz). Das war eine ganz schöne Strecke. Der Kommandeur fuhr im Pkw ständig die Kolonne auf und ab, bemängelte dies, bemeckerte jenes, bedrohte einen Kanonier meiner Batterie, der von einem Alleebaum einen Apfel abgepflückt hatte, mit dem Kriegsgericht wegen Plünderung, kurz – er machte meiner Ansicht nach die Sache spannender, als sie uns nunmehr zu sein schien.

Der Marsch wollte kein Ende nehmen. In Riesenburg (Prabuty) – es war schon Nachmittag – kam es zu einer Marschstöckung, da auf einmal andere, uns fremde Truppen den Weg verstopften. In dem Gewirr auf dem Hauptplatz der Stadt entdeckte ich plötzlich einen Jahrgangskameraden aus Wiener Neustadt, der seinerzeit – meines Wissens nach – zum Artillerie-Regiment 1 versetzt worden war. Aber war das, was hier umherkreuzte, das AR 1? Ich kam nicht dazu, es zu klären, denn schon ging es weiter. Was mich aber noch mehr erstaunte, war etwas ganz anderes, was ich bei Manövern noch nie wahrgenommen hatte: Auf einem Hausdach, nahe der Kirche – war es vielleicht die Schule? – war ein riesiges rotes Kreuz in weissem Feld aufgemalt. Man hatte da offenbar so etwas wie einen Hauptverbandplatz oder ein Feldlazarett eingerichtet. Geschah auch das nur zu «Übungszwecken» oder war es ernster gemeint?

Hinter Riesenburg ging es hinein in den «Preussenwald» und damit waren wir dann bald an Ort und Stelle. In einer Waldschneise, nahe einer Försterei, zogen wir unter. Äusserste Tarnung war

befohlen, kein Zipfelchen eines Fahrzeuges und kein Pferdeschwanz durften aus dem Wald heraussehen. Es wurde abgesattelt. Morgen, den 22. August, war ja wohl Ruhetag.

Nicht so ganz: Die Truppen und die Pferde verblieben zwar im Biwak, aber das Infanterie-Regiment 3, das offenbar auch in der Nähe kampierte, veranstaltete mit seinen Offizieren und mit denen meiner Abteilung eine Art von Rahmenübung, Die «Lage» wurde weder Podelhl noch mir, die wir irgendwo eine B-Stelle (Beobachtungs-Stelle) einrichteten, ganz klar. Vor allem passierte während der Übung so gut wie nichts. Ganz gegen die sonstige Gewohnheit kam niemand Höherer uns inspizieren; man kümmerte sich überhaupt nicht um uns, die wir sehr angenehm in der warmen Sonne lagen. Erst gegen Mittag wurden wir alle zu einer Schlussbesprechung zusammengerufen, bei der sich aber die Kommandeure mehr unter sich unterhielten, als dass sie uns, den jungen Offizieren, lehrreiche Vorträge hielten. Nur einmal hörte ich den Oberst von Reibnitz, den Regimentskommandeur des IR 3, etwas lauter zu meinem Kommandeur sagen: «Also, Brechtel, beim ersten Schuss, den so ein polnisches Schwein auf meine Leute abgibt, muss volle Artillerieunterstützung gewährleistet sein!» Polen? – Ja, tatsächlich, die Grenze war ja ganz nah. Wenn man vorsichtig durch das Gebüsch, hinter dem wir standen und kauerten, mit dem Doppelglas nach Süden sah, war am Horizont ein Dorf mit Kirche zu erkennen – und das lag bereits in Polen. Aber was wollten oder sollten wir eigentlich dort? Beabsichtigten am Ende gar die Polen, uns anzugreifen? Womöglich zusammen mit den Russen? So viel man hörte, schienen England und Frankreich wieder einmal bemüht, uns einzukreisen – so zumindest schien uns damals die Lage zu sein. Auf die Idee, dass Deutschland der Angreifer sein könnte, kamen wir damals nicht.

Vorderhand merkten wir jedoch in unserem «Preussenwald» nicht viel davon. Die «Herbstübungen» schienen eher eingeschlafen zu sein. Die Männer putzten die Pferde, wir Offiziere sassen viel bei dem freundlichen Förster in dessen kleinem Garten und besprachen die politische Entwicklung, soweit wir sie anhand der Radionachrichten erfassen konnten. Gegen Abend gingen dann gelegentlich die Pferde zur Tränke in einen nahe gelegenen, kleinen See. Der Einfachheit halber oder aus Tarnungsgründen sassen die Pferdepfleger unbekleidet auf ihren Tieren und Podelhl liess es sich nicht nehmen, selbst splinternackt auf einem ungesattelten Pferd sitzend, die Führung dieser Kavalkade zu übernehmen. Mit seinem athletischen Körperbau war er auch in diesem Zustand, ohne Rangabzeichen, ganz zweifellos der «Chef».

Am Vormittag des 24. August, einem heissen, schönen Sommertag, erschien plötzlich der evangelische Divisionspfarrer, Dr. Surkau, bei der Batterie, um offenbar seine «Schäfchen» zu besuchen. Obwohl ich ja nicht dazugehörte, wanderte ich mit ihm auf dem Sandweg vor dem Lager auf und ab, und wir besprachen die kurz davor durchgekommene Nachricht vom Abschluss der deutsch-sowjetischen Gespräche in Moskau.



Das schien mir ja doch wieder einmal ein Meisterstück der deutschen Politik zu sein. Pfarrer Surkau meinte dazu eher kryptisch, nun sei ja alles klar – und diesen Eindruck hatte ich auch: Dem Westen war durch diesen geschickten Schachzug ja nun die Suppe gründlich versalzen, die Polen konnten von den Sowjets auf keine Unterstützung mehr rechnen und würden ja jetzt wohl, notgedrungen, etwas ruhiger und vernünftiger werden. Das würde aber auch bedeuten, dass die «Herbstübungen», wie offiziell angegeben, tatsächlich mit 2. September beendet sein könnten.

Auch Podehl war eher meiner Ansicht und so schien ihm ein kleines Fest am Platze zu sein. Er liess sich durch den «Fourier» der Batterie aus den «Eisernen Rationen» eine grosse Büchse Schinken kommen, was natürlich streng verboten war, ihn aber weiter nicht rührte. Zusammen mit dem Förster wurde bei einer Flasche Rotwein diese Köstlichkeit im Garten der Försterei verzehrt. Wir waren sehr aufgeräumt, als plötzlich um 17:30 Uhr von der Abteilung der Befehl kam: «Biwak abbrechen, Marschbereitschaft bis 20:00 Uhr!» Die können einem doch wirklich keine Ruhe lassen! Wohin geht es? Kommen jetzt doch die «Herbstübungen»?

Pünktlich zur befohlenen Zeit verliessen wir unsere Verstecke und marschierten, nun die Abteilung geschlossen, auf unbeschreiblich staubigen Landwegen – nach Süden!

Nach einem eher kurzen Marsch wurde in einem kleinen Wald, am Ufer des Kautziger Sees, haltgemacht und ein Lager aufgeschlagen. Ein Blick auf die Karte belehrte uns: noch fünf Kilometer bis zur polnischen Grenze!

Der folgende Tag (der 25. August) brachte zunächst keine Fortsetzung der «Übungen». Freilich hörte man aus dem Süden immer wieder dumpfe Detonationen. Sprengen die Polen ihre Brücken? Zu Mittag ritt Podehl mit dem Kommandeur gegen die Grenze hin: Feuerstellungen erkunden! Eine gewisse Hektik griff plötzlich um sich. Angeblich, so wusste Podehl zu berichten, sollte es noch in dieser Nacht über die Grenze gehen. Jedenfalls war für 23:00 Uhr Marschbereitschaft befohlen. Das Lager wurde abgebrochen, die Handfeuerwaffen wurden scharf geladen, bisher versiegelt mitgeführte Kuverts geöffnet. Sie enthielten Weisungen für den Fall, dass ... Vordruckte Feldpostkarten wurden verteilt, in die man nur den eigenen Namen, den Dienstgrad und die neue Feldpostnummer eintragen durfte. Meine lautete: 04126. Ein bisschen aufregend war das alles schon. Man hatte gar keine rechte Vorstellung über das, was da eigentlich vor sich ging. So viel war jedenfalls klar: Die Batterie machte sich fertig, die Fahrzeuge fädelten sich auf dem Waldweg hintereinander in die Kolonne ein. Um 22:45 Uhr meldete ich Podehl: «Batterie abmarschbereit!» Und schon kam das Kommando: «Aufsitzen!»

In diesem Augenblick erhob sich am Ende der Marschkolonie Lärm. Ein Offizier in einem Beiwagen-Krad zwängte sich mühsam auf dem engen Weg und den dadurch nervös werdenden

Pferden vorbei nach vorne durch, indem er ununterbrochen rief: «Halt! Halt! Nicht antreten! – Wo ist der Kommandeur?» Tatsächlich kam nach einiger Zeit der Befehl, auszuspannen und weiter zu biwakieren. War alles abgeblasen oder nur verschoben? Wer wusste das schon. So schlugen wir mit einem Gefühl, das irgendwo zwischen Enttäuschung und Erleichterung lag, unser Batteriezelt ziemlich nahe vom Abteilungs-Gefechtsstand wieder auf und, nachdem alles untergezogen war, legten auch wir Offiziere uns zum Schlafen nieder. Vor dem Zelt raschelte der Schritt eines Wachpostens im Laub des Waldbodens; dann gingen Wirklichkeit und Traum rasch ineinander über.

Wie sollte das alles weitergehen? Wir sassen da im Kautziger Wald, genauer: Wir lungerten auf irgendwelchen Pferdedecken herum, hörten haarsträubende Nachrichten, die der deutsche Rundfunk ausstrahlte, und wussten im Grunde doch nichts. So ganz von der Welt war man aber auch wieder nicht abgeschnitten. Da wurde mir gleich am 26. August bei der Abteilung eröffnet, ich müsste mein gesamtes Reitzug mitsamt dem schönen Sattel von der Firma Passier, das ich mir erst vor nicht einmal einem Jahr gekauft hatte, an das Ärar verkaufen. Die Ablösung war gar nicht so schlecht und die 400 RM übernahm gleich der Zahlmeister, um sie mit Zahlkarte nach Wien zu überweisen. Das machte offenbar keine Schwierigkeiten und auf der anderen Seite stellte mir die Post eine neue Pistole, Marke Walther PP, zu, die ich noch von Mohrunen aus bestellt hatte. Podehl und ich gingen natürlich sofort, sie auszuprobieren, auf lebende Ziele, versteht sich, nämlich Wildenten im See. Und selbstverständlich ergebnislos.

Aber sonst passierte all die Tage vom 26. bis zum 29. August nichts. Es sah freilich nicht so aus, als ob wir ab dem 2. September wieder einrücken würden, und noch weniger schien aus Schindowskys Tannenbergs-Feier etwas zu werden. Aber irgendetwas musste doch passieren, wir konnten doch nicht ewig in diesem Wald herumsitzen!

War es bloss Langeweile oder hatte er einen bestimmten Befehl, jedenfalls forderte mich Podehl am Vormittag des 30. August auf, mit ihm zur Erkundung an die Grenze zu reiten. Viel war da allerdings nicht zu erkunden. Zu sehen gab es gar nichts, ausser ein paar Feldwachen an der Strasse. Wir fragten sie nach ihren Beobachtungen, aber abgesehen von ein paar Polen, die jenseits der Grenze auf Bäumen sassen und uns ihrerseits beobachteten, hatten sie keine Wahrnehmungen gemacht. Um unseren Einblick in das polnische Hinterland zu erweitern, wurde mir im Anschluss daran von der Abteilung befohlen, den Kirchturm von Niederzehren zu besteigen und von dort aus das Gebiet jenseits der Grenze zu beobachten.

Niederzehren (heute Czarne Din in Polen) – das war das letzte Dorf auf deutschem Gebiet. Rund zwei Kilometer weiter südlich verlief die Grenze und von meinem Sitz im Gebälk des Kirchturmes, der im weiten Umkreis der einzige auf deutschem Boden war, sah man etwa fünf Kilometer

weit. Genau genommen sah jedoch auch ich die vielen Stunden hindurch, die ich da verbrachte, so gut wie nichts. Allmählich fiel die Dämmerung ein. Die Stimmung eines Sommerabends, der noch die ganze Wärme des vergangenen Tages ausatmete, lag über der Landschaft. Im Dorf zu meinen Füßen herrschte das normale Leben nach Feierabend. Ein paar Soldaten schlenderten über die Dorfstrasse. Verlassen waren Wiesen und Äcker. Und drüben, jenseits der Grenze, lag das polnische Zollhaus ebenfalls verlassen in der flachen Landschaft. Ein feiner, immer stärker werdender Dunst breitete sich aus und nahm die Sicht. Manchmal, dass weit hinten im polnischen Hinterland, an jener Pappelreihe am Horizont, wo nach der Karte die Strasse nach Lessen verlaufen musste, ein Fahrzeug zu sehen war. Sonst nichts, Abendfrieden. Und doch vermeinte ich, von meinem Hochsitz aus mehr zu sehen. Es lag da irgendetwas in diesem Abend, der so ruhig aus den feuchten Wiesen aufstieg und in den hinein die Schornsteine der Gehöfte lautlos ihren Rauch wirbeln liessen, es war da irgendein Moment der Spannung, der Unruhe, vielleicht der Unsicherheit. Das alles ging von jener unsichtbaren Linie aus, die vor mir, irgendwo zwischen den Feldrainen, verlief, nicht anders als eine Ackergrenze oder als ein kleines Rinnsal zwischen den Wiesen, über das Kinder oft hinwegspringen – hier aber war es die Reichsgrenze. Der Feldweg, der vom Ortsausgang weg sich durch die Fluren schlängelte und zu jenem Hof dort drüben führte, der nicht anders gebaut war als die Höfe hier, er war nur eine scheinbare Verbindung, denn an einer Stelle, vielleicht bei dem kleinen Holunderbusch, war er entzweigeschnitten. Man konnte es zwar nicht sehen, denn er war hier genauso sandig wie dort drüben, und man konnte sich vorstellen, dass jetzt am Abend jemand einen kleinen Spaziergang auf ihm machen wollte, hinüber zu dem anderen Bauernhof. Er war ja kaum fünf Minuten weit entfernt. Und doch stand da eine zwar unsichtbare, aber unübersteigbare Mauer. Es gab kein Hinüber und Herüber, und die scheinbaren Verbindungslinien, ja die ganze Geschlossenheit dieser Gegend waren nichts als Täuschung.

Und das war es auch, was eine abendliche Ruhe nicht aufkommen liess, dieses Wissen um die Unwahrheit dieser Gegend. Es erschien mir alles trügerisch: Hier vorne, gleich vor dem Dorf: Der Heuschober auf der Wiese war vielleicht nichts anderes als eine gut getarnte Pak (Panzerabwehr-Kanone) und wahrscheinlich jene einladende Pferdekoppel dort drüben ein Minenfeld. Jetzt, in einer halben Stunde, wenn es dunkel geworden ist, wird es vielleicht auf einmal in dem polnischen Zollhaus lebendig werden. Und dort hinten auf der Chaussee, auf der ich während des Tages nur vier oder fünf Bauernwagen beobachtet habe, werden auf einmal Kolonnen marschieren.

Die Dämmerung nahm schnell zu, die Konturen verschwanden. Irgendwo bellte ein Hund. Es wurde Zeit für mich. Noch einmal suchte ich mit dem Fernglas alles ab. Unten im Kirchhof klapperten Hufe – der Bursch mit den Pferden war da, um mich abzuholen.

Gewaltig – und ohne Grenzen – spannte sich der Sternenhimmel über uns, als wir auf den tiefen Sandwegen lautlos heimwärts trabten. Die Pferde schnaubten und griffen gut aus. Es war schön, in der kühlen Nachtluft zu reiten und die steifen Glieder wieder etwas bewegen zu können. Mein Bursch neben mir erzählte mancherlei Meldungen, Gerüchte, alles durcheinander. Es schien ja jenseits der Grenze wirklich drunter und drüber zu gehen – so hiess es, dass es zu bösen Ausschreitungen gegen Angehörige der deutschen Minderheit in Polen gekommen wäre. Werden wir da noch lange zusehen können? Wir ritten durch den Wald, rechts und links kampierten Truppenteile des Infanterie-Regiments 3, unseres «Couleur-Regiments», d.h. jenes Infanterie-Regiments, mit dem die I./AR 21 vorzugsweise zusammenarbeitete.

Wir machten einen kurzen Halt und von einem mir befreundeten Offizier höre ich: Polen hat die Generalmobilmachung angeordnet. Und wir? Was machen wir eigentlich? Machen wir Manöver oder sind wir in Ostpreussen aufmarschiert? Was passiert im übrigen Reich? Man weiss nichts, d.h., die Obersten werden es wohl wissen. Aber wir? Nun, wir werden unsere Befehle noch rechtzeitig bekommen. Wir haben es gut, vielleicht zu gut, denn wir haben nichts zu entscheiden und damit nichts zu verantworten, sondern nur zu gehorchen. Das klingt allerdings bequemer, als es ist. Denn nur für den ist leicht zu entscheiden, wie er zu gehorchen hat, der die Lage kennt, die Übersicht besitzt und damit den Sinn eines Befehls einsehen und prüfen kann. Schwer aber ist es zu gehorchen nur um des Gehorsams willen, dessen einzige und letzte Stütze der Glaube an die gute Sache, das Wissen um die geschworene Pflicht und das Vertrauen in die Vorgesetzten ist. Dieses Vertrauen und nicht eine schematisch festgesetzte Rangordnung machen das Gewicht der Offiziersschulterstücke aus.

Bei der Abteilung, im Zelt des Adjutanten, brannte noch Licht. Der Kommandeur sass mit ein paar Offizieren zusammen, als ich meine Beobachtungsmeldung abgab. Die polnische Generalmobilmachung wurde natürlich eifrig diskutiert. Aber ich war eigentlich nur noch müde, so ging ich zur Batterie hinüber. Der Hunger meldete sich auch und ausserdem wollte ich schlafen. Die Funker hatten ihren Apparat eingeschaltet und von einem polnischen Sender quiekte eine Hetzrede zu mir herüber. Die Kerle dort drüben müssen geradezu grössenwahnsinnig sein – oder haben sie von irgendwoher feste Zusagen auf militärische Unterstützung in der Tasche? Da war übrigens noch ein komischer Befehl gekommen, der ganz in dieses verrückte Bild passte: Man schien bei den höheren Kommandostellen einen plötzlichen polnischen Angriff über die Grenze hinweg für durchaus möglich zu halten. Für meine Batterie war jedenfalls eine höhere Alarmstufe befohlen, um in diesem Fall auf das Stichwort «Grenzwacht» sofort eine vorbereitete Feuerstellung zu beziehen und aus ihr diesen Angriff abzuwehren. Eigentlich hält man das ja kaum für möglich, aber was weiss man schon, was denen dort drüben bei der Mobilmachung nicht al-

les passieren kann. Na ja, für den Augenblick war mir das auch ganz egal, ich wollte nur schlafen, und zwar lang schlafen, denn morgen war ja, gottlob, nichts los.

Ich wache auf. Ist es schon Morgen? Im Zelt ist es noch dunkel, auch hört man keine Vögel zwitschern. Ich schaue auf meine Uhr: Die Leuchtziffer zeigt 1:30 Uhr. Aber da war so ein blödes Gerufe und Gelaufe. Anscheinend beim Abteilungs-Gefechtsstand rief einer immer wieder: «Melder!» Was sollte das? Die können doch denken, dass die Leute noch schlafen. Warum höre ich auch auf diesen Blödsinn? Podelh und Leutnant Schindowsky neben mir schlafen tief und fest. Ja, ich will auch schlafen, ich bin ja noch so müde und heute, am 31. August, will ich mich richtig ausschlafen. Ich drehe mich also herum, ziehe den Schlafsack über die Ohren und bin tatsächlich schon dabei, wieder einzuschlafen. Aber dieses Laufen draussen, diese Unruhe im Lager hält an und bleibt im untersten Bewusstsein haften. Und dann, auf einmal, unter diesen vielen Geräuschen und Schritten, ein Schritt, nicht lauter als die anderen, und doch weiss ich, der gilt uns. Sofort bin ich hellwach und ich möchte fast rufen: «Ja, ja, ich weiss schon, jetzt kommt es, etwas, dem wir nicht ausweichen können!» Und wie gebannt höre ich auf diesen Schritt. Da nestelt auch schon jemand am Zeltingang und in einem Ausschnitt, durch den ein kühler Luftzug in das dumpfe Zelt streicht, erscheint gegen einen fahlen Morgenhimmel die Silhouette eines Melders. «Herr Oberleutnant!», raunt er. Podelh grunzt und dreht sich auf die andere Seite. «Herr Oberleutnant! Befehl von der Abteilung!» – «Ja, was ist denn?» – «Stiller Alarm! Grenzwacht!»

45 Minuten später rückte die Batterie aus dem Lager. Kurz vor dem Waldausgang nach Süden, da, wo eine Schneise in den Waldweg einmündete und sich der Lagerplatz der 2. Batterie befand, stand der mir befreundete Fahnenjunker-Unteroffizier Rahn! «Was ist mit euch los?», fragte ich im Vorbeireiten. «Wir sind marschbereit, Herr Leutnant, es fehlt nur noch der Marschbefehl von der Abteilung!» Also ist die ganze Abteilung alarmiert. Sonderbar, denn ich kann mir wirklich nicht vorstellen, dass die Polen jetzt noch angreifen. Die Sonne ist bereits aufgegangen, die Sicht ist vorzüglich. Aber vielleicht ist anderswo bereits ein Gefecht im Gange?

Der Chef ist mit dem Batterie-Trupp vorausgeritten und sehr bald kommt mir schon der Melder entgegen, der die Batterie einweisen soll. Ich befehle: «Geschützführer nach vorn!», und trabe selbst an. Ganz so, wie wir es gelernt haben, richtig schulmässig, fahren wir in die Feuerstellung ein. Man weiss eigentlich nicht recht, ist das jetzt Manöver oder geht es los? Was passiert jetzt eigentlich? Sonst wurde bei Übungen immer eine «Lage», also eine Manöverannahme, ausgegeben. Hier ist keine Rede davon. «Grenzwacht» – ist das alles? Ich überzeuge mich, dass die Geschütze ihren vorschriftsmässigen Abstand haben. Die Hauptschussrichtung geht nach Süden. Es ist dumm, aber doch ein komisches Gefühl, dass als Grundrichtungspunkt irgendein pol-

nischer Kirchturm dient. In den Kisten, die neben mir gerade mit Stroh getarnt werden, befinden sich auch keine Manöverkartuschen oder Übungsmunition, sondern richtige Sprenggranaten. Und es gibt diesmal auch keinen Sicherheitsoffizier mit weisser Armbinde, der über die Einhaltung der Sicherheitsbestimmungen zu wachen hätte und ein Feuerkommando unterbinden könnte, weil dadurch zivile Ziele ausserhalb des Übungsplatzes gefährdet würden. Nein, es gibt auch keinen Übungsplatz mehr. Hier ist etwas im Wachsen, das keine Grenzen anerkennt, das nach einem inneren Gesetz, einmal mobilisiert, alle Beschränkungen überwindet – die Kaserne, den Schiessplatz, das Manöverfeld, etwas, dem sich alles unterordnen muss – das ganze Land.

Gegen 10 Uhr kommt der Kommandeur vorbei. Er ist sehr unzufrieden mit uns. Die Batterie ist viel zu schlecht getarnt, die Geschütze stehen nicht so, wie er es möchte – das Ganze sieht zu friedensmässig aus. Barsch fährt er mich an, ob ich hier eine Frühjahrsparade abhalten wolle und ob ich mich nicht verantwortlich für meine Leute fühle? Mit diesem bisschen Schanzarbeiten könne man am Exerzierplatz imponieren, aber nicht im Ernstfall! Im Ernstfall? War es schon so weit? – Ich stehe noch ziemlich verstört am Strassenrand, als der Kommandeur-Wagen nur noch als Staubwolke sichtbar ist. Na, das hatte ich wieder nötig gehabt. Warum er mich auch immer so anbläst, vor meinen Leuten? Lang wird das nicht mehr gehen, einmal werde ich doch um meine Versetzung einkommen. Ich komme mit ihm einfach nicht aus, soll er sich doch einen anderen holen. Nun, jetzt, im Moment ist es ja egal. Es gibt schliesslich Wichtigeres, z.B. die Feldküche, die da die Strasse herunterkommt.

Langsam zieht der Tag dahin. Die Männer schlafen oder unterhalten sich im nahen Hof mit den Bauern. Es scheint doch, als wäre alles nur blinder Alarm. Die Sonne war bereits im Dunst des Westens versunken und nur ein ungewisser rosa Schleier lag über der Gegend, als ich den Befehl erhielt, mich auf der B-Stelle (Beobachtungs-Stelle), beim Chef, zu melden. Diese war nicht sehr weit entfernt, in einem Haus an der Strasse, kurz vor Hochzehren. Vom Dachboden aus hatte man ein paar Dachziegel herausgenommen und durch das Loch das Scherenfernrohr hindurchgesteckt. Man war auf der B-Stelle guter Dinge. Die Bewohner des Hauses hatten sich als gastfreundlich erwiesen und Podelhl nagte gerade mit Vergnügen an einem Hühnerbein, als ich mich meldete.

«Schon gut, mein Lieber! – Kleinen Augenblick – tolle Leute hier!» Auf meine Frage nach der «Lage»: «Nein, nein, nichts Besonderes los.» – Ob etwas zu sehen wäre? – «Auch nichts! Paar Explosionen drüben, aber nur gehört. Wahrscheinlich Brücken. Die haben anscheinend die Hose voll. Na, ist ja egal. Also, pass auf!» Er hatte seine Mahlzeit vollendet und griff nach der Karte. «Du machst mit der Batterie um 23 Uhr Stellungswechsel!» – «Stellungswechsel?» – «Jawohl!»

Er stach mit einer Nadel an der betreffenden Stelle ein Loch in meine Karte. Also Stellungswechsel vorwärts, an die Grenze heran! Es folgten die Einzelheiten. „Alles klar?“ – «Jawohl!» – «Aber bitte nochmals, mit grösster Ruhe – kein Lärm, kein Licht!» – «Zu Befehl!»

Nur gedämpft klingen die Rufe der Fahrer, manchmal klirrt eine Kette, ein leiser Fluch, Knirschen der Räder. Weit auseinandergezogen zieht die Batterie in der Nacht auf der Strasse nach vorne. 200 Meter nördlich von Niederzehren biegen wir auf einen Feldweg ab und dann kommt ein abgeernteter Acker – die Feuerstellung. Kein Baum, kein Strauch, wie auf dem Präsentierteller stehen wir da. Wozu das Ganze? Bereitstellung zum Angriff? Oder nur eine Umgruppierung zur Täuschung der Polen?

Spaten klirren. Mit aller Schnelligkeit werden die Geschütze eingegraben. Es ist sternenklar, aber kein Mond und kühl. Wer nicht schantzt, fühlt sich im Mantel recht wohl. Ein Schluck warmen Kaffees aus der Feldflasche. Die Zeit verrinnt. Es ist schon nach Mitternacht. Wir kommen wieder nicht zum Schlafen, das sehe ich schon kommen. Bis wir die Geschütze alle eingegraben haben, dauert das ja noch Stunden. Bei diesen Stellungsverhältnissen! Hol's der Teufel, wenn das wieder für nichts und wieder nichts ist!

«Batterieoffizier zum Apparat!», ruft mir ein Fernsprecher zu. Über Erdklumpen und Ausrüstungsstücke stolpere ich in der Dunkelheit zu einer Erdkuhle, in der die Fernsprechstelle liegt. «Wer ist es denn?» – «Der Chef!» Ich nehme den Hörer. Am anderen Ende spricht Podehl: «Seid ihr schon feuerbereit?» – «Nein, noch nicht. In etwa 20 Minuten wird es so weit sein.» – «Schön! Also: um 5:10 Uhr geht's los, über die Grenze! Schindowsky geht als VB [Vorgescho-bener Beobachter] mit der Infanterie mit ... « Ich halte den Hörer noch einige Zeit in der Hand, als Podehl schon längst aufgelegt hat. Es geht also los. Der Leuchtzeiger meiner Uhr zeigt halb drei Uhr. In zweieinhalb Stunden wird also scharf geschossen werden. In zweieinhalb Stunden ist Krieg! Kein Blumenfeldzug wie bei der Besetzung des «Sudetenlandes» im Herbst 1938 oder in Memel im März 1939, mit Hüteschwenken und Girlanden, nein – Krieg! In zweieinhalb Stunden werden Maschinengewehre hämmern, werden Granaten krepieren, in zweieinhalb Stunden wird vielleicht mancher nicht mehr am Leben sein. Krieg! – Jetzt ist der Moment da, den ich in ungewissen Konturen wie ein unvermeidliches Verhängnis habe kommen sehen, den ich aber nicht wahrhaben wollte. Schon als Gymnasiast hatte ich mich vor diesem Augenblick gefürchtet. Ich wusste damals natürlich nicht, unter welchen Umständen, ich wusste nicht wo und nicht wann, ich wusste nur eins, dass er einmal kommen würde und dass ich dann alles abzustreifen hätte, was unwesentlich war, dass ich dann schnell und ohne Zaudern einen Schlussstrich unter das Bisherige zu ziehen hätte, in dem dann jedes Zurückblicken sinnlos sein würde und nur noch eine Forderung galt: «Bezahle, was du schuldig bist.»

Dieser Augenblick war nun da, heute, am 1. September 1939, um 5:10 Uhr, hier, 200 Meter nördlich des kleinen Grenzdorfes Niederzehren in Ostpreussen. Jetzt gab es kein Handeln und kein Feilschen mehr. Ab 5:10 Uhr war ich nicht mehr der kleine farblose Leutnant Christoph Allmayer-Beck. Der blieb als wesenlose Hülle irgendwo zurück. Es gab jetzt nur noch den Batterieoffizier der 1. Batterie des 21. Artillerie-Regiments, dem – obwohl er gerade erst 21 Jahre alt geworden war – 40 Männer anvertraut waren, für die er nun geradezustehen hatte vor Gott und seinem Kommandeur. Er weiss es selbst nicht mehr genau, ob er sonst noch jemanden hat. Ja, gewiss, in Österreich leben seine Eltern und Geschwister. Aber das ist sehr ferne und irgendwie vorbei. Das war einmal und auch das, was er sich sonst gewünscht und vorgestellt hatte. Das ist auf einmal so unwirklich. Er hat plötzlich gar keine anderen Interessen mehr. Doch ja, hier die Leute schenken ja viel zu wenig, sie wollen schlafen. Aber in zwei Stunden werden vielleicht polnische Schlachtflieger angreifen und dann wird es Tote geben. Und da merkt er, die Männer wissen ja noch gar nicht, was los ist. Er muss es ihnen also sagen. Was? Dass in zweieinhalb Stunden, genau zehn Minuten nach fünf Uhr eine Periode von 21 Friedensjahren zu Ende ist, dass alles aus ist, was bisher war und dass sie sich auf lange Zeit hin auf nichts mehr hier auf Erden verlassen können als auf ihre Waffen und ihre Kameraden.

Irgendwie haben die Männer das wohl schon vermutet, als ich sie antreten lasse, um ihnen den Angriffstermin bekanntzugeben. Aber dennoch sind sie alle betroffen, als die Tatsache nun so direkt vor ihnen steht. Sie wirken wie benommen und dieser Zustand löst sich erst, als ich den Befehl gebe: «An die Geschütze!»

Ein letztes Mal wird die Parallelität der Rohre geprüft. Der Uhrzeiger rückt unerbittlich vor, die letzten Friedensminuten verrinnen. Die Richtkanoniere sitzen an ihren Rundblickfernrohren, alles blickt gespannt auf die Uhr. 5:09 Uhr! Langsam schiebt sich der Zeiger vor. Jetzt muss es so weit sein.\* Aber nichts geschieht und über dem Morgennebel, der noch auf den Feldern liegt, geht die Sonne auf wie an allen Tagen.

---

\* Dass uns in der Feuerstellung als X-Zeit 5:10 Uhr mitgeteilt wurde, obwohl die Feindseligkeiten bekanntlich schon um 4:45 Uhr begonnen hatten, dürfte seinen Grund darin haben, dass aus Gründen der Überraschung das Artilleriefeuer bis 5:10 Uhr von der Division oder sogar vom Korps nicht freigegeben worden war. Tatsächlich war die Infanterie, ohne dass wir es wussten, bereits um 4:45 Uhr angetreten.



## Die ersten drei Tage

Morgendliche Stille überall, die Vögel singen wie vorher. Die Spannung löst sich. Sollte doch nichts gewesen sein? War am Ende gar, doch noch, in letzter, allerletzter Minute ...? Da – ein fernes Hämmern, Tacken, nicht sehr laut und doch haben es alle gehört: Ein MG feuerte! Von weit her, wie vom Winde verweht, hört man Infanteriefeuer, wie so oft im Manöver. Doch heute wird scharf geschossen!

Die B-Stelle meldet nichts Neues. Und auch von vorne ist nichts mehr zu hören. Man sieht auch nichts, denn wir stecken in einer kleinen Bodenvertiefung drinnen und sehen nur die Bäume an der Strasse vor uns, die den Horizont bildet. Und so achtet man auch gar nicht auf das plötzliche Aufheulen von Flugzeugmotoren und als endlich einer «Fliegerdeckung» brüllt, rast auch schon – kaum 50 Meter über dem Boden – eine Kette leichter Bomber über die Feuerstellung hinweg.

Erst als sie schon vorbei sind und gleichsam über die Alleebäume im Vordergrund springen, erkennen wir, dass es «eigene» waren. Jetzt ist nur noch der verklingende Motorenlärm zu hören, jetzt sind sie schon über polnischem Gebiet – über Feindesland! Der Kopf kommt gar nicht mehr mit, das zu verarbeiten, er registriert nur noch.

Unser Vorgeschobener Beobachter, der mit der Infanterie mitgeht, meldet, dass sie vorgehen, ohne Widerstand zu finden – Gott sei Dank, die Sache scheint zu laufen. Was machen wir eigentlich noch hier? Hat man uns vergessen? Wäre nicht die Drahtverbindung zur B-Stelle, so könnte man glauben, wir führten allein hier Krieg.

Aber da kommt der Befehl: «Stellungswechsel vorwärts!» Nun ist es so weit! Also die Protzen in die Stellung einfahren, die Kanoniere aufsitzen und die Gespanne auf der Strasse zum Vormarsch sammeln, da fällt auf einmal alles Bedrückende, die Last dieser Nacht und die Müdigkeit von mir ab und mich überkommt ein bisher unbekanntes, aber einfach herrliches Gefühl. Der kleine Leutnant kann sich nicht helfen: Es ist wie ein Rausch, der ihn fast überwältigt: An diesem strahlenden Morgen, an der Spitze seiner Truppe, für eine – dessen ist er sich in diesem Augenblick ganz sicher – gute Sache gegen den Feind zu marschieren, der offenbar auch nicht anders aussieht als wie bisher auf dem Manöverfeld. Kann es etwas Grossartigeres geben? Für den Augenblick zumindest gewiss nicht. So warte ich noch, bis auch das letzte Geschütz aus

dem Acker herausgezogen ist und die Strasse erreicht hat, hebe mich im Sattel hoch und gebe mit dem Arm das Zeichen: «Batterie, Trab!», und dann geht es durch das Dorf Niederzehren, an aufgeregt schnatternden Gänsen und erstaunten Bewohnern vorbei, den Feldweg entlang zur Grenze und über dieselbe nach Polen hinein!

Wir kommen an dem polnischen Zollhaus vorbei, das ich vorgestern aus der Ferne gesehen hatte. Dahinter steht eine Bude in Flammen, aufgeregte Menschen herum. In einem Schuppen liegen ein paar Körper am Boden, angeblich verwundete Polen. Wer weiss es? Die Batterie, dicht aufgeschlossen, Geschütz hinter Geschütz, trabt und rollt hinter mir her und ich muss sehen, dass ich sie richtig dirigiere. Hier ist es nicht so wie in Stablack oder Arys oder sonst einem Truppenübungsplatz, wo man Weg und Steg kennt und ohnehin schon weiss: Lage von vorgestern, in die alten Löcher, marsch, marsch! Bei Gut Nogath, nach den ersten Kilometern auf polnischem Gebiet, überholt mich eine Autokolonne: der Divisionskommandeur mit seinem Stab. Sein Wagen bremst ab, ich trabe heran und melde: «L./AR 21 im Stellungswechsel nach vorwärts!» – «Bravo, bravo», meint der General, «aber wohin denn?» Ach ja, ich bin wirklich etwas durcheinander: «Melde gehorsamst, nach Höhe 98 südlich Nogath!» – «Schön, aber dann müssen Sie den Weg dort drüben nehmen!» Richtig! Und schon biegen die ersten Fahrzeuge meiner Batterie nach hier, in die falsche Richtung ein! Ich lasse also General General sein, Schenkel ans Pferd, mit dem Arm die neue Marschrichtung gewiesen und querbeet ab. Der gute General von Both dürfte etwas verwundert dem konfusen Leutnant nachgesehen haben, aber sicherlich nicht ärgerlich. Er wird aus eigener Erfahrung gewusst haben, dass es Momente gibt, in denen man sich selbst durchgeht.

Bei der Höhe 98 gibt es nur einen kurzen Halt und dann geht es gleich weiter. Eine kleine Brücke war dort gesprengt, aber schon wieder befahrbar gemacht worden. Vom Feind keine Spur. Ein verbeultes polnisches Fahrrad liegt im Strassengraben. Also da gewesen muss «der Pole» wohl sein. Aber wo war er jetzt? War er ausgewichen? Und wohin?

Eigene Infanterie wird überholt, die auf der Strasse, ebenfalls geschlossen, vorgeht. Von Fliegern keine Spur, kein Gefechtslärm zu hören. Alles ist ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Wenn nur bei dieser Hitze die Pferde das blödsinnige Marschtempo durchhalten! Wahrscheinlich ist das aber die neue Kriegführung. Wenn ich denke, dass ich ganz Polen werde so durchhetzen müssen, dreht sich mir der Kopf. Ich bin ja nach schwach zehn Kilometern schon ganz durcheinander.

Von der Infanterie weiss auch kein Mensch etwas über die Lage. Die marschieren immer gerade aus. Ein paar Bekannte aus Mohrunge sehe ich wieder: , Alles Gute!», und weiter geht es. Die Strasse Garnsee-Lessen wird überschritten und auf einen sandigen Feldweg eingebogen.

Da marschiert auch Infanterie, aber nicht von unserer Division. Es berührt mich fast komisch, dass da ausser uns überhaupt noch jemand Krieg führt. Natürlich ist mir das klar, aber rein gefühlsmässig kämpft doch nur meine Division, ganz allein, gegen die Polen. Und da marschiert nun auf einmal etwas anderes: alte Leute, mit alten Gewehren. Zum Teil tragen sie noch die alten Weltkriegs-Stahlhelme.\* Und geführt werden sie von ebenfalls höchst sonderbaren Offizieren, die ich auch nie gesehen habe. Leutnante und Oberleutnante mit spiegelglatten Glatzen, hochroten, schwitzenden Gesichtern, die sehr aufgeregt in die Gegend schauen. Das Ganze macht einen müden und eher unkriegerischen Eindruck und dann höre ich: Es ist eine Reserve-Division, Landwehr oder so was Ähnliches. Ich komme mir, ihnen gegenüber, ungemein martialisch und vor allem wahnsinnig vornehm vor, als ich mit der Batterie so an ihnen vorübertrabe.

Gerade in diesem Augenblick ertönt von irgendwoher ein dumpfer Schlag und dann pfeift es, zuerst leise, dann heult es lauter am strahlend blauen Sommerhimmel heran und schlägt krachend, weit rechts von uns gar nicht mehr sichtbar, ein. Sieh mal an, polnische Artillerie! Die haben wirklich die Frechheit, auf uns zu schiessen. Aber Barmherzigkeit! Was ist denn mit der Landwehr los? «Haste nich jesehen, weg is se!» Denen ist offenbar ein kolossaler Schreck in die Glieder gefahren. Jetzt sausen sie herum und suchen Deckung und wirken auf einmal höchst lebendig. Ein paar Offiziere versuchen, den Sauhaufen wieder zu formieren. Nun, viel Spass dazu! Meine alten Unteroffiziere brüllen auch vor Vergnügen, wenngleich auch sie vorhin den Kopf etwas zwischen die Schultern eingezogen haben.

An einem winzigen Teich, unmittelbar neben einem kleinen Gutshaus, gehen wir wieder in Stellung. Die Bewohner scheinen geflohen zu sein, jedenfalls rührt sich nichts in dem Gebäude. Es geht wieder alles sehr professionell vor sich: «1. Muni-Staffel fährt ein! – Funker bauen hier links auf! – Fernsprecher dort drüben! – Gleich mit dem Schanzen beginnen! – Parallelität der Rohre prüfen! – Los, bisschen Tempo in den Laden!» Zu sehen ist nicht viel. Nur wenn man auf das etwas erhöht liegende Stoppelfeld vor der Stellung hinaufgeht, sieht man am Horizont in etwa fünf Kilometer Entfernung eine dunkle Linie, vermutlich Wälder, im Dunst verlaufen: der Ossa-Abschnitt. Mit der B-Stelle, die dort vorne irgendwo liegt, ist die Verbindung bald hergestellt: Bisher ging es sehr schön vorwärts, zügig, ohne Widerstand. Eben so, wie man ein Gebiet kampfflos besetzt. Man hatte zwar ein bisschen in die Luft geschossen, wohl weil man irgendeinen Kerl laufen gesehen hatte, dem man nachfeuerte. Aber sonst war alles halb so wild gewesen. Die erste Aufregung hatte sich demnach bereits gelegt. Als man aber in der glühenden Mittagshitze auf einen kleinen Weiler Neubrück vorging, da spritzte der Vorhut plötzlich Infan-

---

\* Das sind die gegenüber dem Modell 1935 deutlich grösseren Helme des Modells 1916 aus dem Ersten Weltkrieg.

teriefeuer entgegen und alles lag platt am Boden. Man war also zum ersten Mal auf Feind gestossen, in den Mittagsstunden des 1. September. Bei uns, hinten in der Feuerstellung, war es bisher weniger spannend. Ob wir jetzt werden eingreifen können? Anforderungen lagen keine vor. Die B-Stelle scheint sich auch erst etwas zurechtfinden zu müssen. Bisher hatten wir, d.h. die deutsche Infanterie, immer nur selbst geschossen. Jetzt auf einmal als Ziel zu dienen war doch ungewohnt.

Meine Männer bringen die Stellung in Ordnung, tarnen die Geschütze und beginnen, wenn auch ungerne, mit dem Schanzen. Da erst höre ich aus dem Gutshaus und vor demselben fröhliche Stimmen. Ich schaue hin und traue meinen Augen nicht. Die Männchen von der Landwehr sind wieder da und im besten Zug zu plündern. Einer dieser «Krieger» hat sich einen Damenhut aufgesetzt, während ein anderer die weiteren Strapazen des Vormarsches sich mit einem Sonnenschirm zu erleichtern sucht. Dort wirft einer Wäschestücke beim Fenster heraus und ein im Zivilleben sonst gewiss sehr ehrbarer Bürger versucht ernsthaft, über seine Patronentaschen einen Büstenhalter zu spannen. So viel Trottelhaftigkeit ist nun einmal zu viel! Mit ein paar Sprüngen bin ich dort und brülle einen deswegen sehr verduzt dreinschauenden Marssohn an, ob er wegen Plünderung vor ein Kriegsgericht kommen wolle? Es ist ja wirklich nicht zu glauben: Da heisst es immer, uns, den Berufssoldaten, der Soldateska, läge das Plündern nun einmal im Blute. Aber diese Schweine da – ich tobe wie ein Irrer – sind ja gar keine Soldaten! In Uniform gesteckte Zivilisten sind das, Spiessbürger, die nicht einmal wissen, nach welcher Richtung ein Gewehr losgeht. Verfluchter Saustall! «Was ist denn?», kräht da auf einmal eine penetrante Stimme und im Eingang des Hauses erscheint ein Oberleutnant, ein ausgewachsener Oberleutnant, Kopf wie eine Billardkugel, Zwicker, funkelnagelneue Reserveoffiziersuniform: der Chef dieses Unternehmens, den seine Kindlein in der Bedrängnis vor dem rabiaten Leutnant zu Hilfe geholt hatten. Eher giftig mustert er mich, dankt für meine Ehrenbezeugung und gibt irgendeinen Befehl, worauf sich dieser Haufen an der Strasse zu sammeln beginnt. Mir ist auch die Freude am Randalieren abhandengekommen. Es ist zum Kotzen! Eine Truppe, die unter den Augen ihrer Offiziere plündert, das hätte ich eigentlich nicht erwartet. Und diesem Kerl schien das noch vollkommen selbstverständlich! Komisch, wie schnell von einem Menschen die Kultur abfällt. Oder war es überhaupt nur ein Tarnanstrich? Vor 24 Stunden hätte der Oberleutnant und wahrscheinlich die meisten seiner Männer es noch mit Entrüstung zurückgewiesen, wenn man ihnen zugemutet hätte, in irgendein deutsches Bauernhaus einzubrechen. Zehn Kilometer jenseits der Grenze erschien ihnen dies offenbar gar nicht mehr so abwegig. Ich habe, weiss Gott, keine übermässigen Skrupel und ich hätte, falls das Haus wesentlich den Schussbereich meiner Geschütze beengt hätte, ruhig den halben Dachstuhl niederlegen lassen. Aber vollkommen sinnlos plündern, dafür fehlt mir das Verständnis. Deprimiert gehe ich zu meiner Feuerstellung zurück.

Schon auf halbem Weg ruft mir der Fernsprecher etwas zu: «Herr Leutnant!» – «Ja, was gibt's denn?» – «Feuerkommando!»

Feuerkommando! Tatsächlich, dort vorn wird ja gekämpft und nicht nur wie im Manöver und hier räumt die Bande die Häuser aus! Aber von mir aus sollen sie, jetzt kommen wir dran, jetzt greifen wir ein: «Feuerkommando!»

Die Bedienungen sind schon an den Geschützen, die Zugführer stehen vorschriftsmässig hinter ihren Zügen, ein Mann reicht mir den Kopfhörer und das Fernsprechgerät und schon höre ich die ruhige, diktierende Stimme Podehls: «Allmayer, bist du dran?» – «Jawohl, zu Befehl!» – «Schön, pass auf! 5. Ladung Aufschlag, Zweites allein, von Grundrichtung ...» Die Leute arbeiten fieberhaft, der Geschützführer hebt die Hand: feuerbereit! – «Feuerbereit!» – «Schuss!», kommt es von der B-Stelle. «F-e-u-e-r!» Ohrenbetäubender Krach, rücklaufendes Geschützrohr, aufbäumende Lafette, Staub und Gestank von Explosionsgasen! Sekunden vergehen, dann von fern ein dumpfer Schlag. Dort, irgendwo im Gelände des Ossa-Abschnittes hat eine Granate – hat unsere Granate – eingeschlagen! Unser erster Schuss auf lebende Ziele!

Die Sonne war untergegangen und der Abend breitete sich über das Land. Nach solch heissen Herbsttagen pflegen in der Kühle des Abends die Wagen der Bauern auf staubigen Strassen heimzukehren. Aber heute kehrt niemand von den Feldern heim, verlassen liegen die Strassen und Wege. Im nahen Gutshaus schlagen ein paar Fensterläden knarrend im Abendwind hin und her und aus den dunklen Zimmern schimmert das Weiss zerwühlter Betten und Wäschetruhen herüber. Meine Männer sind gerade dabei, wahre Berge von ausgeschossenen Kartuschen und leeren Geschosskörben am Strassenrand zu stapeln. Es war ein heisser Tag gewesen.

Die Batterie hatte sich am Nachmittag fast verschossen und war gerade noch im letzten Moment aufmunitioniert worden. Die Rohre waren durch das ununterbrochene Feuern glühend heiss geworden und um dieses Tohuwabohu zu beherrschen, hatte ich mich so überschrien, dass ich nun kaum noch ein Wort herausbringe. Die Kanoniere hatten oft nur im Hemd an den Geschützen gearbeitet und trotzdem war es vorne anscheinend nicht vorwärtsgegangen. Die Polen hatten sich angeblich in den Auwäldern der Ossa auf den Bäumen postiert und Podehl will mit «Baumkrepierern» furchtbar unter ihnen aufgeräumt haben. Dennoch gab es Feuer von allen Seiten. Die B-Stelle war auch von hinten beschossen worden, wenigstens glaubte sie es zu werden. Und dann war auf einmal das Wort da: «Heckenschützen!»

Es dämmerte schon stark, da kam auf der Landstrasse ein einsamer Reiter zurückgeritten: Gefreiter Schwärmer, der Batterieschreiber. Er war ein schwächtiges Bürschchen, stets sehr gewissenhaft – eine Schreibstubenpflanze eben, und Podehl war der Ansicht, dass derartige Krie-

ger einmal ausgelüftet gehörten und dafür war die B-Stelle zweifellos der geeignete Platz gewesen. Schwärmer ritt einen scharfen Trab, das heisst das Pferd trabte mit ihm. Mit sichtlicher Erleichterung sass er bei der Feuerstellung ab.

«Na, Schwärmer, was gibt es Neues, was bringen Sie?» – «Herr Leutnant, ich melde gehorsamst, furchtbar war's. Aber wir haben es ihnen gegeben.» – «Wem, den Polen?» – «Ja, denen und den Heckenschützen. Das schiesst aus allen Ecken, von vorne und von hinten. Wir konnten kaum die Nase hochheben. Aus den Häusern und Schobern ... Solange man in der Nähe war, war das Gesindel scheinheilig und grinste blöd, aber kaum kehrte man den Rücken, so haben sie schon losgeknallt. Na, wir aber haben aufgeräumt und alles kaltgemacht. Die Infanterie hat überall auch gleich Handgranaten hineingeworfen und das ganze Zeug angezündet.» Kein Zweifel: Es war Krieg, und der forderte schon an den ersten Tagen seinen Tribut. Der kleine Gefreite, der sonst keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, schimpfte auf das polnische «Gesindel» und schwärmte von «kaltgemacht», er geriet bei den Gedanken an die schauerlichen Erlebnisse dieses Tages nochmals ganz ausser sich. Und wie zur Illustration seiner Schilderung breitete sich nun, da es immer mehr dunkelte, in der Richtung, in die die Geschützrohre wiesen, ein rötlicher Schein aus, der immer mehr zunahm: Dort, an der Ossa, brannte es. Häuser, Schober? Wurde dort noch gekämpft? Wie stand es überhaupt? Hatten wir Verluste? Nun kommen auch noch Fahrzeuge von vorne! Ist da am Ende gar etwas passiert? Doch nein, es sind Verpflegungsfahrzeuge von der Infanterie.

Ach, da fällt mir ein: Wir haben ja heute, den ganzen Tag, gar nichts gegessen, ausser ein paar Bissen Brot. Die Feldküche wird heute wohl nicht mehr kommen. Die würde auf der Strasse höchstens abgeschossen werden. Heute Nacht bleibt jeder wohl am besten da, wo er sitzt. Es ist wirklich nicht ganz geheuer. Ich lasse zur Sicherung der Feuerstellung Posten aufziehen. Meine Männer sind meist schon, an den Geschützen liegend, eingeschlafen. Die Aufregung, die Spannung, die seelische Belastung waren zu viel gewesen. Auch ich setzte mich auf einen Strohhaufen, lockere etwas das Koppel, nehme den Stahlhelm ab und starre vor mich hin. Gedrungen, schwarz heben sich die Geschütze von dem rötlichen Widerschein am Horizont ab und von rechts höre ich den Schritt des patrouillierenden Postens. Da fühle ich mich plötzlich ganz geborgen bei meinen Männern und die Augen fallen zu.

Auf der Strasse taucht aus der Dunkelheit, von vorne kommend, ein Trupp Reiter auf und ehe ich mich noch von meinem Strohhaufen hochgekrabbelt habe, biegt er schon ab und springen die Reiter von den Pferden: Der Chef mit dem Batterie-Trupp. Ich erstatte Meldung. Im Gegensatz zu dem entsetzten Schwärmer ist Podelhl guter Dinge.

«Hehe, mein Lieberchen!», grinst er. «Toller Tag, aber wir haben dem Gesindel ordentlich eins dazwischen gegeben. Ich sag dir, in dem Bauernhof, wo wir waren: Wir konnten auf der B-Stelle den Schnorchel kaum heben. Diese Kanailen schossen hinter jedem Zaun hervor. Da war so ein alter, grinsender Hund, der immer so herumschielte und sicherlich das Feuer dirigierte. Na, wir haben ihnen eins verpasst, dass er die Korken hochklappte. Und die Polen an der Ossa ... Übrigens: Ritgen wird vermisst.» Ritgen! O Gott, das war doch so ein netter Kerl, wir waren sehr befreundet, das konnte doch gar nicht sein. Wie ist denn das passiert? Tja, er sollte als Ordonnanzoffizier des Mohrunger Infanterie-Bataillons irgendeine Meldung zum Regiment bringen und scheint sich verlaufen zu haben. Das ist eben der Krieg und im Krieg sind Irrtümer tödlich. Was geschieht aber mit uns? Kommen wir an der Ossa nicht durch? Doch, rechts, bei Schloss Roggenhausen ist der Abschnitt vom Nachbarn bereits forciert und unsere Batterie macht jetzt Stellungswechsel dorthin und in der Früh wird der Pole dann von der Flanke her aufgerollt. Ich muss gestehen, mir passen diese taktischen Winkelzüge eigentlich gar nicht. Es ist doch ein Zeichen der Schwäche, wenn wir da nicht durchkommen und uns beim Nachbarn hinübermogeln müssen. Na, kann man halt nichts machen ...

Die Protzen sind eingefahren und die Batterie rückt, nachdem alles verladen ist, auf der Strasse nach Süden in Richtung Front vor. Die Männer gehen neben den Geschützen mit schussbereiter Waffe, nur wir Offiziere sind aufgesessen. Sehr gemütlich ist mir das eigentlich nicht, so als Zielscheibe für Freischärler durch die Gegend zu reiten. Aber nichts passiert. Immer weiter nach vorne geht es. Eigentlich müssten wir nur noch zwei Kilometer vom Feinde ab sein. Was, wenn der auf einmal schießt? Aber er schießt nicht. Friedlich still liegt alles da, nicht ein Schuss fällt. Nur das schlürfende Geräusch der marschierenden Batterie ist zu vernehmen. Im Ort Schloss Roggenhausen (heute Rogöžno Zamek in Polen) – viel ist von ihm nicht zu sehen – wird auf der Strasse lange haltgemacht. Infanterie rückt vorbei, Melder kommen und gehen. Eigentlich wie im Manöver. Ich bin so namenlos erstaunt und unendlich unsicher in diesem Getriebe – ich, der jüngste Leutnant des Regiments.

Langsam wird es hell und wie am Vortag liegt Nebel über dem Gelände. Auf einer kleinen, kaum fünf Meter breiten Holzbrücke ziehen wir über die Ossa, ein kleines, harmloses Bächlein, in dem Kinder spielen könnten. Am jenseitigen Ufer, noch im Bachgrund, werden wir für irgendeinen Zweck bereitgestellt. Neben uns führt, von der Brücke weg, ein schmaler Fahrweg aus dem ziemlich eingeschnittenen Bachgrund hinauf auf die Kammlinie der Abschnittsböschung, auf der man ein paar Gehöfte und Heuschober sieht: den Eingang des kleinen Dorfes Neuberg. Es sind nur ein paar Hundert Meter bis dorthin. Neben uns, auf der anderen Seite des Fahrweges, lagern ebenfalls bereitgestellte Kompanien eines Regiments unserer Division.

Die Pferde werden aus dem Bach getränkt und gefüttert und dann sitze ich auf einer Protze und döse in den feuchten Morgen hinein. Podelhl schläft in eine Decke eingewickelt. Da kommt von jenseits der Ossa, über die Brücke, eine Gruppe: der Abteilungs-Stab mit dem Kommandeur. Podelhl wird geweckt und erstattet Meldung. Es ist das erste Mal, dass ich dem Kommandeur – seit dem unerfreulichen Zusammentreffen vor zwei Tagen – wieder begegne und bin entsprechend misstrauisch. Er scheint zwar ganz gut gelaunt, aber doch sichtbar nervös. Er schaut auch gleich nach, ob bei den Pferden die Gurten nachgelassen sind – Gott sei Dank ist alles in Ordnung. Der Adjutant, Oberleutnant Liedtke, zwinkert mir freundlich zu und reicht mir die Hand. Im Gefolge des Kommandeurs befindet sich aber noch eine merkwürdige Gestalt, ein Leutnant, aber was für einer! Nicht nur dass er eine tadellose, funkelnagelneue Uniform mit Schirmmütze und Handschuhe trägt, hat er – nein, es ist keine Täuschung! – doch leibhaftig einen Säbel umgeschnallt. Das Ganze blickt sehr forsch und feierlich drein. Des Rätsels Lösung ist bald gefunden: Der Unglückselige gehört dem jüngsten, eben erst beförderten Offiziersjahrgang an, der von den Kriegsschulen, in diesem Fall von Wiener Neustadt, den ins Feld rückenden Divisionen sozusagen nachgeworfen wurde. Er sollte zu unserer Batterie kommen und da stand er nun, mit Schirmmütze, Säbel und bester Feldbluse, zugeteilt einer feldmarschmässig ausgerüsteten Batterie, die jeden Augenblick ins Gefecht rücken sollte. Nachdem ich ihn kurz bestaunt hatte, erhob ich mich von meiner Protze und wir schritten, förmlich wie im Kasino, aufeinander zu und stellten uns vor. Kampfmayer war sein Name. Der passte gut zu seinem Träger. Wir fingen nun zu plaudern an, wobei ich mich unglaublich schnell in die Rolle des jetzt älteren und noch dazu fronterfahrenen Offiziers hineinfand.

Inzwischen machte sich die Infanterie neben uns fertig zum Vorrücken. Ich hatte bis dahin noch nie eine Truppe unmittelbar vor Eintritt in den Kampf gesehen und beobachtete daher dieses Beginnen genau. Es musste doch etwas anderes sein als bisher bei den Übungen, wenn man sich zum Sturm auf die Pappkameraden bereitstellte. Es musste doch irgendetwas vom Ernst der Situation sichtbar werden, von dem Bewusstsein, dass für einige, ja für die meisten, das «grosse Spiel» anfing, das mit dem gewöhnlichen Leben nichts mehr gemein hatte, ein Glücksspiel, bei dem als Einsatz die Gesundheit, das Leben, ja alles im wahrsten Sinn des Wortes auf dem Spiele stand. Ich hatte in meiner Kindheit verschiedentlich Bilder gesehen, bei denen Truppen, die in die Schlacht zogen, durch einen Feldgeistlichen die Generalabsolution empfangen. Natürlich war in unserem interkonfessionellen Heer dafür kein Platz mehr. Aber etwas von der Feierlichkeit dieser Szene hatte ich doch wenigstens andeutungsweise vermutet. Vergeblich! Da war nichts von alledem, bloss ein Wort lief durch die Züge und Kompanien: «Fertigmachen!»



«Fertigmachen!», das heisst: Waffen durchladen, Handgranaten ins Koppel, MG-Gurte einziehen, Stahlhelm auf, Riemenzeug nachprüfen, ob es verlässlich sitzt, ob – für alle Fälle – auch das Verbandspäckchen griffbereit ist. «Fertigmachen!» heisst aber auch – wenn nur im Unterton – fertig werden mit allem, was bisher war, abschliessen – und zwar schnell, denn die Zeit ist kurz, und dann Antreten im Vertrauen auf... ja, das mag nun verschieden sein: beim Kühnen und Mutigen im Vertrauen auf die sichere Hand und die eigene Waffe, beim Zaghaften im Vertrauen auf das Glück, und bei einigen wenigen vielleicht auch im Vertrauen auf den, der über den Waffen und dem Glück die Schlachten lenkt.

In oder hinter Neuberg ist nun Gefechtslärm zu vernehmen. Man kann die Abschüsse und Einschläge von Granatwerfern hören und das Peitschen von Infanteriegewehren. Ich kann es mir zwar nicht vorstellen, aber dem Schall nach muss in Neuberg selbst gekämpft werden. Das ist ja keine 200 Meter von hier entfernt, wo wir mit der Batterie dicht versammelt stehen. Kein sehr gemütlicher Gedanke. Von irgendwoher heisst es auch gleich, in Neuberg wären wieder Freischärler am Werk; in den Heuschobern sollen sie stecken. Die Batterie wird daraufhin etwas auseinandergezogen.

Da kommt von vorne auf einmal ein merkwürdiger Ton. Es werden Pfeifpatronen hochgeschossen und ehe ich mir über deren Bedeutung noch klar werde, brüllt auch schon eine heisere Stimme von oben herunter: «Gasalarm!» Mit Windeseile pflanzt sich der Ruf fort und neue Pfeifpatronen gehen hoch. Das hat noch gefehlt! Ich stülpe mir also meine Gasmaske über, versichere mich noch, ob sie gut abschliesst und warte der Dinge, die da kommen sollen. Die Pferde bekommen ihre Behelfsmasken aus Futtereimern vor die Nüstern und so könnte eigentlich jetzt nichts mehr passieren. Während ich noch mit einem Gemisch von Neugier und Selbstzufriedenheit dasitze, sehe ich plötzlich Leutnant Kampfmayer auf mich zustürzen. Er ist leichenblass und fragt mich, mit etwas unsicherer Stimme, ob ich nicht vielleicht, so ganz zufällig, eine übrige Gasmaske hätte, denn er hatte natürlich keine. Grosser Gott! Da hatten die da oben das arme Würstchen mit Säbel und Feldbinde hinausgejagt, ihm aber keine Gasmaske mitgegeben, denn die hatte er ja bestimmungsgemäss bei der Truppe zu empfangen. Dass diese Truppe nun aber ganz zufällig Krieg führte, war eben sein persönliches Pech. Ich hatte natürlich auch keine und so stand nun der Arme, kaum eine Stunde im Feld, wie ein Versuchstier vor der Batterie, während wir, unter unseren Gasmasken hervorblinzelnd, neugierig auf die ersten Symptome einer Kampfstoffeinwirkung bei ihm warteten. Es war dies eine Situation, deren grausame Komik eben nur durch unsere blutige Kriegsunerfahrenheit möglich war. Leutnant Kampfmayer verhielt sich in dieser Lage noch weitaus am besten. Nachdem er sich von der Unvermeidlichkeit seines Schicksals überzeugt hatte, schritt er an das Ende der Fahrzeugkolonne, setzte sich dort nieder und erwartete, äusserlich ruhig, was da nun kommen musste.

Es kam gar nichts. Hätte es einen Gott des Krieges gegeben, so hätte sich dieser jetzt wahrscheinlich totgelacht über den kleinen Leutnant, der unter Aufbietung seiner ganzen Persönlichkeit sich dazu durchgerungen hatte, lieber den Gastod mit Anstand zu sterben, als nach rückwärts zu verschwinden. Das ganze, so mühsam aufgebaute Heldentum war buchstäblich aus der Luft gegriffen. Nicht ein Kubikzentimeter Gas war wirklich vorhanden. Lediglich irgendein Infanterist hatte, aus Nervosität und weil man bei der Friedensausbildung ununterbrochen davon geredet hatte, den noch ungewohnten Geruch von Explosionsgasen für Kampfstoff gehalten und das Alarmsignal gegeben.

Mit sichtlicher Erleichterung wurde die Entwarnung aufgenommen. Dafür aber wurde es in Neuberg immer lebhafter. Mir war das nicht ganz klar, denn dort oben befand sich unser Abteilungs-Gefechtsstand und die eigene Infanterie musste schon längst weiter vorgestossen sein. Trotzdem hörten dort oben das Krachen der Handgranaten und die Knallerei nicht auf, bis dann jemand auf die Idee kam, Feuer an die Gehöfte und Heuschuber zu legen. In rasender Geschwindigkeit erfasste das Feuer die mit der Ernte des Jahres gefüllten Scheunen und eine pechschwarze Rauchsäule stieg gegen Himmel. Damit war Ruhe – sei es, dass die Heckenschützen tatsächlich ausgeräuchert worden waren, sei es, dass die brennenden Gehöfte eine Beruhigung der überreizten Nerven herbeiführten. Auf jeden Fall nahm das Geschieße ab und man hörte nur noch das Knacken und Prasseln der brennenden Balken. Von Zeit zu Zeit knatterten wohl auch noch Schüsse, aber das war in den Flammen explodierende Munition, die sich noch in den Häusern befunden hatte.

Inzwischen hatten Leutnant Kampfmayer und ich unsere durch den falschen Gasalarm unterbrochene Konversation wieder aufgenommen. Bezeichnenderweise war nicht der Krieg als solcher oder die allgemeine Weltlage Gegenstand unseres Gesprächs, sondern die für grüne Leutnants wesentlich wichtigere Tatsache, dass der «Führer» mit gestrigem Tag wiederum die Auszeichnung des Eisernen Kreuzes gestiftet hatte. Und uns bewegte vordringlich die Frage, ob der Krieg lange genug dauern würde, dass auch wir diese Dekoration einmal erlangen würden. Merkwürdigerweise stimmten wir, die wir diesen Krieg noch immer als ein «Manöver im scharfen Schuss» betrachteten, doch überein, dass dies sehr wohl der Fall sein würde. Spasseshalber meinte ich, bis das alles vorüber sei, wären wir wahrscheinlich bereits Majore – damals natürlich nicht ahnend, dass ich damit der Wahrheit ziemlich nahe gekommen war.

Während wir so plauderten, kam auf einmal ein Trupp von vorne zurück: zwei Infanteristen, die mit ihren vorgehaltenen Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten vier oder fünf braune Gestalten vor sich hertrieben, wie man eben Enten oder Gänse dem Stall zutreibt. Die braunen Männer waren Polen. Das war also der Feind, von dem man so viel Schändliches erzählte und dem gestern Leutnant Ritgen in die Arme gelaufen war. Nun sahen aber diese Männer gar nicht so feindlich aus. Müde und abgekämpft trotteten sie daher, sichtlich beeindruckt von dem eben Erlebten.

Mit einem scheuen Blick massen sie unsere Geschütze und dann waren sie vorbei, die ersten Gefangenen dieses Krieges.

Endlich, es muss schon gegen Mittag gewesen sein, kam der Befehl zum Vorrücken. Es ging den Hang hinauf, zwischen den rauchenden Resten der Gehöfte von Neuberg hindurch, auf eine grosse freie Fläche, die linker Hand durch die Wälder längst der Ossa begrenzt wurde, das Gefechtsfeld von heute Vormittag. Ausser sonnenverbrannten, gemähten Wiesen und verunkrauteten Äckern war nichts zu sehen. Doch! Dort vorne in der Ackerfurche lag etwas Längliches, Grünlich-graues. Hinter mir in der Kolonne der Gespanne flüsterten sie schon. Ja, dort lag ein Soldat, ein deutscher, regungslos, das Gewehr fast im Anschlag, nur die Mündung war nach vorne gesunken und die wachsweisse Hand griff sonderbar ziellos ins Leere. Man möchte eigentlich nicht hinschauen und sieht es doch. Und nun erfasst der abirrende Blick 50 Meter weiter drüben noch einen Körper. Wie eine weggeworfene braune Spielpuppe lag er dort, verloren im gelblichen Gras – ein Pole.

Die Sonne schien von einem strahlend blauen Nachmittagshimmel. In einer kleinen Mulde sammelte die Batterie. Der Kommandeur war auf einmal da. Bester Laune! Er hatte verschiedenes Zeug, einen polnischen Stahlhelm, ein paar Patronen, ich weiss nicht von woher, als Andenken aufgelesen. So als ob morgen schon alles vorüber wäre. Das Gefecht verlief allerdings allem Anschein nach prächtig. Zumindest war die polnische Ossa-Verteidigung gründlich aus den Angeln gehoben und der Gegner hatte sich zurückgezogen. Die Baumreihe am Horizont war von unserer Infanterie bereits passiert. In solchen Lagen und meist auch um diese Uhrzeit pflegte man bisher Übungen abzublasen, besonders wenn sie die Nacht über gedauert hatten, damit die Männer noch bei Helligkeit ins Quartier kamen. Gewiss, sonst war es so, heute aber gab es nur wieder einen neuen Einsatzbefehl; und so wird es immer weitergehen, tagaus, tagein. Vier Jahre hat der letzte Weltkrieg gedauert, das war eine lange Zeit.

Prachtvoll auseinandergelassen, in Fliegermarschtiefe, ganz vorschriftsmässig, rückte die Batterie über die freie Fläche in Richtung auf die Baumreihe vor. Und das war gut so, denn plötzlich – ich weiss gar nicht, wie – waren drei Flugzeuge vor uns. Sie kamen im Tiefflug ziemlich schnell heran, obwohl es ganz abenteuerliche Mühlen waren, komische Doppeldecker. Bevor wir noch überhaupt reagieren konnten, knatterte links von uns leichte Flak los. Also waren es Polen. Und schon kippte einer von ihnen um und krachte herunter. Der zweite brannte auch schon, nur der dritte raste dort drüben zurück und versuchte sich zu retten. Man konnte den Piloten in der halb offenen Maschine sitzen sehen. Sekunden später war der Spuk vorbei. Alle Achtung vor unserer Flak, die kann sich sehen lassen!

Bald darauf wurde die Allee durchschritten und gleich dahinter ging es, wiederum auf einem völlig freien Feld, in Stellung. Ein paar Hundert Meter halblinks vor uns lag ein grosser Gutshof: Königlich-Dombrowken (Dąbrówka Krolewska). Davor stand eine schwere Haubitze-Batterie in Stellung, eine Batterie der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 57, und Leutnant Schmodde, ein Jahrgangskamerad von mir, war ihr Batterieoffizier.

Wir schaufelten also schnell unsere Geschütze ein und noch dazu ein paar Deckungslöcher für die Mannschaft und dann eröffneten wir auch bereits das Feuer, das anscheinend vorne dringend benötigt wurde, denn es kamen nun in rascher Folge die Feuerkommandos. Doch da passierte plötzlich etwas vollkommen Unvorhergesehenes: Während die Kanoniere an den Geschützen arbeiteten und ich mit heiserer, vollkommen überschriener Stimme mühsam die Kommandos an die Geschützführer hinüberrief, fielen links von uns, aus der Chaussee, die wir vorhin passiert hatten, ein paar Schüsse. Dann wieder welche, und bei den letzten konnte man ganz deutlich das Pfeifen der Geschosse hören. Und nun wieder und – diesmal war unweit von uns das Aufspritzen der Geschosse im Ackerboden erkennbar. Der MG-Schütze unserer Batterie, der mit seinem Wägelchen links hinter der Feuerstellung sass, hatte die Situation als Erster erkannt, seine Zwilling-MG herumgeschwenkt und jagte nun einige Feuerstösse in die Richtung, aus der die Schüsse kamen. Damit aber hatte er meine Geschützbedienungen aufmerksam gemacht und als die nächsten Schüsse des unsichtbaren Gegners wieder in der Nähe einschlugen, war das Durcheinander fertig. Zunächst einmal verkroch sich alles in die Deckungslöcher, dann aber hatte einer beim linken Flügelgeschütz plötzlich ein Gewehr bei der Hand, sprang ein Stück von der Stellung weg und ballerte seinen Ladestreifen hinaus. Das machte Schule und ehe ich mich umsehe, lösten sich von den verschiedenen Geschützen solche «Freischärler», die mit ihren Gewehren den lästigen Baumschützen zu Leibe rücken wollten. Tatsächlich schienen die Kerle, die da auf uns schossen, wirklich in den Chausseebäumen zu sitzen. Aber ich sehe deutlich den Augenblick kommen, in dem meine Bedienungsmannschaften, mit der Flinte in der Hand, Jagd auf Baumschützen machen und die Feuerkommandos der B-Stelle nicht mehr durchgeführt werden. Es muss also etwas geschehen. Mit der Stimme schaffte ich es nicht mehr. Ich war vollkommen ausgeschrien und obwohl ich puterrot im Gesicht wurde, brachte ich doch nur ein leises Flüstern hervor. Inzwischen schoss der Satan in den Alleebäumen weiterhin in die Stellung und hatte bereits jenen Teil der Bedienungen, der nicht dem infanteristischen Feuerkampf oblag, in Deckung gezwungen. In rascher Folge spritzte die Erde in unserer unmittelbaren Nähe auf. Und da hinein kam der Befehl: «Feuerkommando!» Die Leute sind aber nicht aus ihren Deckungslöchern zu bekommen und da will schon wieder einer mit seinem Gewehr losziehen. Fällt jetzt die Batterie auseinander? Und ich als Offizier dulde das? Nein, dann schon lieber einen Schuss

verpasst bekommen. So gut es geht, schreie ich meine Leute an, dass sie sich als deutsche Soldaten schämen mögen, dass ein oder zwei polnische Schweine imstande seien, eine ganze Batterie niederzuhalten. Und um ihnen die Wirkungslosigkeit des feindlichen Beschusses zu demonstrieren, baue ich mich in voller Lebensgrösse hinter der Batterie auf. Die Kerle schiessen auch wirklich zu miserabel. Immerhin, auf 10 bis 15 Meter kamen sie an mich heran. Aber der Gedanke, dass es mich dabei erwischen könnte, kommt mir gar nicht. Ich bin nur von dem einen Gedanken beseelt: Was würde dein Kommandeur zu dir sagen, wenn dir jetzt die Batterie auseinanderläuft und ihre Feueraufträge nicht durchführt? In meiner Verzweiflung gebe ich einem der Zugführer den Befehl, mit drei Mann und zusammen mit dem MG-Wagen die Kerls in der Allee zu erledigen, dann aber ziehe ich mit einer theatralischen Gebärde meine Pistole und erkläre, dass ich nunmehr jeden, der seinen Posten verlässt, rücksichtslos niederknallen würde. Ich hätte die Probe aufs Exempel natürlich kaum bestanden – aber es war auch nicht mehr nötig. Überzeugt von der Tatsache, dass ich noch immer lebte, es sich daher kaum um Scharfschützen handeln könnte, und zusammen mit meiner Drohung, wurden die Leute zusehends ruhiger. Wohl auch unter dem Eindruck unserer Gegenmassnahmen hörte das Feuer aus der Flanke auf. Bald darauf rollte eine, zum Gefecht entfaltete deutsche Panzer-Kompanie mitten durch unsere Stellung und wenig später erreichte uns auch der Befehl zum Stellungswechsel vorwärts.

Im Vorziehen passierten wir unseren bisherigen Zielraum, die weit auseinanderggezogene Siedlung Annaberg und drehten dann von Süden nach Westen ein, denn unser Angriffsziel waren Stadt und Festung Graudenz (heute Grudzi<sup>^</sup>dz in Polen). An einem kleinen Tümpel gingen wir wieder in Stellung, das heisst wir waren eben damit beschäftigt, als mich der Befehl der Abteilung erreichte, sofort die Führung der gesamten Batterie zu übernehmen. Podehl war nämlich nach vorne durchgegangen und seine Fernsprecher, die ihm die Leitung nachbauen sollten, fanden ihn nicht mehr. Offenbar hatte er vergessen, dass er eine Batterie zu führen hatte, und tobte irgendwo bei der Infanterie in vorderster Linie herum. In dem raschen Tempo, mit dem es jetzt vorwärts ging, hatte er die Verbindung nach rückwärts verloren. Aber das war ihm gewiss auch ganz gleichgültig. Er war vorne, ganz vorne, da, wo er hingehörte, und Aufgabe von denen da hinten war es, die Verbindung mit ihm zu halten, nicht umgekehrt. Das stimmte schon irgendwie, aber da kein Mensch wusste, wo er zu suchen war, hatte sich die Abteilung entschlossen, mich mit der vertretungsweisen Führung zu betrauen, bis man Podehl wiederfinden würde.

Nicht sehr erfreut über diesen Auftrag und masslos aufgeregt, ritt ich also mit dem Batterie-Trupp in der einfallenden Abenddämmerung nach vorne. Genauer gesagt, ich selbst war noch etwas zurückgeblieben, um meinem Richtkreis-Unteroffizier noch eine Weisung zu geben, und

galoppierte nun hinter dem voraustrabenden Batterie-Trupp nach. Bald hatte ich ihn eingeholt, wobei ich bemerkte, dass da irgendein Hindernis ihn am Weiterreiten hinderte. Die vorderen Pferde scheuten und einige Männer machten gerade Anstalten abzusetzen, als ich die Spitze erreichte. «Was ist denn los, warum geht's denn nicht weiter?» – «Herr Leutnant, da ist ein Pole!» – «Wo?» – «Da links, er lebt noch!» Und schon fingerten ein paar an ihren Gewehren. «Seid ihr wahnsinnig?!» Der arme Teufel, der nur als dunkler Umriss am Fusse einer Hangböschung kauerte, tat sicherlich niemandem mehr etwas zuleide. Er schien schwer verwundet und stöhnte vor sich hin, ohne von uns überhaupt Notiz zu nehmen. Allerdings schien mir doch, als sehe er mit einem traurigen, fast vorwurfsvollen Blick herüber. Aber das war bestimmt nur Einbildung, denn es dunkelte schon. «Los, vorwärts, antraben, damit wir nach vorne kommen!» Klappernd setzte sich der Reitertrupp wieder in Bewegung und liess den Verwundeten in der Dämmerung zurück. Vielleicht fand ihn ein Sanitäter noch rechtzeitig, vielleicht...

Auf dem Hinterhang einer Anhöhe traf ich den Abteilungs-Stab. Es war für mich ein ungewohnter Anblick: Melder kamen und gingen, Funker und Fernsprecher arbeiteten an ihren Geräten, der Adjutant rief jemandem etwas zu und der Kommandeur beobachtete durch das Scherenfernrohr. Das Ungewohnte für mich war, dass ich bisher gewohnt war, bei den Übungen Kommandeur und Adjutant gleichsam als über den Dingen stehend zu betrachten. Wir, die Truppe, übten, schossen, stürmten und marschierten, sie aber waren stets nur die Überwachenden, Inspizierenden, Kritisierenden, die das, was wir machten, gar nicht nötig hatten. Der Krieg, den wir auf dem Exerzierplatz aufführten, war von ihnen erfunden und sie konnten ihn beenden, wenn es ihnen an der Zeit schien. Heute aber war das anders, heute diktierte nicht der Kommandeur, sondern er spielte selbst mit und nicht nachlässig, wie etwa bei den Divisionsübungen, sondern mindestens ebenso ernst wie wir. Ja, er schien so bei der Sache, dass er augenscheinlich gar nicht darauf achtete, ob mein Batterie-Trupp auch wirklich «Bügel an Bügel», mit den richtigen Abständen, angeritten kam. Ich meldete mich und wurde kurz eingewiesen. Gar nicht weit vom Abteilungs-Gefechtsstand bezog ich mit Leutnant Kampfmayer, dessen Chef ich ja nun war, meine B-Stelle. Zu sehen war nichts, da es schon fast dunkel war. Vorne plänkelte etwas Infanteriefeuer und gelegentlich hörte man eine verirrte Kugel vorbeisurren. Dann glomm es im dunklen Raum, in einer unbestimmbaren Entfernung, rötlich auf – wieder brannte etwas.

Die Nacht vom 2. zum 3. September schliefen Leutnant Kampfmayer und ich in einem Zelt, das wir uns hinter der B-Stelle, an einem nicht eingesehenen Punkt, hatten aufbauen lassen. Wir schliefen tief, traumlos, erschöpft. Dementsprechend schwer war es dann für uns in der Frühe, uns wieder zurechtzufinden. Eher verschlafen, fröstelnd krochen wir nach vorne auf unsere B-Stelle. Wie schon in den beiden letzten Tagen zog wieder ein strahlender Morgen herauf. Das

Gelände vor uns war ziemlich wellig und dementsprechend unübersichtlich. Meist baumfreies Hügelland, in dem man stellenweise die roten Ziegeldächer von Gehöften aus den Mulden herausleuchten sah. Halblinks vorwärts lag ziemlich frei und nur von einigen Buschreihen und vereinzelt Baumgruppen verdeckt das Dorf Nitzwalde. Sein roter, hoher Backsteinkirchturm grüßte freundlich in die Gegend. Auf einem flachen Hang davor konnte man Gestalten herumlaufen und kriechen sehen: unsere Infanterie, die sich zum Angriff bereitstellte. Am Horizont aber, ganz in der Ferne, hinter dem abschliessenden Höhenzug, waren mit dem Glas einzelne Kirchturmspitzen auszunehmen: die Türme von Graudenz.

Unmittelbar neben uns befand sich, wie schon bemerkt, der Abteilungs-Gefechtsstand und daneben wiederum die B-Stelle der 2. Batterie.

Wir, oder besser – ich – lag ziemlich hilflos auf einer Höhe, denn abgesehen von dem, was ich mit eigenen Augen sah, hatte ich keine Ahnung – weder von der Lage der eigenen Truppe noch von der des Feindes. Ich wusste auch kaum, was passieren sollte, und war vor allem in keiner Weise mit meiner Batterie eingeschossen. In Anbetracht der beschriebenen Unklarheiten wollte ich dieses Experiment auch möglichst lange hinausschieben, aber da kam schon Bewegung in die Infanterie dort vorne und wenig später die Meldung von stärkerem feindlichem Widerstand in Nitzwalde. Der Abteilungs-Stab wurde nun recht nervös und gleichzeitig setzte, zu meinem grenzenlosen Erstaunen, polnisches Artilleriefeuer ein. Aus Richtung Graudenz schoss ein mittleres Geschütz ein paar Schuss auf eine Anhöhe etwa 200 Meter rechts von uns. Wir jungen Leutnants beobachteten die Einschläge etwa mit dem Interesse, mit dem kleine Kinder eine Erscheinung betrachten, über deren Ursache und Wirkung sie sich nicht klar werden können. Natürlich fanden wir es darüber hinaus unter unserer Würde, in Deckung zu gehen. Umso mehr Spass bereitete es uns, zu sehen wie der Kommandeur vor jeder anrauschenden Granate eine Verbeugung fast bis zum Boden machte. Er mochte unsere offensichtliche Geringschätzung bemerkt haben und befahl uns, eher barsch, seinem Beispiel zu folgen, da wir ihm, als Weltkriegsteilnehmer, doch etwas mehr Erfahrung in diesen Dingen zutrauen könnten. Milde lächelnd folgten wir seinen Anweisungen und kamen uns masslos schneidig vor.

Vor uns nahm der Gefechtslärm zu, aber er erregte nicht meine Teilnahme, denn ich hatte unterdessen von der Abteilung einen eiligen Feuerauftrag erhalten, der meine ganze Aufmerksamkeit beanspruchte. Mühsam und recht nervös stoppelte ich mit Kampfmayer mein Feuerkommando zusammen und wartete nun gespannt auf den Einschlag unseres Schusses. Aber da vorne war eine Menge Einschläge anderer Batterien zu sehen, nur von unserem war keine Spur wahrzunehmen. Hatten wir ihn übersehen? Vorsichtshalber also nochmals: «Dieselbe Entfernung!» Wieder nichts. Die Abteilung wurde ungeduldig und ich bekam langsam Angst, die unbeobach-

teten Schüsse könnten irgendwo in den eigenen Linien liegen. Schliesslich konnte ich ja nicht so einfach blind in die Gegend schiessen. Also ein letztes Mittel: Entfernung zulegen und Doppelzünder! Jetzt musste er ja wo erscheinen. Und tatsächlich, Hurra!, da war er: Am blauen Himmel schwamm ein Sprengpunkt – aber, o Gott, im vollkommen falschen Abschnitt. Wie korrigiere ich ihn herüber? Gottlob wurde ich dieser Antwort enthoben, denn die eigene Infanterie war längst über alle Berge und ein beobachtetes Feuer von meiner B-Stelle nicht mehr möglich. Nitzwalde brannte, von der 2. Batterie in Trümmer geschossen, lichterloh und war inzwischen auch gestürmt worden. Schweren Herzens, nämlich in der sicheren Voraussicht unausbleiblicher Pannen, aber doch in der klaren Erkenntnis der taktischen Notwendigkeit, beantragte ich bei der Abteilung die Erlaubnis, meine B-Stelle vorverlegen zu dürfen. Ich erhielt die Genehmigung und auch der Abteilungs-Stab machte sich zum Vorrücken fertig. Da erschien der Deus ex machina, wie er nicht schöner gedacht werden konnte: Auf dem nunmehr fast vollkommen leeren Gefechtsfeld, auf dem in einigen Zeitabständen polnische Granaten einschlugen, erschien von vorne, wie aus einer Versenkung, ein Reiter auf einem mächtigen Fuchs, der ohne Rücksicht auf Deckung oder Geländehindernisse gerade auf unsere Höhe zu galoppierte. Wir hatten uns, von dem Anblick erregt, ohne Rücksicht auf etwaige Feindeinsicht, vom Boden erhoben und erwarteten, wie auf einem Feldherrnhügel, den Reiter, der eben in mächtigen Sätzen den Hang herauf)agte. Es war Podehl, der hier von seinem schweissbedeckten Ross sprang und dem Kommandeur Meldung erstattete.

Es war ihm vorne, ohne Verbindung nach rückwärts, doch zu lange geworden und so hatte er sich ein Pferd genommen, um persönlich über die Lage zu berichten. Es waren sehr wichtige Dinge, die er da erzählte, nämlich über das Fortschreiten des Angriffs und die augenblickliche vordere Linie – Dinge, die sofort in Befehle umgesetzt wurden und nun auch den Stellungswechsel meiner Batterie notwendig machten. Im Vorrücken übernahm ich wieder, erleichtert, meine Geschütz-Staffel als Batterieoffizier.

Auf Feldwegen, zwischen Wiesen, ging es vorwärts. Die Chaussee, die nach Nitzwalde hinüberführte, wurde überquert und dann gingen wir, ganz ähnlich wie gestern, neben einer anderen Batterie wiederum in Stellung. Die Mittagszeit verging ohne allzu rege Gefechtsstätigkeit.

Es ist auch ganz gut, ein bisschen ausruhen zu können von den immer neuen, ungewohnten Eindrücken und damit ein wenig zu sich selbst zu kommen. Es wird ja wohl nicht allen so ergangen sein, aber für mich war es geradezu aufreibend: dieses ununterbrochene Herumgeschoben-Werden, dieses Handeln-Müssen innerhalb eines Rahmens, den ich nicht kannte. Nur aus dem, was man selbst sah und irgendwie aufschnappte, liess sich kombinieren, dass es vorne



zwar hart her-, aber doch ständig vorwärtsging. Über die Lage meines Regiments, ja selbst meiner Abteilung, hatte ich keine Ahnung. Ich wusste nur, dass meine Geschütze augenblicklich an der äussersten linken Flanke der angreifenden Division standen und dass daher nach links hinaus ein paar Kanoniere als Sicherung vorgeschoben werden mussten. Die vordere Linie verlief angeblich bereits unmittelbar vor Graudenz. Nur auf den beiden Pfaffenbergen, zwei bewaldeten Kuppen halbrechts, deren oberste Spitzen man sah, wenn man auf die Deckung vor unserer Stellung stieg, da sollten die Polen noch sitzen und zwar zum Teil in betonierte Stellungen.

Auf einmal kam mein Freund Müller-Grothe ganz aufgeregt durch unsere Stellung. Er sollte als B-Offizier (Artillerie-Beobachter) einen Panzerangriff mitfahren, der gegen diese Stellung angesetzt werden sollte! Auch Flieger sollten eingreifen. Das wird ja ein toller Zauber werden! So etwas gabs ja bisher nur bei Wehrmachtmanövern – und jetzt wird es hier gleich losgehen. Irrsinnig aufregend und interessant! Und Müller-Grothe fährt da auch noch mit – einfach toll! Auch wir selbst treffen unsere Vorbereitungen. Podelh schießt vorne die Batterie ein, die Kommandos werden festgelegt, die Munition für die Artillerievorbereitung gestapelt.

Die Sonne stand schon tief hinter den Pfaffenbergen, sodass um uns herum bereits alles im Schatten lag; nur der Himmel vor uns, über Graudenz, war eine einzige golden flammende Gloriole. Ein fernes Brummen machte uns aufmerksam: die Flieger! Mit freiem Auge waren sie nicht zu sehen, aber durch das Glas kann ich fünf bis sechs Maschinen erkennen – es waren gute, alte Ju 52, dreimotorige Junkers-Transporter, die hier als Behelfsbomber eingesetzt wurden, einer hinter dem anderen. Nur knapp über der Horizontlinie, aber vor dem leuchtenden Hintergrund des Sonnenuntergangs sich deutlich abhebend, konnte man sie anfliegen sehen. Und nun, wie auf ein unsichtbares Kommando hin, fielen aus den Maschinen dunkle, winzige Pünktchen, gleich einer feinen Perlenkette, zu Boden. Sekunden vergehen, dann schlägt ein fernes Poltern und Donnern an mein Ohr. Nach einer Weile kommt hinter den Pfaffenbergen dunkler Qualm hoch.

Schon fliegt die nächste Kette an. Gleichzeitig beginnt unser Vorbereitungsfeuer. Wir und mit uns die anderen Batterien schießen nun, was die Rohre hergeben, auf Ziele, die wir nur aus den technischen Angaben der Feuerkommandos kennen. Sie liegen dort vorne, irgendwo auf den Pfaffenbergen. Im Lärm des Artilleriefeuers ist das Gebrumm der Flieger ganz untergegangen und nur mit einem Blick durch den Feldstecher vergewissere ich mich, dass da wieder eine Welle anfliegt. Wieder eine Maschine hinter der anderen, wieder fallen die Bomben und wieder ... Nein! Da blitzt es bei einer Maschine plötzlich grell auf, ein dunkler Körper, wohl ein Flügel, löst sich, die Maschine macht eine sonderbar schwerfällige Bewegung und stürzt wie ein Stein nach unten. Unmittelbar nachdem sie hinter dem Horizont verschwunden ist, wächst an dersel-

ben Stelle träge ein Rauchpilz von ungewöhnlicher Grösse empor. Unberührt von all dem verschwinden die anderen Maschinen in tadelloser Formation im Norden.

Starr vor Entsetzen sehe ich mich um. Einige Batterien feuern immer noch unentwegt. Sonst passiert nichts. Geht denn da nicht ein Aufschrei über das Gefechtsfeld? Hier vor uns, vor den Augen Tausender, vollzieht sich eine Tragödie, sterben Männer, Kameraden, weithin sichtbar. Sicher haben es alle oder doch sehr viele gesehen, und keiner war imstande, rettend einzugreifen. Ja, noch mehr: Das moderne Schlachtfeld, das sonst auf die geringste Bewegung des Gegners mit einem nervenaufpeitschenden Lärm zu reagieren pflegt, hat für diesen Vorgang keinen Laut gefunden. Schauerlich: Bereits 48 Stunden nach Kriegsausbruch ist die Katastrophe schon veralltäglicht. Sie erscheint nur noch wert, notiert zu werden und in einer Verlusttabelle aufzuschreiben. Mehr nicht! Dafür läuft dann bald das Gerücht um, der Bomber sei gar nicht von den Polen abgeschossen worden, sondern in die Flugbahn eines unserer Artilleriegeschosse geraten. Die Geschütze feuern noch immer, vorne rollen die Panzer und hinter ihnen durchbricht die Infanterie die polnischen Stellungen auf den Pfaffenbergen.

Im letzten Verglühen der Abendsonne zieht die Batterie nun auf einer gepflasterten Strasse weiter nach vorne. Einige rosenrote Wölkchen schwimmen im unendlichen Raum. Welch ein friedlicher Abend, jetzt auf einmal. Die Hufe der Pferde klappern hallend, als wir an leer stehenden Häusern vorbeiziehen. In den Gärten stehen still ein paar Herbstblumen und warten wohl vergeblich darauf, gegossen zu werden. An einem Bahndamm, neben dem ebenfalls verödeten Bahnwärterhaus, liegt Infanterie in Reserve. Die Männer unterhalten sich recht vergnügt und blicken neugierig auf uns, die wir vorüberziehen. Ich weiss nicht, wohin es geht. Aber der Chef ist wieder da und reitet mit dem Batterietrupp an der Spitze.

Als es dann schon dämmt, biegen wir auf einen sandigen Waldweg ab, der leicht bergauf führt. Und auf dem Hinterhang der Anhöhe fahren wir dann geschlossen auf, wie zu Hause in der Kaserne nach einer Übung. „Absitzen! Gurte lockern! Grosse Rast!“ Scheinbar ist der Krieg hier tatsächlich aus.

Hundert Meter entfernt, in einem kleinen Waldstück, glosen die Reste eines niedergebrannten Hauses, wahrscheinlich war das bis vor Kurzem eine Försterei. Nun stehen in dem Garten derselben nur noch die Tomatenstauden, sehr ordentlich an ihren Stöcken angebunden und voll mit Früchten. Sie sind reif und die Männer pflücken ihre Stahlhelme wie Einkaufskörbe damit voll. Mir werden auch ein paar angeboten. Ach, sind die gut! So saftig nach dem Staub und der Hitze des Tages! Seit drei Tagen haben wir ja nichts anderes gehabt als ein bisschen Kaffee und Brot.

Ich sehe noch nach den Pferden, lasse mir von den Geschützführern Meldung erstatten, dass alles in Ordnung ist, und dann schlendere ich allein den Weg entlang auf die Höhe, an deren Hang wir stehen. Da oben öffnet sich plötzlich ein weiter Blick: Fast zu meinen Füßen, zum Greifen nahe, liegt Graudenz. Die Stadt soll schon von unserer Infanterie besetzt sein. Nach rechts hin erhebt sich ein dunkler Block – die Festung von Graudenz, die Feste Courbière. Sie ist – so heisst es – von den Polen noch besetzt, stellt aber keine Gefahr mehr für uns dar. Nach Süden hin schimmert matt das breite Band der Weichsel. Nach Süden! Ja, der Krieg ist noch lange nicht aus; er hat eben erst angefangen und Graudenz ist nicht Polen.

Ich mache kehrt, um zur Batterie zurückzugehen. Da sehe ich auf dem kleinen Plateau, von dem ich hinunter geblickt hatte, einen Toten liegen. Ich hatte ihn vorhin gar nicht bemerkt, da ich zu sehr auf den Anblick der Stadt gespannt gewesen war. Nun aber stehe ich plötzlich vor ihm: Es ist ein polnischer Offizier, ein junger Leutnant, etwa in meinem Alter. Er trägt einen Säbel umgeschnallt, seine Mütze liegt etwas entfernt von ihm am Boden. Ich kann an ihm keine Verwundung wahrnehmen, es ist schon zu dunkel. Wahrscheinlich war es ein Infanteriegeschoss und vielleicht auch gar nicht tödlich. Nur weil ihn niemand fand, war er eben verblutet, hier oben auf der Höhe vor Graudenz. Dabei sieht er eigentlich mehr danach aus, als käme er aus einem eleganten Salon als aus einem Gefecht. Nur der Uniformkragen ist geöffnet und dadurch sehe ich, mich niederbeugend, dass er eine feine Kette um den Hals trägt und daran hängt eine Medaille – ein Muttergottesbild. Armer Teufel! Warum eigentlich? Wir hätten uns vielleicht ganz gut verstanden.

## «Abenteuer eines jungen Herrn in Polen»

*(frei nach Alexander Lernet-Holenia)*

4. September 1939: Ein kühler Morgenwind, aber wieder ein strahlender Herbsttag. Es sieht fast so aus, als sollte es ein Ruhetag werden, jedenfalls liegen für die Batterie keine neuen Aufträge vor. Warum auch nicht? Die Aufgabe, nämlich die Einnahme von Graudenz, war ja erfüllt.

Während wir uns noch diesen friedlichen Betrachtungen überliessen, erscheint der Kommandeur. Und nun gibt es einen Riesenkrach, den diesmal jedoch nicht ich, sondern Podelh einstecken muss. Was denn diese lächerliche Paradeaufstellung der Batterie unter freiem Himmel bedeuten sollte? Ob er, nämlich Podelh, Lust habe, vor ein Kriegsgericht zu kommen, falls ihm die Batterie in dieser Aufstellung durch englische Tiefflieger zerschlagen werde? Denn, falls wir es noch nicht wissen sollten: England und Frankreich hätten uns den Krieg erklärt, wenn die Operationen gegen Polen nicht sofort eingestellt würden. Und das war doch klar, dass, nachdem wir Graudenz erobert hatten, wir dies nicht wieder kampflos räumen würden. Allerdings, England und Frankreich gegen uns – das sah doch verdammt nach 1914 aus! Wieder vier Jahre Krieg, Westfront, Blockade? War die Wehrmacht tatsächlich so stark, dass sie es mit drei Gegnern auf einmal aufnehmen konnte? Auch der Kommandeur schien mir diesmal recht ernst. Er wusste aus eigener Erfahrung, was das bedeuten konnte. Auf jeden Fall einen jahrelangen Krieg. Von Italien war natürlich wiederum keine Spur zu sehen. Die haben sich ja noch nie die Finger verbrannt und ausserdem wäre es ja noch nie da gewesen, dass die einmal ihren Bündnispflichten nachgekommen wären. Es heisst zwar, der Führer habe sie davon entbunden, weil wir mit allem alleine fertig würden. Aber das sieht doch so aus, als würde aus der Not eine Tugend gemacht. Nun können wir also die Suppe alleine auslöffeln – und die scheint doch ziemlich dick zu sein.

Gegen Mittag, gerade als die Feldküche mit dem Essen einfährt, kommt der Befehl zum Abmarsch. So bleibt denn nichts anderes übrig, als sich den Mund abzuwischen, den Magen knurren zu lassen und sich auf die Beine zu machen.

In glühender Mittagshitze geht es dem anscheinend fliehenden Feinde nach. Wir rücken von dem Plateau, auf dem wir gerastet hatten, herunter, fädeln uns in den Verband der übrigen Batte-

rien ein und marschieren nun in einer Gruppe mit dem Infanterie-Regiment 3 nach Süden. Ich bin natürlich wahnsinnig neugierig, wie es hier überall aussehen wird, denn da war ja gestern noch der Gegner, hier haben wir hergeschossen und man will natürlich die «Wirkung am Ziel» sehen. Aber darüber hinaus hoffe ich und viele von der Batterie auf einen «siegreichen Einzug» in Graudenz, etwa durch das Spalier einer jubelnden Bevölkerung. Aber von alledem ist nicht die Rede, wir ziehen, ohne Graudenz zu berühren, nach Süden. Auch von der Bevölkerung ist nichts zu sehen. An der Strasse, auf der wir dahinziehen, stehen ein paar «Proletarierhäuschen», d.h. die Reste von ihnen. Sie sind ausgebrannt und aus den Haufen von Schutt und Asche springen manchmal noch kleine Flämmchen hervor. Das macht die fast flimmernde Mittagshitze vollends unerträglich. Dazu liegt ein penetrant süsslicher Geruch über allem. Man möchte den Atem anhalten, um diesen Pesthauch nicht aufnehmen zu müssen. Riecht verbranntes Fleisch so? In den elenden Hausgärten irrt ein verwaarloster Hund umher. Niemand zeigt sich. Unsere Kolonne marschiert durch eine offenbar tote Gegend.

Dann, auf einmal, steht fast quer über die Strasse ein verlassenes polnisches Geschütz, aufgeprotzt – es sieht fast so aus, als ob die Bedienung im letzten Moment die Pferde ausgespannt und dann Reissaus genommen hätte. Etwas weiter liegt ein polnischer Sanitäts-Gerätekasten am Strassenrand, geöffnet, der Inhalt in weitem Umkreis verstreut. Im Garten eines Gutshofes steht ein weiteres polnisches Geschütz, Waffen und Geräte liegen am Boden. Hier scheint eine Batterie abgerüstet zu haben. Und dann, gerade an einer Stelle, an der die Strasse sehr eng wird, liegt im Strassengraben die Bespannung der polnischen Batterie, Männer und Pferde durcheinander. Offensichtlich ein Artillerietreffer. Ich werde schon ein Stück vorher darauf aufmerksam, weil die vor mir daran vorbeiziehenden Pferde unruhig werden. So biege ich denn ein wenig aus – man muss nicht alles so genau sehen, auch nicht die «Wirkung am Ziel».

Gegen Abend löst sich dann die Marschgruppe auf, nachdem wir vielleicht 12 bis 15 Kilometer marschiert waren. Die Infanterie bezog eine Sicherungslinie und wir gingen dahinter zur Überwachung in Stellung. Nun endlich kam die Feldküche nach vorne. Die Köche hatten auf dem Marsch verschiedenes Geflügel «aufgegriffen» und in den grossen Kessel geworfen. Nach vier Tagen zum ersten Mal etwas Warmes in den Magen – man kann es kaum erwarten! Dennoch weiss ich, was ich meinen Schulterstücken schuldig bin, warte daher scheinbar lässig neben der Feldküche, bis der letzte Kanonier sein Essen hat und stürze mich dann heisshungrig über meine Portion, auf dem Trittbrett der Feldküche sitzend. Lange nicht mehr so etwas Gutes gegessen! Inzwischen beginnt wieder das Schanzenschießen. Die Leute wollen nicht recht, aber ich zwingte sie dazu. Ein Wagen von der Batterie holt von irgendwoher Stroh heran und dann rollt sich jeder in seinen Mantel. Funkelnd steht der Sternenhimmel über der Stellung.

5. September. Ich habe auf dem Acker in einer mit Stroh gefüllten Mulde herrlich geschlafen und nun sieht alles um mich herum wiederum ganz anders aus: Blank und taufrisch liegt die Welt vor mir. Jenseits der Strasse, halblinks vorwärts, lugt zwischen alten Bäumen ein Gutshof herüber. Dort soll der Abteilungs-Gefechtsstand sein.

Rücken wir weiter nach Süden oder auf Warschau vor? Den halben Vormittag bleiben wir noch in Stellung und dann heisst es auf einmal, die Division würde zu «anderweitiger Verwendung» aus der Front gezogen. Tatsächlich geht es noch am selben Tag den ganzen langen Weg wieder zurück, am Stadtrand von Graudenz und an den Pfaffenbergen (Księża Góry) vorbei nach Norden. Sechs Kilometer vor der deutschen Grenze, in Schönthal, wird zur Ruhe übergegangen, sogar der Gepäckstross kommt heran, wir können die Wäsche wechseln, uns rasieren und waschen. Dann geht es schnell ins Heu, denn wer weiss, wie lange dieser Zustand andauern wird.

Am 6. September um 5 Uhr früh geht es bereits wieder los. Über Bahnhof Garnsee (heute Gardaja in Pommern), der unmittelbar an der deutschen Grenze, aber noch auf polnischem Gebiet liegt, biegen wir dann wieder scharf nach Südosten ab und marschieren in Richtung Lessen (Łasin). Zur Schonung der Pferde sind wir abgesssen und natürlich marschieren wir weit auseinandergezogen, in «Fliegermarschtiefe». Wenn man so in der ziemlich warmen Sonne vor sich hin tritt und nichts anderes zu tun hat, dann hat man Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Jetzt haben wir seit sechs Tagen Krieg, das heisst also fast eine Woche. Mir ist aber, als wären es bereits Jahre. Was wird aber sein, wenn dieser Krieg wirklich vier Jahre dauern sollte wie der letzte? Vier Jahre lang haben die Teilnehmer des Krieges 1914-18 dieses verrückte Leben geführt, das wir erst sechs ganze Tage mitmachen. Und ich bin davon schon jetzt ziemlich erledigt. Wie soll das denn weiter gehen? Na, momentan wird marschiert.

Mit den ersten Schatten der Abenddämmerung erreichen wir Lessen. Hier soll es vor vier bis fünf Tagen schwere Kämpfe gegeben haben. Unsere Neugier wird aber enttäuscht. Der Ort ist menschenleer und im Wesentlichen unbeschädigt. Es dunkelt nun rasch, als wir auf der Chaussee weiter gegen Osten marschieren. Hinter Gut Gross-Thiemau passieren wir die deutsche Grenze. Wieder daheim! Ich kann es mir eigentlich gar nicht anders vorstellen, als dass nun Menschen an der Strasse stehen werden, um uns, der siegreichen Truppe, zuzuwinken. Schliesslich kommen wir nach schweren Kämpfen geradewegs aus Feindesland! Nun, man wird ja sehen, wie die Heimat uns empfängt, denn wir nähern uns bereits den ersten Häusern von Konradswalde. Aber was ist denn da los? Die haben ja alle Fenster verhängt, ach ja: Verdunkelung! Und ich hatte mich darauf gefreut, bei elektrischer Strassenbeleuchtung durch das Dorf zu marschieren. So wird uns kein Mensch sehen. Aber die Bewohner sind offensichtlich auch gar nicht besonders neugierig auf uns. Finster, fast abweisend stehen die Häuser da. Nur manchmal verrät

ein kleiner Lichtspalt, dass im Inneren Leben ist. Aus dem Dorfwirtshaus treten ein paar Männer. Die Tür geht auf und für einen Augenblick fällt ein heller Lichtstreif heraus auf die vorüberziehenden Pferde und Fahrzeuge. Dann ist es wieder stockfinster und wir marschieren weiter.

Nach einem Marsch von etwa 36 Kilometern erreichen wir um 22 Uhr Bischofswerder (Biskupiec) und sollen dort auf dem kleinen Güterbahnhof gleich verladen werden. Die Herren des Abteilungs-Stabes verfügen sich in das Bahnhofsrestaurant – ich, als der Jüngste, bin auserkoren, die Verladung durchzuführen. Müde, wie ich bin, habe ich eine Stinkwut und ärgere mich über den Kommandeur fast zu Tode. Aber was hilft's? Endlich steht alles oben auf den Loren und der letzte Pferdeschwanz ist in einem Güterwaggon verschwunden. Gegen Morgen kommt eine Lokomotive dran und dann setzt sich der Transport in Bewegung – nach Osten. Aber wohin? Keiner weiss es, die Order ist zwar bereits da, aber im versiegelten Kuvert, das erst an einem bestimmten Punkt geöffnet werden darf. So viel ist aber bald klar: Es geht über Deutsch-Eylau, Osterode – die alten Friedensgarnisonen des IR 3 – wie lange ist das schon her? –, nach Allenstein und von dort durch die Johannisburger Heide. Zauber und Stimmung Ostpreussens, dieses Landes, das keinen mehr loslässt, der ihm einmal verfallen ist, breiten sich vor den Fenstern des dahinrollenden Zuges aus. Man kann den Eindruck schwer schildern, denn das ist keine geschwätzig Landschaft, die aufdringlich ihre Sehenswürdigkeiten anbietet.

Gegen Mittag des 7. 9. ist die Fahrt beendet und die Abteilung wird in Rudczanny (Niedersee, wie der Ort dann von 1939 bis 1945 hiess, heute Ruciane-Nida) ausgeladen. Meine Batterie zieht vom Bahnhof weg hinaus an die Autostrasse, um sich in eine Marschkolonne einzugliedern. Genau vor anderthalb Monaten bin ich an demselben Punkt gestanden, damals war das gleiche strahlende Wetter wie heute, die lachende Sonne und der geheimnisvoll funkelnde dunkelblaue See. Und doch liegt mehr als eine Welt dazwischen. Damals hatten wir noch Frieden und ich hatte mit meinen Eltern, die mich für ein paar Tage in Mohrunen besucht hatten, eine Fahrt durch die Masuren unternommen. Es war eine Abschiedsfahrt gewesen, das wussten wir zwar nicht, ahnten es aber, eine Fahrt durch jene nervöse, vor Spannung knisternde Atmosphäre dieser heissen, schwülen Julitage, eine Abschiedsfahrt durch Ostpreussen und durch die Welt des Friedens. Sieben Tage trennten uns erst von dieser Welt, die damals in ihren herrlichsten Farben glühte. Diese sieben Tage aber waren eine Kluft, über die es kein Zurück mehr gab.

Rudczanny mit seinen nun menschenleeren Hotels und Kasinos hinter uns lassend, geht der Marsch durch den ganzen Nachmittag in den Abend hinein auf der langen schnurgeraden Strasse, die durch die Einsamkeit der Johannisburger Heide führt. An irgendeiner Stelle dieses langen Weges, in Johannisburg (heute Pisz), es dämmerte schon und wir trotteten gesenkten Hauptes stumpfsinnig dahin, sprangen auf einmal ein paar Männer mitten durch unsere Kolonne

von einer Strassenseite auf die andere hinüber. Unwillig blicke ich auf und sehe gerade noch einen General hindurchschlüpfen, der mit einem leisen Lächeln für meine hastige Ehrenbeziehung dankt. Kurz darauf läuft sein Name durch die Kolonne: von Bock. Natürlich, Fedor von Bock – der war doch vor einem Jahr als Kommandant der einmarschierenden 8. Armee in Wien gewesen. Aber was macht der denn hier?

Johannisburg wurde erreicht und ohne Aufenthalt passiert. An einigen ländlichen Wirtshäusern geht es vorbei, an denen neugierige Zivilisten vor die Tür treten, um unseren nächtlichen Marsch zu betrachten. Kilometer um Kilometer wird zurückgelegt. Immer wieder heisst es, da oder dort werde zur Ruhe übergegangen werden, aber immer wieder wird der betreffende Punkt ohne Aufenthalt passiert. Die ganze Nacht wird durchmarschiert und in den Morgenstunden überschreiten wir erneut die polnische Grenze südlich von Johannisburg. Sie ist durch keinerlei Zeichen markiert. Nur der Karte entnehmen wir, dass sie hier verlaufen muss. Freilich, der bisher befestigte Landweg hört plötzlich auf und geht in einen knöcheltiefen Sandweg über, der sich durch eine ungemein öde und eintönige, nur sehr dünn besiedelte Landschaft zieht. Nach wenigen Metern auf diesem Fahrweg bricht auch bereits die Achse unseres B-Wagens (Beobachtungs-Wagens) und er muss mit ein paar Leuten zurückgelassen werden. Die Bevölkerung ist allem Anschein nach fast überall geflohen. Jedenfalls stehen die vereinzelt Gehöfte, die wir passieren, leer.

Bei jedem wenn auch noch so kurzen Halt schlafen wir augenblicklich ein. Man muss dann immer wieder energisch eingreifen, um die Männer hoch zu bringen, während die Spitzenfahrzeuge schon marschieren.

Kolno, nach der Karte die einzige grössere Siedlung in diesem Raum, ist eine Enttäuschung. Ein unbeschreiblich schmutziges Nest, fast nur aus strohgedeckten Hütten bestehend. Hier ist die Bevölkerung zwar zum Teil wenigstens da, blickt aber stumpf auf unsere Kolonne.

Immer weiter geht es nach Süden. Was ist eigentlich los? Wir ahnen es nicht. Ich weiss nicht einmal, ob die Abteilung allein marschiert oder ob Infanterie vor oder mit uns ist. Wahrscheinlich ist Letzteres der Fall, denn unser Kommandeur ist nicht da und daher wohl beim Stab eines Infanterie-Regiments.

Und immer diese Sandwege. Als es nun zum zweiten Mal während dieses Gewaltmarsches zu dämmern beginnt, fällt von irgendeiner Seite das Wort: «Der Narew!» Dieser Fluss soll da irgendwo im Süden fliessen und dort sollen wir angeblich hin. Ich weiss mir damit nicht viel anzufangen. Im Weltkrieg hatte er eine gewisse Rolle gespielt und anscheinend tut er das jetzt wieder.



Mit Beginn der Dunkelheit trennen sich dann auf einmal die Wege der einzelnen Batterien unserer Abteilung. Anscheinend sind wir nahe an unserem Ziel. Es reicht ja auch. Die Männer haben sich zwar im Grossen und Ganzen gut gehalten, aber nunmehr wanken sie nur noch hinter den Fahrzeugen drein. Nachdem wir, zur Schonung der Pferde, bisher nur abgesehen marschiert sind, wird nun endlich aufgesessen. Aber in der Dunkelheit ist der Weg nur noch schwer zu erkennen und der Batterie-Trupp, der mit einigem Abstand vor unserer Geschütz-Staffel reitet, ist in der Finsternis kaum noch auszunehmen. Im Süden wetterleuchtet es fahl zwei-, dreimal auf und lässt dadurch die Horizontlinie pechschwarz hervortreten. Aber es ist etwas ganz anderes als blosses Wetterleuchten: Dort schiesst Artillerie! Es ist nur so fern, dass man nichts hört. Und danach ist es wieder doppelt so dunkel. Und da passiert es auch: Auf einmal ist der batterie-Trupp vor mir weg. Wie vom Boden verschluckt. Ich trabe ein Stück vor, aber der Weg ist leer. Grosser Gott! Was soll jetzt geschehen? Ich habe ja keine Karte und ahne nicht, wo wir hin sollen. – «Herr Leutnant!» Ach ja, da sind sie wieder; sie waren nur vom Weg abgebogen, ohne dass wir es gemerkt hatten. In einem winzigen Nest, das nur aus ein paar Häusern besteht, halten wir. Wir können etwas rasten, aber der Chef reitet mit dem batterie-Trupp gleich weiter.

Sehr lang dauert unsere Rast auch nicht. Um 5 Uhr morgens (es ist der 9.9.) weckt mich ein Melder: «Herr Leutnant! Batterie geht in Feuerstellung!» – «Fertigmachen!»

In einem von lichten Föhrenwaldstücken bestandenen Gelände – wie mir der Melder sagt: fünf Kilometer vor dem Narew – geht die batterie in Stellung. Wir kennen diesen Zauber jetzt schon und daher geht alles ziemlich flink. Gar nicht lange darauf eröffnen wir auch bereits das Feuer und zwar ziemlich heftig. Den ganzen Vormittag über dauert das an, sodass dann nachmittags frisch munitioniert werden muss. Die Lage vorn scheint nicht allzu rosig zu sein. Podelh gibt uns eine kurze Orientierung: Auf dem jenseitigen Narew-Ufer scheinen sehr starke polnische Befestigungen, teilweise Betonbunker, zu liegen, die bisher jeden Übergangsversuch unserer Infanterie vereitelt haben. Genaues wissen wir damit freilich auch nicht, aber wir haben ein ausgesprochen ungutes Gefühl mit diesen Bunkern. Immer wieder wird ein Geschütz auf einen derselben angesetzt. Wir erkennen dies am Schiessverfahren. Manchmal heisst es auch: «Volltreffer!», aber diese Dinger spotten dem Beschuss und nehmen ihrerseits alles unter Feuer, was sich von uns zeigt. Was geschieht aber, wenn wir nicht vorwärtskommen?

Ich habe natürlich keine Ahnung, ob rechts oder links von uns schon Verbände an den Narew vorgestossen sind. Ich weiss nicht einmal, welchen Zweck diese ganze Operation hat. Greifen wir Warschau an? Wer weiss. Eines nur erscheint mir sicher: dass die 21. Division – meine Division! – den Narew überschreiten soll und einfach nicht hinüberkommt. Und das am neunten Kriegstag!

In diesen wenig erfreulichen Gedankengängen stört mich einer meiner Unteroffiziere. Die Funker haben – da sie gerade Ruhe hatten – an ihrem Gerät herumgedreht und irgendeinen ausländischen Sender erwischt und nun kann er mir das Neueste berichten. Ob ich es schon gehört hätte? Im Radio wäre soeben durchgekommen, die Franzosen hätten bei Saarbrücken den Westwall durchstossen. So ein Quatsch! Ich gehe zu den Funkern und verbiete ihnen, noch einmal so einen Blödsinn zu verzapfen. Ob sie denn so etwas für möglich hielten? Die Gesichter der Männer wirken nicht sehr überzeugt. Leider muss ich mir sagen, dass mir auch nicht ganz geheuer ist. Was wissen wir denn wirklich schon, was in der Welt los ist? Wir kennen die Wirklichkeit ja nicht einmal fünf Baumstämme weit. Aber ich habe keine Lust, mir durch solche Hiobsbotschaften das Leben noch schwerer zu machen. Helfen kann ich ja sowieso nicht. Also Schluss damit! Ich befehle, das Gerät abzustellen und verbreitere mich in einen längeren Exkurs über die Festigkeit des Westwalls und die damit erwiesene Unwahrhaftigkeit der Radiomeldung. Und nun scheinen sie eher geneigt zu glauben, was sie unserer offiziellen Propaganda nicht geglaubt haben. Nun, unser Leutnant muss es ja wissen!

Die erste Nachricht, die ich am Morgen des 10.9. von vorne erhalte, ist die, dass ein meiner Batterie zugeteilter Fahnenjunker auf der B-Stelle verwundet wurde. Unser erster Verlust! Es ist zwar nicht sehr arg: Ein glatter Hüftdurchschuss, aber er muss weg. Die nächste Meldung geht mich dann bereits direkt an: Ich bekomme Befehl, sofort ein Geschütz nach vorne zur Bunkerbekämpfung in Marsch zu setzen. Jetzt wird es ernst. Ich wähle das beste Geschütz mit dem verlässlichsten Richtkanonier, lasse die ganze Protze mit Panzergranaten vollpacken und wünsche den Männern viel Glück. Ich selbst bin mir nicht ganz sicher, ob ich eigentlich lieber mit dem Geschütz nach vorne gefahren wäre oder nicht doch eher froh bin, hinten bleiben zu müssen. Mein Gott, wer lässt sich schon gerne zusammenschossen, und mit so einem Geschütz in der vordersten Linie herumzufuhrwerken, das grenzt schon scharf an einen Selbstmordversuch! Andererseits ist man doch schrecklich neugierig und bei einer tollen Tour kann man sich gewiss auch auszeichnen. Diesem Widerstreit der Gefühle werde ich verhältnismässig rasch enthoben – nämlich durch den Befehl, sofort mit dem Rest der Batterie dem ersten Geschütz zu folgen.

Komisch, wie ein loser Verputz bröckelt jetzt alles, was ich gerade noch mit allem Für und Wider bedacht und überlegt hatte, von mir ab. Die Angst, die Unsicherheit, aber auch jeder Gedanke an eine mögliche Auszeichnung, das alles fällt ab, wird unwesentlich gegenüber dem Willen, den Befehl so gut und so schnell wie möglich auszuführen. Fast muss ich lächeln, als ich mich in den Sattel schwinge und die Gesichter meiner Zugund Geschützführer, ja aller meiner Männer, erwartungsvoll auf mich gerichtet sehe, so als wollten sie sagen: «Du weisst ja, was

jetzt geschehen soll. Du wirst es schon richtig machen!» Die Armen! Ich bin ja genauso schimmerlos wie sie und wäre vielleicht noch viel unsicherer als sie, wenn nicht dieses Gefühl da wäre, wie damals schon, als uns die Baumschützen in die Stellung schossen, dieses Gefühl: Du darfst jetzt nicht versagen. Du stehst vor deinen Männern und alles hängt davon ab, was du jetzt tust.

Ich habe dieses Gefühl früher, im Frieden, nicht gekannt. Da war ja alles so selbstverständlich: Ich trug die Achselstücke und hatte zu befehlen, und die anderen trugen sie nicht und hatten daher zu gehorchen. Das war eine sehr klare, sehr einfache, na sagen wir: geradezu eine primitive Regelung. Doch nun kam der Krieg und der wertete anders. Der hält sich nicht an die Beförderungsbestimmungen des Personalamtes. Der Krieg hat sehr scharfe Augen, nämlich die Augen des einfachen Soldaten, und die urteilen und wägen unbarmherzig. Wehe, wenn man da zu leicht befunden wird!

Ein Melder führt uns auf einem Waldweg vorwärts. Nach einem nicht allzu langen Marsch halten wir auf einer Schneise. Ein paar Meter weiter vorne sehe ich den Stander des Infanterie-Regiments 3 stehen. Infanteristen huschen vorüber. Links im Gebüsch machen sich ein paar Sanitäter am Boden zu schaffen. Man sieht nicht viel, nur ein paar Beine in verstaubten Kommiss-Stiefeln, die leblos ausgestreckt sind. Eine Lebensversicherung ist dies hier bestimmt nicht.

Die Batterie sitzt ab und ich gehe nach vorne den Chef suchen. Auf halbem Wege kommt er mir mit dem Kommandeur entgegen. Letzterer ist wieder schrecklich aufgeregt, während Podelh in seiner Art hinter ihm hertänzelt, als käme er eben von einem urgemütlichen Bierabend. Er sagt mir zwar nichts, aber sein Gesicht zeigt, dass er sich hier vorne äusserst wohlfühlt. Das beruhigt denn auch. Der Kommandeur erklärt mir kurz die Lage, dann schleichen wir nach vorn, an den Waldrand, der sich etwa 100 Meter entfernt befindet, um uns zu orientieren. Rechts und links von uns liegen einzelne Infanteristen eingegraben. Teilweise schlafen sie, teilweise dösen sie vor sich hin. Für das, was da vor dem Waldrand los ist, haben sie wenig Interesse. Wir dafür umso mehr.

Von unserem Beobachtungsplatz aus senkt sich das völlig deckungslose Gelände sanft nach unten, gegen den etwa 200 bis 300 Meter entfernten Narew hin, der etwa 100 Meter breit sein mochte und im spiegelnden Glanz der Sonne gemächlich dahinfloss. Jenseits des Flusses befand sich links eine mächtige, kahle Höhe. Am Fusse ihres gegen den Fluss hin steil abfallenden Vorderhangs standen einige Bauernhäuser. Rechts von der Höhe aber, fast unmittelbar am Flussufer, war, mit freiem Auge deutlich erkennbar, eine etwa vier Meter hohe Erdaufschüttung zu sehen, auf deren Gipfel sich eine kleine, dunkle Kuppel befand: ein polnischer MG-Bunker! Das Ding stand friedlich da und machte auf den ersten Blick einen völlig harmlosen Eindruck. Nur die dunkle Panzerkuppel glotzte böse herüber. Weiter rechts stieg das Gelände vom

Flussufer weg gegen den Hintergrund sanft an. Dort hinten, etwa 500 Meter entfernt, scheinbar am Rande einer grösseren Siedlung, stand ein zweiter Bunker, nur breiter als der erste und mit zwei Panzerkuppeln versehen. Er stand dort wie eine Spinne im Netz, und obwohl natürlich nichts zu sehen war, hatte ich den Eindruck, als ob er mit seinen beiden Knopfaugen lauernd unsere Anstalten verfolgte, um zur gegebenen Zeit loszuschlagen. Die Ortschaft im Hintergrund war Nowogrod, deren Stadtrand man eben noch sehen konnte. An manchen Stellen waren im Gelände Stücke von Drahthindernissen zu erkennen, von denen man aber nicht sagen konnte, ob sie untereinander zusammenhingen und nach welchen taktischen Überlegungen sie angelegt worden waren. Bewegungen waren nirgends zu beobachten und wie dies alles im hellen Sonnenlicht so gut sichtbar aufgebaut dastand, machte es mehr den Eindruck, als handle es sich hier um einen wirkungsvoll hergerichteten Kapselschiessstand und nicht um eine wirkliche Befestigungslinie.

Nachdem die Ziele ausgemacht und die Richtkanoniere genau eingewiesen worden waren, wurden die Geschütze, so leise wie möglich, im Mannschaftszug an den Waldrand vorgebracht. Ich spazierte, diese Prozedur überwachend, zwischen den schon erwähnten Schützenlöchern umher, wobei ich wieder die Richtigkeit des alten militärischen Sprichwortes zu erkennen glaubte: «Es ist alles nur halb so wild!» Tatsächlich, das was mir hinten eben noch als ein Himmelfahrtskommando erschienen war, erwies sich hier vorne als ein anscheinend völlig harmloses Unternehmen. In dieser nun wieder hochgemuten Laune begrüßte ich den Chef der 4. Kompanie des IR 3, den Oberleutnant von Bothmer, einen alten Freund aus Mohrungen, der mich aus einem Schützenloch heraus anrief und nach der Begrüssung bat, nicht so deckungslos herumzulaufen, da dies nur eine sinnlose Gefährdung meines Lebens sei. Ich aber war wieder einmal obenauf und bereit, der Welt ein Bein auszureissen.

In diesem Augenblick ging ein peitschendes Geprassel los und ich lag auch schon kopfüber in einem Deckungsloch, von wo aus ich mit gemischten Gefühlen nach oben schielte. Es waren die Garben eines polnischen Maschinengewehrs, die durch die Baumkronen fetzten, sodass Zweige und Aststücke splitterten. «Siehst du!», kam es aus dem Deckungsloch, in dem mein Freund lag. Etwas eilig verlor ich mich ein Stück weiter nach hinten.

Inzwischen waren die Geschütze ohne Ausfälle nach vorn gebracht worden, mit gedämpften Kommandos und ohne Lärm. Aber nun ertönte von der Waldschneise her, von der wir gekommen waren, lautes Motorengeräusch. Na, wenn das der Pole nicht merken sollte! Das war aber denen, die diesen Lärm verursachten, anscheinend vollkommen gleichgültig, denn wie ein vorsintflutliches Ungetüm wälzte sich von dort gegen den Waldrand, rechts von unseren Geschützen, eine riesige Zugmaschine heran, hinter der eine 8,8 cm Flak einherschwanke. Das bedeu-

tete also, Flak gegen Bunker. Ein faszinierendes Schauspiel! Noch im Anfahren sprangen die Männer von der Zugmaschine, irgendwelche Kupplungen klinkten aus, die Zugmaschine setzte mit aufheulendem Motor zurück und dann standen sie einander, fast Aug in Aug, gegenüber: der Bunker und die Kanone. Wie im Duell. Wer hat den ersten Schuss?

Kurz zuvor hatten aber bereits unsere Geschütze das Feuer eröffnet. Krachend, grell leuchtenden Punkten gleich, stachen unsere Leuchtspur-Panzergranaten nach den Zielen. Leutnant Kampfmayer hatte es sich nicht nehmen lassen, sich selbst an das Rundblickfernrohr eines Geschützes zu setzen. Ich für meine Person bin jedoch davon überzeugt, dass der Richtkanonier das besser und vor allem schneller kann als ich. So trete ich denn zu einem Geschütz als Geschützführer, während Podelhl ein anderes und der Kommandeur das linke Flügelgeschütz befehligt. Eigentlich war es immer ein Traum von mir gewesen, im Einsatz ein Geschütz richten zu können. Immer wieder hatte ich es mir ausgemalt. Aber als jetzt die Gelegenheit unvermutet plötzlich vor mir steht, trete ich zurück. Ich bin zu verwirrt.

Die einzelnen Geschütze hatten sich mit wenigen Schüssen an die Bunker herangetastet, die im Übrigen (nach den anfänglichen MG-Garben in die Baumkronen) ohne ein Zeichen der Gegenwehr so daliegen, als ob sie gar nicht besetzt wären. Nun sind wir eingeschossen und Schuss auf Schuss verlässt das Rohr. Aber bald zeigt sich, dass unser Kaliber (10,5 cm) nicht ausreicht. Entweder verpuffen unsere Granaten in der Erdaufschüttung, oder aber sie prallen an der Panzerkuppel ab und schwirren in einer exaltierten Kurve irgendwohin davon.

Da greift nun die Flak ein. Sie hat sich den grossen Bunker mit den beiden Panzerkuppeln aufs Korn genommen. Wie mit dem Lineal gezogen weisen die Flugbahnen ihrer Leuchtspurgranaten nach dem Ziel. Und da gibt es kein Abprallen mehr. Wie eingesogen, verschwindet die Leuchtspur am Ziel, das heisst: Die Granaten schlagen durch. Zielwechsel. Die nächste Panzerkuppel ist dran. Wieder dasselbe Spiel. Jetzt müssten die drüben sich doch rühren. Nein! Der Bunker schluckt eine Granate nach der anderen, wie jene Schiessbudenfiguren, denen man wohl gezielte Bälle ins offene Maul werfen kann. Niedergekämpft? Die Flak schweigt, Stellungswechsel!

Auch wir waren zu anderen Zielen übergegangen. Insbesondere bemühe ich mich, unter Anleitung des Kommandeurs, die Bauernhäuser rechts von der Anhöhe zusammenzuschossen, da von dort eine Flankierung unserer Übersetzversuche zu erwarten ist. Tatsächlich waren mit den letzten Schüssen Sturmboote mit Infanterie übersetzt und man konnte nun am jenseitigen Ufer, unmittelbar am Wasser, im toten Winkel der Bunker, die Männer sich sammeln sehen. Jetzt war von drüben auch Gefechtslärm zu vernehmen.

Während wir noch auf die teilweise brennenden und im Übrigen schon stark zusammengeschossenen Häuser feuerten, kam plötzlich von drüben her etwas angerauscht und schlug dann ein gutes Stück vor uns auf dem freien Felde ein. Es war ein leichtes polnisches Kaliber, und ich war davon nicht sonderlich beeindruckt, vielmehr wollte ich eben ein neues Kommando geben, aber da schreit auf einmal der Kommandeur neben mir: «Los, weg, volle Deckung!» Ich laufe nach rechts zurück, aber da schlägt es bereits unmittelbar neben mir ein. Ein scharfer Druck, Rauch, Qualm und ein beklemmender Geruch. Noch im Hinwerfen fühle ich einen stechenden, brennenden Schlag gegen meinen linken Oberarm. Jetzt hat es mich erwischt! Nach Sekunden raffte ich mich auf und taumle in das nächste Deckungsloch, wo ich auf ein paar Kanoniere drauf falle. Vorsichtig, als könnte der Blick schon wehtun, sehe ich nach meinem Arm. Von Blut keine Spur. Ich kann ihn auch heben. Nur im Mantelstoff, an der Innenseite des Ärmels, sind zwei kleine Löcher. Ein Sanitäter verbindet mich, das heisst, er klebt eher geringschätzig ein Pflaster auf meine Fleischwunde, etwa von der Grösse einer Fünf-Mark-Münze. Es ist nur die Oberhaut abgerissen worden. Das ist gewiss nicht toll und der Sanitäter hat sicher schon Besseres gesehen! Aber wenn ich bedenke, dass dieser winzig kleine Granatsplitter nur ganze zehn Zentimeter weiter rechts hätte fliegen müssen, um mitten im Herz zu landen, dann überkommt mich doch das Gefühl einer grossen Dankbarkeit gegenüber – dem Zufall?

Zu Mittag sind die Bunker jenseits des Narew genommen, das heisst, sie wurden nicht erobert, sondern ihre durch die Ereignisse der letzten Stunden demoralisierte Besatzung hat sie geräumt und übergeben. Nicht die Verluste und schon gar nicht ein etwaiger Munitionsmangel, ja nicht einmal besondere Zerstörungen hatten dies notwendig gemacht, sondern ein Inferno von trommelfellzerfetzenden Explosionen und Einschlägen auf den stählernen Panzerkuppeln hatten, zusammen mit dem Bewusstsein, als lebende Zielscheiben zu dienen, die polnischen Soldaten derart hergenommen, dass sie zu keinem wesentlichen Widerstand mehr fähig waren. Benommen und moralisch fertig, liessen sie sich abführen, als unsere Stosstrupps sich näherten. Nur der rückwärtige Doppelbunker wehrte sich länger. Angeblich soll sich in ihm der polnische Abschnittskommandant befunden haben. Endlich fällt auch dieser Bunker.

Während dieser Ereignisse kreischten hinter uns im Wald bereits die Motorsägen der Pioniere, um die Zufahrtswege zur künftigen Brückenstelle freizulegen. Und während die Infanterie fortgesetzt auf Schlauchbooten schwere Waffen und weitere Kompanien übersetzt, sammeln sich die Fahrzeuge meiner Batterie, um als die ersten von der Abteilung auf einer Pontonbrücke über den Fluss zu gehen.

Hart neben der Anlegestelle, fast unmittelbar neben dem MG-Bunker am Fluss, auf einer Art Sanddüne, ging die Batterie erneut in Stellung – Front nach Osten. Der Abend brach herein, und

während am wolkenlosen Himmel die ersten Sterne aufzogen, lag rechts von uns, schwarz hingekauert wie eine gefangene Bestie, der grosse Doppelbunker, auf dessen Oberteil eben ein paar Soldaten die zerbeulten Panzerkuppeln in Augenschein nehmen. Die Häuser von Nowogrod waren niedergebrannt und nur die kleinen Schornsteine ragten in die einfallende Nacht. Wie schon die letzten Nächte vorher, schlug ich mich wieder in meinen Mantel ein und legte mich an einer etwas geschützten Stelle hin. Fast augenblicklich fiel ich in einen traumlosen Schlaf.

Die folgenden Tage haben bei mir nur eine eher blasse Erinnerung zurückgelassen, zumal auch meine Mitteilungen an meine Eltern über diese Zeit alles andere als präzise sind. Es war im Grunde immer nur dasselbe: marschieren, marschieren, dem weichenden Feinde nach. Gott sei Dank war das Wetter äusserst günstig. Umso trostloser, wenn es zwischendurch einmal zu regnen begann und die Batterie, scheinbar ohne Ziel, auf den ländlichen Wegen dahinzog. Da trat dann das Gefühl des «Unbehaustseins», ja auch der Sinnlosigkeit dieses Marsches bedrückend an mich heran. War denn dieser Krieg noch immer nicht aus? Gab es da nirgends ein Quartier? Gab es überhaupt noch einen Feind? Anscheinend schon. Gelegentlich gingen wir in Stellung und schossen auf Ziele, die wir natürlich nicht sahen. Angeblich – laut Podehl – immer mit vernichtender Wirkung.

Am 12.9. gegen Abend langten wir am Nordrand eines offenbar grösseren Waldgebietes an. Man hörte den Namen: Czerwony Bor. Da drinnen sollten noch stärkere polnische Kräfte stecken. Wir bogen von der Vormarschstrasse nach links ab und das alte Spiel begann wieder: in Stellung gehen, schanzen, die Geschütze auf einen Sperrfeuerraum einrichten und dann wieder ein Loch als Schlafstelle suchen. Vorne, gar nicht so weit entfernt, flackerte Infanteriefeuer. Und dann, mitten in der Nacht, weckten mich die Fernsprecher. Ich taumle verschlafen zum Fernsprecher. Die B-Stelle forderte «Sperrfeuer» an. Die Polen wollen anscheinend ausbrechen. Tatsächlich war da vor uns ein Gefecht im Gange, rote Leuchtkugeln steigen auf. Um Gottes willen, hoffentlich kriege ich meine Männer wach! Mit einiger Verzögerung gelingt es und die ersten Lagen gehen hinaus. Danach scheint sich die Lage wiederum zu beruhigen, aber mit dem Schlaf ist es vorbei. Am Morgen, um halb sechs Uhr, kommt wieder eine Feueranforderung. Unsere Infanterie war zum Gegenangriff angetreten, der von uns mit einem Feuerüberfall eingeleitet wurde. Und da merke ich seit Langem zum ersten Mal wieder, dass wir nicht allein diesen Krieg führen, denn fast auf die Sekunde genau eröffnen mit uns auch andere Batterien das Feuer, offenbar mit Erfolg. Als wir dann im Laufe des Vormittags wieder aufprotzen, um den Vormarsch anzutreten, wird bekannt, dass die Polen nach ihrem nächtlichen Ausbruchversuch und unter dem Eindruck unseres Gegenangriffs kapituliert haben.

Das liess sich auch nachprüfen, als wir auf relativ schmalen Waldwegen immer tiefer in den Czerwony Bor hineinzogen. Überall, rechts und links von unserem Weg lagen Ausrüstungsstücke, Waffen, aber auch Fahrzeuge und Geschütze fast haufenweise verstreut, Zeugnisse einer hemmungslosen Flucht. Es lief aber auch ein böses Gerücht durch die Kolonne. Angeblich sollen die Polen hier irgendwo einen von ihnen gefangenen Stuka-Piloten umgebracht haben. Ich musste an den armen Ritgen (den Infanterie-Leutnant aus Mohrungen) denken. Ob der noch lebte? Schliesslich bekam ich doch noch zumindest einen «Feind» zu Gesicht: einen polnischen Batteriechef – vielleicht war es jener, dem ich meine Verwundung verdankte? Er stand da irgendwo am Weg, natürlich unter Bewachung, ein Oberleutnant. Das Wichtigste an ihm war freilich sein Pferd, ein grosser, prachtvoller Fuchs, den sich Oberleutnant Rothe, der Chef unserer 3. Batterie, sogleich aneignete. Nun ja, warum nicht?

Endlich kamen wir aus dem fast unheimlichen Wald wieder heraus. Die Marschrichtung war nunmehr Osten und am Abend kamen wir sogar in ein Quartier, das heisst in das, was man sich in Polen unter einem Quartier vorstellen konnte. Wenn ich an mein erstes Manöverquartier im Vorjahr, in Grünlanden, dachte, kam mir dieses wie ein Schloss vor. Unser jetziges hiess Zambrów und war eine menschenleere, verwüstete Ortschaft. Aber man hatte immerhin ein Dach über dem Kopf.

War eigentlich der Krieg, nachdem wir aus dem riesigen Wald wieder heraus waren, für uns zu Ende? Vom Gegner war nichts mehr zu sehen. Gelegentlich war wohl noch von polnischer Kavallerie die Rede, die sich da irgendwo herumtreiben sollte. Aber auch sonst schien – soweit wir das dem täglichen Wehrmachtsbericht entnehmen konnten – das Ende der polnischen Armee besiegelt. Wer hätte das für möglich gehalten? Und das nach gerade zwei Wochen. Der Westen schien sich auch ruhig zu verhalten. Vielleicht kam doch noch alles zu einem guten Ende. Aber was sollten wir noch?

Die folgenden Tage, am 14., 15. und 16. September, marschierten wir von früh bis abends, als wollten wir bis an die Grenzen Europas gelangen. Zumindest an die Grenzen dessen, was ich zu Europa rechnete. Tatsächlich ritten wir immer weiter nach Osten, in ein immer fremder anmutendes Land hinein. Da tauchten Kirchen mit Zwiebeltürmen auf, die Häuser schienen immer windschiefer zu werden. Hin und wieder standen ziemlich zerlumpfte Gestalten vor den Häusern. Die Welt, die wir vor gerade zwei Wochen verlassen hatten, schien unwiederbringlich verloren, das heisst, sie hatte sich aufgelöst, so als hätte es sie nie gegeben. Alles war fremd, zog beziehungslos an einem vorüber.

Mir kam vor, als ob sogar die Bäume anders aussähen. Selbst die Gedanken an zu Hause kamen mir seltsam unwirklich, irgendwie beziehungslos vor. Real war nur die dahinziehende Kolonne an Reitern, Geschützen, Fahrzeugen. Das gab einem aber auch mitunter, vor allem, wenn wir



morgens aus den Quartieren aufbrachen, das Gefühl eines merkwürdigen Losgelassenseins, einer fast überströmenden Unbeschwertheit, ja Ungebundenheit. Wenn ich so in der Sonne eines milden Herbsttages ohne jedes Gepäck, ausser dem, was ich den Packtaschen meines Pferdes mitführte, neben Podelhl und den anderen Offizieren an der Spitze der Batterie auf tiefen Sandwegen dahinritt und alles Unwesentliche weit hinter mir zurückliess, da glaubte ich auf einmal zu verstehen, was es bedeutete, wenn die Soldaten in Schillers «Wallensteins Lager» das Lied anstimmten: «Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, in das Feld, in die Freiheit gezogen...»

Die Freiheit hatte freilich auch ihre Grenzen, die uns auf unserem Marsch nach Osten eines Tages durch den uns ja wohlbekannten Narew gezogen wurden, der da wieder einmal unsere Vormarschstrasse kreuzte. Zwar war diesmal der Übergang kein Problem. Es waren keine Polen da, die uns den Übergang verwehren wollten. Die Infanterie hatte daher auch schnell übergesetzt und einen Brückenkopf gebildet, aber dann stellte sich heraus, dass das nötige Pioniergerät fehlte, um auch für uns eine Kriegsbrücke zu schlagen. So mussten wir denn einen nicht ganz unerwünschten Ruhetag einschalten, um dann am 17. September, ganz früh aufbrechend, in einem weiten, ziemlich ermüdenden Umweg eine Brücke zu finden, auf der wir den Fluss überqueren konnten. Gegen Abend erreichten wir dann das Marschziel, das in den letzten Tagen immer genannt worden war: Bialystok, rund 180 Kilometer nordöstlich von Warschau. Das heisst, wir, die Batterie, kamen nur bis in die Nähe des Stadtrandes. Wieder war von einem «Einzug» keine Rede, sondern wir bezogen in einem nahe der Stadt gelegenen Dorf unser Quartier.

Nun waren wir freilich schon gewöhnt, in irgendwelchen Scheunen oder Schuppen unterzuziehen, zumal die Häuser oder Katen nicht sehr einladend aussahen. Zudem ging es wider Erwarten am nächsten Tag schon wieder weiter. Wohin sollte uns der Weg noch führen? Aber nun schien das Ende absehbar, denn am Vormittag kam die Nachricht, dass sowjetische Truppen die polnische Ostgrenze überschritten hätten und wir ja nun wohl bald mit ihnen Zusammentreffen würden. Tatsächlich erschien während unseres Marsches schon ein Flieger, an dessen Tragflächen deutlich der rote Sowjetstern zu erkennen war. Wir gaben uns Mühe, uns zu erkennen zu geben, denn angeblich hätten sowjetische Flieger bereits irrtümlich deutsche Truppen bombardiert. Das fehlte ja noch, von diesen «Verbündeten» beschossen zu werden!

Am Spätnachmittag war auch in unserer rechten Flanke deutlich starker Gefechtslärm zu vernehmen. Angeblich war dort eine polnische Kavallerie-Brigade auf unsere Nachbardivision gestossen. Das waren aber auch die letzten Schüsse, die wir in diesem Feldzug vernahmen. Am nächsten Tag, es war der 19. September, wurde dann auf einmal der Rückmarsch angetreten. Wozu waren wir dann so weit vorgerückt? Angeblich wurden wir auf eine mit den Russen vereinbarte Demarkationslinie zurückgenommen. Sochonie hiess das Nest, etwa sieben Kilometer

nördlich von Bialystok, in dem meine Batterie, aber auch der Abteilungs-Stab Unterkunft fanden. Die noch vorhandenen Reste der bäuerlichen Bevölkerung, offenbar Weissrussen, schienen dem russischen Einmarsch gegenüber eher gleichgültig. Ein baumlanger Kerl behauptete, einst noch bei der russischen Garde gedient zu haben und sich richtig auf seine Landsleute zu freuen. Na, hoffentlich irrte er sich nicht.

Die nicht gerade lockende Aussicht, in diesem Dorf als Besatzungstruppe zu verbleiben, erwies sich bald als unrichtig. Schon nach ganz kurzer Zeit kam wieder ein Marschbefehl und in kurzen Märschen, auch mal von einem Ruhetag unterbrochen, näherten wir uns wieder der deutschen Grenze. Am 25. September wurde sie überschritten und damit kehrten wir wieder in jene Welt zurück, die wir am 1. September verlassen hatten. Und nun vollzog sich die Rückkehr in einem nicht geahnten Tempo: Nach einem weiteren Tagmarsch wurden wir, d.h. die 1. Batterie und wohl auch der Abteilungs-Stab, am 26. abends auf die Bahn verladen und bereits am Nachmittag des folgenden Tages wieder in Marienburg ausgeladen. Die Hoffnung, gleich an Ort und Stelle verbleiben zu können, traf leider nicht zu. Vielmehr zogen wir, bei sinkender Sonne im Angesicht der Marienburg, auf einer Kriegsbrücke über die Nogat und betraten damit den sogenannten Danziger Werder, jenen zwischen Weichsel und Nogat gelegenen, ungemein fruchtbaren Landstrich, der den Ostteil des bisherigen Freistaates Danzig gebildet hatte. Nach einem Marsch von etwa 15 Kilometern, was nach den bisher zurückgelegten fast als «Kurzstrecke» zu bezeichnen war, gingen wir in dem kleinen Ort Tiega (Tuja), südwestlich von Tiegenhof (Nowy Dwor Gdański), ins Quartier.

Das waren nun wieder einmal Quartiere, wie man sie von früher her kannte. Geräumig, sauber, natürlich mit elektrischem Licht. Die Höfe gehörten allem Anschein nach sehr wohlhabenden Grossbauern. Und hier wurden wir auch so begrüsst, wie ich mir das seit der Einnahme von Graudenz immer wieder, bisher leider vergeblich, vorgestellt hatte. Hier war vom Krieg so gut wie nichts zu spüren. Selbst Lebensmittelkarten waren unbekannt.

Podehl, Leutnant Schindowsky und ich, die wir zusammen auf einem Hof einquartiert waren, wurden von dem Besitzer als Gäste mitverpflegt, sodass wir auf die Feldküche verzichten konnten. Der Dienst war denkbar zahm. Wer von den Offizieren konnte, machte sich nach Danzig auf, um dort alles nachzuholen, was man während der «Herbstübungen» glaubte, versäumt zu haben. Auch die Mannschaft feierte im Quartier ihren «Manöverball». Ich schrieb damals an meine Eltern, dass bei einem solchen, dem ich zufällig beiwohnte, meine Kanoniere mich plötzlich packten und auf den Händen, hoch über den Köpfen, im Saal herumtrugen als IHREN Batterieoffizier. Was hatte ich eigentlich schon geleistet? Aber sie mochten gefühlt haben, dass ich

– zwar auf Distanz zu ihnen stehend – mit meinem Herzen ihnen näher war, als es erscheinen mochte; kurz, dass ich mich für sie verantwortlich fühlte.

Tatsächlich erschienen die drei zurückliegenden Wochen, vor der Rückkehr in die gewohnte Welt, auf einmal nicht viel mehr als gross angelegte Manöver im scharfen Schuss gewesen zu sein. Dass es da im Westen einen anscheinend nicht sehr lebhaften Krieg gab, berührte uns nicht wesentlich. Wer wusste, ob auch der noch lange andauern würde. Der «Führer» hatte ja in einer grossen Rede, die wir natürlich mithörten, den Westmächten ein Angebot gemacht, etwa auf der Basis: Nachdem wir die Polen erledigt haben, könnten wir jetzt ja wieder gut sein. Für naive Gemüter, wie wir es nun einmal waren, schien dieses tatsächlich durchaus plausibel. Wer glaubt nicht gerne, was ihm wünschenswert erscheint? Und im Ernst, wer wünschte denn schon einen wirklichen Krieg? Dass immer der Aggressor, einmal im Besitz seiner Beute, der am Frieden am meisten Interessierte ist, während seine Gegner sehr gute Gründe haben können, nicht auf einen solchen Kuhhandel einzugehen – um das zu erkennen, waren wir noch lange nicht reif genug. Vielmehr liessen wir den lieben Gott einen guten Mann sein und nahmen, was sich uns bot. Und das war eine Menge.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie Podelh es schaffte, einen Lastwagen aufzutreiben, mit dem er mit uns Offizieren und den Unteroffizieren am Sonntag, dem 8. Oktober, eine Art Betriebsausflug unternahm. Zunächst fuhren wir über Danzig nach Zoppot, dem berühmten Seebad mit der bekannten «Waldoper», bei der die Sänger und Schauspieler unter freiem Himmel auftraten. Aber vom Glanz der ja gar nicht so lange zurückliegenden Friedenszeit war hier nichts mehr zu spüren. Draussen, vor dem See-Steg, lagen die beiden KdF-Schiffe ‚Wilhelm Gustloff‘ und «Robert Ley», beide zu Lazarett-Schiffen umgerüstet.

Unser nächstes Ziel war Gdingen (Gdynia), der ehemals polnische Hafen neben Danzig, der nun bereits «Gotenhafen» hiess. Mit den Umbenennungen war man offenbar sehr fix. Freilich bewirkte das nicht viel. Am Stadtrand waren einige Häuser niedergebrannt, aber sonst gab es kaum Spuren von Kämpfen. Wir liessen unser Fahrzeug am Stadtrand stehen und wanderten zu Fuss eine breite, boulevardähnliche Strasse zu den etwas tiefer gelegenen Hafenanlagen hinunter. Die Häuserblocks, durchwegs modern, aber reizlos gebaut, wirkten mit ihren glatten Fassaden und den wimpernlosen Fenstern kalt und leblos. Waren sie überhaupt einmal bewohnt gewesen? Nun ganz gewiss, aber jetzt war nicht einmal ein Hund oder eine streunende Katze, geschweige denn ein Mensch zu sehen. Vielmehr bewegten wir uns auf der einsamen Strasse wie Schauspieler auf einer leeren Bühne. Es mochte allerdings sein, dass wir dabei, ohne dass wir es bemerkten, doch unser Publikum hatten, das uns von irgendwelchen Hausfluren und Dachluken aus beobachtete. Wer konnte sagen, ob da nicht der eine oder andere Späher ein Gewehr bei

sich hatte. Aber daran dachte zu diesem Zeitpunkt noch niemand, weder wir in unserer Selbstsicherheit noch die anderen in ihrem Schock. Auch unten am Hafen war, ausser ein paar Posten, niemand zu sehen. Verlassen lagen die riesigen Verlade- und Werftanlagen da. In der Hafeneinfahrt konnte man ein paar versenkte Fischdampfer und ein uraltes französisches Kriegsschiff sehen, auf dem die Polen angeblich ihre Kriegsmarine ausgebildet hatten. Eher enttäuscht fuhren wir wieder zurück. Nun hatte ich endlich gesehen, was ich mir während des Feldzuges immer gewünscht hatte: eine polnische Stadt – aber es war eine Geisterstadt.

Da ging es in Danzig schon ganz anders zu. Hier herrschte ein Leben und Treiben, als wäre nichts geschehen. Wie bei unseren Quartierwirten bekam man auch hier alles ohne Bezugschein, gut und verhältnismässig billig. Aber die Stadt interessierte uns nicht besonders, sondern vor allem die Westerplatte. Sie selbst war zwar nicht zu besichtigen, aber vor ihr, in Neufahrwasser, lagen eine Menge deutscher Kriegsschiffe: die «Schleswig-Holstein», von der aus die ersten Schüsse dieses Krieges abgefeuert worden waren, dann die «Schlesien», schliesslich die Kreuzer «Admiral Hipper» und «Emden» sowie mehrere Minenräumboote und ein Zerstörer. Podelh erkundigte sich, ob man etwa die Schiffe besichtigen könnte. Wir erhielten die Erlaubnis, wobei vielleicht auch mitspielte, dass Podelh als «Kriegsheld» gelten konnte, hatte er doch kurz zuvor das EK II (das Eiserne Kreuz II. Klasse) verliehen bekommen, was damals noch sehr selten war und entsprechendes Aufsehen erregte. Wir bestiegen also das Beiboot, das wegen uns Offizieren die Kriegsflagge hisste, setzten über und als wir auf der «Schleswig-Holstein» an Bord gingen, trat die Wache an und es wurde «Seite gepfiffen». Ich kam mir eigentlich wie ein Hochstapler vor. Aber das gehörte sich nun einmal. Wir wurden sehr nett begrüsst, auch ein wenig herumgeführt und verliessen schliesslich unter derselben Ehrenbezeugung wieder das Schiff. Dasselbe spielte sich anschliessend auf der «Admiral Hipper» ab, aber da waren wir mit dem Marine-Zeremoniell bereits vertraut. Gutes, wenn auch teures Abendessen in einem Hotel. Es war spät geworden, als wir durch die hell erleuchteten Strassen von Danzig – im ganzen Freistaat war die Verdunkelung aufgehoben – wieder hinaus aufs Land in unser Quartier fuhren. So liess es sich leben.

## Im ruhigen Westen

In schöner Untätigkeit flossen die Tage dahin, nur gelegentlich von Offiziersbesprechungen beim Abteilungs-Stab oder von Batterie-Appellen unterbrochen. Zum ersten und letzten Mal in meinem Leben huldigte ich – mit Podelh und Schindowsky – der Jagd. Podelh hatte sich von irgendeinem Bauern Jagdgewehre ausgeliehen und wir wanderten damit, in Kette, über die Felder, bereit, auf alles zu schießen, was uns vor die Flinte kam. Es war nicht viel. Schindowsky «ermordete» einen Hasen, der ihm buchstäblich zwischen die Füße lief, und ich schoss einen Fasan, der plötzlich zirka 15 Meter vor mir aufflog. Das wars denn auch. Und wie alles nahm auch diese schöne Zeit dann eher plötzlich ihr Ende. Um den 15. Oktober 1939 kam der Befehl: Fertigmachen zum Abmarsch! Schweren Herzens nahmen wir von unseren grosszügigen Quartierwirten Abschied. Es gab auch viele weinende Mädchen, die von ihren, sie nun zurücklassenden Freunden meist nicht viel mehr wussten, als dass es sich bei ihnen um «Soldaten zu Pferd» gehandelt habe. Podelh allerdings dürfte sein Jagdrevier während dieser Zeit mehr in Danzig gefunden haben, wie ich bald feststellen konnte.

Wir rückten also zur festgesetzten Zeit ab, erreichten Danzig, das wir in schönster Marschordnung hoch zu Ross, Stahlhelm aufgesetzt, vorbei am fahngeschmückten Artushof durchqueren, und landeten auf einem Verladebahnhof in Danzig-Langfuhr. Die Verladung, meine Batterie mit dem Abteilungs-Stab und der Stabs-Batterie wieder in einem Transport zusammen, verlief problemlos. Wir, die Offiziere, erhielten einen eigenen 2.-Klasse-Waggon, der uns reichlich Platz bot. Das war aber offenbar noch nicht ausreichend, denn kurz nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, bat Podelh mit einem etwas verschmitzt-verlegenen Lächeln, Schindowsky und ich möchten ihn doch in dem für uns vorgesehen Coupé allein lassen und uns zu den Herren vom Abteilungs-Stab setzen. Der Grund für sein Bedürfnis nach Einsamkeit wurde uns bald klar: Er hatte sich kurz vor der Abfahrt noch ein weibliches Wesen an Bord genommen und wollte nicht gestört sein. Ich fand seine Kaltblütigkeit geradezu faszinierend, folgte aber gerne seiner Bitte und wurde beim Abteilungs-Stab auch ohne Weiteres aufgenommen.

Wieder einmal rollten wir, von zahlreichen Aufenthalten auf verschiedenen Verschubbahnhöfen unterbrochen, einem unbekanntem Ziel entgegen. Als wir aber während der Nacht in Hamburg einlangten, wo auch Podelhs Reisebegleitung ausstieg, ohne dass ich sie zu Gesicht be-

kommen hätte, war klar, dass es nach dem Westen ging und wir damit dem Krieg, diesmal vielleicht dem wirklichen Krieg, wieder näherrückten. Das konnte man am folgenden Tag, während wir durch das Ruhrgebiet rollten, deutlich erkennen. Da herrschte eine ganz andere Atmosphäre als in dem behäbigen, vom Krieg praktisch unberührten Ostpreussen oder in Danzig. Überall sah man Flak-Stellungen, Sperrballons, die Industrieanlagen schützen sollten, dampfende Schloten von anscheinend auf vollen Touren arbeitenden Fabriken und überall die Aufschriften: «Wir kapitulieren nie!» So musste das wohl aussehen, wenn eine Nation mobilmacht, um sich zu verteidigen. Und die Heimat würde wohl geschlossen hinter der Front stehen, daran gab es für mich nicht den geringsten Zweifel. Freilich – mit dem Begriff «Front» verband sich jetzt auch der Name «West-Front», mit allen Erinnerungen an 1914/18. Das waren Grabenkrieg, Gas-krieg, Trommelfeuer, Materialschlachten. Stand uns das wirklich bevor? Oder würde der West-wall Franzosen und Engländer von einer Wahnsinnstat abschrecken? Am Nachmittag erreichten wir Köln, das «grosse, heilige Köln». Das heisst, eigentlich kam nur der gewaltige Dom in Sicht, denn unser Transport bog, statt den Rhein zu passieren, ab, um am rechten Rheinufer nach Süden zu fahren. Ich kannte das Rheintal bisher nur aus romantischen Bildern und Erzählungen. Jetzt war es auf einmal da, mit seinen Weinbergen, Burgen und idyllischen kleinen Städten und Orten, die fast alle mit irgendeiner Sage verbunden waren. Es war, als schlug ich ein Bilderbuch meiner Kindheit auf, etwa die deutschen Heldensagen. Und – obgleich in einem simplen Truppen-transport dahinrollend – kam mir dies alles fast wie Siegfrieds Rheinfahrt vor. Gebannt stand ich am Gangfenster unseres Waggons und sah in die einfallende Dämmerung hinaus. Am Gegenufer glitt Bonn vorbei. Der «Rolandsbogen» auf der Höhe darüber hob sich scharf vom Abendhimmel ab. Der Kommandeur hatte sich zu mir gesellt und erklärte mir die Gegend, die er zu kennen schien. Ob er auch unsere Ausladestation schon kannte? Jetzt machte der Zug wieder eine Rechtskurve und gleich darauf polterte er über eine grosse Rheinbrücke, die Ludendorff-Brücke von Remagen. Natürlich ahnten wir nicht, dass sie Jahre später, bei Kriegsende, berühmt werden sollte als die erste Rheinbrücke, die den Alliierten intakt in die Hände fiel, und wir wussten auch nicht, dass sie am Ende des Ersten Weltkrieges speziell dafür gebaut worden war, um den Nachschub für die deutsche Westfront während der «Grossen Schlacht in Frankreich» im März 1918 sicherzustellen. Aber wir ahnten, dass wir nahe an unserem Ziel sein mussten. Der Zug fuhr nun das schon nächtliche Ahrtal hinauf. Verdunkelte Bahnhöfe glitten vorbei und dann standen wir plötzlich in einer kleinen, höchst unscheinbaren Station: Ahrweiler. Auswaggonieren!

Das war bei der höchst mangelhaften Beleuchtung nicht so einfach. Ich eilte an das Ende des Transportes, um das Entladen meiner Geschützstaffel zu überwachen, und da passierte es auch. Eine schwere Munitionsprotze, die von der Rampe heruntergeschoben wurde, streifte mich, fuhr

mir über einen Stiefel und zerquetschte mir die linke grosse Zehe. Es war zunächst gar nicht so schmerzhaft, aber ans Marschieren war jetzt nicht mehr zu denken. Unser Abteilungs-Arzt packte mich in einen Pkw und fuhr mit mir in unsere vorbereitete Unterkunft, wo er mich dann verarztete. Es war zum Glück nichts gebrochen, nur die Zehe sah wie eine aufgeplatzte Zwetschke aus. Etwa eine Woche lang konnte ich keinen Stiefel anziehen, was mit viel Rotwein und Kartenspielen überbrückt wurde, zumal es für uns zunächst ohnehin keine Verwendung zu geben schien. Die Narbe an der Zehe habe ich aber heute noch.

Wir lagen noch immer auf den Höhen über dem Ahrtal, als ich wieder voll «feldverwendungsfähig» war. Aber der Ausbildungsbetrieb ruhte fast vollständig. Es war, als ob wir auf etwas warten würden, ohne dass man sagen konnte, worauf. Gelegentlich, etwa Anfang November, liess sich der Kommandeur etwas orakelhaft vernehmen, dass im Hinblick auf das, was sich in dieser Gegend bald abspielen werde, dies oder jenes unternommen werden müsse. Aber was sollte sich hier abspielen ausser recht turbulenten Festen, die da und dort bei anderen Batterien in den Quartieren gefeiert wurden? Es konnte wohl auch nicht damit gemeint gewesen sein, dass der lebenswürdige General Kuno-Hans von Both ein Korpskommando (I. Armeekorps) übernahm und an seine Stelle als Divisionskommandeur Generalmajor Otto Sponheimer, bisher Kommandeur des Infanterie-Regiments 24, trat. Es war mir auch ziemlich gleichgültig. Mehr regte mich schon auf, dass Hitler am 9. November 1939 offenbar nur knapp einem Bombenanschlag entgangen war. Ich empfand den Fehlschlag damals eher positiv – nicht jedoch, weil ich mich dem «Führer» persönlich verbunden fühlte, sondern aus der vollkommen irrigen Ansicht heraus, dass er vielleicht am ehesten noch imstande sein würde, den mir doch eher unheimlichen Krieg gegen die Westmächte in irgendeiner Weise zu beenden. Seine Rede, die er, kurz bevor die Bombe explodierte im Bürgerbräuhaus in München gehalten hatte, liess freilich keine Ansätze dazu erkennen. Aber was verstand ich schon von Politik?

Nur wenige Tage nach diesem Ereignis wurden wir, das heisst zumindest meine Abteilung, plötzlich alarmiert und rückten nach Westen vor, immer tiefer in die Eifel hinein. Nach einem guten Tagmarsch bezogen wir kurz vor Geroldstein Quartier, nur vorübergehend, wie es zunächst hiess. Der Abteilungs-Stab und meine Batterie waren knapp nördlich unserer Vormarschstrasse, in einem engen Seitental, in einer recht unansehnlichen Ortschaft untergebracht: Rockeskyll. Es schien uns ein trostloses Kaff, gerade noch für eine Marschpause geeignet. Aber aus der Marschpause wurde ein Ruhetag, dann ein zweiter und dritter und schliesslich wurde immer deutlicher, dass wir uns hier auf einen längeren Aufenthalt würden einrichten müssen. Der Krieg wollte scheinbar doch nicht so recht in Schwung kommen. Das ersah man ja auch daraus, dass die Franzosen anscheinend auch keine grosse Lust dazu hatten. Nun, uns konnte

das ja nur recht sein. Wenn nur dieses Quartier nicht so kümmerlich gewesen wäre. Neben der Kirche am nördlichen Ortsende, ich glaube im Gemeindehaus, residierte Podehl mit der Schreibstube und ein paar Schritte gegenüber, in einem einstöckigen Bauernhaus, waren Leutnant Kampfmayer und ich untergebracht. Im ersten Stock lagen unsere ziemlich spartanisch eingerichteten Schlafzimmer, und im Erdgeschoss stand uns als «Tagesraum» eine recht unwohnliche Stube zur Verfügung. Von der ostpreussischen oder Danziger Gastfreundschaft war hier nichts zu verspüren. Gott sei Dank waren wir verpflegungsmässig nicht darauf angewiesen, denn die Truppenverpflegung war gut und reichlich. Auffallend reichlich, sodass ich vermutete, es würden jetzt mehr Schweine geschlachtet als bisher. Sollte die Truppe damit «bei Laune» gehalten werden? Vielleicht – aber würden wir das auf die Dauer durchhalten? Mir kamen Erzählungen von dem «Rübenwinter» 1917/18 in den Sinn. Wohl um derartige und ähnliche Bedenken zu zerstreuen, verkündete Hitler bei einer seiner Reden, dass er Hermann Göring angewiesen habe, sich hinsichtlich der Versorgung der Bevölkerung auf eine Kriegsdauer von fünf Jahren einzustellen. Das schien mir wiederum etwas zu reichlich und ich hoffte sehr, dass er das nicht wirklich glaubte. Wie konnte ich ahnen, dass diese Prognose tatsächlich zutreffen sollte?

Ärger bereitete mir hingegen die Beheizung unseres Quartiers, denn unsere Quartierwirtin, die anscheinend keinen Wert darauf legte, mit uns Offizieren in näheren Kontakt zu treten, liess uns nur sehr knappe Rationen an Brennmaterial zukommen, sodass wir in dem anhebenden rauen Eifel-Winter wie die Schneider froren. Und noch etwas legte sich mir aufs Gemüt: Infolge der Grenz- bzw. Frontnähe durften die Kirchenglocken nicht mehr geläutet werden. Merkwürdig, dass einem das abging, sobald es nicht mehr stattfand, besonders in den Abendstunden, wenn man durch das verdunkelte Dorf schritt.

Tagsüber waren wir allerdings fast nie in unseren Quartieren, denn nach einer kurzen Verschnaufpause setzte wieder ein straffer Ausbildungs- und Übungsbetrieb ein. Fast täglich wurde ausgerückt; es folgten Geländebesprechungen, fanden Inspizierungen statt, kurz: Es herrschte deutlich das Bestreben, die Truppe nicht «vergammeln» zu lassen. Ich selbst suchte das Meine dazu beizutragen, indem ich mich bemühte, die Männer meiner Geschütz-Staffel näher kennenzulernen und mich auch um ihre persönlichen Belange etwas mehr als bisher zu kümmern.

So liefen denn diese grauen, aber dienstlich durchaus betriebsamen Wochen dahin, bis – es mochte Anfang Dezember gewesen sein – auf einmal alles anders wurde, und zwar mit weitreichenden Auswirkungen auch für mich.

Der bisherige Abteilungs-Adjutant, mein alter Mohrunger Freund Heinz Liedtke, der ja schon in Friedenszeiten ein bisschen seine schützende Hand über mich gehalten hatte, wurde auf ein-



mal zu einer anderen Division versetzt. Seine Stelle nahm daraufhin ein mir ebenfalls sehr lieber Freund, Horst Reuter, bisher Chef der Stabs-Batterie, ein. Und ich wurde aus heiterem Himmel als Ordonnanzoffizier zum Stab kommandiert. Ein solcher Posten war im Stellenplan eigentlich gar nicht vorgesehen. Aber das scherte den Kommandeur offensichtlich wenig. Die offizielle Begründung dürfte gewesen sein, dass ich schon seit einiger Zeit zum Gas-Abwehr-Offizier der Abteilung ernannt worden war und diese Funktion eben nur von der Abteilung aus wahrnehmen konnte. Ein Quartierwechsel war damit allerdings nicht verbunden. Ich schlief weiterhin in meinem trostlosen, eiskalten Zimmer. Aber tagsüber und vor allem am Abend hielt ich mich im Quartier des Abteilung-Stabs auf. Dieses befand sich im schönsten Haus des ganzen Dorfes, nämlich im katholischen Pfarrhof, wo der Kommandeur und der Adjutant wohnten und für die Stabsarbeit auch das grosse Wohnzimmer des Pfarrers zur Verfügung stand. Ich empfand diesen Wechsel ausgesprochen angenehm, auch wenn mir der Abschied von meinen Geschützbedienungen schwerfiel. Auch sie scheinen es bedauert zu haben.

Der eigentliche Grund für meine Versetzung, die ja offiziell zunächst gar nicht stattfand, war freilich nicht so sehr der Gasschutz, sondern eher der, dass der Kommandeur, neben dem Adjutanten, noch einen Galiopin haben wollte, den er als Quartiermacher und für Stellungserkundungen einsetzen konnte und der – bis es so weit war – auch noch den fünften Mann für die allabendliche Doppelkopf-Runde abgab. Bisher war diese vom Kommandeur, dem Adjutanten, dem Abteilungs-Arzt und dem Abteilungs-Veterinär, gelegentlich auch vom Zahlmeister bestritten worden. Ich erwies mich auch in dieser Hinsicht als ein gelehriger Schüler und es scheint, dass ich auf diese Runde auflockernd gewirkt habe.

Inzwischen rückte Weihnachten heran. Von vorneherein war klar, dass zu den Feiertagen zunächst nur die Verheirateten Urlaub erhalten würden. Ich durfte erst nach Neujahr fahren, was meiner Freude freilich keinen Abbruch tat. Immerhin fand ich in Wien, im elterlichen Salon, noch den Christbaum vor und erwischte so noch einen Hauch von nachweihnachtlicher Stimmung. Es sollte dann sehr lange dauern, bis ich wieder vor einem Christbaum in der heimatlichen Wohnung am Parkring stehen konnte und unter sehr veränderten Umständen. Diesmal aber war es noch ganz so, wie ich es bisher gekannt hatte.

Meine Rückkehr nach Rockeskyll, so um den 10. Jänner herum, war dann wie eine kalte Dusche, eigentlich noch ärger. Denn es herrschte hier empfindliche Kälte, und in meinem natürlich ungeheizten Schlafzimmer fror nicht nur das Waschwasser ein, sondern alles, was mit Wasser zu tun hatte, also der Schwamm, die Nagel- und die Zahnbürste, ja fast das feuchte Handtuch. Aber nach einem Tag hatte ich mich wieder an diese unwirtlichen Umstände gewöhnt.

Dafür wurde ich aber mit einer merkwürdigen Geschichte konfrontiert. Mir wurde erzählt, dass die Abteilung kurz davor, sozusagen aus heiterem Himmel, auf einmal alarmiert worden war. Aber noch bevor die Marschbereitschaft voll erreicht war, sei der Alarm auch schon wieder abgeblasen und war seitdem nicht wiederholt worden. War es ein falscher Alarm? Oder war ein Wechsel der Quartiere geplant gewesen? Den wahren Grund sollten wir nie erfahren und bald war diese Episode auch vergessen.

Natürlich verfolgten wir das Kriegsgeschehen, soweit dies uns möglich war: die Erfolge der U-Boote und die nicht gerade aufregenden Nachrichten von der ja gar nicht so weit entfernten «Westfront». Bei einem Vortrag, den der Ic (d.h. der für Aufklärung und Feindlage zuständige Offizier) der Division vor den Offizieren der Abteilung hielt, erläuterte er uns die Lage im Westen: Die Franzosen verhielten sich ziemlich passiv, Angriffsgruppierungen wären nicht festzustellen. Klar, wer sollte denn schon im Winter angreifen? Das konnte doch keinem vernünftigen Menschen einfallen. Die Sowjets allerdings taten dies, indem sie die Finnen überfielen. Anscheinend mit mässigem Erfolg. Aber allzu viel hörte man von dort her nicht. Vielmehr kam von oben die Weisung, man habe sich jeglicher Sympathiekundgebungen für die Finnen zu enthalten, womit sichtlich vorausgesetzt wurde, dass wir natürlich zu ihnen und nicht zu den Sowjets hielten.

Nachdem wir nun schon eine ganze Weile hier in der Eifel lagen und es auch nicht so aussah, als ob sich das bald ändern würde, beschloss ich, mich doch etwas mehr in dieser Gegend umzusehen, zumal das Wetter zwar weiterhin kalt, aber sonst strahlend schön war. Ich wählte anhand eines kleinen Reiseführers, den ich mir von Wien mitgenommen hatte, als Ausflugsziel das nicht allzu weit gelegene Städtchen Prüm. Ich hatte zwar damals von der bedeutenden und wechselvollen Geschichte der einstigen Fürstabtei Prüm natürlich keine Ahnung, aber so viel wusste ich, dass dort der 855 verstorbene Kaiser Lothar I. begraben lag. Mein Kommandeur wusste freilich nicht einmal das und war über meine Bitte, Prüm besuchen zu dürfen, ziemlich erstaunt, gestattete es aber. Am 28. Jänner, einem Sonntag, brachte mich ein Auto der Flak, das ich zufällig traf, zum Bahnhof nach Geroldstein und von dort fuhr ich mit der Bahn. Ich hatte zwar nicht erwartet, ein Stift wie Melk oder Kremsmünster vorzufinden, aber was ich dann fand, war unter allen Erwartungen. Der ehemalige Stiftskomplex war von Militärautos, Motorrädern und sonstigen Fahrzeugen umstellt, in den Gebäuden selbst hausten Kommandos, Werkstatt-Kompanien und Ähnliches. Nachdem ich mich durch eine Unzahl von Wachen und sonstigen Sperren durchgekämpft hatte, weckte ich einen Hausbesorger aus seinem Mittagsschlaf und gelangte so in den Komplex. Sehenswert war allerdings nur die Kirche, aber auch sie war nicht gerade überwältigend. Ich wurde den Verdacht nicht los, dass Kaiser Wilhelm seinerzeit hier

renovierend eingegriffen hatte. Enttäuscht zog ich mich zurück, ass meinen mitgebrachten Proviant und fuhr nach Hause. Von Kunstwanderungen hatte ich vorderhand genug.

Da kam aber bereits das nächste «Abenteuer» auf mich zu, das ich meiner Qualifikation als «Gabo» (= Gas-Abwehr-Offizier) verdankte. Die Division oder sogar das Korps veranstalteten vom 31. Jänner bis 3. Februar in Bad Neuenahr einen Gas-Abwehr-Lehrgang, an dem ich natürlich teilzunehmen hatte. Das war nun einmal eine gelungene Veranstaltung. Am 31. Jänner abends kam ich nach einer, den Zeitumständen angemessenen Bahnfahrt in Bad Neuenahr an und wurde im Kurhaus höchst nobel untergebracht. Hier war alles vorhanden, was ich in der «Eishöhle» von Rockeskyll so lange vermisst hatte: fließendes warmes und kaltes Wasser, Zentralheizung, dazu eine fabelhafte Verpflegung, Kinobesuch und, was der Höhepunkt war: Kohlensäurebäder im städtischen Thermalbad.

Die paar Unterrichtsstunden und eine Vorführung im Gelände absolvierte ich natürlich gewissenhaft, aber als der Lehrgang am Samstag zu Ende ging, beschloss ich mit einem österreichischen Kriegsschulkameraden, den ich getroffen hatte, einen Abstecher nach Köln zu machen, fest entschlossen, das Wochenende als Hochstapler zu verbringen.

Schon bei der Anreise machte ich die Bekanntschaft eines weiteren Kursteilnehmers, eines Angehörigen meiner Division, nämlich des Leutnants der Reserve von Oldenburg, eines Enkels des berühmten Reichstags-Abgeordneten Elard von Oldenburg-Januschau und damit eines Nefen der Frau von Stein, der ich, wie erinnerlich, eines der letzten Friedens-Feste verdankte. Gemäss unserem Vorhaben stiegen wir sehr vornehm im Hotel Continental, gleich neben dem Dom, ab und beschlossen als Erstes einmal, in den «Gürzenich» soupieren zu gehen. Mit unseren schäbigen Felduniformen passten wir zwar nicht ganz in dieses Milieu, aber das störte uns wenig und das Essen war in der Tat vorzüglich. Damit nicht genug, beschlossen wir noch den «Kaiserhof»<sup>1</sup> aufzusuchen, ein Variete-Kabarett, das angeblich das beste von ganz Westdeutschland sein sollte. Es war bummvoll und sauteuer. Die Katastrophe aber waren die Darbietungen, die auf einem Niveau lagen, das schon bedenklich stimmen musste. Wehmutsvoll gedachte ich der Vorstellungen im alten «Wiener Werkel». Der nächste Tag war dann, für mich zumindest, ausgefüllt mit einer Besichtigung des Domes und der wichtigsten Sehenswürdigkeiten. Alles zu sehen, war freilich nicht möglich. Immerhin glaube ich, damals doch manches gesehen zu haben, was später nie wieder zu besichtigen gewesen sein dürfte. Dann speisten wir wieder sehr gut zu Mittag, gingen nachmittags ins Kino («Leinen aus Irland») und fuhren um halb sieben Uhr wieder zurück ins normale Leben, das sich für mich nun freilich beim Stab etwas anders gestaltete als bisher. Da ich durch den Lehrgang über Spezialkenntnisse verfügte wie niemand sonst bei der Abteilung, war ich jetzt tatsächlich eine anerkannte Kapazität auf dem Gebiet des Gasschutzes und hatte bei der Abteilung einschlägige Planspiele anzulegen und zu leiten.

Eher unvorhergesehen sollte die Reise nach Köln schon relativ bald eine Wiederholung finden. Ende Februar, etwa um den 20. 2. herum, teilte mir der Adjutant mit, dass er den Auftrag hätte, bei einem höheren Kommando in Köln ein Paket abzuholen und dass ich ihn dabei zu begleiten hätte. Gerüchteweise sollte es sich um Landkarten handeln. Als ob wir von diesem Zeug nicht schon genug gehabt hätten. Nun, mir konnte es nur recht sein. Obwohl Köln ja nicht allzu fern lag, war doch von Anfang an ausgemacht, dass dieser Auftrag nicht an einem oder höchstens zwei Tagen zu erledigen sei. Ein bisschen Spass wollten wir ja auch haben.

An einem Dienstag reisten wir also nachmittags rheinabwärts und erreichten gegen Abend Köln, wo wir gleich am Bahnhof in einem offenbar für die Wehrmacht reservierten Hotel abstiegen. Den nächsten Tag verbrachte ich wie schon das erste Mal mit einer Stadtbesichtigung, die angesichts meiner ziemlichen Unbildung eher unsystematisch verlief. Dabei passierte ein kleines Missgeschick. Auf der Suche nach der Kirche St. Ursula landete ich vor dem Nonnenkloster St. Ursula. Das Auftauchen eines Offiziers, der das Kloster zu besichtigen wünschte, versetzte die frommen Schwestern in einige Aufregung. «Sie sind wohl ein Künstler», meinte eine von ihnen und als ich meinen Irrtum erfasste, war es bereits zu spät. Ich wurde durch das ganze Kloster geführt und mir nichts geschenkt. Abgesehen von den prachtvollen Kirchen beeindruckte mich Köln allerdings nicht sehr. Bemerkenswert fand ich aber – wie ich auch meinen Eltern schrieb – die Anhäufung von sozusagen «erstklassigen» Reliquien. Ganz abgesehen von dem Dreikönigsschrein im Dom, gab es da noch die Dornenkrone Christi, die Sandalen Christi, die Weinkrüge von der Hochzeit zu Kanaan und anderes mehr. Wie kam das alles hierher? Ich hatte ja von der Geschichte des Mittelalters und der Bedeutung des Reliquienbesitzes in dieser Zeit keine blasse Ahnung. Allfällig quellenkritische Erwägungen verschwanden dann allerdings ziemlich schnell, als Reuter und ich uns dem ‚Abendprogramm« zuwandten. Hier stand natürlich zunächst ein nobles Abendessen an erster Stelle. Dann wanderten wir durch ein dichtes Menschengewühl, das hauptsächlich aus Soldaten bestand, zu einem als verrucht geltenden Variete, das freilich nach heutigen Massstäben für jede Klosterschule geeignet gewesen wäre. Dort war das Publikum allerdings schon etwas gemischerter als in dem Nobelrestaurant, in dem wir gespeist hatten. Aber noch war unser Lebenshunger nicht gestillt. So suchten wir denn anschliessend in der Hohen Strasse auch noch ein Lokal auf, das eine Mischung zwischen Bar und Bierhalle darstellte. Hier, zwischen angetrunkenen Soldaten und Matrosen, mussten wir uns freilich fragen, was wir als Offiziere in Uniform hier verloren hätten. Podehl hätte gewiss eine Antwort darauf gewusst. Aber Reuter und ich waren doch zu naiv dafür, um uns in diesem Milieu ungewungen zu bewegen. So beschlossen wir relativ früh, diesen «tollen» Abend abzubrechen und schlafen zu gehen. Am nächsten Tag holte Reuter dann bei der uns bezeichneten Dienststelle das Kartenpaket ab und den Rest des Tages, vor allem den Abend, verbrachten wir, infolge der

Löcher, die der Vortag in unsere Geldbörsen gerissen hatte, eher bescheiden. Am nächsten Tag, einem Donnerstag, reisten wir etwas erschöpft, aber doch sehr befriedigt wieder nach dorthin ab, wo wir hingehörten, nämlich zur Truppe. Im Übrigen betrafen die Karten, wie wir dann zu Hause feststellen konnten, Luxemburg und Südbelgien sowie das anschliessende Frankreich. Damit aber fingen wir in Rockeskyll nicht viel an.

Anfang März kam dann auf einmal doch ein Marschbefehl. Es ging aber nicht nach vorn, sondern zurück, etwa in die Gegend, in der wir seinerzeit, vom Osten kommend, ausgeladen worden waren. Scheinbar drehte sich alles im Kreis, wohl ein sicheres Zeichen dafür, dass nichts Ernstliches zu befürchten wäre.

Der Marsch auf den stellenweise noch immer vereisten Strassen war nicht ganz einfach, vor allem, als wir den legendären «Nürburg-Ring» erreichten. In den überhöhten Kurven dieser berühmten Rennstrecke rutschten Pferde und Geschütze ständig nach der Innenseite der Kurven ab und mussten mit grosser Anstrengung immer wieder in die Marschrichtung zurückgebracht werden. Mit einer gewissen Andacht zogen wir an dem verwaist stehenden Hotel «Start und Ziel» vorbei, in dem – wie ich nachträglich erfuhr – bis vor Kurzem der Stab unserer Division gelegen hatte. Ich konnte hierbei der Gelegenheit nicht widerstehen, mit einem anderen Offizier in einem Pkw auf dem Ring eine «Ehrenrunde» zu drehen, gleichsam in Erinnerung an die Matadore des Rennsports wie Rudolf Caracciola, Manfred von Brauchitsch, Bernd Rosemeyer oder Hans Stuck, die hier in einer – wie mir schien – weit entfernten Friedenszeit ihre Triumphe gefeiert hatten. Nun rollten unsere Geschütze auf ihren Spuren.

Gegen Abend dieses Marschtages erreichten wir unser neues Quartier, das kleine Städtchen Niedermendig nahe des Laacher Sees, wo der Abteilungs-Stab und wohl auch die 3. Batterie untergebracht waren. Ich trat hier nun auch unterkunftsmässig zum Abteilungs-Stab und wurde mit Reuter zunächst in einem netten Gasthof in einem Doppelbettzimmer untergebracht, was eine wesentliche Verbesserung gegenüber Rockeskyll darstellte. Etwas später bezogen wir sogar in einer Villa bei sehr netten Quartierwirten, ein Doppelzimmer mit Bad! Was will man mehr?

Nahe dem Ortsausgang, sozusagen auf der grünen Wiese, war ein provisorischer Feldflugplatz eingerichtet, auf dem Dornier Do 17-Aufklärer stationiert waren. Die Flieger, die wir gelegentlich besuchten, wussten von ihren Aufklärungsflügen freilich auch nichts Aufregendes zu berichten. Ein merkwürdiger, aber gar nicht so unangenehmer Krieg, der sich für uns in langen Doppelkopf-Abenden niederschlug.

So war es denn auch für mich gar nicht schwierig, die Erlaubnis zu einem Kurzurlaub zu erhalten. Ich hatte nämlich schon vor längerer Zeit mit meinem Vater vereinbart, dass wir uns in den Ostertagen in Frankfurt am Main treffen wollten. Das klappte auch.

Pünktlich am Karsamstag, es war der 24. März, traf ich dort ein. Mein Vater hatte schon nahe des Bahnhofs Hotelzimmer gemietet und wir verlebten drei wunderschöne Tage in der ja noch vollkommen unzerstörten und geradezu bezaubernden Stadt. Zu Gast waren wir auch bei der Familie von Metzler, der eine der ältesten Frankfurter Privatbanken gehörte und die in der Savigny-Strasse ein sehr gepflegtes Haus bewohnte. Die wunderschöne Stadt und die gediegene Frankfurter Atmosphäre liessen mich fast ganz vergessen, dass ich eigentlich nur auf «Fronturlaub» war. Betroffen war ich freilich von dem, was ich gleich nach meiner Ankunft von meinem Vater erfuhr. Wir hatten kaum unser Hotelzimmer aufgesucht, als er mir unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitteilte, dass vor kurzer Zeit, nämlich am 12. Februar, bei uns in Wien plötzlich die Gestapo erschienen sei und eine Wohnungsdurchsuchung vorgenommen habe. Mangels wirklich belastenden Materials hatten sie in der Bibliothek den Roman «Ben Hur» als «jüdisch» beschlagnahmt. Auch das Exemplar von Hitlers «Mein Kampf», das sich dort vorfand, wurde genau durchgeblättert, ob sich nicht gar kritische Anmerkungen darin befänden. Aber so genau hatte es mein Vater auch wieder nicht gelesen. Für den folgenden Tag waren er und meine Schwägerin, nicht jedoch mein Bruder Max, zum Verhör in die Gestapo-Zentrale am Morzinplatz vorgeladen worden. Während meine Schwägerin nur verhältnismässig kurz vernommen wurde, wobei sich die Beamten allerdings sehr orientiert zeigten, wurde mein armer Vater stundenlang in geradezu erpresserischer Weise verhört und schliesslich mit der Drohung entlassen, beim geringsten Anlass ins KZ zu kommen. Auch wurde ihm befohlen, über diesen Vorgang strengstes Stillschweigen zu bewahren. Das war auch der Grund, weswegen er mir brieflich nichts darüber mitgeteilt hatte. Der Arme schien von dem Mitgemachten ziemlich verstört zu sein und ich bemühte mich, ihn damit zu trösten, dass dem allen doch wohl eine Verwechslung zugrunde läge. Aber so viel war mir doch klar, dass man noch immer ein wachsames Auge auf uns gerichtet hatte und die kleinste Denunziation bereits genügte, den Polizeiparapparat in Bewegung zu setzen. Was die wirkliche Ursache dafür war, haben wir nie erfahren; etwas unheimlich war das Ganze aber schon.

Zurückgekehrt zu meiner Abteilung verblasste die Erinnerung an diese unerfreulichen Mitteilungen meines Vaters jedoch wieder ziemlich schnell. Freilich blieb ich mir bewusst, dass beim Briefwechsel Vorsicht geboten war. Da war doch Anfang März beanstandet worden, dass ich Post mit der Anschrift «Freiherr von» erhielt, wozu ich nicht berechtigt sei! Wie sollte ich das verhindern? Zum anderen aber – wer interessierte sich so für meine Post? Bei der Truppe doch wohl kaum jemand.

Das nunmehr einsetzende strahlende Frühlingswetter begünstigte freilich auch den Ausbildungsbetrieb, der hier mit besonderer Intensität einsetzte. Die Gefechts- und Schiessübungen wurden bis hart an die Grenze des möglichen Ernstfalles angenähert.

«Verschärfend» kam hinzu, dass mein Regiment einen neuen Kommandeur erhielt, Oberstleutnant Gotthard Fischer, einen Mann, der sich sein Regiment sehr genau ansah und bei Visitationen höchst unbequeme Fragen stellen konnte, die selbst meinen guten, sonst um Ausreden nie verlegenen Oberleutnant Podelhl ziemlich ins Stottern bringen konnten. Ich muss gestehen, dass dieser Mann mir imponierte, auch wenn andere ihn als «Uhrmacher» einstufte. Wert auf Präzision zu legen schien mir nicht gerade ein Nachteil zu sein.

Einer, der ebenfalls Wert auf «kriegsnahe» Ausbildung legte und dies auch bis zur letzten Konsequenz durchexerzierte, war Oberst Hans Hube, der Kommandeur unseres «Couleur-Regiments», also jenes Infanterie-Regiments, mit dem meine Abteilung vorzugsweise zusammenarbeitete, nämlich des IR 3. Ein mittelgrosser, fast ein wenig zu Korpulenz neigender, sehr lebhafter Offizier, der im Ersten Weltkrieg den linken Arm verloren hatte, was ihn jedoch nicht im Geringsten zu behindern schien. Oberst Hube, in der gesunden Hand eine Karte haltend, mit hingeworfenen Zügeln über das Manöverfeld galoppieren zu sehen war beeindruckend. Offenbar war er imstande, die eiserne Disziplin, der er sich selbst unterwarf, auch auf sein Regiment zu übertragen. Jedenfalls war es zu dieser Zeit zweifellos das Beste in der Division. Seine Offiziere schwärmten für ihn, zumal er ausser Dienst ein sehr umgänglicher und fürsorglicher Vorgesetzter war. Wie ich lange nach dem Krieg erst erfuhr, soll er ein überzeugter Nationalsozialist gewesen sein. Davon war aber nichts zu merken; schliesslich kann man «Überzeugung» nicht mit dem Zollstab messen. Ich jedenfalls sah in ihm nur einen ganz hervorragenden Soldaten und das war er zweifellos. Er stieg innerhalb weniger Jahre bis zum Generalobersten auf und ist als Oberbefehlshaber der 1. Panzer-Armee später in Russland tödlich verunglückt.

Jetzt, am Beginn des «wunderschönen Monats Mai», residierte Oberst Hube mit seinem Regiments-Stab, nicht weit von Niedermendig entfernt, am Ufer des Laacher Sees in einem kleinen, ausser Betrieb stehenden Hotel, dem «See-Hotel Maria Laach».

Dieses Hotel war unser Ziel, als am Himmelfahrtstag 1940, am 2. Mai, mein Kommandeur beschloss, mit den Offizieren des Stabes eine «Herrenpartie» zu unternehmen, ein Brauch, der mir bis dahin fremd war. Wir ritten also über das Kloster Maria Laach, das nur kurz in Augenschein, mehr nicht, genommen wurde. Ich fürchte, dass ich der Einzige war, den der Besuch der mir bis dahin auch unbekannteren Klosterkirche so beeindruckte, dass ich beschloss, sie bei Gelegenheit noch einmal genauer zu besichtigen. Aber dazu sollte es nicht mehr kommen. Im Regiments-Stabsquartier wurden wir auf das Herzlichste aufgenommen. Ausser dem Obersten Hube erschien mir am bemerkenswertesten ein dort offenbar nur zu einer «Waffenübung» eingeteilter Oberleutnant namens Werner March zu sein. Er war Architekt und als solcher massgeblich an der Errichtung des «Reichssportfeldes» in Berlin, des Austragungsorts der Olympischen Spiele

von 1936, beteiligt gewesen. Er erzählte ziemlich freimütig von dem geradezu manischen Grössenwahn Hitlers in Bezug auf architektonische Planungen. Bei allem und jedem, mochte es sich um das Olympische Stadion oder eine geplante Elbebrücke in Hamburg handeln, stets musste das Bauwerk alle anderen vergleichbaren Objekte im Ausland an Grösse übertreffen. March schien sich allerdings darüber im Klaren zu sein, dass davon in absehbarer Zeit keine Rede mehr sein konnte.

Inzwischen war der Alkohol so reichlich geflossen, dass sich der Fortsetzung des Rittes – rund um den Laacher See – da und dort gewisse Schwierigkeiten entgegenstellten. Vor allem unser guter Stabszahlmeister war derart mitgenommen, dass er beim Aufsitzen regelmässig auf der anderen Seite des Pferdes wieder herabfiel. Dennoch wurde die «Herrenpartie» planmässig zu Ende geführt. Es war ein rundes, aber für lange Zeit auch unser letztes Fest. Unmittelbar darauf ging mein Kommandeur auf Urlaub, wovon auch wir Offiziere uns eine etwas ruhigere Zeit versprachen, denn seine Vertretung übernahm der Kommandeur der II. Abteilung, Major Brohm. «Fritzchen» Brohm, wie wir ihn nannten, war alles andere als ein Raubein, sondern ein sehr kultivierter Herr, ein Kavalier reinsten Wassers, dem Kriegsführen irgendwie ordinär vorkam. Dabei war er – was gar nicht zu ihm passte – «Blutordensträger». Er wusste wohl selbst nicht recht, wie er dazu gekommen war. Jedenfalls war er 1923, während des Hitler-Putsches in München, Fähnrich an der Münchener Kriegsschule gewesen. Und da diese Schule, wenn auch eher am Rande, in den Putsch verwickelt gewesen war, bekamen sämtliche Fähnriche diesen Partei-Orden. Uns interessierte das nicht näher. Wichtiger war, dass Major Brohm uns sicherlich am langen Zügel führen würde. Er ordnete nur an, was ihm der Adjutant, der flinke Horst Reuter, anzuordnen nahelegte. Aber dann überliess er uns weitgehend die Ausführung. So auch an jenem 9. Mai, dem Donnerstag vor Pfingsten, an dem wir, das heisst die drei Batteriechefs der Abteilung und ich für den Abteilungs-Stab, nach dem Mittagessen uns eher gelangweilt auf die Pferde schwangen, um gemütlichen Schritts in Richtung Krufter Ofen, einer wohl vulkanischen Erhebung am Südostufer des Laacher Sees zu reiten und dort auftragsgemäss irgendeine Übung oder Geländebesprechung vorzubereiten. Von Diensteyer war bei uns wenig zu spüren, vielmehr waren wir fest entschlossen, an diesem herrlichen Frühlingsnachmittag nicht allzu viele Energien zu investieren, um umso besser für das abendliche Kartenspiel gerüstet zu sein.

Wir hatten den Ortsrand von Niedermendig gerade ein paar Hundert Meter hinter uns gelassen, als wir einen Reiter bemerkten, der uns nachtrabte und schon von Weitem durch Gesten zum Anhalten veranlassen wollte. Als er uns erreichte, meldete er eher aufgeregt: «Bitte gehorsamst, sofort umkehren – Alarm!»

Unser erster Gedanke war: Wer hat sich denn diesen Blödsinn wieder einfallen lassen? Das konnte man mir, nach der Rückkehr, aber auch bei der Abteilung nicht sagen, wo bereits grosses



«Herumschiessen» herrschte. Nur so viel: «Wir marschieren heute Abend!» Und ich hatte motorisiert mit den Quartiermachern der Batterien voranzufahren, um die neuen Quartiere zu erkunden, die mir Reuter auf der Karte einzeichnete. Demnach rückten wir wieder nach Westen vor. Konnte man uns eigentlich nicht einmal in Ruhe wo liegen lassen? Und wer marschierte denn eigentlich? Nur wir, die Abteilung, oder auch das Regiment? Dass da wohl mehr in Bewegung geraten war, wurde mir klar, als ich das Städtchen Mayen passierte. Da ging es wie in einem Bienenkorb zu. Auf dem Hauptplatz wurde gerade ein grosser Pkw bepackt, auf dessen rechtem Kotflügel der Kommandostander eines Armee-Befehlshabers angebracht war. Also auch höheren Orts machte man sich reisefertig. Das wurde ja spannend.

Der uns zugewiesene Unterkunftsraum war voll belegt mit motorisierter Artillerie, die wenig Lust zeigte, uns Platz zu machen. Aber auch sie sollten im Laufe der Nacht abrücken. Gegen Morgen traf dann die Abteilung ein und bezog die zugewiesenen Quartiere. Ermüdet von dem Nachtmarsch sassen Fritzchen Brohm, Reuter und ich auf den Steinstufen eines Hauseinganges in der warmen Sonne und rätselten herum, was das Ganze wohl zu bedeuten habe, als uns plötzlich Geschwader der Luftwaffe überflogen, Richtung Westen. Und dann sorgten bald die Rationachrichten für völlige Klarheit: Wir greifen an!

Na, wenn das nur gut geht. Da fällt mir übrigens ein, dass wir im österreichischen Einjährig-Freiwilligen-Jahr gern ein offensichtlich noch aus dem Ersten Weltkrieg stammendes Lied zu singen pflegten: «Unser Hauptmann steigt zu Pferde, führt uns in das Feld, ja Feld. Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen ...» Ich empfand damals eigentlich nicht die geringste Veranlassung dazu. Ganz im Gegenteil. Unmittelbar nach meiner Matura, 1936, reiste ich zu Freunden nach Frankreich, wo ich ganz im Süden, am Golf von Biskaya, hart an der spanischen Grenze, einen wundervollen Sommer verbrachte und mich auch sofort in eine kleine Französin verliebte. Nur – im Sommer dieses Jahres schloss Österreich mit Hitler-Deutschland das sogenannte Juli-Abkommen, das mir wie ein Friedensschluss mit den illegalen Nationalsozialisten vorkam, aber ein tschechischer Freund, der den Sommer ebenfalls dort verbrachte, sah es bereits schärfer: Dieses Abkommen würde gewiss nicht halten. Er sollte recht behalten. Jetzt, vier Jahre später, hatte Hitler offenbar durchaus die Absicht, das zu tun, wovon wir 1936 ahnungslos gesungen hatten. Täglich schmetterte das Radio: «Über die Schelde, die Maas und den Rhein marschieren wir siegreich nach Frankreich hinein ...»

In kurzen Nachtmärschen näherten wir uns in den nächsten Tagen wieder ungefähr jenem Raum, in dem wir bis zum März gelegen hatten. Ich habe die Namen der einzelnen Stationen vergessen. Nur an eine erinnere ich mich: Am Pfingstsonntag, es war der 12. Mai, lag der Abteilungs-Stab etwas abseits der Vormarschstrasse, nahe von Prüm in einer Mühle in Flerlingen. Major Dr. Eu-

gen Brechtel war, aus dem Urlaub zurückgeholt, wieder da und die Offiziere des Stabes sassen vor dem Haus des Müllers auf einer Bank in der Sonne beim Frühstück. Ich hatte auf einmal das Bedürfnis, ein wenig allein zu sein mit meinen Gedanken und so schlenderte ich durch die blühende Wiese vor dem Haus bis zu einem kleinen Rinnsal, das sich durch dieselbe schlängelte. Es herrschte eine wundervolle Stille, in der man nur die Bienen summen hörte. Am Rande des Bächleins lag ein sonderbares Gerät: An einer derben Holzstange war ein verrosteter Stahlhelm aus dem Ersten Weltkrieg befestigt, der offenbar als Wasserschöpfer verwendet wurde. Nein, so dachte ich damals, das wird niemals wiederkommen. Wie sollte ich auch ahnen, dass ich, als Heimkehrer, fünf Jahre später genau so einen Gegenstand selbst benützen würde, nur diesmal einen Helm aus dem Zweiten Weltkrieg, als Jauchen-Schöpfer?

## «Marschieren wir siegreich nach Frankreich hinein ...»

Wie schon zu Beginn dieser Niederschrift bemerkt, sind meine Notizen über den Frankreich-Feldzug im Frühjahr 1940, mitsamt den dazugehörigen Karten, nach Kriegsende in Baden verloren gegangen. Zwar gelang es mir später, den Feldzug der Division aufgrund der Akten ziemlich genau zu rekonstruieren. Aber von meinem persönlichen Erleben blieben doch nur vereinzelte Eindrücke zurück, gewissermassen Momentaufnahmen, die sich jedoch nicht geschlossen aneinanderfügen lassen, sondern eher vereinzelt im Raum stehen geblieben sind. Und so versuche ich sie auch nachzuzeichnen.

Nach vier oder fünf Nachtmärschen – ich immer voraus als Quartiermacher der Abteilung – überschritten wir die deutsch-luxemburgische Grenze bei Dasburg. Vorbei an dem in einer Flussschleife gelegenen, prachtvollen Schloss Clerf (Clervaux), durchquerten wir fast an einem Tag das Grossherzogtum. Es dürfte am Nachmittag dieses Marschtages gewesen sein, dass uns die bedauerliche Nachricht erreichte, dass Oberst Hube versetzt worden sei, und zwar als Kommandeur der 16. Infanterie-Division. Dass man einem Regiment, möglicherweise unmittelbar vor dem Eintritt in schwere Kämpfe, seinen Kommandeur auswechselte, konnte auch nur diesen Bürokraten im Personalamt einfallen.

Am Abend traf ich dann mit meinen Quartiermachern, bereits auf belgischem Boden, in dem kleinen Städtchen Bastogne ein. Der Ort zeigte erste Spuren von Kämpfen. In viereinhalb Jahren wird er dann allerdings, im Zentrum der letzten grossen deutschen Offensive gelegen, ganz anders aussehen. Fast rührend wirkte auf mich, dass die Belgier zu unserer Irreführung alle Wegweiser in die falsche Richtung gedreht hatten, so als ob wir uns nur mit ihrer Hilfe zurechtfinden könnten. Da war es schon viel schwieriger, Unterkünfte in dem wiederum voll belegten Ort zu finden. Ich wich also in eine Siedlung am Ortsrand aus, wies den Batterien ihre Bereiche zu und klopfte dann schliesslich selbst an eine Haustür, um für den Abteilungs-Stab eine Unterkunft zu finden. Eine ältere Frau öffnete mir und ich machte ihr in meinem besten Französisch klar, dass wir hier ein Quartier suchten. Es mag sein, dass ich in meine Forderung auch eine Wendung des Bedauerns eingeflochten hatte, denn die Frau zuckte nur gleichgültig mit den Schultern und sagte, so als ob sie mich aufklären müsste: «Mais, c'est la guerre, monsieur!» Vielleicht war ihr

das in ihrer Jugend schon einmal passiert. Zumindest schien sie die Spielregeln des Krieges zu beherrschen – wenigstens in der Art, wie er damals noch geführt wurde.

Das nächste Bild, das sich mir eingeprägt hatte, war ganz anderer Art. Ich stand am Nachmittag, es könnte der 15. Mai gewesen sein, in Erwartung meiner Abteilung an einer Strassenkreuzung, an der sich offensichtlich unsere Vormarschstrasse mit der anderer Verbände kreuzte. Und was ich hier zu sehen bekam, war für mich bisher unvorstellbar gewesen. Hier zogen nicht Marschkolonnen an mir vorüber, wie ich das ja zur Genüge kannte, sondern auf dieser Strasse rollte nach Südwesten ein ununterbrochener und auch nicht unterbrechbarer Strom von motorisierten Fahrzeugen, und zwar alles bunt gemischt untereinander. Da waren leichte und schwere Lkw, dann Sanitätsfahrzeuge, Funkwagen, mal auch eine motorisierte Pak (Panzerabwehr-Kanone), dann wieder Pkw, Lkw, Motorradfahrer, es nahm kein Ende. Natürlich kann man heute so etwas am Abend eines jeden Wochenendes auf unseren Autobahnen erleben. Aber damals, als einem auf den Überlandstrassen nur alle paar Minuten ein Auto begegnete, war dies ein einfach überwältigendes Bild. Es schien, als ob sich da vorne im Südwesten irgendwo ein Loch aufgetan hätte, in das, wie in ein Fass ohne Boden, sich diese motorisierte Flut ergoss. Hätte ich die Karte etwas aufmerksamer studiert, wäre mir vielleicht aufgefallen, dass sich in der Richtung, in der sich diese Lawine bewegte, die historische Stadt Sedan befand. Momentan aber interessierte mich nur die nächste Umgebung. Da standen auf der jenseitigen Strassenseite, auf einer Art von Parkplatz, riesige Lkw, wie ich sie bisher auch noch nie gesehen hatte. Ein Grossraum-Transport-Regiment, wie mir einer der Fahrer etwas mürrisch erklärte. Diese Männer zeigten sich an dem, was sich hier ereignete, überhaupt nicht sonderlich beteiligt. Offenbar hatte man sie mit ihren Lastern kriegsdienstverpflichtet, in Uniform gesteckt und losgeschickt. Ein wissensdurstiger Offizier interessierte sie überhaupt nicht, war höchstens lästig, da sie statt hier viel lieber in ihrer Kneipe in Hamburg gesessen wären.

Inzwischen kam die Spitze meiner Abteilung heran und ich beeilte mich, sie in die Unterkünfte einzuweisen. Der Abteilungs-Stab kam etwas südlich der Strasse in der kleinen Ortschaft Rochehaut in einer sehr netten Villa unter, von der man einen weiten Blick über das Tal der Semois hinweg nach Westen hatte. Und was das Schönste war: Es gab einen Ruhetag, freilich nicht zu unserer Erholung, sondern aus dem einfachen Grund, dass auf diesen von motorisierten Fahrzeugen verstopften Strassen einfach kein Weiterkommen war. So sassen wir denn friedlich auf der Terrasse vor unserer Villa, hörten die Radionachrichten, in denen von ersten Erfolgen berichtet wurde, die wir aber in ihrer Tragweite nicht näher lokalisieren konnten. Allerdings wussten wir nicht, dass das, was sich hier geradezu vor unseren Augen abspielte, nichts anderes war als die Rückseite der in eben diesen Tagen ganz in unserer Nähe fallenden Feldzugsentscheidung.

Nach dem Wiederantreten führte uns der nächste Nachtmarsch über die Semois und dann über die Maas «siegreich nach Frankreich hinein», ohne auch nur einen Schuss abgegeben, geschweige denn einen einzigen feindlichen Soldaten gesehen zu haben. Dafür boten sich auf französischem Boden dann plötzlich ganz andere Bilder, nämlich die einer auf der Flucht befindlichen und dabei stecken gebliebenen Bevölkerung. Diese Menschen hatten offenbar in Panik ihre Häuser und Wohnungen verlassen, hatten alles, was sie zusammenraffen konnten, auf ihre Autos verladen und standen nun, nachdem ihnen das Benzin ausgegangen war, an den Strassenrändern oder in den benachbarten Wiesen, ohne vor und zurück zu können. Buchstäblich vom Krieg überrollt! Die Folgen konnte man wahrnehmen, als wir durch das fast menschenleere Charleville-Mézières marschierten. Von Neugier getrieben, betrat ich während einer Marschpause eines der leer stehenden Häuser.

Was ich da zu sehen bekam, spottete jeder Beschreibung und war doch immer das Gleiche: In den Zimmern waren sämtliche Laden und Schränke herausgezogen oder aufgemacht, ihr Inhalt gleichmässig über den Boden verstreut. Wer konnte dieses Chaos verursacht haben? Die abziehenden Franzosen oder die nachfolgenden Deutschen, oder womöglich beide zusammen? Wir haben das später in Wien am eigenen Leib erlebt: Die Verwüstung leerstehender Wohnungen vollzieht sich meist in mehreren Wellen. Die ersten «Besucher» öffnen, oft nur aus Neugierde, um zu stöbern, die eine oder andere Lade. Die nächsten, womöglich selbst in Eile, werfen auf der Suche nach versteckten Wertgegenständen den Inhalt bereits auf den Boden. So geht es verstärkt immer weiter, bis alles «ausgepackt» ist. Die Letzten waten dann nur noch in dem wirren Haufen, der nochmals vom Untersten zum Obersten gekehrt wird. Mitgenommen wird dabei relativ wenig, denn was kann man damit auf dem Rückzug oder dem Vormarsch schon anfangen? Die Wohnung, die ich betreten hatte, befand sich sichtlich schon im letzten Stadium. Mein erster Gedanke war: Unglaublich, dass Franzosen mit dem Gut ihrer Landsleute so umgehen können! Aber waren es wirklich Franzosen gewesen? Später kamen mir ziemliche Zweifel.

Pausenlos ging es weiter. Obwohl wir nicht auf der grossen Route Nationale, sondern auf einer parallel laufenden Landstrasse marschierten, war auch hier alles verstopft, was zu ununterbrochenen Marschstockungen führte. Teilweise musste daher auch bei Tag marschiert werden. Aber wie durch ein Wunder waren keine feindlichen Flieger zu sehen. Offenbar besaßen wir die Luftherrschaft. Die Erfolgsmeldungen waren auch ganz unglaublich. Nichtsdestoweniger waren aber unsere Männer an der Grenze ihrer Kräfte. Wir hatten in rund einer Woche über 200 Kilometer zurückgelegt und das zur Schonung der Pferde meist zu Fuss. Auch bei ganz kurzen Halten schiefen die Männer fast schon im Stehen ein. Mein Kommandeur war auch unermüd-

lich unterwegs, um die Marschdisziplin halbwegs aufrechtzuerhalten. Ich selbst war im Beiwagen-Krad immer wieder voraus, um Einsatz- oder Ras träume zu erkunden. Und wo war der Feind? Von ihm war nicht viel zu merken. Hier und da, dass einmal ein Ausrüstungsstück oder etwas Gerät sich an der Vormarschstrasse vorfand, bis ich dann – etwa 15 Kilometer südwestlich von Charleville – in einer geradezu schockierenden Weise aufmerksam gemacht wurde, dass in dieser Gegend auch gekämpft worden war. Es war nachmittags, als ich, die vor uns marschierende Marschgruppe – ich glaube, es war das Infanterie-Regiment 24 – überholend, in den kleinen Ort Jandun einfuhr. Er wies kaum irgendwelche Kampfspuren auf. Aber in der zweiten Orthälfte, hinter der Kirche, standen auf engen Raum, es mochten 25 bis 30 Meter sein, sechs bis acht leichte französische Panzer – abgeschossen! Man konnte aus ihrer Stellung noch ersehen, wie diese Katastrophe sie offenbar in einem Zustand höchster Verwirrung ereilt hatte, denn ihre Positionen wiesen in die verschiedensten Fahrtrichtungen. Einige hatten die Front zu uns, andere waren anscheinend bereits im Zurückfahren begriffen und andere wieder beim Wenden gewesen. Waren sie in einen Pak-Riegel aufgefahren oder von unseren Panzern eingekreist worden? Bei einigen waren die Turmluken offen, aber die Besatzungen hatten vielfach nicht mehr ausbooten können. Vielmehr sassen sie – wie ich mich überzeugen konnte – noch in ihren Fahrzeugen und starteten einen mit ihren wachsgelben Gesichtern an. Einer der Richtschützen hielt noch einen Brief, den er erhalten hatte, in der Hand. Es muss sich dies alles in Minuten abgespielt haben. Und so viel ich sah, war keiner der Panzer in Brand geraten, vielmehr sahen sie von aussen völlig intakt aus. Viel Zeit, darüber nachzudenken, blieb mir freilich nicht. Aber von allem, was ich im Verlaufe des Feldzuges noch erleben sollte, blieb mir diese Tragödie bei Jandun, nicht zuletzt wegen ihrer Rätselhaftigkeit, am eindrucklichsten im Gedächtnis.

Unsere Marschrichtung wies nun immer mehr nach Süden und es mehrten sich die Anzeichen, dass mit einem baldigen Einsatz zu rechnen sei. Das war auch der Fall, allerdings in einer Weise, die noch ungewohnt war. Um den 20. Mai trafen wir ziemlich erschöpft an der Aisne (Oise), ostwärts von Rethel, ein. Entlang dieses Flusses sollte nun eine Abwehrfront gegen Süden aufgebaut werden, ähnlich wie dies hier schon im Ersten Weltkrieg nach der Marne-Schlacht der Fall gewesen war, als die deutsche Front auch am Nordufer der Aisne verlief. Das war uns bei unserem Eintreffen natürlich nicht so ohne Weiteres klar und noch weniger, wie wir uns nun zu verhalten hatten. Stellungskrieg war uns eigentlich fremd. Würde er lang oder kurz dauern?

Das nördliche Aisne-Ufer lag etwas erhöht und von hier hatte man einen weiten Blick über das Aisne-Tal und noch weit darüber hinaus nach Süden, bis zu den Rändern eines mächtigen Forstes, des Bois de Moimont. Vom Gegner war allerdings von uns aus weit und breit nichts zu sehen. War er überhaupt vorhanden?

Dem entsprechend trafen wir auch unsere Vorbereitungen für den Stellungskrieg. Am Hinterhang einer kleinen Geländewelle, welche die Landstrasse von Rethel nach Givry begleitete, wurde der Gefechtsstand aufgeschlagen. Sehr luxuriös und absolut unkriegsmässig. Der Kartentisch wurde von bequemen Fauteuils flankiert, die von irgendwoher angeschleppt wurden. Gerade, dass der Boden nicht mit Teppichen belegt wurde. An den Bau von Unterständen oder auch nur von Splittergräben wurde nicht gedacht. Auch nicht an einen Regenschutz. Ewiger Sonnenschein war selbstverständlich. Als der Kommandeur einige Tage nach unserem Eintreffen übungsweise eine Feuerzusammenfassung gegen einen Geländepunkt am Südufer probte, wurde dies fast als Ruhestörung empfunden.

Das änderte sich ein wenig, als wir einen neuen Gefechtsabschnitt zugewiesen erhielten, und zwar auf der Côté Hottin, einer Kalksteinhöhe, etwa einen Kilometer nördlich von Rethel. Von dieser Höhe aus konnte man die Stadt gut überblicken und das war wohl auch der Grund, warum dann und wann vom Bois de Moinmont aus französische Artillerie ein paar Granaten herüberschoss.

Auf der Höhe selbst lag nur die B-Stelle unserer 3. Batterie, während wir uns am Hinterhang, etwas tiefer, eingerichtet hatten. Der Kommandeur bewohnte hier einen kleinen, in die Hangböschung gegrabenen, zumindest splittersicheren Unterstand, während Reuter und ich, wenige Meter daneben, einen ähnlichen Unterschlupf bezogen. Hier lebten wir sorgenlos in den Tag hinein oder besser gesagt, «wie der Herrgott in Frankreich». Denn die praktisch zu unseren Füßen liegende Stadt, deren Südteil jenseits der Aisne sich noch in der Hand des Gegners befand, war dessen ungeachtet zu einer Art Selbstbedienungsladen geworden, aus dem Zahlmeister und findige «Selbstverpfleger» sich holen konnten, was das Herz beehrte. Freilich war dies nicht ganz ungefährlich. Wer es nämlich zu frech trieb, riskierte bei einem solchen «Einkaufsbummel» mitunter auch einen Bauchschuss. Das war auch der Grund, weshalb die Abteilung diesem sorglosen Treiben Einhalt gebot. Immerhin fiel für unseren Bedarf noch genug ab und führte zu grotesken Gewohnheiten.

Ich hatte jede Nacht mit einem Schanzkommando auszurücken, um auf der Höhe gleich neben der B-Stelle der 3. Batterie für die Abteilung einen Beobachtungsstand auszubauen. Während meine Männer hauten und schaufelten, lag ich im Unterstand der 3. Batterie und unterhielt mich mit Oberleutnant Rothe. Als der Morgen dämmerte, holte ich meine Leute zusammen, und wanderte heim zum Frühstück. Das bestand für mich, höchst stilvoll, aus einer Flasche vorzüglichen Champagners und einer Tafel feinsten Schokolade. Natürlich schlief ich daraufhin in der warmen Frühlingssonne köstlich, bis es am Abend wieder zum «Schanzen» ging.

Das Ganze war eigentlich ziemlich langweilig, bis auf ein einziges, allerdings sehr eindrucksvolles Ereignis. Am Morgen eines jener strahlenden Sommertage Anfang Juni (es könnte der 4. gewesen sein), unsere Schanzarbeit hatte sich etwas verzögert, sodass wir noch auf der B-Stellen-Höhe waren, ertönte auf einmal ein seltsames Brummen in der Luft. Wir brauchten nicht lange nach der Ursache zu suchen: Da zogen in nicht sehr grosser Höhe Geschwader um Geschwader deutscher Bomber über unsere Stellungen hinweg nach Nordwesten. Unsere Landser witzelten: «Da hat wohl Hermann [= Göring] seinen Taubenschlag aufgemacht ...» Später hörte man, die Luftwaffe habe Vororte von Paris angegriffen. Ich weiss nicht, ob das auch stimmte. Jedenfalls habe ich einen solchen Bomberstrom nur noch ein einziges Mal erlebt, nämlich im Frühjahr 1945. Das waren dann aber Maschinen der U.S. Air Force, die in wesentlich grösserer Höhe in der Ferne vorbeizogen. Und das nicht in Richtung Paris, sondern nach Berlin.

Wir selbst hatten auf unserem Gefechtsstand bisher so gut wie nichts vom Krieg beziehungsweise seinen Gefahren erlebt. Bis auf jenen Nachmittag, an dem ich meinen Kommandeur zu einer Besprechung bei einem Gefechtsstand eines unserer Infanterie-Regimenter begleitete, die natürlich im Freien stattfand.

Es mag sein, dass wir uns auf unserem Weg allzu ungeniert bewegten oder dass sonst etwas die Franzosen ärgerte, jedenfalls kam auf einmal etwas angerauscht und schlug in einiger Entfernung ein. Der nächste und übernächste Einschlag eines ganz ordentlichen Kalibers lag schon bedeutend näher. Kein Zweifel, dass wir gemeint waren. Nun zogen wir uns in einen ganz in der Nähe befindlichen Betonbunker zurück, der noch aus dem Ersten Weltkrieg stammte, und warteten, was da kommen sollte. Der französische «Kollege» nahm die Sache offensichtlich ernst. Er «gabelte» uns ganz richtig ein, korrigierte auch die «Seite» und liess damit erkennen, dass er uns nach dem Leben trachtete. Als «fronterfahrene» Krieger musste uns freilich klar sein, dass er keine Chance hatte, denn dieser Bunker hätte auch einen Volltreffer ausgehalten. Aber irgendwie unangenehm war es doch und ich musste daran denken, wie es wohl gewesen sein muss, wenn man im Ersten Weltkrieg in so einem Betonklotz ein stundenlanges Trommelfeuer abzuwarten hatte. Es war das erste Mal, dass ich in ein so gezieltes Feuer geriet und war einigermassen erleichtert, als unser Gegenüber das Aussichtslose seiner Bemühungen einsah und das Feuer einstellte.

Doch abgesehen von dieser Episode vermochte nichts mein sorgloses Leutnantsleben zu beeinträchtigen. Auch nicht die Tatsache, dass am 9. Juni wieder angegriffen werden sollte. In den Tagen vorher hatte in unserem Rücken, von unserem Gefechtsstand deutlich sichtbar, ein gewaltiger Artillerieaufmarsch stattgefunden. Auch meine Schanzarbeiten waren so ziemlich beendet und so sahen wir, d.h. Reuter und ich, dem, was das kommen sollte, ziemlich gelassen entgegen. Wir beide hatten ja bisher wirklich keine Ahnung, was Grosskampf bedeutete. Ausser



den Panzern in Jandun hatte ich bisher keinen einzigen Franzosen zu Gesicht bekommen. War überhaupt mit einem stärkeren Widerstand zu rechnen, wenn wir, wie befohlen, über die Aisne angreifen würden? Wir hatten unsere Zielpunkte, der Feuerplan war festgelegt, die Befehle an die Batteriechefs hinausgegangen, was sollte da noch viel passieren? Merkwürdigerweise teilte der Kommandeur offenbar nicht ganz unsere jugendliche Gelassenheit, weil ihm eben unsere Unerfahrenheit verloren gegangen war, und so verwickelte er uns am Vorabend des Angriffs in längere Gespräche, während wir eigentlich schon schlafen gehen wollten.

Dafür war die Rollenverteilung am nächsten Morgen dann umgekehrt. Wir hatten schon lange vor Sonnenaufgang unsere B-Stelle bezogen und als dann um 4:45 Uhr planmässig die Artillerievorbereitung einsetzte, waren ich und meine Kameraden am Gefechtsstand einfach sprachlos. Das gesamte Aisne-Tal und sein Hinterland, soweit das Auge reichte, hatten sich in einen Hexenkessel verwandelt, in dem die ununterbrochenen Einschläge aller Kaliber in kürzester Zeit nicht mehr auseinanderzuhalten waren. Innerhalb von Minuten war das gesamte Gefechtsfeld in ein Meer von Qualm und Nebel getaucht, in dem es ununterbrochen aufblitzte. Wir standen, buchstäblich mit offenen Mündern, aufrecht in unseren Löchern und starrten auf dieses geradezu unfassbare Geschehen, bis uns der Kommandeur eher grob anfuhr, ob wir nichts anderes zu tun hätten, als in die Gegend zu starren. Ob nicht bereits Meldungen von den Batterien vorlägen? Das hier wäre keine Theatervorführung, sondern ein Gefecht. Da hatte er wohl recht.

Dennoch – irgendwie blieb dies alles für mich doch nur ein gewaltiges «Kriegstheater», vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil für mich keine Gegenwirkung des Feindes wahrnehmbar war. Natürlich gab es sie, stellenweise sogar erbittert. Ich habe dies in der Divisionsgeschichte auch genau beschrieben. Aber damals wurde mir dies nicht recht bewusst. Es lief alles anscheinend reibungslos ab und ich thronte auf den Kalkhöhen vor Rethel wie in einer Loge, das Schlachtfeld zu meinen Füßen, und im Grunde ahnungslos, was sich wirklich darauf abspielte.

Und nicht anders war es, als ich am Nachmittag des folgenden Tages auf den Höhen südlich von Perthes, ein paar Kilometer südlich von Rethel, stand. Ich war am Vormittag vom Kommandeur vorausgeschickt worden, um einerseits die Übergangsmöglichkeit für unsere Batterien zu klären und dann auch gleich am jenseitigen Aisne-Ufer Stellungsraum zu erkunden. Das alles war, wenn schon nicht friedensmässig, so doch manöverähnlich verlaufen. Am Nachmittag war dann der Abteilungs-Stab, zusammen mit dem Stab des Infanterie-Regiments 3, auf die genannten Höhen vorgegangen, von wo sich wiederum ein umfassender Überblick über das Gefechtsfeld ergab. Unmittelbar links von uns, aber durch einen Steilabfall getrennt und 40 bis 50 Meter tiefer, lag das Dorf Perthes. Es lag in einem flachen Talkessel, der nach Osten offen war. Von

meinem erhöhten Standpunkt aus konnte ich in den Gassen des Ortes, wie Spielzeuge, deutsche Panzer herumfahren sehen, die auch mit Leuchtmunition auf den Kirchturm und andere Ziele feuerten. War der Ort feindbesetzt? Es musste wohl so sein, aber eine Gegenwehr war für mich nicht zu erkennen. Nach Osten hin, auf einer ziemlich offenen Plaine, sah man in etwa einem Kilometer Entfernung punktweise einzelne schwarze Rauchfahnen aufsteigen. Angeblich abgeschossene französische Panzer. Da man mit weiteren Panzerangriffen rechnete, liess mein Kommandeur unsere 1. Batterie neben uns auf der Höhe in offener Feuerstellung auffahren. Zu Podehls grosser Enttäuschung, der natürlich auch mit seinen Geschützen erschien, wurde aber nichts daraus. Ich aber konnte mir nicht helfen, es war wie die Theateraufführung eines absurden Stückes: Wir mit unseren Geschützen auf dem höchsten Punkt in der ganzen Umgebung. Ein paar Hundert Meter neben uns «im Tal» die wild herumkurvenden Panzer, vor uns in weiter Entfernung ein paar brennende feindliche Panzer. Und das alles lief fast wie ein Stummfilm ab. Was wurde hier gespielt? – Viele Jahre später wurde mir beim Studium der Akten erst klar, dass ich da einen Ausschnitt aus dem Gegenangriff einer französischen Panzer-Division miterlebt hatte, der sich gegen die gesamte Front unserer Division gerichtet, an einzelnen Stellen eine echte Krise hervorgerufen und auch blutige Verluste verursacht hatte. So etwas kann vorkommen, wenn man sich in dem bekanntlich windstillen «Auge eines Taifuns» befindet.

Mit dem Gefecht bei Perthes war für uns der «Durchbruch an der Aisne» erledigt. In der Folge zogen wir ohne grösseren Feindwiderstand nach Süden, dem offenbar geschlagenen Gegner auf den Fersen. Ein Freund beim Divisions-Stab, dem ich in den nächsten Tagen zufällig begegnete, zeigte mir stolz einen kleinen roten Teufel aus Metall, den er einem Gefangenen abgenommen hatte. Es war das Regimentsabzeichen des französischen Infanterie-Regiments Nr. 152, das sich selbst die «roten Teufel» nannte und angeblich ein Elite-Regiment gewesen war. Dem Vernehmen nach hatten wir es vernichtet. Ich hätte zu gerne auch so ein Teufelchen besessen, aber bisher hatte ich bei diesem Durchbruch ja nicht einen einzigen Franzosen, tot oder lebendig, zu Gesicht bekommen. Erst Jahrzehnte später, als ich einmal im Elsass war und durch Colmar fuhr, kam ich an einer Kaserne vorbei, in der niemand anderer als das R.I. 152 garnisonierte, «Les diables rouges».

Zu den Eindrücken dieses «Feldzugs ohne Gegner» passt durchaus ein Erlebnis, das ich wenige Tage später hatte. Die Division näherte sich nach Überschreiten des Py-Abschnittes dem französischen Truppenübungsplatz Suipe. Es dürfte der 12. Juni gewesen sein. Wir hatten unser Tagesziel erreicht, die Batterien waren wie üblich für die Nacht über in Stellung gegangen, die Sperrfeuerräume verteilt und ich freute mich schon auf die Nachtruhe, als ich den Befehl erhielt, mich mit einem Funktrupp als Verbindungskommando zu dem etwa vier Kilometer entfernten

Gefechtsstand des Infanterie-Regiments 3 zu begeben. Ein lästiger, aber anscheinend nicht besonders schwieriger Auftrag, wenngleich es der Karte nach keinen gebahnten Weg dorthin gab. Die Strecke musste eben querfeldein, mit dem Marschkompass in der Hand, zurückgelegt werden, war aber voraussichtlich in gut einer Stunde zu schaffen. Der Marsch dauerte jedoch nicht eine, sondern viele Stunden und versetzte mich, ohne es recht zu wissen, in eine andere Welt. Wir hatten unser Dorf, ich glaube es war Sainte-Marie-à-Py, kaum verlassen, als sich das Gelände zunehmend zu verwandeln begann. Da waren auf einmal Löcher und Gräben und zwar so nahe nebeneinander, dass man, kaum aus einem heraus, schon wieder in das nächste stolperte. Es schien auch kein Mond, sodass man nur den Boden vor dem nächsten Schritte gerade noch ausnehmen konnte. Meine armen Funker taumelten mit ihren schweren Funkgeräten am Rücken mehr, als sie gehen konnten. Zwar war das Gelände offen und trug auch keine besonders hohe Bewachung, aber der Boden war merkwürdig glitschig und wenn man einmal strauchelte, so war man nachher weiss, wie Kreide. In was für eine Gegend waren wir da geraten? Nach Stunden tauchte dann aus der Dunkelheit ein hoher spitzer Turm auf, der wiederum an einer gut befahrbaren Strasse lag und in dem ich auch den Gefechtsstand des Infanterie-Regiments vorfand. Der Turm war, wie schnell zu erkennen, ein Denkmal für die Zeit des Ersten Weltkrieges, das neben anderen auf einem der damaligen Schlachtfelder errichtet worden war. Hier und in der weiteren Umgebung war 1915 die Front verlaufen und das Trichterfeld, das wir so mühsam durchquert hatten, war damals einer der Brennpunkte der ungemein blutigen Champagne-Schlacht gewesen. Die Franzosen hatten das Gelände seither unberührt gelassen, auch weiter ostwärts die zerstörten Dörfer nicht wieder aufgebaut, sondern vielmehr hier einen Truppenübungsplatz eingerichtet, dem man ein gewisses kriegerisches Ambiente nicht absprechen konnte. Ich kam mir wie der Reiter über den Bodensee vor. Gewiss, wir waren nicht über Eis, aber über den berüchtigten Kreideboden der Champagne gewandert und wer weiss, was darunter, nach 25 Jahren, noch immer verborgen, verschüttet und verwest lag?

Ein strahlender Morgen verscheuchte dann diese Nachtgedanken und wir setzten unseren Vormarsch fort, bei dem es in den nächsten Tagen zwar immer wieder kleinere Gefechte, eher Scharmützel, mit den sich offenbar immer mehr auflösenden Feindkräften gab. Am 16. Juni, also kaum zehn Tage nach dem Durchbruch bei Rethel und nach einem eher unbedeutenden Gefecht bei Givry, durchquerten wir die ziemlich zerstörte Ortschaft Revigny-sur-Ornain. Unmittelbar an der Vormarschstrasse stand ein Denkmal für André Maginot, der offenbar aus diesem Ort stammte. Sein Lebenswerk, die gewaltige «Maginot-Linie», eine mit grossem Aufwand errichtete Befestigungslinie, die Frankreich vor einem deutschen Einfall wie 1914 schützen sollte, war eben in diesen Tagen – wie das französische Heer auch – in Auflösung begriffen. Wir selbst standen hier in Revigny bereits weit in ihrem Rücken.

Aber immer noch hatte ich keinen Gegner zu Gesicht bekommen. Erst nach unserem letzten und sinnlosesten Gefecht, am 17. und 18. Juni bei Andelot, bei dem ich auch einen meiner Freunde, den Ordonnanzoffizier beim IR 3, verlor, sah ich sie nun endlich. Es waren vier französische Offiziere, die als Kriegsgefangene hart neben unserer Vormarschstrasse standen und auf ihren Abtransport warteten. So also sah der geschlagene Gegner aus! Ich muss gestehen: wesentlich besser als wir, die Sieger, die da schwitzend, staubbedeckt an ihnen vorbeidefiliierten. Die Herren standen da, als wären sie auf dem Rennplatz von Longchamp. Tadellose, massgeschneiderte Uniformen, jeder Knopf geschlossen, braune Lederhandschuhe, blank geputzte Stiefel. Einer trug seinen Uniformmantel elegant über den linken Unterarm. Natürlich waren sie glatt rasiert. Waren die jemals im Gefecht gewesen?

Wahrscheinlich noch weniger als ich. Ich konnte mich eines gewissen Gefühls der Verachtung nicht erwehren. Freilich wusste ich damals noch nicht, dass Sieg und Niederlage zum Soldatenberuf gehören und man gut daran tut, beides möglichst mit Gleichmut zu ertragen.

Die Franzosen schienen das zu können. Als ich etwa eine Woche später, wieder als Vorkommando meiner Abteilung, in Chalon-sur-Saône in Burgund einfuhr, sass dort die Bevölkerung in den Kaffeehausgärten und blickte, als wir vorbei fuhren, nicht einmal auf.

Etwas westlich von Chalon, in dem kleinen Ort Dracy-le-Fort, bezog der Abteilungs-Stab in einer verlassenen, aber voll eingerichteten Villa ein sehr angenehmes Quartier. Hier liess es sich leben. Zu meinen Hauptbliegenheiten gehörte es nun, immer wieder nach Chalon zu fahren und dort Einkäufe zu machen, um am Abend den Herren des Abteilungs-Stabes ein gepflegtes Abendessen vorsetzen zu können. Da mein Kommandeur auch Ortskommandant war, musste ich mit meinem Französisch mitunter auch in einem Lokal der Gemeinde amtieren. Das war aber denkbar harmlos. In der Nacht vom 24./25. Juni, ich lag mit Reuter in einem «Ehebett», erscholl aus dem Rundfunk das Trompetensignal «Das Ganze Halt!» Der Waffenstillstand mit Frankreich trat in Kraft, 48 Tage nachdem wir von Niedermending aufgebrochen waren.

Das konnte einem schon den Atem nehmen. Und überrascht war ich auch, als ich am 26. Juni für tapferes Verhalten vor dem Feind (?), das Eiserne Kreuz II. Klasse (EK II) erhielt. Die Begründung für diese Auszeichnung war nicht gerade umwerfend: Leutnant Allmayer-Beck hat am 15. 6. bei Someille eine Erkundung durchgeführt, bevor noch der Raum von den vordersten Teilen der eigenen Infanterie erreicht war, und hat für die Gefechtsführung wichtige Meldungen zurückgebracht. Im Klartext: Ich war bei Stellungserkundungen, ohne es zu wollen, über die

vordere Linie hinausgeraten und hatte dabei ein zweifaches Glück. Einmal, dass ein verrückter Franzose auf den im Gelände herumirrenden Deutschen schoss und dabei fehlte. Und zum andern, dass, als ich von meiner Erkundung am Abteilungs-Gefechtsstand Meldung machte, zufällig der Regimentskommandeur anwesend war, den die Schlichtheit meiner Meldung offenbar beeindruckte. Ich war mir damals der Grösse meines «Heldentums» nicht bewusst gewesen, jetzt aber, als mir der Kommandeur das Kreuz anheftete, kam ich mir wie ein Ritterkreuz-Träger vor. Und der gleichen Ansicht war wohl auch meine Familie.

Der Rest ist schnell notiert. Anfang Juli wurden die Division und damit auch wir in das Unter-Elsass verlegt. In ein paar kurzen Tagesmärschen legten wir die Strecke zurück. Mir ist von dieser Verlegung nur eine einzige Episode im Gedächtnis geblieben. Wie immer war ich als Vorkommando mit den Quartiermachern der Batterien voraus. Das Wetter war wie fast immer sommerlich warm und an einem dieser Marschtage – wir waren schon ziemlich nahe am Ziel – beschloss ich, nachdem ich meine Aufgabe erledigt hatte, die Abteilung am Beginn unseres Quartierbereiches zu erwarten. Ich stellte das Krad an der Strasse ab, machte ein paar Schritte in eine ungemähte, sommerliche Wiese hinein und liess mich auf den Boden fallen. Den Stahlhelm hatte ich abgenommen, lag auf dem Rücken und blickte in den blauen Himmel hinauf. Rechts und links wurde mein Gesichtsfeld durch hohe Gräser begrenzt. Ich befand mich plötzlich in einer anderen Welt. Der Krieg, der Marsch, das Quartiermachen, all der lästige Kram des militärischen Alltags war verschwunden. So musste wohl der Frieden ausschauen, vielleicht auch die Ewigkeit. Unbeschwerte Ruhe, losgelöst von allem, was sonst so wichtig erschien. Ich könnte immer so liegen bleiben. Aber die Ewigkeit dauerte leider nur höchstens 15 Minuten. Dann sah ich bereits den Anfang der Abteilung auf der Strasse daherkommen. Vorbei, Stahlhelm auf!

Die Ortschaft, die dem Abteilungs-Stab zugewiesen war, hiess Alt-Münsterol (Alt-Menschtral bzw. Montreux-Vieux). Es lag auf elsässischem Boden, knapp vor der alten Reichsgrenze von 1914, und war daher wohl sofort von den Deutschen auf seinen alten Namen umgetauft worden. Es waren eher mässige Quartiere und wir wussten eigentlich nicht, was wir hier sollten. Die blödesten Gerüchte liefen um: Wir würden jetzt die Schweiz angreifen! Das konnte sich ja nur ein Verrückter ausdenken. Da wäre es doch viel vernünftiger, wenn dieser Krieg zu einem tragbaren Ende gebracht würde. Immerhin glaubten wir, wir hätten jetzt auch die besseren Karten in der Hand als nach dem Polen-Feldzug. Tatsächlich wurde mein Kommandeur nach Paris kommandiert, um dort in einem Stab die Vorbereitungen zu einer Siegesparade zu treffen. Aber dazu kam es bekanntlich nicht. Mein Kommandeur kehrte unverrichteter Dinge wieder zurück und wir marschierten wieder ungefähr dorthin, von wo wir aufgebrochen waren, nur jetzt etwas

südlicher von Chalon-sur-Saône. Anfang August landeten wir in einem netten Dörfchen nördlich von Beaune, in Chorey-les-Beaune.

Eingebettet in Weinberge, abseits der grossen Strasse von Dijon nach Beaune, war es auch vom Krieg bisher verschont geblieben. Wie überall waren freilich auch hier die Bewohner, zumindest zum grössten Teil, geflohen. In einem kastellartigen Bau, vielleicht noch aus dem 16. Jahrhundert stammend, richteten wir im Obergeschoss, das nur aus einem einzigen Raum bestand, unsere Schreibstube ein. Es dürfte auch vor uns nicht bewohnt gewesen sein und dies aus gutem Grund. Denn sehr bald stellte sich heraus, dass der Fussboden den Belastungen nicht mehr lange gewachsen sein würde. Für die Offiziere des Abteilungs-Stabes hatte ich eine sehr nette kleine Villa ausgewählt, die von ihren Besitzern ebenfalls unter Zurücklassung des gesamten Mobiliars verlassen worden war. Der grosse Garten, der hinter ihr lag, war in dem heissen Sommer ein wenig verwildert, was den Kommandeur veranlasste, die Gartenwege sofort harken zu lassen. Ich selbst bewohnte im ersten Stock ein reizendes kleines Zimmer, dessen Balkon auf den Garten hinausging.

Für den Kommandeur hatte ich freilich ein separates Quartier erkunden müssen, denn er liebte es, in freien Stunden allein und ungestört zu sein. Dafür bot sich, etwa hundert Meter von unserem Stabsquartier entfernt, eine sehr schöne Villa an, ebenfalls mit einem grossen, aber gepflegten Garten. Die einzige Schwierigkeit war die – sie war bewohnt. Der Grund dafür wurde mir bald klar, als ich an das Gartentor klopfte. Es war ein alter, offenbar schon sehr gebrechlicher Herr, von zwei mittelalterlichen, aber sehr soigniert aussehenden Damen gepflegt, der wahrscheinlich den Strapazen einer Flucht nicht gewachsen gewesen war. Mein Wunsch nach einem Quartier stiess auf ziemliche Abwehr und wir, genauer gesagt ich, hatten damals noch nicht die Allüren der Sieger von 1945, die derartige Debatten kurzer Hand mit dem Befehl abzuschliessen pflegten, das Objekt wäre innerhalb von zwei Stunden zu räumen. Zum Glück entdeckte ich bei der Inspizierung des Hauses ein kleines, recht nettes Zimmer, das von der übrigen Wohnung völlig abgetrennt und durch eine separate Stiege an der Aussenfront des Hauses zu erreichen und vielleicht einmal die Unterkunft der Concierge gewesen war. Wir einigten uns darauf und damit war das Problem zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst. Wenig später, nachdem die Stabs-Batterie und der Abteilungs-Stab eingerückt und untergebracht waren und auch der Kommandeur mit seinem Zimmerchen sehr zufrieden zu sein schien, wurde ich von den beiden Damen zum Tee eingeladen. Das verlief sehr kultiviert und in einem schönen Salon bei sehr angeregter Konversation. Von wo ich meine Französisch-Kenntnisse herhätte? Ach ja, von der Gräfin Castillon in Cognac. Ja, die Familie würde man kennen, sei sogar um drei Ecken herum verwandt. Wie klein doch die Welt sei! Und von wo ich herkäme? Ah, aus dem schönen Wien. Und dann

unvermittelt die Frage: Und Sie, Herr Leutnant, Sie sind doch gewiss kein Nazi? O Gott, was sag ich jetzt? Sage ich die Wahrheit, gebe ich mich ihnen in Hand. Nein, das geht nicht. So sage ich leichthin: «Doch, doch, wir alle sind Nazis!» Die Damen sehen mich daraufhin etwas zweifelnd an und das Gespräch verebbt dann schnell.

Etwa zwanzig Jahre später kam ich während einer Burgund-Reise noch einmal durch das Dorf. Es hatte sich nichts, aber auch gar nichts geändert. Hier war die Zeit stehen geblieben. Ob die beiden Damen noch da wohnten? Ich hatte nicht den Mut, anzufragen.

Aber noch in einer anderen Weise holte mich, Jahrzehnte später, die Geschichte ein und zwar auf eher peinliche Art. In Chorey-les-Beaune war ausser dem Abteilungs-Stab und der Stabs-Batterie meiner Erinnerung nach nur noch die 1. Batterie einquartiert. Etwas nördlich davon, zirka zwei bis drei Kilometer entfernt, lag der Unterkunftsraum der 3. Batterie, mit deren Chef, Oberleutnant Günter Rothe, ich befreundet war. So kam es, dass er mich eines Tages zum Abendessen in sein allerdings recht feudales Quartier einlud. Ich bestieg also mein Pferd und ritt allein dorthin. Das Quartier des Batteriechefs war schnell erfragt. Er bewohnte ein kleines Schlösschen, viel komfortabler als der Abteilungs-Stab. Ich musste einige halbdunkle Räume durchschreiten und stiess dabei auf einen eleganten Herrn, der offenbar der Besitzer dieses Anwesens war. Nachdem er erkannt hatte, dass ich Französisch verstünde, überschüttete er mich mit Vorwürfen, dass anscheinend unsere Vorgänger ziemlich übel in dem Haus gehaust hätten. Er zeigte mir eine Reihe von Ahnenbildern (?), die durch Stiche oder Schnitte stark verletzt worden waren. Ich konnte ihm nur mein Bedauern ausdrücken und versichern, dass ich damit nichts zu tun hätte. Das war ja auch ein Vandalismus, den man deutschen Soldaten eigentlich nicht zutrauen sollte. Ich erzählte Rothe auch ziemlich empört davon.

Der empfing mich offenbar im grossen ehemaligen Speisesaal, in dem freilich nur auf einem kleinen Tisch nahe einer hohen Tür sehr schön gedeckt war. Wir speisten erwartungsgemäss vorzüglich und tranken natürlich nur Champagner. Dadurch ergab sich, zumindest bei mir, mit der Zeit eine etwas saloppe Stimmung und als wir wieder eine Flasche entkorken wollten, kam mir die blödsinnige Idee, mit dem explodierenden Korken auf einen Porzellanteller zu zielen, der als Supraporte über der Türe hing. Unglücklicherweise gelang dieses Bubenstück vorzüglich. Der Sektkorken traf voll den Teller, der darauf herunterstürzte und in tausend Scherben zersprang. Damit trat freilich eine gewisse Ernüchterung ein, aber zu spät. Wir tranken noch eine Weile, dann bestieg ich wieder mein Pferd und liess mich am langen Zügel von ihm in einem sehr angenehmen, nicht zu schnellen und nicht zu langsamen Trab nach Hause bringen. Am nächsten Morgen lag mir dieses totale Fehlverhalten einigermaßen im Magen und da blieb es auch. Als ich, Jahrzehnte nach dem Krieg, bei einem Kameradschaftstreffen alter 21er, Rothe wiedertraf (er war inzwischen in der Bundeswehr bis zum Brigadegeneral aufgestiegen und nun

*«Marschieren wir siegreich nach Frankreich hinein ...»*

in Pension) fragte er mich sofort, ob ich mich noch an jenen Abend erinnern würde. Ja, und wie! Und ich habe seitdem auch nicht aufgehört, mich dafür zu schämen.

Damals freilich hing der Himmel voller Geigen. An meinem 22. Geburtstag wurde ich durch laute Rufe geweckt und als ich im Pyjama auf meinen Balkon hinaus trat, um zu sehen, was da los wäre, standen da sämtliche Offiziere des Abteilungs-Stabes, der Kommandeur an der Spitze, mit einem Champagnerglas in der Hand und gratulierten. Und nicht nur das. Es gab auch wieder Heimaturlaub. «Ohm» Eichstädt, der Chef unserer Stabs-Batterie, war bereits nach Hause gefahren. Und kurz nach meinem Geburtstag, am 28. August, war dann ich dran. Ich erinnere mich nicht mehr, bis wohin die Bahn wieder funktionierte und wo ich daher den Urlauberzug besteigen konnte. Sicher bin ich aber über Mühlhausen (Mulhouse) und Strassburg gefahren. Vom Verschubbahnhof Strassburg aus sah ich in der Ferne das Münster aufragen, ein ähnlich starker Eindruck wie seinerzeit der Dom von Köln. Das gehörte doch irgendwie alles zusammen. Wozu dann diese unsinnigen Grenzen, die überall Europa durchzogen? Es war doch herrlich, wenn man so wie ich jetzt ohne Pass über alle Grenzen hinweg reisen konnte. Allerdings war mein Pass die Uniform. Aber vielleicht würde das eines Tages auch in Zivil möglich sein!



## Zwischen den Feldzügen

In Baden, bei den Eltern, fand ich alles fast unverändert vor. Gewiss, es gab jetzt Lebensmittelkarten, aber sonst hatte sich nicht viel geändert. Die Villa lag wie eh und je in ihrer köstlichen sommerlichen Ruhe da. Im Strandbad sassen noch immer die ehemaligen Offiziere der «alten Armee» des Ersten Weltkrieges und liessen sich nun von mir über die neuesten Kriegserfahrungen berichten. Wir hatten freilich kein Auto mehr; das war nach Kriegsbeginn eingezogen worden. Aber ich war ja in Frankreich genügend herumgefahren. Der Krieg lag fern. Nur am Abend hörten wir die Nachrichten von den Bombenangriffen auf England.

Einmal war auch meine Cousine Sita Medinger, verwitwete von Bohlen und Halbach, zu Besuch. Ihr Mann, Berthold Bohlen, war als Flieger kurz vor dem Frankreich-Feldzug mit seiner Maschine tödlich verunglückt. Sie erzählte von einem Essen, das von der Familie Krupp auf dem «Grünen Hügel» – d.h. in der Villa Hügel in Essen – für Hitler veranstaltet worden war und an dem auch sie teilgenommen hatte. Dabei wären die Detailkenntnisse, die Hitler bei diesem Anlass zeigte, doch sehr beeindruckend gewesen. Sicherlich wollte dieser seine Zuhörer bewusst beeindrucken, denn er erläuterte mit scheinbar genauen Zahlenangaben, wie er England durch die Bombenangriffe niederzuringen gedachte. Mir konnte das nur recht sein. Vielleicht gelang dies wirklich. Ob es angesichts dieser Pläne überhaupt noch einer Invasion Englands bedurfte? Auf uns, das heisst auf meine Division, schien man dabei ohnehin keinen Wert zu legen. Jedenfalls erschien gegen Ende meines Urlaubs, genau am 14. September, am Abend der Briefträger und überbrachte ein an mich gerichtetes Telegramm. Es stammte von meiner Abteilung und enthielt nur drei Worte: «Rückmeldung Mohrunen. Brechtel». Meine Mutter fiel mir weinend um den Hals, aber diesmal vor Seligkeit. Kein Zweifel: Das war der Friede. So glaubten wir wenigstens damals. Dementsprechend leicht war diesmal auch der Abschied.

Wieder ging es ohne Pass über alle Grenzen hinweg, durch das deutsch besetzte Böhmen und das ehemalige Polen, nach Mohrunen. Dort, kurz nach dem 15. September angelangt, fand ich meine Abteilung zwar nicht in der alten Garnison, da diese Kasernen noch von fremden Einheiten belegt waren, jedoch auf den Dörfern in der unmittelbaren Umgebung der Stadt. Der Abteilungs-Stab war auf Gut Schwenkendorf, hart südlich von Mohrunen, einquartiert. Der Besitzer,

ich glaube er hiess Rekitke, war ein wuchtiger Typ, etwa eine Kreuzung zwischen Bismarck und Hindenburg, so um die Siebzig herum, genau das, was ich mir unter einem Ost-Elbier vorstellte. Täglich ritt er auf seine Felder, um die Arbeiten zu beaufsichtigen, und das waren etwa 2.200 Morgen, auf denen fast ausschliesslich Kartoffeln standen. 3.000 Zentner hatte er bereits verkauft, 670 Morgen waren noch zu ernten. Dazu kamen noch 600 Schweine. Vor dem Krieg waren es sogar 800 gewesen. Ansonsten war hier vom Krieg genauso wenig zu merken wie seinerzeit im Danziger Werder. Und dementsprechend war auch die Gastfreundschaft die gleiche. Wir, die Offiziere des Abteilungs-Stabes, waren täglich zum Mittagessen eingeladen, bei dem an einer grossen Tafel der Hausherr präsiidierte. Ausser dem Ehepaar und uns Offizieren war da noch eine alte Tante, Schwester des Gutsherrn, sowie zwei ältliche Sekretärinnen – und die Köchin. Volksgemeinschaft auf Gutsherrnart, jedoch in keiner Weise störend.

Dergleichen war freilich auf den grossen Gütern, wie etwa in Reichertswalde der Grafen Dohna (heute Markowo in Polen) oder in Ponarien (heute Ponary), dem Schloss des Grafen von der Groeben, nicht der Fall. Dafür hatte ich dort, einige Wochen später, ein anderes, für Ostpreussen nicht minder charakteristisches Erlebnis. Ich war über das Wochenende zu Gast gewesen. Am Sonntag, nach dem Frühstück, an dem auch noch andere Gäste, wie die Schwiegermutter der Hausfrau, eine Gräfin Dohna-Finckenstein, zwei junge Mädchen, eine Gräfin Dohna-Waldburg und eine Gräfin Kanitz, ferner ein persischer Prinz namens Farman-Farma, ein russischer Fürst und sein Onkel, ein russischer Professor, teilnahmen, erschien um Punkt 10 Uhr unter der Führung des Kammerdieners das gesamte Dienstpersonal. Jedem der Anwesenden wurde ein Gebetbuch in die Hand gedrückt, die Gräfin von der Groeben setzte sich an ein Harmonium und dann wurde, ohne Rücksicht auf die jeweiligen Bekenntnisse, eine evangelische Morgenfeier abgehalten. Was war dies doch für ein biederes Land, dieses Ostpreussen!

Leider nahm der Krieg keine Rücksicht darauf, zumindest schien sein Ende doch nicht, wie erhofft, vor der Tür zu stehen. Immerhin brachten die nächsten Wochen für mich manch Erfreuliches. Oberleutnant Reuter, der bisherige Abteilungs-Adjutant und ein wirklich guter Freund von mir, wurde Chef der 6. Batterie und ich – wer hätte das vor anderthalb Jahren noch gedacht – wurde an seiner Stelle, am 21. September, Abteilungs-Adjutant. Stolz hängte ich mir die Adjutantenschnur an die Achsel und kam mir nun ganz gross vor. An meiner Stelle übernahm Leutnant Tharann den Posten des Ordonnanzoffiziers. Aber das war noch nicht alles. Denn kurz darauf, am 1. Oktober, wurde ich zum Oberleutnant befördert. Mit 22 Jahren – da sollte noch einer sagen, dass man als Österreicher bei Preussens nicht Karriere machen konnte!

Inzwischen waren die Mohrunger Kasernen für uns frei geworden, sodass wir unseren Einzug daselbst «zelebrieren» konnten. Er vollzog sich am 29. September 1940 wie eine Siegesparade in miniature: Nach einer Paradeaufstellung auf dem am Stadtrand gelegenen Sportplatz erfolgte ein Vorbeimarsch vor dem Divisionskommandeur und ein paar Parteibonzen. Ich weiss nicht, ob Letztere daran schuld waren, dass das Pferd meines Kommandeurs am Defilierungspunkt absolut nicht vorbei wollte. Schliesslich gelang es aber doch und wir hätten nun bloss nach rechts abbiegen müssen und wären nach 300 Metern in unserer Kaserne gewesen. Aber das durften wir nicht. Vielmehr mussten wir nun wieder in die Stadt zurück und dort kreuz und quer durch die zwar festlich beflaggten, aber sonst fast menschenleeren Strassen ziehen. Das lag freilich nicht nur daran, dass Mohrunger nicht besonders militärfreundlich war, sondern an der Unmöglichkeit, in einer Stadt mit knapp 3.000 Einwohnern entlang eines etwa einen Kilometer langen «Parcours» eine jubelnde «Menschenmauer» aufzubauen. Angeblich waren aber derartige Triumphzüge von höherer Stelle angeordnet.

Nachdem wir unseren Umzug absolviert hatten, kehrten wir schliesslich als «ruhmbedeckte Krieger» wieder dorthin zurück, von wo wir vor etwas über einem Jahr abgerückt waren. Ich bezog im ersten Stock des Stab-Blocks, gleich am Kaserneneingang, eine Offizierswohnung, die schon im Frieden für den Abteilungs-Adjutanten vorgesehen war. Sie umfasste Wohnzimmer, Schlafzimmer und Badezimmer und war vollständig möbliert, da hier noch die Einrichtung und vor allem auch die Bibliothek des letzten Friedens-Adjutanten, meines seit Herbst 1939 wegversetzten Freundes Heinz Liedtke, stand. Was für ein Unterschied zu dem bescheidenen Leutnantszimmer, das ich bis zum Auszug in den Polen-Feldzug bewohnt hatte, und schon gar zu den Unterkünften der übrigen Offiziere, die nicht von früher her in der Stadt eine Wohnung besessen hatten. Podelhl zum Beispiel musste mit unserem dicken Zahlmeister ein Mannschaftszimmer teilen, was ihn freilich nicht hinderte, seine «Geschlechtstage», wie er es nannte, pünktlich einzuhalten. Ich traute meinen Augen nicht, als ich eines Abends etwas später aus dem Offizierskasino in die Kaserne zurückkehrte und vor mir zwei Offiziere demselben Ziel zustreben sah. Sie gingen etwa 15 Schritte vor mir, aber ich erkannte in dem einen, an dem etwas vorgebeugten Gang, eindeutig Podelhl. Der andere Offizier, mit hochgeschlagenem Mantelkragen, war mir unbekannt. «Er» war von sehr schmaler Figur und hatte einen etwas trippelnden Gang. Schon von ferne winkte Podelhl dem Torposten, dass er auf eine Ehrenbezeugung verzichte. Das hätte auch noch gefehlt, dass der Posten vor diesen zwei präsentiert hätte! Aber so war Podelhl nun einmal. Dem Zahlmeister würde wieder eine recht unruhige Nacht bevorstehen, der Torposten mag vielleicht gelächelt haben und mein Kommandeur hatte zweifellos recht, wenn er während des Frankreich-Feldzugs einmal gemeint hatte: Bei Podelhl gibt es nur zwei Möglichkeiten, entweder das Ritterkreuz oder das Kriegsgericht. Es gab freilich noch eine dritte,

die wir aber noch nicht übersahen. Vorderhand hatte Podehl in Frankreich bereits das Eiserne Kreuz I. Klasse bekommen.

Dienstlich gab es freilich eine Menge zu tun. Denn während die Luftschlacht über England im Herbst 1940 anscheinend ergebnislos verebbte, hatten wir Anfang Oktober umfangreiche Personalabgaben durchzuführen – für Neuaufstellungen. Manch alter Bekannter aus der Friedenszeit verschwand auf Nimmerwiedersehen. Dafür erhielten wir Mannschaften von dem Ersatztruppenteil und Ende des Monats rückten auch Rekruten ein, die zunächst feierlich vereidigt und dann in einem wesentlich verkürzten Lehrgang ausgebildet werden mussten. Wie überhaupt nun, nach längerer Zeit, wiederum eine angespannte Ausbildungstätigkeit einsetzte, die – anders als in Friedenszeiten – auch durch den hereinbrechenden Winter keinerlei Beeinträchtigung erfuhr. Im Gegenteil, noch im Dezember wurde am Narien-See, in der Nähe von Mohrunen, mitten im Siedlungsgebiet ein «Belehrungsschiessen», also im scharfen Schuss, für die Rekruten durchgeführt. Aber das waren wir ja von der Eifel her gewohnt.

Fast ein wenig elegisch wurde man gestimmt, als der Regimentskommandeur für die Abteilungskommandeure und die Batteriechefs für den 25. Oktober eine «Geländebesprechung» auf unseren alten Gefechtsfeldern im damaligen Polen ansetzte. Mein Kommandeur hatte mich und zwei Batteriechefs dazu mitgenommen und so stand ich denn am Morgen dieses Tages noch einmal im Dorfe Niederzehren vor der Kirche, von deren Turm aus ich am 30. August 1939 nach Polen hinüber beobachtet hatte. Auch das ehemalige polnische Zollhaus stand unversehrt im freien Feld. Dann fuhren die Teilnehmer weiter nach Roggenhausen (Rogozno), wo im Schlossturm noch immer die Löcher sichtbar waren, aus denen seinerzeit die Polen herausgeschossen hatten. Das damals hart umkämpfte Neuberg lag nach wie vor in Trümmern. Und dann ging es weiter nach Nitzwalde, das meine Abteilung damals in Brand geschossen hatte. Die Wirkung muss verheerend gewesen sein. Im ganzen Ort stand nicht ein Haus mehr. Ausgestorben lagen nun die Trümmer vor uns. Auf dem Fussboden der zerstörten Kirche wuchs Gras, durch die leeren Fensterhöhlen schlängelte sich bereits der wilde Wein. Einige Bauern suchten in dieser Wildnis nach ein paar noch brauchbaren Ziegeln für den Neubau ihres eigenen Hauses. Sonst war alles öd und leer. Nur am ehemaligen Dorfeingang hing nun ein weiss gestrichenes Schild mit der Aufschrift: «Gemeinde Nitzwalde, Kreis Graudenz». Ordnung muss eben sein. Eine gespenstische Ordnung!

Und gespenstisch war auch ein wenig später ein Vortragsabend beim Regiments-Stab in Elbing (heute Elbing). Das gesamte Offizierskorps des Regiments war dazu befohlen und der Regimentskommandeur stellte uns als Vortragenden irgendeine Parteigrösse vor, die uns über die «deutsche Aufbauarbeit» im sogenannten «Reichsgau Wartheland», d.h. dem Ende 1939 annektierten polnischen (bis 1919 preussischen) Gebiet um Posen/Poznan, informieren sollte. Ganz

offenbar war die Initiative dazu nicht vom Regiment, sondern von der Partei ausgegangen. Der Inhalt des Vortrags war mässig interessant, bis auf den Schluss, der uns wie ein Hammerschlag traf. Denn mit sichtbarem Stolz verkündete dieser «Goldfasan» (wie wir die Bonzen der Partei wenig respektvoll nannten): «Ich garantiere Ihnen, meine Herren, in drei Monaten gibt es nicht einen Polen mehr in diesem Bereich!» Das durfte doch nicht wahr sein! Wir waren zwar vor etwas über Jahresfrist zum Schutz der Deutschen in Polen einmarschiert (so hatte man es uns jedenfalls gesagt), aber doch nicht zur Vertreibung der Polen. Es war, als ob die Temperatur im Vortragssaal auf einmal weit unter den Gefrierpunkt gesunken sei. Niemand meldete sich nach Ende des Vortrags zu Wort, vielmehr herrschte ein tatsächlich eisiges Schweigen. Der Kommandeur dankte mit sehr knappen Worten für die Ausführungen. Dann ging man auseinander. Und danach gab es keine derartige Veranstaltung mehr. Das war also der «Aufbau Ost».

Im Übrigen nahm das Jahr dienstlich wie ausserdienstlich einen eher turbulenten Verlauf. Vom 12. bis zum 14. Dezember wurde ich, eher überraschend, zu einem Lehrgang nach Königsberg kommandiert. Es handelte sich dabei um eine Einweisung in das Auswerten von Luftbildern, etwas, was mir späterhin tatsächlich sehr zustattenkommen sollte.

Aber das eigentlich Schöne an diesem Kommando war für mich das «Ambiente» rund um dasselbe. In Königsberg merkte man nämlich immer noch so gut wie nichts vom Krieg. Abends waren die Strassen hell erleuchtet, in den Restaurants drängten sich die Menschen, sodass man ohne Vorbestellung keinen Tisch bekam, zumal es hier sehr vieles noch «markenfrei» gab. Ich selbst war im «Parkhotel» für meine Begriffe geradezu «fürstlich» untergebracht und genoss das Leben wie schon seit Langem nicht: Kino, Theater, Oper. Dazu wollte es der Zufall, dass ich noch meinen ehemaligen Rekruten-Offizier vom leichten Artillerie-Regiment Nr. 1 des Bundesheeres, Oberleutnant Helmut Krauhs, traf, mit dem ich durch die Lokale der Stadt zog. Erfolg: totale Ebbe in meiner Brieftasche. Aber was spielte das schon für eine Rolle?

Von Königsberg heimgekehrt, gab es nur eine kurze Verschnaufpause. Am 17. Dezember war ich bei meinem alten Batteriechef, Hauptmann Schulz, der gerade auf Urlaub war, zum Abendessen eingeladen. So nett es dort auch war, so verabschiedete ich mich – für ostpreussische Verhältnisse – früh, nämlich um Mitternacht, da ich um 5 Uhr früh, zusammen mit Leutnant Tharann, mit dem ersten Zug nach Gumbinnen fuhr, zur Hochzeit meines Freundes Reuter, der endlich, nach langem Warten, die Heiratserlaubnis erhalten hatte.

Die kirchliche Trauung fand in einem kleinen, mich merkwürdig heimatlich anmutenden Kirchlein statt. Das «heimatlich» erklärte sich daraus, dass diese kleine Kirche vor etwa 200 Jahren von wegen ihrer Religion ausgewiesenen und hier angesiedelten Salzburger Protestanten erbaut worden war. Nach der Zeremonie setzte man sich um 5 Uhr nachmittags zum Hochzeitsmahl, bei dem ich unvermutet damit betraut wurde, die «Damenrede» zu halten. Die erste Rede, die ich überhaupt in meinem Leben hielt, und dafür fiel sie anscheinend relativ gut aus. Daraufhin wurde getanzt bis am nächsten Tag um 12 Uhr! Dann schnell ins Hotel, dort umgezogen und mit der Bahn nach Mohrungen, wo ich um 20 Uhr eintraf, rechtzeitig genug, um an einem bereits im Kasino im Gang befindlichen Herrenabend teilzunehmen, der wiederum bis um halb 8 Uhr in der Früh dauerte. Dann schnell in meine Wohnung, um mich umzuziehen, denn um 8 Uhr hatte ich zum Dienst zu erscheinen. Der endete freilich bereits um 12 Uhr, denn dann war ich wiederum ins Kasino zu einem kleinen Frühschoppen befohlen: Ende 3 Uhr nachmittags. Schnell vier Stunden Schlaf eingeschoben und am Abend fand die Weihnachtsfeier meines Stabes statt, bei der mein Erscheinen Pflicht war. Gott sei Dank dauerte sie nur bis Mitternacht. Aber am nächsten Abend war die Weihnachtsfeier bei einer Batterie, zu der ich freundlicherweise eingeladen worden war. Also wieder «ins Gefecht». Und zu allem Überfluss hatte ich selbst ja schon vor einiger Zeit um Weihnachtsurlaub nach Wien angesucht.

Daraus wurde nun freilich nichts, denn an dem Tag, an dem ich aus Königsberg zurückgekehrt war, erhielt ich ein Telegramm meines Vaters, dass meine Schwester Mares an Scharlach erkrankt sei und damit die ganze Familie unter Kontumaz stünde. Das war freilich bitter, dienstlich aber vorteilhaft. Denn für Anfang Jänner war ein etwa einwöchiger Aufenthalt der Abteilung auf dem Truppenübungsplatz Stablack mit Batterie- und Abteilungsschulschiessen angesagt. Mein Kommandeur war daher von meinen Urlaubsplänen nicht sonderlich begeistert gewesen, gab es doch eine Menge Arbeit, um dieses Schiessen vorzubereiten. Er war daher sehr dankbar, als ich ihm – ohne Angabe der wahren Gründe – erklärte, auf meinen Urlaub verzichten zu wollen. Ich hatte damit bei ihm einen grossen Stein im Brett und zum Dank lud er mich und den Ordonnanzoffizier, Leutnant Tharann, am Heiligen Abend zu sich nach Hause ein, damit wir an diesem Abend nicht allein in der Kaserne herumsitzen mussten. Das war nun wirklich sehr nett von ihm und half uns beiden, den Abend so einigermaßen über die Runden zu bringen. Am Christtag selbst sass ich dann freilich allein zu Hause. Aber ich hatte ja noch einen Trumpf im Ärmel. Am letzten Tag meines Kommandos in Königsberg hatte ich in der Halle meines Hotels die Dohnas aus Reichertswalde getroffen und diese hatten mich für den Silvesterabend zu sich geladen. So schien das Jahr 1940 doch noch ein gutes Ende für mich zu nehmen.

Aber so schön sollte es auch wieder nicht werden, denn am 30. Dezember zu Mittag traf überraschend der Befehl ein, dass unsere Verlegung nach Stablack nicht wie vorgesehen im Eisenbahntransport, sondern im Fussmarsch zu erfolgen habe, und zwar am Morgen des 1. Jänner. Wohl zur «Ertüchtigung der Truppe» – so eine Schnapsidee!

Da blieb nun nichts anderes übrig, als in Reichertswalde abzusagen. Aber dafür im Kasino zu feiern hatte ich nun auch keine besondere Lust mehr. Auf was sollte man denn anstossen? Nun, immerhin auf jeden Fall auf das Jetzt, das Heute und – falls man in der alkoholgeschwängerten Atmosphäre noch eine halbe Minute zum Nachdenken fand – auch darauf, dass bisher für mich alles noch einigermaßen glimpflich abgelaufen war. Und auf die Zukunft? Gut, dass wir sie nicht kannten.

Hauptmann von Bothmer, der auch wieder in Mohrunen war, hatte bereits seine zwei Brüder verloren. Der eine war in Frankreich am Rhein-Marne-Kanal im Regiment von Ferry Bellegarde gefallen. Der zweite war jetzt als Flieger abgestürzt. Nun sollte er, als letzter Bothmer, aus der Front gezogen werden und war darüber verzweifelt. Er hat auch alles getan, um doch wieder ein Frontkommando zu bekommen, und ist schliesslich als Oberstleutnant dann auch noch gefallen.

Und wir junge Offiziere, die da noch vor ein paar Tagen so vergnügt bei der Hochzeit von Reuter getanzt hatten – ausser mir waren dies der Oberleutnant Buhr, der Regiments-Adjutant Oberleutnant Müller-Grothe, der nunmehrige Chef der 3. Batterie, und Leutnant Tharann –, hätten das gewiss nicht getan, wenn wir geahnt hätten, dass die so reizende Braut bereits sechseinhalb Monate später wieder Witwe sein würde und dass keiner der genannten Offiziere, ausser mir, das Kriegsende erleben sollte. Doch – Gottlob – war das alles für mich nicht überschaubar. Klar war nur, dass wir um 8 Uhr abzurücken hatten. Ich blieb daher nicht lange im Kasino. Noch im Einschlafen hörte ich die Kirchenglocken, die über der tief verschneiten Landschaft das neue Jahr – 1941 – einläuteten.

Pünktlich auf die Minute traten wir am Neujahrsmorgen bei hohem Schnee und minus 24 Grad an. Ein böses Omen, das aber keiner richtig deutete. Pödehl hatte natürlich die ganze Nacht hindurch gefeiert, war direkt vom Kasino in den Stall gegangen, um das Anschnurren seiner Batterie zu überwachen. Während wir nun durch den grauen Morgen, dick verummt wegen der Kälte, zu Fuss dahintrotteten, sass er als Einziger steif auf seinem Pferd. Er verschmähte es sogar, Ohrenschützer anzulegen. Leute, die ihn kannten, behaupteten, er trüge nicht einmal Unterhosen. Er sah nicht rechts, er sah nicht links, sondern ritt schweigend vor seiner Batterie. Nur gelegentlich fragte er seinen Burschen, der hart hinter ihm ritt: «Maziewsky, sind meine Ohren schon weiss?» – «Nein, Herr Oberleutnant.» – «‘s gut», dann wieder Schweigen. Bald waren

Ross, Mann und Wagen mit weissem Reif bedeckt. Von den tief verschneiten Bäumen fielen lautlos Flocken. Kriegführen im Winter bei minus 20 Grad ist eben nicht schön, auch wenn man nur zu den Schiessübungen marschiert. Aber es hätte lehrreich sein können. Während des zweitägigen Marsches meldeten sich immerhin 40 Mann mit leichten Erfrierungen.

In Stablack bezogen wir das Lager Süd. Anders als das sehr schöne Lager Nord war dies ein eher primitives Barackenlager, in dem sich nun für die nächsten zehn Tage unser Leben abspielte, soweit der Dienst nicht im Freien stattfand und dies bei einer Schnee-^decke von rund einem halben Meter und bei Temperaturen, die sich in den ersten Tage bedenklich der 30-Grad-Grenze näherten. Alle Strassen waren verweht, Autos blieben rettungslos stecken und dazu heulte ein Ostwind, der durch Mark und Bein ging. In den letzten Tagen der Übungen stieg das Thermometer immerhin auf minus 17 Grad. Wir froren elendiglich, da wir ja nur recht primitive Ohrenschützer hatten. Und in unseren Baracken, deren Zwischenwände aus nicht brennbarem Karton bestanden, wurde es uns auch nicht wärmer, wenn am Abend der Abteilungs-Veterinär, im Scheine der Karbid-Lampe, Aktaufnahmen seiner Verlobten oder Freundin herumreichte, die er beim sommerlichen Baden aufgenommen hatte. Nein, dieser ganze Zauber schien uns nicht nötig. Wer führt denn schon bei so einem Winterwetter Krieg? Da hätte man doch ruhig auf das Frühjahr warten können.

Im Übrigen schnitten wir bei dem Schiessen nicht schlecht ab. Es gab ein mehrmaliges Lob von Seiten des Regimentskommandeurs und sehr anerkennende Worte meines Abteilungskommandeurs für meine Tätigkeit.

Auf der Heimfahrt nach Abschluss der Übungen machte mein Kommandeur mit mir noch einen Abstecher nach Gut Arnsberg, nördlich von Kreuzburg (heute Slawskoje im Oblast Kaliningrad) an der Strasse nach Königsberg, das dem Oberleutnant der Reserve Eichstädt, dem Chef unserer Stabs-Batterie, gehörte. Die sehr lebenswürdige Hausfrau Hildegard Eichstädt schenkte mir zur Erinnerung einen kleinen schmiedeeisernen Kerzenständer, der mich in den folgenden Jahren ständig begleiten sollte und mir gute Dienste leistete. Ich besitze ihn heute noch.

Mitte Jänner 1941 waren wir dann wieder in unserer alten Garnison und der Dienstbetrieb und damit die Adjutantengeschäfte liefen wieder in ihren alten Bahnen, allerdings unter ganz aussergewöhnlichen winterlichen Bedingungen, nämlich bei hohem Schnee und strengen Kältegraden: minus 34 bis 37 Grad am Morgen und tagsüber noch immer unter 20 Grad. Nun, in der Garnison liess sich das aushalten. Der Krieg schien auf uns vergessen zu haben und so sass man nach Dienstende am liebsten im Kasino, spielte Bridge, rauchte dicke Zigarren und trank vorzüglichen französischen Rotwein, den unser Zahlmeister vor dem Abtransport aus Frankreich dort noch sehr



preiswert eingekauft hatte. Auch ich hatte mir aus diesem Sammeltransport zwei Kisten mit etwa 60 Flaschen der köstlichsten Sorten zu recht erschwinglichen Preisen gekauft. Sie sollten der Grundstock meines Weinkellers in einer kommenden Friedensgarnison sein. Vorderhand übergab ich sie in die Obhut der Frau des Wachtmeisters Schwärmer, die mir dafür verlässlich erschien. Ich habe nie auch nur eine Flasche davon getrunken. Aber das gehört zu einer späteren Zeit. Zu diesen abendlichen Runden zählte neben dem Ordonnanzoffizier Leutnant Tharann, auch der Oberleutnant Siegfried Schaper vom I. Bataillon des Infanterie-Regiments 3, das ja auch wieder in Mohrunen lag. Er war der Rangälteste in unserer Runde und liess dies gelegentlich ganz leise durchfühlen. Bei aller Kameradschaft doch ein wenig distanziert, achtete er auch streng darauf, dass jüngere Herren und gar Offiziersanwärter, die gelegentlich auch in das Kasino durften, sich genau an die Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs hielten. Wer hätte voraussehen können, dass dieser so angenehme, aber eher stille Gesellschafter in späteren Jahren, bis zum Major und Regimentsführer aufgestiegen, seine Truppe mit geradezu berserkerhaftem Draufgängertum führen würde. Offenbar hielt er sich für kugelfest. Das war er nun leider nicht. Im Herbst 1944 ist er in der Abwehrschlacht bei Walk (heute Valga bzw. Valka, an der Staatsgrenze zwischen Estland und Lettland) gefallen und erhielt posthum das Ritterkreuz verliehen.

Freilich: So ganz hatte man auf uns offenbar doch nicht vergessen. Es dürfte Anfang Februar gewesen sein, als mit der Dienstpost ein grosses Paket mit vielen kleinen, hellgrauen Heftchen eintraf. Und diese Hefte enthielten nichts anderes als das cyrillische Alphabet, daneben auch die russischen Kartenzeichen. Ferner lag dem eine Weisung des Regiments bei: «zu verteilen bis zu den Batterien» und der Befehl, dass sämtliche Offiziere bis zu einem gewissen Termin das cyrillische Alphabet beherrschen müssten.

Nun, so sehr ernst nahm man das wieder nicht, zumal von «oben» keinerlei Kontrolle über die Befolgung dieser Weisung erfolgte. Was sollte das auch? Aber ganz klug wurde man auch wieder nicht, selbst wenn es einleuchtete, dass wir als ostpreussische Division, die der russischen Grenze am nächsten lag und möglicherweise einmal Grenzschutz zu spielen hatte, uns mit derlei befassen mussten. Und das mit dem Grenzschutz schien keineswegs so aus der Luft geholt, denn es lief das Gerücht um, dass wir «Ostpreussen» irgendwann unsere Standorte verlassen würden, um an der Reichsgrenze, abschnittsweise, zur Grenzsicherung eingesetzt zu werden.

Aber dann wurde die Sache immer merkwürdiger. Eines Abends, es dürfte Anfang März gewesen sein und ich ging gerade ins Kasino, wurde am Mohruner Bahnhof eine schwere Artillerie-Abteilung ausgeladen. Sie kam aus dem Reich. Ein paar Tage später kam wieder eine an. Am 5. März rief mich Adalbert Dohna aus Reichertswalde an, er habe Einquartierung bekommen und dabei sei einer meiner Jahrgangskameraden aus Wiener Neustadt, der mich gerne sehen

würde. Ich fuhr also noch am Abend hinaus und fand dort tatsächlich meinen Freund Zeman, jetzt Chef einer Sturmgeschütz-Batterie, der gerade auch hier ausgeladen worden war. Und dann kam eines Tages die neue Decknamenliste der Division heraus. Gott im Himmel, was war da alles der Division auf einmal versorgungsmässig unterstellt: ein komplettes schweres Artillerie-Regiment, eine Sturmgeschütz-Abteilung, Pionier-Formationen. Von wo kam denn das her? Aber dann kamen in schneller Folge ständig neue Ergänzungen der Decknamenliste. Da hiess es: «Unter laufende Nummer ... setze schwere Feldhaubitze-Abteilung; ... unter Nr. ... setze Festungspionier-Stab ..., unter ... setze Vermessungs-Trupp z. B. V. ... usw. Und während die Zahl der Truppentransporte ständig wuchs, wurde etwa ab Mitte März der zivile Eisenbahnverkehr fast völlig gedrosselt. Das musste nun der Dümme einsehen, das war kein Grenzschutz, sondern ein Aufmarsch grössten Stils. Aber gegen wen? Gegen Russland? Wer diese Meinung vertrat, kam damit schön an. Auf dem Dienstweg war den Offizieren verboten worden, überhaupt nur die Möglichkeit einer militärischen Auseinandersetzung mit Russland zu diskutieren. Gerüchte, wonach die Russen ihren wirtschaftlichen Vertragsverpflichtungen nicht nachkämen, wurden energisch dementiert. Nein, die Russen erfüllten ihre Pflichten auf das Pünktlichste. Was war also los? Einige wussten natürlich schon die Lösung: Wir erhalten von den Russen freies Durchmarschrecht nach dem Kaukasus und greifen dann die Engländer von hinten an. Von Ostpreussen aus war das aber kaum denkbar. Und was sollte dann die immer stärker anlaufende «Ost-Ausbildung»? Schiessen ohne Karte, Waldkampf, Nachtgefecht, das waren auf einmal die Hauptausbildungspunkte. Ab 22. Februar war die Abteilung noch einmal für eine Woche in Stablack-Süd, zu Gefechtsschiessen, als Abschluss der Ausbildung. Dem wohnte teilweise auch der Armee-Oberbefehlshaber persönlich bei. Man nahm das alles offensichtlich sehr ernst. Und es gab für die Abteilung auch grosses Lob.

Und dann, eher plötzlich, war es so weit: Am 19. März 1941 räumten wir endgültig unsere Kaserne für ein nachfolgendes Infanterie-Regiment und Sturmartillerie und marschierten nach Nordosten. Ich, wie so oft schon, als Führer des Vorkommandos voraus. Zum Unterschied zu der bisherigen Unterkunft in Mohrunen war der neue Quartierraum recht eng. Der Abteilungsstab kam nach Landsberg (heute Górowo Ilaweckie in Polen, nahe der Grenze zu Kaliningrad), die Batterien in die benachbarten Dörfer. Es ging auf Ostern zu, aber das spielte jetzt offensichtlich keine Rolle. Vielmehr lief der Ausbildungsbetrieb sogleich wieder voll an. Oberstleutnant Gotthard Fischer, der Regimentskommandeur, war wie der Teufel dahinter her. Eine Übung jagte die andere. Scharfschiessen lösten Nachtübungen und Orientierungsübungen ab. Und wieder Waldkampf, Gefecht ohne Karte, abseits gebahnter Wege.

Gerade dass uns noch gegönnt wurde, den Ostersonntag in Ruhe zu feiern. Bereits am folgenden Tag, dem 14. April, ging es wieder ein Stück weiter nach Osten, nach Preussisch-Eylau (heute Bagrationowsk im Oblast Kaliningrad), in die dortige Artillerie-Kaserne, die im Frieden als Unterkunft unserer III. Abteilung gedient hatte. Wieder bezog ich eine Adjutanten-Wohnung, nur diesmal leider zusammen mit dem Kommandeur, jeder von uns hatte ein Zimmer. Er natürlich das grössere.

Auch hier lag, wie in Mohrungen, neben der Artillerie-Kaserne auch eine Infanterie-Kaserne für das II. Bataillon des Infanterie-Regiments 24. Hinter der Infanterie-Kaserne stand auf einer Anhöhe, neben einem kleinen See, die sogenannte «Napoleon-Eiche», von der aus Napoleon seinerzeit die Schlacht bei Preussisch-Eylau (7./8. Februar 1807) geleitet haben soll. Aber das war vorderhand von geringerem Interesse, denn gleich nach dem 1. Mai, der entsprechend gefeiert worden war, begannen auf dem nahen Truppenübungsplatz Stablack noch einmal grössere, mehrtägige Übungen im Divisionsverband.

Dann wurde es jedoch merklich ruhiger, bis ich eines schönen Tages, so gegen Ende Mai, noch einmal nach Mohrungen zurückgeschickt wurde, um dort in unserer früheren Kaserne ein Paket Karten abzuholen. So einen ähnlichen Auftrag hatte ich bereits vor weit über einem Jahr gehabt, als ich, damals von Niedermending aus, mit Oberleutnant Reuter, dem damaligen Abteilungs-Adjutanten, nach Köln fuhr, um ebenfalls Karten in Empfang zu nehmen. Was es diesmal für Karten waren, blieb mir unbekannt, da sie in einem verschlossenen Paket übergeben wurden.

In unserer Kaserne in Mohrungen war inzwischen der Stab eines motorisierten Korps eingezogen. Da dort daher kein Platz war, ich aber nicht am selben Tage wieder zurückfahren konnte, wurde mir ein Quartier im «Reichshof», in Friedenszeit das Mohrunger «Nobelhotel», angewiesen. Am Nachmittag sassen dort auch Offiziere des Korps-Stabes und unter ihnen erkannte ich den Hauptmann von Seckendorff, der seinerzeit in Wiener Neustadt zu unseren Ausbildungsoffizieren gezählt hatte. Grosse Wiedersehensfreude, dann die Frage an mich, wo ich nun eingeteilt sei. Bei der 21. Division. «Ah ja, da habt ihr ja eine schöne Aufgabe vor euch», meinte Seckendorff. Ich hatte leider keine Ahnung, was er damit meinte, tat jedoch sehr orientiert und sagte nur: «Jawohl». Im Radio, das im Speisesaal des Hotels eingeschaltet war, kam gerade die Sondermeldung über die Einnahme von Kreta durch. So wurde «unsere Aufgabe» nicht weiter besprochen, jedoch ausgemacht, dass ich am nächsten Tag mit einem Auto des Korps-Stabes mitfahren könnte. Denn auch der Korps-Stab würde weiter nach Osten verlegt; man würde mich in Preussisch-Eylau absetzen. Ich war es zufrieden, auf so angenehme Weise meine Aufgabe beenden zu können.

Genau vor dem Tor der Preussisch-Eylauer Kaserne wurde ich abgesetzt und damit war mein Ausflug in die «Sphäre der Höheren Führung» beendet. Bei der Rückmeldung meinen Kommandeur nach unserer «Aufgabe» zu fragen, wagte ich natürlich nicht. Man soll seine Nase nicht in Dinge stecken, die einen nichts angehen. Das wurde mir auch bald darauf erneut klar, als mein Kommandeur vom Regiment einen versiegelten Umschlag erhielt: «An Kdr. I./AR 21 persönlich.» Tags darauf fuhr er mit dem Führer des Artillerie-Vermessungs-Trupps (AVT) im Pkw weg. Wohin? Nach Osten. Abends kam er sichtlich müde und etwas abgespannt zurück und schrieb eigenhändig eine Meldung an das Regiment, die am nächsten Tag in einem von ihm versiegelten Umschlag abging.

Was ging hier vor? Ich ahnte es nicht, oder doch? Jedenfalls gab es Dinge, die ein Adjutant nicht wissen musste. Genau genommen war es mir im Augenblick auch egal, denn unmittelbar darauf erhielt ich Urlaub nach Wien. Es sollte wohl eine Belohnung dafür sein, dass ich zu Weihnachten, vor den Winterschiessübungen, freiwillig auf meinen Urlaub verzichtet hatte.

Nun lagen bald auch die rätselhafte «Aufgabe» und die geheimnisvoll versiegelten Meldungen weit hinter mir und es kamen ab 29. Mai 14 herrliche Tage in Wien, wo man, abgesehen von den Rationierungen, nicht allzu viel vom Krieg spürte. An einem der letzten Urlaubstage ging ich mit meinem Bruder Max ins Akademietheater. Man gab Gogols «Petersburger Hochzeit». Als wir durch die spärlich, aber immerhin beleuchteten Strassen heimgingen, sagte Max, kurz bevor wir unser Haus am Parkring betraten: «Was immer jetzt kommt, sei tapfer – aber nicht besonders!» – «Ja, ich verspreche es dir. «

Am 13. Juni 1941 traf ich wieder in Preussisch-Eylau ein. Aber die Kaserne war leer. Die Abteilung sei vor wenigen Tagen abgerückt, wurde mir gesagt, und beim Nachkommando fand ich die Weisung vor, ihr nach Insterburg (heute Tschernjachowsk, in der russischen Enklave Kaliningrad) nachzureisen. Von dort wurde ich auch pünktlich abgeholt und meldete mich in einem Rastraum zwischen Insterburg und Tilsit (heute Sowjetsk), wo eben eine Marschpause eingelegt wurde. Meiner ersten Orientierung zufolge war die Abteilung jetzt schon rund eine Woche unterwegs, in ein bis zwei Tagen würde man in Tilsit auf der Luise-Brücke die Memel überschreiten und dann an der Grenze zur Sicherung und zum Ausbau des Ostwalles eingesetzt werden – so hiess es. Die Memel-Brücke musste, gemäss den eingehenden Befehlen, im Trab überschritten werden, was zwar gegen alle Vorschrift war, aber offenbar wurde dieser Übergang auch noch von anderen Truppen benützt. Jenseits des Flusses, etwas abgesetzt von der Grenze, ging die Abteilung dann in Stellung und zwar genau an jenen Punkten, die vor einem Monat mein Kommandeur ausgewählt und vom AVT hatte vermessen lassen, damals, als er so geheimnisvoll von Preussisch-Eylau wegfuhr. Die Pflöcke für die Grundgeschütze steckten seitdem

noch immer in den Wiesen. Der Abteilungs-Stab bezog in Schleppen, einer ziemlich auseinandergezogenen Siedlung, Quartier (heute liegt Šlepai in Litauen). Nördlich derselben erstreckte sich ein ausgedehnter Wald, an dessen Nordrand, etwa eineinhalb Kilometer von der Grenze abgesetzt, unsere Beobachter auf Hochständen sassen. Das Merkwürdigste aber war, dass sich mitten in dem Wald ein Lager von Arbeitsmädchen (d.h. jungen Frauen im Reichsarbeitsdienst) befand, die zu evakuieren offenbar niemand beabsichtigte.

«Fritzchen» Brohm, Kommandeur der II. Abteilung, der seinen Gefechtsstand am nördlichen Waldrand eingerichtet hatte, versuchte auf den ideal tiefen Waldwegen seinem Pferd spanische Schule beizubringen. Das schien ihm offenbar momentan das Dringlichste. Wir beim Stab der I. Abteilung sassen lieber in dem kleinen Garten neben unserem Quartier und spielten unseren «Doppelkopf<sup>4</sup>. Dazwischen hinein erklärte unser Abteilungs-Arzt eines Tages, dass nun jedermann geimpft werden müsse und zwar so ziemlich gegen alles, was einen «im Osten» erwarten könnte. Ich konnte mich nicht erinnern, dass wir vor dem Polen- oder Frankreich-Feldzug geimpft worden wären. Aber vor allem: Warum bloss? Dabei waren inzwischen alle Vorbereitungen für ein Antreten zum Angriff über die Grenze hinweg bereits getroffen. Am 20. Juni war schon der Regimentsbefehl dafür bei uns eingelangt. Wir haben noch in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni den «Befehl für die Vorbereitung und Durchführung des Angriffs» für die Batterien ausgearbeitet und an diese hinausgegeben. Es war also alles festgelegt. Es fehlte nur noch das Datum des Angriffstages und die X-Zeit. Und dann eigentlich das Wesentlichste: der Kriegsgrund!

In Polen waren es die Verfolgungen der Deutschen gewesen, die als Kriegsgrund genannt wurden, mit Frankreich lagen wir im Krieg (den ja Frankreich und Grossbritannien erklärt hatten), Jugoslawien hatte sich eines Vertragsbruches schuldig gemacht. Aber mit Russland lebten wir doch angeblich bis zur Stunde im tiefsten Frieden. Was wird also der Grund für den Einmarsch sein? Diese Frage tauchte immer wieder auf und bei den Radionachrichten hingen wir an den Apparaten, weil wir immer wieder meinten, jetzt müsste doch das Ereignis bekannt gegeben werden, das den Kriegszustand auslösen würde.

Doch nichts von alledem! Ruhe! Allerdings: Ruhe vor dem Sturm. Das fühlten wir doch ganz deutlich. Am 21. Juni, zu Mittag, versammelten sich die drei Batteriechefs – Podehl (1.), Rothe (2.) und Zonewitz (3.) – auf dem Abteilungs-Gefechtsstand. Noch einmal wurde der ganze Angriffsverlauf, das Beziehen der Bereitstellung und jede Einzelheit durchgesprochen.

Mitten in diese Besprechung hinein platzte unangesagt der Divisionskommandeur. Er besuchte seine Truppen offenbar noch einmal, bevor es losging, aber auch er sagte nichts oder wollte nichts sagen. «Viel Glück, meine Herren!» Das war alles, als er sich verabschiedete.

Noch einmal wurde die Besprechung unterbrochen, und zwar durch einen Telefonanruf: «Die Herren Kommandeure zum Artillerie-Gruppen-Gefechtsstand, Kommandeursbesprechung!» Die Artillerie-Gruppe befehligte der Oberstleutnant von Ondarza, dem wir schon in Frankreich unterstellt gewesen waren. Ob da etwas Neues zu erfahren sein wird? Um 18 Uhr kommt der Kommandeur zurück. Das Auto lässt er gleich vor dem Hoftor stehen. Wie ich sein Gesicht sehe, weiss ich: Er hat den Angriffsbefehl!

Die Chefs hatten auf ihn gewartet und wir gehen alle noch einmal ins Haus. Er winkt mir, die Zimmertür zu schliessen, und sagt dann: «Also, meine Herren, 1. B-Tag ist der 22. 6., X-Zeit: 3:05 Uhr!» Nun werden die bisher versiegelt mitgeführten Kuverts geöffnet und ihr Inhalt bekannt gegeben. Es sind dies geheime Anordnungen über die Arbeit von SS-Sonderkommandos, über weissrussische Partisanen und ein uns sehr sonderbar anmutender Befehl über die Behandlung von sowjetischen Kommissaren. Aber im Grunde waren das alles Dinge, die uns eigentlich nichts angingen. Was sollten wir mit der SS im Hinterland zu tun haben? Es stand in dem Befehl nicht einmal drinnen, was die für Aufgaben erfüllen sollten. Den Befehl bezüglich der Kommissare hielt ich schlicht für völkerrechtswidrig. Aber dass unsere B-Stellen Kommissare fangen würden, war recht unwahrscheinlich. Wir wussten ja nicht einmal, wie die aussehen sollten. Natürlich würde man jeden Gefangenen nach rückwärts zum Regiment oder zur Division abschieben. Der Kommandeur ging über diese Erlässe kommentarlos hinweg. Nicht geöffnet werden durfte ein Kuvert, das den Codenamen «Indanthren» trug. Das war eine Warenbezeichnung aus der Farbstoffindustrie. Man brauchte nicht sehr viel Fantasie, um zu erraten, dass es sich hier um Weisungen für den Fall des Einsatzes von Giftgasen handelte. Ich sollte noch Schereisen mit diesem Zeug bekommen. Wichtig unter diesem ganzen Papierkram erschien uns nur der Aufruf des «Führers» an die «Soldaten der Ostfront». Es galt also, einem Angriff der Sowjets zuvorzukommen. Das schien mir doch recht plausibel. Diesen Bolschewiken war doch nicht zu trauen. Ob das freilich so leicht zu erledigen sein würde, war eine andere Frage, die ich mir nicht zu beantworten getraute.

Jedenfalls schien nun die Lage klar zu sein und das Uhrwerk des Aufmarsches begann anzulaufen. Ab 22:30 Uhr schob sich die Division in die Bereitstellung vor.

Ich hatte noch ein paar Formalitäten zu erledigen, dann verabschiedeten wir uns von unseren Quartierleuten und damit von Deutschland. Punkt 22:00 Uhr rollte der Kommandeur-Wagen mit uns aus dem Hof, Richtung Grenze.

An einer Strassengabel halten wir. In der einfallenden Dunkelheit kann man nur noch die grossen Umrisse erkennen, als sich auf einem der Sandwege fast lautlos eine dunkle Masse heranschiebt. Ein Reiter löst sich von der Spitze, es ist der Batteriechef, Hauptmann Zonewitz, und

meldet: «3. Batterie auf dem Marsch in die Feuerstellung!» Ebenso geräuschlos rollt die 2. Batterie vorbei, dicht aufgeschlossen, Fahrzeug hinter Fahrzeug, voll aufmunitioniert, gut bewaffnet und ausgerüstet, vorzüglich eingespielt und ausgebildet. So rückt die Abteilung in ihre Stellungen und damit – das ist uns klar – in den Entscheidungskampf.

Der Kommandeur steht am Strassenrand, die Hand grüssend an der Mütze. Unsere Gedanken mögen in diesem Augenblick dieselben gewesen sein: Das ist also der Augenblick, für den wir seit Monaten, uns eigentlich gar nicht so bewusst, ausgebildet worden sind, für den die Truppe geschult und bis zum letzten Kanonier erzogen worden ist. Das also ist die Stunde der Bewährung. Werden wir ihr gewachsen sein? Wird die I. /AR 21 ihren Mann stellen? – Bange Fragen! Doch das ist gewiss: Solange wir, dieses Offizierskorps, die Abteilung führt, wird man sich auf sie verlassen können; wir werden die Garantie dafür sein, dass dieser Kampf, mag er enden wie immer, ehrenvoll für die Truppe ausgehen wird.

Der Kommandeur wirft den Leuten ein paar Scherzworte zu, so der eben vorbeifahrenden Geschütz-Staffel der 2. Batterie: «Na, Jungs! Wer schiesst den ersten russischen Panzer ab?» Wie ein Mann ruft die ganze Bedienung des gerade vorbeiziehenden Geschützes: «Wir, Herr Major!» Dann steigen wir ein und fahren weiter.

In der während der letzten Tage so ruhigen Gegend ist es auf einmal lebendig. In den Dörfern treten Kolonnen an, aus den Wäldern rückt Infanterie vor. Die Schlagbäume mit der Aufschrift: «Halt! Feindeinsicht!», die sonst geschlossen waren und nicht passiert werden durften, stehen in dieser Nacht offen. Durch sie hindurch marschiert und fährt es, lautlos, mit fetzenumwickelten Rädern, schieben sich flüsternd und leise rufend unzählige Kolonnen, alle mit dem Ziel: die Grenze.

Am Südrand des Dorfes Jögşden (heute Gegzdai in Litauen), zirka drei Kilometer vor der Grenze, halten wir an. Über diese Linie darf wegen des Motorenlärms nicht vorgefahren werden.

Die Nacht ist warm, ein lauer Wind raschelt in den Blättern der Bäume und mein Schritt ist in dem tiefen Sand der Fahrwege lautlos, als ich nun mit einem Teil des Stabes weiter durch das Dorf nach vorne gehe. Überall parken Kraftfahrzeuge, hart an die Häuser herangeschoben; Pferde stehen gekoppelt in den Gärten; Melder hasten leise klappernd auf und nieder; gedämpfte Rufe überall, denn der Wind weht zur Grenze. Fernsprechleitungen werden verlegt und die Bewohner des Dorfes stehen übernächtlich in ihren Haustüren und schauen mit angstvoller Neugier auf dieses Treiben. Der Mond bricht zuweilen durch die Wolken.

Meine Männer und ich schreiten tüchtig aus und da taucht auch schon linker Hand die Windmühle von Skrodeln (Skrodliai) auf. Jetzt geht es in einer schmalen Gasse durch das grosse Drahthindernis, das sich ungefähr in 500 Metern Abstand an der Grenze entlangzieht, und da lösen sich auch schon die ersten Häuser von Skrodeln aus dem Dunkel. Hier ist unser schon vor langer Zeit erkundeter Gefechtsstand. Als ich den betreffenden Hof betrete, huschen ein paar mit Lasten bepackte Gestalten heraus. Es sind die Bewohner des Hauses, die mit ihrem bisschen Habe nach rückwärts fliehen.

Durch den Hausflur trete ich auf eine Veranda und durch die Fenster sieht man hinaus und hinüber – zum Feind. Der schmale Graben im Vordergrund, über dem im Mondlicht ein feiner Nebelstreifen liegt, das ist die Grenze, und an dem Baum dort hinten, der wie eine Kulisse in diesem ungewissen, diffusen Licht steht, da standen in den Tagen bisher meist die russischen Grenzposten.

Stille überall. Auch der Waldrand dort drüben schweigt und doch starren sicherlich unzählige Ferngläser herüber, tasten jeden Busch ab, lauschen dort drüben Hunderte von Ohren auf die Geräusche dieser Nacht. Der Mond verschwindet wieder hinter einer Wolke und der Wind trägt aus dem eigenen Hinterland das ferne Knattern eines Motorrades herüber. In der Stube hinter mir rumoren meine Funker, die ihre Station aufbauen und in der Wiese vor dem Haus rascheln ein paar Fernsprecher, die die Leitung einer Batterie heranbringen. Dann ist es wieder still.

Was gäbe man nicht darum, jetzt auch nur einen Blick auf die andere Seite tun zu können. Schläft man auf den russischen Gefechtsständen oder ahnt man etwas? Haben die Grenzposten nicht das ferne Brummen der anrollenden Panzer vernommen? Spielen bereits die Fernschreiber und Telefone: «Höchste Alarmbereitschaft!»? Was würde man wohl in Moskau und London für die zwei Worte: «X-Zeit: 3:05 Uhr» geben?

Es ist ein atemraubender Gedanke, dass die nächste Grenze hinter diesem sumpfigen Graben dort erst wieder bei Wladiwostok liegt. Wie soll das enden? Die Frage ist eigentlich überflüssig, denn der Soldat fragt nicht nach dem Warum und Weshalb, sondern er gehorcht.

Der Kommandeur ist eingetroffen, die Verbindungen zu den Batterien sind hergestellt, wir haben uns anhand der Karte nochmals orientiert und jetzt frösteln wir schweigend vor uns hin. Im Sumpfgraben quakt eine Unke, sonst ist nichts zu hören und zu sehen.

1:30 Uhr. Ich fahre hoch, das Telefon neben mir hat geklingelt. Es sind die Batteriechefs; sie melden nur ein Wort: «Marienburg». «Marienburg» – das ist heute die Parole, die überall durchläuft, von den Zügen über die Kompanien zu den Bataillonen und Regimentern. «Marienburg»



– das heisst: «Wir sind gefechtsbereit!» Auch ich gebe dieses Stichwort um 1:45 Uhr an die Artillerie-Gruppe von Ondarza durch. Die Zeit rinnt dahin, es beginnt zu grauen, der Morgen kommt. Ein schmaler Lichtstreifen kündigt ihn an, die Sonne des 22. Juni 1941 geht auf und mit dem aus den Wiesen aufsteigenden Nebel hebt sich der Vorhang der Weltgeschichte.

2:50 Uhr – man kann auf der russischen Seite bereits Einzelheiten erkennen. Ein paar Vögel beginnen zu zwitschern. Alles liegt friedlich da, denn noch herrscht ja Friede zwischen Deutschland und Russland, noch ist nichts Unwiderrufliches geschehen, noch kann durch ein Stichwort alles aufgehalten werden, noch ganze 15 Minuten lang – noch zehn – noch fünf Minuten. Doch jetzt wird es bereits zu spät sein, jetzt gehen schon die Feuerkommandos an die Batterien, die Infanterie pflanzt die Seitengewehre auf, selbst wenn wir es noch wollten. Die Zündschnur brennt, die Würfel rollen.

3:05 Uhr! Aus Richtung Tauroggen (heute Taurage in Litauen), von Osten her, grollt ein dumpfes Dröhnen: Artilleriesfeuer! Die Würfel sind gefallen! Jetzt gibt es kein Zurück mehr, sondern nur noch ein Vorwärts. Im Blickfeld meines Scherenfernrohres stehen auf einmal zwei Gestalten: zwei russische Grenzposten. Sie mögen wohl ihren morgendlichen Kontrollgang gemacht haben und nun stehen sie an jenem einsamen Baum und horchen auch auf diesen fernen Donner. Dann machen sie auf einmal kehrt und stürzen Hals über Kopf in den Wald.

Da knallen auch bereits in unserem Abschnitt die ersten Schüsse, MG-Feuer flackert auf. Mein Fernsprecher ruft mir durch den Lärm zu: «Herr Oberleutnant, Meldung vom VB der 1. Batterie: Infanterie ist angetreten und hat die Reichsgrenze überschritten!»

## Durch das Baltikum

Inzwischen ist die Sonne strahlend aufgegangen, ein heisser Sommertag hebt an. Pausenlos kommen nun die Meldungen. Im Walde, links von uns, da, wo die Radfahr-Kompanie angreift, ist starkes MG-Feuer zu hören. Der Kommandeur hat selbst das Fernsprechgerät umgenommen, um unmittelbar an die Chefs befehlen zu können. Allmählich aber wird es ruhiger. Das Gefecht entfernt sich. Dafür wird es um uns herum lebendig. Man fühlt förmlich, wie der «Vormarsch» wieder einmal in Gang kommt. Zum dritten Mal innerhalb von nicht ganz zwei Jahren: Polen, Frankreich und jetzt Russland. Gewiss, man ist inzwischen ein alter Soldat geworden, der weiss, wie der Krieg aussieht, oder zumindest dies zu wissen glaubt. Und dennoch ist es wieder da, dieses mitreissende Gefühl wie damals am 1. September 1939, wenn alles von einem abfällt, das Gestern wesenlos zurückbleibt und man nicht an das Morgen denkt. Nur der Augenblick gilt: «Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd ...» Der alte Schiller wusste schon, was er da seine Soldaten singen liess. Freilich, von Pferden ist jetzt keine Rede. Unsere Pkws und Motorräder stehen vor dem Gefechtsstand mit laufenden Motoren, als wir aufbrechen, um die Grenze zu überschreiten. Die «Grenze»: Sie hat ihren magischen Charakter auf einmal verloren und ist nur noch ein mooriger Wiesengraben.

Kurz nach 6 Uhr ziehen die Batterien aus ihren Stellungen nach vorne. Etwa um dieselbe Zeit passiere auch ich in meinem Beiwagen-Krad den alten Schlagbaum bei Sartininkai. Das also ist das Paradies der Arbeiter und Bauern. Genau genommen sieht es hier nicht anders aus als auf unserer Seite. Von einem Widerstand ist nichts zu spüren, sind wir am Ende dabei, einen Luftstoss zu unternehmen? Eine unsagbar schmutzige Bevölkerung steht vor ihren ebenso schmutzig aussehenden Hütten und beobachtet, scheinbar teilnahmslos, das Treiben um sie herum. Ob sie begreift, was hier in Gang gekommen ist? Wahrscheinlich denkt sie auch nur an das Aller-nächste, an ihre Sicherheit, an ihre spärliche Habe.

Dabei rollt alles zwar ein wenig hektisch, aber doch fast friedensmässig, wie im Manöver ab. Die Schiesserei am Anfang war wohl nur Nervosität gewesen. Man selbst ist von der Gewalt des Augenblicks auch nicht mehr so benommen, das Professionelle tritt wieder in den Vordergrund, und da merkt man, dass die Sonne unbarmherzig herunterbrennt und die Strasse von hohem, dickem Staub bedeckt ist, der jede Bewegung sofort in eine dichte Wolke hüllt.

Die Batterien, kurzfristig bereitgestellt, erhalten nun den Befehl zum Antreten, um der ununterbrochen vorrückenden Infanterie zu folgen. Hinter uns aber rollt bereits der Nachschub: Munitionskolonnen, Verpflegs-Trosse, Stäbe, eine nicht enden wollende, staubige Schlange. Melder überholen uns. Im russischen Zollhaus wird bereits eine Nachrichtenverbindung eingerichtet.

Der Kommandeur und ich fahren mit dem motorisierten Stab nach Draudeniai voraus, um mit dem Infanterie-Regiment 24, mit dem wir Zusammenarbeiten, Fühlung zu halten. Es ist das erste grössere Dorf in unserem Abschnitt nach der Grenze. Die Soldaten durchwühlen alle Häuser – es ist schon bemerkenswert, wie schnell man sich an dieses Plündern im Kriege gewöhnt! Dabei ist in diesem Dorf wirklich nichts zu holen, ausser ein paar Büchern, die sie doch nicht lesen können. Die Wohnungen der mutmasslichen oder angeblichen Dorfkommunisten werden ganz besonders ausgeräumt. Beim Infanterie-Regiment kommen und gehen die Melder. Von vorn noch immer nichts Besonderes. Die Bataillone kommen ohne Feindberührung vorwärts.

Da, Rufe auf der Dorfstrasse: «Rechts ran!» Eine Autokolonne: der Divisions-Stab. Die haben es heute eilig. Der General sitzt mit einem schneeweissen Halstuch in seinem Mercedes und man hat das Gefühl, einen siegreichen Feldherrn nach gewonnener Schlacht zu sehen. Sie nehmen sich kaum Zeit, zu halten. Anscheinend haben sie einen wahnsinnigen «Drang nach vorwärts». Mein Kommandeur muss sich auf das Trittbrett des fahrenden Generals-Pkw klemmen und dort während der Fahrt seine Lagemeldung geben. Ich habe kaum noch Zeit, meine Kradfahrer zu mobilisieren und schon geht es, dem Schwanz der Divisionsfahrzeuge hinterdrein, zum Dorf hinaus.

An einer Weggabelung hinter dem Dorf haben sie meinen Kommandeur wieder abgesetzt und da erreiche ich ihn auch. Wir wollen hier auf die Batterien warten. In 30 Minuten müssten sie heran sein. Ein Wegweiser streckt seine verwitterten, unleserlichen Holzarme in irgendeine Himmelsrichtung. An seinem Fusse liegt ein Bündel, d.h., es ist ja gar kein Bündel, das ist ein Mensch! Tatsächlich, ein russischer Grenzschutz-Soldat, tot – Kopfschuss. Ach, diese widerlichen Fliegen! Nun ja, bei dieser Hitze ... Den armen Kerl da, den haben vor einer Stunde unsere Infanteristen abgeschossen, als er aus dem Dorfe nach rückwärts türmen wollte. Er dürfte nicht schnell genug gewesen sein und hat sich einholen lassen und da, an dieser Weggabel, haben sie ihn abgeknallt, wie man eben auf einer ergebnislosen Treibjagd in Ermangelung etwas Besseren so kleines Zeug zwischendurch abschiess. Man wird ihn kaum gesehen haben. Es war sozusagen ein «Schnappschuss» und es genügte, dass man ihn zusammenbrechen sah. Die Angriffswelle ging über ihn hinweg. Übrigens ein merkwürdiger Gedanke: Der Russe da ist in unserem Abschnitt eigentlich erst der Schritt zum Krieg. Bisher ist ja bei uns nichts passiert. Das bisschen Grenzverletzung, das liesse sich schon noch reparieren, aber den Kerl da, diesen Grenzsoldaten,

den macht keiner mehr lebendig. Nebenbei, er ist gar kein Heeres-Soldat, sondern von den Grenztruppen; es schaut fast so aus, als wären keine regulären Soldaten da. Aber ein nettes Gewehr hat er, einen automatischen Mehrlader – wir haben so etwas nicht.

Ein Geräusch schreckt mich auf: die Batterien sind da. Wir setzen uns an die Spitze und marschieren in die glühende Hitze hinein. Gar nicht mehr sehr weit entfernt sieht man Waldränder, es müssen riesige Wälder sein, die wie eine hohe Mauer quer zu unserem Angriffstreifen rätselhaft und unbeweglich stehen. Was bergen sie? Nach der Karte viele Sümpfe und dahinter der in den letzten Tagen so oft besprochenen Jura-Abschnitt, ein Flüsschen, an dessen jenseitigem, wahrscheinlich befestigtem Ufer man den ersten ernsthaften Widerstand erwartet. Das Infanterie-Regiment würgt da bereits mitten im Wald herum. Kurz davor wird die Abteilung neuerlich bereitgestellt. Nun wird man ja in Kürze sehen, was passiert.

Vor einem Bauernhof auf einer langen Bank sitzen wir im Schatten. Die Gesichter sind durch Staub und Schweiß verkrustet und die Müdigkeit und Aufregung der letzten Nacht kommt durch. Die letzte Nacht? Ach ja, da ging es ja erst los und bisher ist eigentlich noch gar nichts passiert und schon glaubt man, es wären Wochen her, statt der paar Stunden. Da kommt auch schon der gute, alte Oberstleutnant von Ondarza. Zuerst schimpft er ein paar Fahrer zusammen und dann berichtet er über die Lage: Das Infanterie-Regiment 24 ist also an die Jura heran und drüben sitzt, wie erwartet, der Russe und schießt. Toll kann es zwar nicht sein, denn es ist kein besonderer Gefechtslärm zu hören, aber das Regiment soll sich festgerannt haben. Vor allem wohl deshalb, weil es durch den Wald in seinem Rücken keine schweren Waffen durchbekommt und wir auch nicht durchkönnen und daher diese armen Würstchen vorne mutterseelenallein abgeknallt werden. Bei unserem linken Nachbarn, dem Infanterie-Regiment 22 von der 1. Infanterie-Division, ist die Lage besser. Die sind schon über den Bach hinüber, haben allerdings auch keinen Wald davor gehabt.

Unsere Division will nun das Infanterie-Regiment 3 mit uns und einer schweren Abteilung hinter dem Infanterie-Regiment 22 an die Jura herschieben und von dort aus den Feind vor unserem Abschnitt aus den Angeln heben. Dieses Unternehmen soll jetzt sogleich losgehen. Na, da können wir aber zusehen, dass wir zurande kommen. Bis zur Jura sind es von hier noch gut zehn Kilometer und bis der ganze Aufmarsch fertig ist und die Verbindungen hergestellt sind, ist es Nacht.

Also los! Batterien fertigmachen, Chefs nach vorne zum Kommandeur! Pkw und Kräder anwerfen! Während sich noch alles in Bewegung setzt, bin ich schon mit dem Beiwagen-Krad unterwegs nach vorne, zur Stellungserkundung. Auf der Strasse herrscht Hochbetrieb. Sie ist durch

Kolonnen der 1. Division bereits verstopft. Wenn wir da nur unsere Batterien rechtzeitig durchbekommen!

Die Erkundung der Feuerstellungsräume ist bald fertig und dann sehe ich noch nach vorne wegen der B-Stellen und unseres Gefechtsstandes. In der späten Nachmittagssonne liegt der Jura-Abschnitt friedlich da. Er ist ziemlich tief eingeschnitten und an den grünen Wiesenhängen stehen vereinzelte Gehöfte. Auf unserer Seite reicht der Wald sehr nahe an das Ufer, an dem entlang ein Fahrweg führt. Auf diesem sind schon einzelne Fahrzeuge unserer Truppen zu sehen, ohne dass sie von der anderen Seite Feuer bekämen. Sehr stark kann der Russe dort drüben wirklich nicht sein. Nur ganz rechts, dort, wo man den Einschnitt von meinem Standpunkt aus nicht überblicken kann, es muss dies wohl schon der Abschnitt unseres rechten Flügelregiments sein, dort hört man etwas Infanteriefeuer und vereinzelte Artillerieeinschläge. Wie im Manöver. Dabei ist um mich herum alles so still. Die Grillen zirpen im Gras, im Busch rechts von mir hüpfen ein paar Vögel von Zweig zu Zweig. Aber es ist doch kein Ferienspaziergang, den ich da mache. Daran werde ich durch ein paar Gestalten erinnert, die gebückt und vorsichtig durch die Felder gegen den Fluss hin schleichen. Das ist schon die Aufklärung des Infanterie-Regiments, die den vorderen Rand der Bereitstellung erkundet. Ich muss also zusehen, dass ich mit meinen Ergebnissen nach hinten komme. Habe ich eigentlich heute schon gegessen? Ich glaube nicht, es ist aber auch egal.

Nun sitzt man hinten beim Infanterie-Regiment und wartet, bis die Bataillone und die Abteilung heran sind und das dauert noch eine Weile. Zehn Kilometer sind ein gutes Stück. Endlich kommen die vordersten Kompanien: verstaubt, verschwitzt. Der Uhrzeiger rückt immer weiter vor. Das wird heute nicht mehr werden. Eigentlich ist es mir auch egal, dann greifen wir eben in Gottes Namen morgen früh an. Heute bin ich nur noch müde und abgepannt.

Noch immer marschiert es an uns vorbei. Der Infanterie-Regiments-Stab macht sich fertig und fährt nach vorne, wir mit. Wie wir vorne ankommen, läuft die Meldung ein: «Abschnitt feindfrei!» Daraufhin beschliesst das Infanterie-Regiment, nicht mehr auf unsere Batterien zu warten, sondern gleich Kräfte hinüberzuwerfen und einen Brückenkopf zu bilden, aus dem morgen angetreten werden kann. Auch gut! Sollen sie machen, wie sie wollen. Wir aber stellen auf einer Wiese unmittelbar vor dem Flösschen unser Zelt auf. Es wird an diesem Abend noch spät, bis alle Verbindungen da sind, die Sperrfeuerräume festgelegt und mit dem Adjutanten vom Infanterie-Regiment alles besprochen ist. Dann aber kommen endlich auch die Essenträger nach vorne. Nun kann man Pistole, Koppel, Kartentasche, Gasmaske und all den anderen Kram herunternehmen und ein paar Minuten, nur ein ganz klein wenig vom Gefechtsstand entfernt, unter einem Baum allein sitzen und in die dunkelnde Landschaft hinausschauen. Der erste Kampftag

ist vorüber. Im Osten brennt irgendetwas, man sieht nur den rötlichen Schein am Horizont. Dunkel hebt sich davor der Schatten des Zeltens ab. Über alles spannt sich gross und gewaltig der Sternenhimmel.

23. Juni 1941. Um 5 Uhr früh wird angetreten. Durch eine Furt geht es durch die Jura, hinauf auf die jenseitigen Höhen. Da machen wir eine interessante Entdeckung: Auf unseren Karten, die vor dem Angriffsbeginn ausgegeben wurden und in die auch, soweit bekannt, die feindlichen Kampfanlagen eingezeichnet waren, fanden wir an jener Stelle, an der wir die Jura passierten, tatsächlich Kampfstände eingezeichnet. Tatsächlich waren sie auch da und zwar zum Teil recht ordentliche Betonbunker, die bloss noch nicht fertig waren. Ein paar Monate oder vielleicht nur ein paar Wochen später, und die Situation hätte hier ganz anders aussehen können.

Nun aber geht es zügig vorwärts. Das IR 3 ist bereits in vollem Vormarsch auf die Okmiana. Doch auch dieser Bachlauf wird vom Gegner nicht verteidigt. Fast den ganzen Nachmittag lang liegt die Abteilung in Bereitstellung. Vor der Front kein Feind! Allerdings sollen laut Fliegermeldung aus dem Raume Rassainiai (der deutsche Name lautete Raseinen) zwei russische Panzer-Brigaden im Anmarsch sein. Aber bis dort sind es noch rund 60 Kilometer und da kann noch viel passieren. Da ist es schon interessanter, dass im Norden, wohl bei der 1. ID, ein Fesselballon wie eine glitzernde Wurst am Himmel in der Sonne schwimmt. Auf einmal verliert er an Höhe, während nicht weit von ihm kleine weisse Wölkchen wie Wattebauschen am Himmel entstehen und verschwinden. Da erkenne ich mit dem Glas auch die Ursache: Ein Flieger umkreist ihn und in einer Steilkurve ist es ganz deutlich auszumachen – ein roter Stern auf den Tragflächen. Ein russischer Jäger greift den Ballon an. Das ist das erste Zeichen einer Gegenwehr, das erste Mal seit jenem toten Grenzer, dass für mich vom Feind etwas wahrnehmbar ist. Dennoch wird erst gegen Abend wieder angetreten. Der Grund liegt wohl darin, dass mit Erreichen der Okmiana das Korps eine leichte Schwenkung nach Nordosten ausführt und wir warten müssen, bis die 1. ID, unsere Nachbardivision, wieder auf gleicher Höhe ist. Der Übergang gestaltet sich wieder ausserordentlich schwierig, da auf der anderen Seite des Flüsschens eine lange Steilstrecke zu überwinden ist, der sich insbesondere die Gespanne der Infanterie nicht gewachsen zeigen. Stundenlang wartet die Abteilung, ohne übersetzen zu können. Da aber kein Ende abzusehen ist und andererseits die Rasträume am Marschziel bereits festliegen, so erhalte ich Befehl, voranzufahren, um die nötigen Erkundungen durchzuführen, damit die Batterien dann rasch eingewiesen werden können.

Es geht schon gegen halb drei Uhr morgens. Ein erstes fahles, ungewisses Licht liegt über dem Gelände, als ich nach Durchführung des Auftrages mit meinem Krad zurückfahre. In meinen Mantel gehüllt sitze ich im Beiwagen wie in einem Schüttelkasten, während der Fahrer Mühe

hat, auf den schlechten Wegen die Richtung nicht zu verlieren. Wir sind allein. Die Spitzen unserer Marschgruppe haben diese Gegend noch nicht erreicht.

Dunkel und böse liegt das Land da. Drohend wie geduckte Tiere schieben sich schwarze Heckenreihen an die Strasse, dann verliert sich das helle Band des Weges plötzlich, um in der Unklarheit der Dämmerung in eine unsichtbare Wiesenspur überzugehen. Steine, Schlaglöcher, nicht wahrnehmbar, bocken und werfen das Krad immer wieder aus der Richtung. Vom Wind und Wetter zerzauste Bäume zeichnen sich schwarz gegen den grauenden Himmel ab. Kaum dass einmal ein Gehöft tot und dunkel am Wege liegt. Eine gespenstische Stimmung, aus der ich durch ein immer stärker werdendes Brummen, das bald das Knattern meines Motorrades übertönt, aufgeschreckt werde. Das, was ich aufblickend gewahre, ist wie eine Vision des Krieges schlechthin, des grausamen, gnadenlosen Krieges. Drüben, über den undurchdringlich schweigenden Wäldern, ziehen wie ein Schwarm schwarzer Raubvögel in unregelmässiger Formation etwa sechs bis acht schwere Bomber in niedriger Höhe. Freund oder Feind? Es ist nicht zu erkennen. Wie von dem sicheren Instinkt nach naher Beute angezogen, streben sie einem Ziele zu und jetzt, im fahlen Licht deutlich erkennbar, blitzt aus den vorderen Maschinen das Mündungsfeuer von Bordwaffen gleich züngelnden Zungen gieriger Drachen, die ihr Opfer erspäht haben. Wie an unsichtbaren Schnüren gleitend und von der Hand eines Teufels geschoben, fegt dieser Spuk über den Horizont und ist gleich darauf im Zwielficht verschwunden.

Um 9 Uhr vormittags treffen die Batterien in den Unterkünften ein. Es waren dies ein paar Häuser nahe des Dorfes Upynas. Der Name ist uns geläufig. Der Ort war das erste Angriffsziel der Division. Wir haben es erreicht. Doch als die Batterien übernächtigt und müde in ihre Biwakräume einrücken, erhalten sie den Befehl, nicht auszuspannen, da in zwei Stunden zu einem neuen Tagmarsch angetreten würde. Es geht einem neuen Ziel entgegen.

Ja, Russland ist gross und wir sind erst drei Tage unterwegs und haben 40 Kilometer hinter uns. Das ist nicht viel, das nächste Tagesziel ist gleich noch mal so weit: die Stadt Kelmé (deutsch Kelm, polnisch Kielmy).

Die liegt, weiss Gott, wo, jedenfalls schon auf dem anderen Kartenblatt. Jawohl, es ist ein enger Raum, in dem man sich geistig bewegt. Für unsereins wird er durch das Kartenblatt begrenzt, das man gerade zur Hand hat, auf dem man marschiert, mit dem man schießt und das man wegwirft, wenn man wieder an einem seiner Ränder angekommen ist. Was jenseits liegt, wie es dort aussieht, ja wo die Strasse hinführt, die quer durch die eigene Karte von einem Rand zum anderen verläuft, das kümmert einen zunächst nicht oder nur selten. Gewiss, bei den Stäben, da

haben sie grosse Karten, ganze «Leintücher», da sieht man die «Zusammenhänge». Die kleinen Kompaniechefs aber, die Leutnante, sie marschieren, sie kämpfen und leben nur in der Landschaft, deren Karte sie in der Tasche tragen. Und wenn es sein soll, dann sterben sie darin.

Die Division marschiert! Vor der Front nur schwächerer Feind, der ohne wesentlichen Widerstand ausweicht. Bei einem kleinen Dorf macht die Abteilung halt, Mittagsrast. Vorne, d.h. ungefähr dort, wo sich nach der Karte ein grosses Strassenkreuz befindet, etwa fünf Kilometer von hier, da kreisen wieder russische Bomber und von Zeit zu Zeit lassen sie, nur mit dem Glase zu sehen, kleine dunkle Dinger fallen. Es sieht fast drollig aus. Dann wachsen jenseits der Bäume im Vordergrund schwarze Rauchpilze aus dem Boden und ein dumpfer Schlag dringt herüber.

Nach der Rast geht es wieder weiter, über das erwähnte Strassenkreuz und dann auf der grossen, breiten Strasse, die schnurgerade wie ein Lineal fast 25 Kilometer lang bis Kelmé führt. Dieses Stück liegt bereits im Abschnitt der Panzer-Gruppe 4 und bietet ganz das Bild einer «Rollbahn». Lange motorisierte Kolonnen ziehen an uns vorbei, aber nicht nach vorne, sondern nach hinten. Es ist dies die 36. (mot.) Infanterie-Division, die anscheinend zu anderer Verwendung aus der Front gezogen wird. Auch sonst sah es hier kriegerischer aus als in unserem alten Abschnitt. Wir kommen uns sehr klein und schäbig vor, als wir, mit unseren Gespannen scheu an den Strassenrand gedrückt, dahinkriechen, während neben uns die Motoren dröhnen und schwere Panzer klirrend vorbeirasseln. In einem kleinen Häuschen an der Strasse, in dem wir am Nachmittag, es mag so gegen 5 Uhr sein, rasten, trifft vom Infanterie-Regiment folgende Meldung ein: Die Division ist auf Feind gestossen! Vorne, bei Pakrazantis, liegt das IR 45 vor dem Russen fest, der sich dort anscheinend zur Verteidigung eingerichtet hat. IR 3 und wir bleiben zunächst als Divisionsreserve. Nicht schlecht! Da werden wir heute nicht mehr sehr weit marschieren müssen. Man wird vielleicht gut daran tun, sich beizeiten nach einem Abendessen umzusehen. Tatsächlich ziehen wir auch sehr bald beiderseits der Strasse in Bereitstellung. Das Infanterie-Regiment und wir schlagen unseren Gefechtsstand etwa zwei Kilometer vor Pakrazantis in einer Holzbude auf, die schäbig und schmutzig an der Strasse lag. Wenn man die Hütten hier sieht, diese ohne jedes nur leise Bemühen um Schönheit und Wohnlichkeit gebauten Blockhäuser, dann die stau-bige, schnurgerade Strasse, wie sie da vorne in der Dämmerung verschimmert, dann hat man fast das Gefühl, dass allein der Krieg der für diese Landschaft homogene Zustand ist.

In einer der schmutzigen Stuben, die völlig leer sind bis auf ein paar roh gezimmerte Stühle und einen wackligen Tisch und von deren unverkleideten Wänden nur eines der grellen Plakate als einziger Schmuck sich anpreist, sitzen beim flackernden Schein einiger Kerzen die Offiziere des



Stabes vom Infanterie-Regiment und warten, was nun passieren soll. Draussen ist es noch nicht so düster wie hier in dem engen Raum. Der Mond steht auf einem blassen, fast farblosen Abendhimmel und links von der Strasse, aus den dunklen Büschen und feuchten Wiesen, steigt der Abendnebel. Zwischen diesen Büschen aber windet sich ein kleines Bächlein und jenseits davon, dort wo die Baumkronen über den Nebelstreifen herübersehen – dort sitzt angeblich der Feind. Auf der Strasse ist nur wenig Verkehr: Kradmelder, hier und da mal ein Pkw. Nur um den Gefechtsstand herum herrscht Leben.

Wieder ist ein Divisionsbefehl eingegangen: Das IR 45 kommt nicht mehr vorwärts. Falls die Lage sich bis morgen früh nicht ändert, hat das IR 3 um 6 Uhr mit unserer Unterstützung entlang der Strasse anzugreifen, dem Russen in die Flanke zu stossen und auf Kelmé durchzubrechen.

Es dauert noch eine kleine Weile, bis das Regiment sich klar geworden ist, wie es diesen Befehl ausführen soll. Dann aber kommt wieder für mich das Unvermeidliche: Feuerstellungen erkunden. Gegen 21 Uhr fahre ich mit meinem Krad los. Ade meinem Traum, heute Nacht schlafen zu können. Diese Illusion wird wieder einmal durch stramme Haltung ersetzt. Über Pakrazantis komme ich nicht weit hinaus. Sehr bald fängt es in den Bachauen zu meiner Linken recht unangenehm zu schiessen an und ein ausgebranntes Fahrzeug mitten auf der Strasse zeigt eindringlich, dass man hier besser zu Fuss geht. Also zurück und versucht, rechts hinauf etwas zu finden. Es ist schon ganz finster geworden und der Mond ist für so etwas auch keine ideale Beleuchtung. Aber zur Not geht es schon.

Um 1 Uhr morgens sind dann die Chefs auf dem Gefechtsstand und nehmen die Einsatzbefehle entgegen. Eine Stunde später trotten auf der nunmehr leeren Strasse mit Klappern und Knarren die Batterien am Gefechtsstand vorüber, um nach rechts abbiegend ihre Feuerstellungen zu erreichen. Hoffentlich kommen wir diesmal wenigstens zum Schuss! Das ganze Artillerie-Regiment hat heute bereits im Feuer gestanden. Bloss wir haben seit dem Grenzübertritt nicht einen Schuss abgegeben. Langsam wird das peinlich. Soweit kommt es noch, dass der Krieg aus ist und wir zu Hause die ganze Munition wieder abgeben können!

Nachdem die Batterien vorbei sind, fahren auch wir nach vorn zu unserer B-Stelle. Sie liegt auf einer kleinen Anhöhe nahe der Strasse. Der Morgen kommt, und der Himmel spielt schon in tausend Farben. Da kommt von vorne ein Pkw die Strasse daher. Wie er heran ist, erkennen wir den Kommandeur des IR 45. Was treibt denn der hier? Wir rufen, er erkennt uns und stoppt. Er ist ganz aufgeregt, der Russe ist über Nacht weg, hat abgebaut und ist verschwunden. Und kei-

ner hat's gemerkt. Die halbe Nacht liegen seine Leute schlafend vor den leeren Stellungen. Jetzt ist er gerade dabei, sein Regiment zu alarmieren und anzutreten. Wir machen lange Gesichter. O namenlose Pleite! Der Krieg ist abgesagt, wir können wieder unsere ganzen Leitungen aufnehmen, die Funkgeräte abbauen, Protzen heran, Stellungswechsel ... weitermarschieren!

Die ersten Sonnenstrahlen fluten über die Strasse und lassen den Tau auf den Zweigen und Wiesen blitzen. Ach, das tut wohl! Man ist etwas steif geworden, die Stunden vor Sonnenaufgang sind immer so kühl, und übernächtigt wie man ist ... Jetzt aber bei dem bisschen Wärme kommt die ganze Müdigkeit heraus. Jetzt müsste man ein Bett, ach was sage ich: eine Pritsche, eine Erdkuhle meinetwegen, haben, vielleicht mit ein wenig Stroh und einem Mantel und man wäre im Paradies. In den letzten 96 Stunden haben wir höchstens zehn Stunden richtig geschlafen, jeden Tag so 2 bis 3 Stunden, manchmal überhaupt nicht. Nun geht es einfach nicht mehr.

Die Batterien sammeln links von der Strasse zum Vormarsch. Das Infanterie-Regiment marschiert bereits. Es bleibt gerade noch Zeit für ein kleines Frühstück. Ach, ist das angenehm, in der warmen Sonne zu sitzen. Man braucht nichts zu denken, sondern sich nur anscheinen zu lassen. Schlafen, nur ein ganz klein wenig, wäre das schön! ...

«Los, Allmayer, was dösen Sie denn? Sie verschlafen noch mal den ganzen Krieg!» Ja, Moment, was ist denn los? Ah ja, die Stabs-Batterie marschiert schon. Um ein Haar wäre man da am Boden sitzend eingeschlafen. Jetzt aber hoch! Ein bisschen taumlig steht man auf den Beinen, doch das gibt sich schon. Koppel festgeschnallt, Pistole zurechtgerückt, Mütze auf und in den Kommandeurs-Pkw geklettert. Der Alte studiert schon wieder die Karte und ist frisch wie ein Fisch. Wie er das wohl macht?

An den dahinziehenden Kolonnen vorbei staubt der Pkw. Das Gerüttel hält einen wenigstens ein bisschen wach. Irgendwo bremst der Wagen ab, der Kommandeur unterhält sich mit irgendeinem Ordonnanzoffizier von der Infanterie. Ich höre nicht recht, was er verhandelt. Etwas von «Batterien anschliessen» – wird schon nicht so interessant sein, besonders wenn man derart müde ist.

«Alles klar, Allmayer?»

«Was? – Wie meinen Herr Major?»

«Mensch, haben Sie nicht mitgehört? Ach Gott, sind Sie eine Transuse!»

«Zu Befehl!»

«Also: zurückfahren, Befehl an die Chefs: ...» Ich notiere, steige um in mein Beiwagen-Krad, der Fahrer wendet. «Wohin, Herr Oberleutnant?»

«Zurück!»

Das Krad schüttelt, schwingt. Herrlich, einmal nichts denken zu müssen, sich nur schwingen zu lassen ...

«Herr Oberleutnant!?» – Ach ja, ich war schon wieder eingeschlafen. Was ist denn? «Hier ist das Ende der Marschgruppe. Soll ich weiter fahren?»

«Ne, ne das ist zu weit, kehren Sie um! Los!» Wieder schüttelt und hüpfet der Beiwagen. Jetzt muss ich aber achtgeben, dass ich nicht wieder an den Chefs vorbeifahre, sonst glaubt der Fahrer noch, ich ... Wie der Fahrwind angenehm ist, gar nicht kalt, richtig lau und der Mantel ist so weich. Es ist wirklich bequem, so zu fahren. Ich schlafe ja schon wieder! «He, Fahrer, bei den Chefs halten wir!»

«Da sind wir gerade schon vorbeigefahren, Herr Oberleutnant!»

«Also kehren Sie in Gottes Namen noch einmal um!»

Dieses Mal gelingt es. Ich übermittle den Befehl und jetzt geht es mit Karacho nach Hause. Der Kommandeur wird glauben, dass wir in ein Loch gefallen sind. Die paar Kilometer bis zur Spitze kann ich jetzt aber wirklich pennen. Ich setze mich also bequem zurück, während wir die marschierenden Kolonnen überholen.

Nanu! Sind die da vorne besoffen? Ach nein, die wollen wohl nur rasten. Aber mit so einer Hast braucht man doch deswegen nicht von der Strasse herunterzuspringen, wie diese Kompanie. Was brüllen die? Wie? Flie... Fliegeralarm? Wo? – Tatsächlich, ja, grosser Gott! Das geht uns an! Da kommen sie, drei Martin-Bomber, schnurgerade die Strasse lang. Wenn die uns nicht sehen, gehören sie vor's Kriegsgericht. Der Fahrer bremst jäh ab. Wie gebannt sehe ich auf die Bomber.

Ruhig, als ginge sie das ganze Tohuwabohu zu ihren Füßen nichts an, ziehen sie ihre Bahn, unbeeinflussbar, unabwendbar, genau auf uns zu und man hat auf einmal das Gefühl, als wäre man ganz allein und wehrlos ihnen ausgeliefert. Jetzt werden sie gleich die Bomben ausklinken. Nein, noch nicht, aber jetzt gehen sie tiefer, jetzt greifen sie an – uns! Mit der abnehmenden Entfernung wächst ihre Geschwindigkeit. Das Dröhnen der Motoren übertönt alles. Und nun – lässt das Spitzenflugzeug einen breiten weissen Nebelstreifen hinter sich. Was ist das? Ich wage es nicht zu denken, aber es kann nichts anderes sein als irgendein Kampfstoff, den sie auf uns abregnen: Nein, nur das nicht; nicht bei lebendigem Leibe verätzt werden, raus aus dem Krad, weg! Wohin? Egal, nur weg, weg von der Strasse, nur laufen aus dem Bereich des Kampfstoffes oder was das ist.

Ich sehe nichts mehr, höre nur das Knattern von Maschinengewehren, Bordwaffen, Orgeln der Motoren, renne, stolpere über etwas, schlage fast einen Salto und falle hart auf. Der Stahlhelm fällt mir vom Kopf und rollt ein Stück weiter. Der Gasmaskenbehälter bohrt sich mir in die Rippen. Wie betäubt bleibe ich liegen, platt auf dem Boden gedrückt. Jetzt muss es gleich kom-

men. Was? Nun das ... Nein, gar nichts kommt! Die Flieger sind weg, da krabbeln schon ein paar Männer wieder auf die Strasse und weiter hinten hört man noch einige dumpfe Detonationen, dort werfen sie Bomben. Was war das? Das Herz schlägt bis zum Hals. Während ich den Dreck von der Uniform klopfe, komme ich wieder einigermaßen zu mir. Das war wohl das Ärgste, was mir passieren konnte. Das war ein Fall von ganz gewöhnlicher, kopfloser, blödsinniger, ordinärer Angst! Jawohl, Herr Oberleutnant mit dem EK II, falls Sie es noch nicht wissen: Das war kopflose Panik, Angst um das bisschen Leben. Haben Sie sich um ihren Fahrer gekümmert? Wissen Sie überhaupt, ob er noch rechtzeitig vom Krad herunterkam? Wahrscheinlich hat er mehr Pflichtgefühl besessen als Sie und hat die Maschine noch in eine Deckung geschoben. Dieses viehische Nachgeben einem Gefühl, einem Trieb! Und so was will Männer führen! Man könnte vor sich selber ausspucken! Lass dir das eine Lehre sein: Angst haben ist menschlich, gewiss, ihr aber nachzugeben ist schamlos. Und nun sieh zu, dass du nach vorne kommst!

Bei ein paar Gehöften, auf der Karte heissen sie Parprudziai, rastet der Stab und dort erreiche ich den Kommandeur wieder. Im Walde dicht daneben ist die Stabs-Batterie untergezogen. Dort liegen verschiedene Dinge: russische Handgranaten, Munition und auch ein paar Fahrzeuge. Der Gegner scheint hier eilig aufgebrochen zu sein.

Am Strassenrand wird gegessen. «Fliegeralarm!» Also noch einmal. Nun, wenn es sein muss! Da kommen sie wieder aus Richtung Kelmé angeflogen. Ganz harmlos sieht das aus, ja fast schön, wie die Rumpfe in der Sonne blitzen. Es wirkt alles so unpersönlich, als bestünde gar kein Zusammenhang zwischen uns hier und diesen Maschinen dort oben. Da ist nichts von der Leidenschaft und der Hitze der Kämpfe früherer Zeiten zurückgeblieben. Ja, man wüsste nicht einmal, dass das ein Feind ist, diese glitzernden Vögel, wenn nicht an den Tragflächen die roten Sterne wären. Wie eine starre, bewegungslose Maske schliesst sich der Metallrumpf des Flugzeuges um seine Besatzung. Mechanisch reagieren die Maschinen nach den Gesetzen ihres Konstrukteurs, jetzt, wenn sie in eine Reihe hintereinander abfallen, jetzt, wenn sich die Bombenschächte öffnen und dort oben ganz kleine schwarze Pünktchen aus den Maschinen fallen. Unbeirrt fliegen sie weiter, als merkten sie gar nicht, dass sie etwas «verloren» haben. Die Dinger aber stürzen, stürzen immer schneller, man kann mit dem Glas nicht mehr folgen und damit treten sie aus jener unbeteiligten Zone in unser Leben, werden zischende, heulende Realität, die sich 500 Meter von uns entfernt in den Boden bohrt und haus hohe Rauchtürme emporschleudert, deren Luftdruck uns an die Brust greift. Dreckklumpen – Feuer – Qualm – oben aber ziehen die Flieger unbeteiligt, schimmernd weiter. Nur aus der letzten Maschine blitzt es ein paar Mal auf, nach ein paar Sekunden hört man ein fernes Knattern und drüben bei der Stabs-Batterie brechen zwei Pferde zusammen.

17 Tote beim II. Bataillon des IR 3. Die Bomben lagen mitten drin. Verwundete stehen noch nicht fest. Heiss brennt die Sonne vom wolkenlosen Himmel.

Am frühen Nachmittag kommt Kelmé in Sicht, beziehungsweise das, was von Kelmé noch da ist, und das ist nicht viel. Der glühende Atem des Krieges hat dieses Städtchen zu leer gebrannten Mauerresten verdorren lassen. Aus den Trümmern des Marktplatzes ragt nur noch der Turm der Kirche. Auf dem Platz, auf dem jetzt die Räder unserer Geschütze unheimlich laut und hohl den Schutt zermahlen, auf diesem Platz wurde sicherlich noch vor drei Tagen friedlich gehandelt und gefeilscht. Vor drei Tagen nur – und dann kamen irgendwann die Flieger oder die Panzer und die Stadt versank.

An einer stehen gebliebenen Mauer scheppert ein Blech im Winde und der Luftzug treibt Staubwolken von den Schutthalden. Ein brandiger Geruch liegt über allem. Schlüpfend ziehen die Kolonnen durch die Trümmer. Dann biegen wir nach rechts ab und sind glücklich von der grossen Strasse und ihren unangenehmen Begleiterscheinungen erlöst.

Um 17 Uhr stehen wir feuerbereit an den Ufern der Dubysa, Front nach Osten. Was eigentlich hier gespielt wird, ist nicht ganz klar. Abschirmen der Flanke oder Freihalten eines Brückenkopfes? Aber es ist ja auch ganz egal, denn drüben scheint kein Feind zu sein. So wird man sich eben heute Abend endlich etwas ausruhen können. Es ist schön, dass wir schon so früh in Stellung sind. Während ich vorne die B-Stelle einrichte, wird hinten das Stabszelt aufgestellt und Stroh herangeschleppt. Der Offiziersbursche, der gute Averbek, kocht bereits im nahen Bauernhaus ein prächtiges Abendessen, nur der Kommandeur ist noch beim Stab des Infanterieregiments; bis er kommt, soll alles fertig sein. Aber er kommt nicht. Endlich: Gegen 8 Uhr fährt sein Wagen in den Hof des Gehöftes. Ich eile hin: «Gefechtsstand nichts Neues!»

«Schön, schön, geben Sie gleich an die Batterien den Befehl zum Stellungswechsel! Die Abteilung wird sofort herausgezogen, es geht weiter. Sagen Sie den Chefs auch gleich, dass im Osten eine grosse Panzerschlacht im Gang ist – grosse Erfolge. Aber jetzt muss marschiert werden, um sie auszunützen. Je mehr wir marschieren, umso weniger Verluste. Klar?»

«Jawohl, Herr Major!»

Auf dämmerigen Feldwegen ziehen die Batterien wiederum aus den Stellungen. Die Männer können kaum mehr. Man sollte es eigentlich nicht für möglich halten, dass Menschen solche Anstrengungen ertragen können. Aber es geht. Warum sollte man sie dann auch nicht von ihnen fordern?

«Stabs-Batterie, Anfang haaalt!» Wir sind an einer Wegkreuzung angelangt, dem Einfädungspunkt der Marschgruppe IR 3. An einem Feldrain steht eine Gruppe Menschen – es sind Russen,

die ersten Gefangenen. Das ist nun das erste Mal, dass man den Gegner, hinter dem wir nun schon den vierten Tag rastlos hermarschieren, persönlich zu Gesicht bekommen. Da kauern acht oder zehn Mann am Wege und ein Sonderführer, wohl ein Dolmetscher von der Division, fragt sie aus. Er kommt sich dabei etwa wie in der Rolle eines Schaubudenbesitzers vor, der seine Kuriositäten vor dem Publikum produziert. Stumpf und scheinbar bösartig sitzen die Kerle da. Sie sehen ganz so aus, wie man sie immer in den Zeitschriften sah: Schlitzäugige Asiaten mit breiten Oberkiefern, platten Nasen, in den sonderbaren, fremdartigen Uniformen der Roten Armee. Es sind angeblich Offiziersanwärter von irgendeiner Kriegsschule. Feine Typen! Dennoch kommt man von ihnen nicht los. Kein Funken von Ergebung liegt in diesen Augen, eher der Hass gefesselter Raubtiere. Die sehen auch ganz anders aus als die Bilder von den gutmütigen, bärtigen russischen Kriegsgefangenen des Ersten Weltkrieges. Alles junge, kräftige Leute.

Der Sonderführer ist mit seiner Befragung fertig. «He! Los, Russki marsch!» Ein paar Infanteristen mit aufgepflanztem Seitengewehr treiben die Gefangenen hoch. Ohne die Miene zu verziehen, erheben sich die Männer, schwingen ihre paar Sachen, es ist oft nur ein brauner Mantel, ein Kochgeschirr oder sonst ein Bündel, auf den Rücken und wandern müde die Strasse zurück, nach Südwesten, der untergegangenen Sonne nach – in die Gefangenschaft. Auch wir treten nunmehr an, in die andere Richtung, nach Nordosten, aus dem schwarz die Nacht heraufzieht.

26. Juni 1941. Um 3 Uhr morgens haben wir Biwak bezogen, fünf Stunden später ergeht erneut der Befehl zum weiteren Vormarsch. Wieder wird marschiert in glühender Sonne, auf staubigen Strassen, überholt von motorisierten Kolonnen, mit Blasen an den Füßen und aufgesprungenen Lippen, in denen der Staub und der Schweiss brennen. Ich persönlich bin ja meist mit dem Krad unterwegs: Erkundungen, Befehlsübermittlung, Verbindungsaufnahme. Ununterbrochen die Strasse auf und nieder. Und der Kommandeur, wenn er sich nicht gerade beim Infanterie-Regiment befindet, lässt fortwährend die Batterien an sich vorbeimarschieren und ist wie der leibhaftige Satan dahinter her, dass kein Nachlassen der Disziplin einreisst. Hier holt er einen Marschmüden von einem Fahrzeug herunter, hier beanstandet er die Zäumung eines Pferdes, da ist ihm ein Fahrzeug nicht richtig bepackt und dort wieder hat ein Mann die Ehrenbezeugung nicht vorschriftsmässig geleistet. Kasernenhof-Allüren? Vielleicht, aber tatsächlich marschiert die Abteilung nach einer fast ununterbrochenen Marschleistung von über 100 Kilometern noch genau so, als hätte sie eben erst die Kaserne verlassen.

Auch dieser Tag vergeht anscheinend ohne Feindwiderstand, doch am Nachmittag wird die Sache auf einmal aufregend. Gar nicht mehr sehr weit von uns entfernt (man hat es nur nicht so beachtet, weil es eben nicht mehr auf der gerade benützten Karte lag), da liegt Schaulen (Šiauliai), die zweitgrösste Stadt Litauens, und auf die geht es nun los.

Die Aufklärung ist schon an die Stadt herangekommen. Ohne besonderen Feindwiderstand. Am Stadtrand aber liegt ein Flugplatz mit gewaltigem Betriebsstofflager, das ist eine Sache für die Division, da gibt es vielleicht ein Ritterkreuz für den Herrn General. Also, jetzt aber los! Alles, was nur irgendwie motorisiert werden kann, Aufklärungs-Abteilung und Panzerjäger, wird nach vorne geworfen. Wir aber marschieren rastlos, um diese Chance auszunützen.

Gegen 18 Uhr ist die Marschgruppe IR 3 heran. Das Regiment will sofort aus der Bewegung heraus angreifen. Während die Batterien noch anmarschieren, sind unsere Chefs bereits mittels Krad vorgeholt worden. Kurze Einweisung in die Absichten, und dann geht es hinauf auf eine kleine Anhöhe, eine Schotterhalde zur Orientierung. Rechts führt die baumbestandene Chaussee vorbei und vor uns, in etwa zwei bis drei Kilometern Entfernung, liegt Schaulen. Schön ist es nicht. Die niedrigen Häuser am Stadtrand, aus Holz, stehen locker weit verstreut in einer heideartigen, ganz leicht gewellten Landschaft. Roh zusammengeschlagene Bretterzäune, Telegrafmasten und Industrieanlagen, dazwischen verstaubte Strassen. Aber das ist es gar nicht, was uns interessiert. Interessant ist im Moment nur das weite Feld am Südostrand der Stadt, der Flugplatz. Am Rande stehen Holzbaracken, dann auch ein paar ganz moderne niedrige Betonbauten. Dort haben sich unsere Angriffsspitzen festgesetzt, von dort aus soll der Angriff in die Stadt hinein vorgetragen werden. I./IR 3 rechts, II./IR 3 links, das III. Bataillon folgt...

In diesem Augenblick ertönt vom Flugplatz, der bisher tot und leer dalag, ein unterirdisches Grollen, dann ein Krachen, Blitze, Stichflammen und unter fortgesetzten Detonationen schießt eine über 100 Meter hohe, blendend weisse Explosionswolke in den blauen Himmel. Auf der Spitze dieser sich zu einem Pilz ausbreitenden Erscheinung tanzen Trümmer, Balken und Klumpen. Der Luftdruck rüttelt die Zweige der Chausseebäume wie im Sturm.

Das waren also die Betriebsstofflager. Scheinbar regungslos steht die Explosionswolke für eine kurze Zeit über dem Flugplatz. Nur an ihrem oberen Rand brodeln es und zu ihren Füßen knattern noch immer kleinere Detonationen. Die armen Teufel von der Aufklärungs-Abteilung, die da vorne eingesetzt sind! Viel wird von ihnen nicht übrig geblieben sein. Auch wir stehen mit einem gewissen Gefühl der Ohnmacht dieser Erscheinung gegenüber. Wir hatten dergleichen bisher noch nie gesehen und mich überkam eine schwache Ahnung von dem, was passiert, wenn Menschen Naturgewalten aufeinander loslassen.

Gewiss sind Vulkanausbrüche noch viel gewaltiger, aber nicht von Menschenhand ausgelöst. Während es hier nur eines Hebeldrucks bedurfte, um die gestaute Energie freizulassen. Aber ist die Büchse der Pandora einmal geöffnet, entzieht sich alles andere unserer Kontrolle. Es ist mir

fast so, als ob diese Wolke, die wie eine grandiose Pestsäule über der Strasse steht, uns eine kurze, aber eindringliche Predigt hielte, ehe sie dann langsam in den blassblauen Abendhimmel zerfliesst.

In Schaulen knattert jetzt Gewehrfeuer. In einem Bauernhof, 300 Meter weiter vorne, wird der Abteilungs-Gefechtsstand eingerichtet. Aus dem Dach des Hauses werden ein paar Schindeln herausgenommen und das Scherenfernrohr durchgesteckt. Im Hofe stimmen die Funker ihre Geräte ab und werden Fernsprechleitungen gespannt. Ich aber sitze oben in dem dunklen Dachstuhl und beobachte durch die Schere.

Keine Bewegung ist zu erkennen. Der Flugplatz liegt wieder tot da, nur in der Gegend, in der die Explosionen erfolgten, raucht es noch etwas nach. Vom angreifenden Infanterie-Regiment ist nichts zu sehen, ebenso wenig von den vorgeworfenen Teilen, die ja bereits dort irgendwo sitzen müssen. Menschenleer liegen die Strassenausgänge.

Da, Motorengebrumm – ein Flieger? Tatsächlich! Ein roter Jäger kurvt über dem Platz. Jetzt geht er nieder. Der Narr weiss anscheinend noch gar nicht, dass wir schon auf dem Flugplatz sitzen. Der wird sich wundern, wenn er aussteigt! Doch da schießt einer auf ihn und in einer Steilkurve zieht er hoch und verschwindet.

Von rechts kommen die ersten vorgehenden Schützengruppen des IR 3 ins Blickfeld des Scherenfernrohrs und verschwinden in den vordersten Häusern. Das scheint also alles ganz planmässig zu gehen. Na ja, die Benzinlager sind ja hin und wegen der paar Holzbuden wird sich der Russe auch nicht aufopfern. Ohne dass es noch zu besonderen Gefechtshandlungen kommt, wird es dunkel und wir kriechen in unser Zelt zum Schlafen.

Um etwa 5 Uhr morgens erscheint plötzlich der gute Oberstleutnant von Ondarza gestieft und gespornt auf unserem Gefechtsstand und schlägt einen Heidenkrach: In Schaulen sei der Teufel los und hier würde geschlafen. Die Infanterie könne sich dort vorn kaum noch halten etc., etc.

Zu hören ist von vorne nichts. Rückfragen ergeben, dass der gute Alte anscheinend Zwangsvorstellungen hat. Dass er uns deswegen aus dem Schlaf scheucht, nehmen wir ihm bitter übel, aber jetzt kann man nichts mehr machen. Die erste Batterie wird daraufhin näher an die Stadt herangezogen und Podelhl setzt spasseshalber ein paar hohe Sprengpunkte in die Landschaft. Vormittags wird dann die Stadt an Truppen der Nachbardivision übergeben, die bereits während der Nacht von Westen her ebenfalls in dieselbe eingedrungen waren. Schwächerer Feind, der vor ihnen flüchtete, war in den Morgenstunden auf unsere Truppen aufgelaufen und hatte das Durcheinander erzeugt, das den Oberstleutnant von Ondarza so in Aufregung versetzte. Damit ist diese Episode auch vorüber und weiter geht es nach Osten, dem zurückweichenden Feinde nach.



Etwa acht Kilometer ostwärts von Schaulen liegen unsere Rasträume. Bevor wir sie aber erreichen, gibt es etwas ganz Verrücktes. Der Kommandeur des IR 3 bildete sich nämlich ein, dass nördlich der Vormarschstrasse noch Feindteile sässen, und aus dem Marsch heraus wird die erste Batterie gegen diesen imaginären Feind in Stellung gebracht. Das Gelände ist unwegsam und für Kraftfahrzeuge schlecht befahrbar. Also schwingen wir uns, das erste Mal seit langer Zeit, auf unsere Pferde und nun entwickelt sich ein Bild, das Napoleon sicher Freude gemacht hätte. Vorne weg der Kommandeur, links eine Pferdelänge hinter ihm ich, rechts von ihm der Batteriechef, wir alle im Galopp, dahinter mit etwa 100 Schritt Abstand in breiter Front die auffahrende Batterie im Trab, Zugund Geschützführer vor der Front. Das Ganze sieht unerhört martialisch aus, beruhigt die Infanterie und erinnert mich an selige Zeiten im Einjährigen-Jahr und an der Militärakademie, wo wir auch so prächtige Manöver mit allem Ernste erlernten. Gottlob ist kein Russe weit und breit, sonst würde er sich entweder totlachen oder uns totschiessen, was weniger nett wäre.

Nach diesem kleinen und ebenso ergötzlichen wie blödsinnigen Zwischenspiel, dessen einziger Vorteil es war, wieder einmal zu Pferde sitzen und galoppieren zu können, wird die Batterie eingerafft und wir, der Stab, fahren nun mit den Kraftfahrzeugen in die Rasträume voraus.

Rechts von der Vormarschstrasse liegen ein paar Gehöfte. Die Bezeichnung Dorf ist fast zu viel dafür: unsere Quartiere. Still liegen sie da. Die Abendsonne gibt den dunklen Holzhütten einen braungoldenen, warmen Anstrich, in dem einen oder anderen Fenster steht ein Topf leuchtend roter Blumen. Die Viehkoppeln sind leer und kein Mensch zu sehen. Doch ja, da ist einer. Langsam kommt er die Strasse unter den grossen Alleebäumen herunter. Ein Russe in Uniform! Mit ein paar Rufen locken wir ihn herbei. Die Konversation ist mühsam, aber auch nicht notwendig. Zweifellos ein Deserteur, der vom Krieg genug hat und sich beim Rückzug seitwärts in die Büsche schlug. Hier, in diesem ruhigen Dörfchen, abseits der grossen Strasse, waren wohl noch nie Soldaten durchgekommen. Es liegt ein Hauch der Unberührtheit und des Friedens über diesen armseligen Katen. Ein paar Schritte weiter finden wir eine von Bäumen umstandene, eingepunkte Koppel, mit einem köstlichen tiefgrünen kurzen Gras. Das ist etwas für uns! Während wir noch abschnallen und den Blusenkragen aufmachen, kommt schon der Kommandeur-Fahrer mit einem Kochgeschirr voll Milch. Die Kerle haben doch immer eine Nase, wo es etwas zu holen gibt. Gott, ist das schön: der Himmel mit den paar weissen Wölkchen, hier diese weiche schattige Wiese, über die die tief stehende Sonne durch die Bäume ein Netz von leuchtenden Tupfen wirft. Und diese Ruhe! Man kann wirklich wieder einmal im Grase liegen und nach den Wolken schauen.

Ein schallendes Gelächter weckt mich. «Mensch, Allmayer, wenn's hier nicht schiesst, dann verschlafen Sie hier auch noch das Abendessen!» In der Tat, das wäre schade gewesen. Da hatten sie aus dem Dorf Butter, Milch und Eier besorgt und der Zahlmeister hatte noch aus Schaulen ein kleines Fässchen Bier mitgehen lassen, das sich in der dortigen Brauerei vorfand. Das wird ein Fest heute! Was für ein kannibalisches Vergnügen, sich wieder einmal zu waschen und zu rasieren. Ahnen unsere heimischen Spiessbürger, wie schön es wirklich sein kann, in Pantoffeln herumzugehen? Nein, das Leben ist wirklich schön, so unbeschwert, so jung und so sorgenlos kommt es nie mehr wieder! Eine grüne Koppel genügt, um ein Paradies vorzutäuschen. Wenn es heute noch Feldpost gegeben hätte, wäre es nicht mehr auszuhalten gewesen.

«Prost, meine Herren! Auf den heutigen Tag und auf weiteres Soldatenglück!» Die Gläser klingen, man ist heiterster Stimmung. Drüben, im Schatten eines Heuschuppens, in der Abenddämmerung schon schwer zu erkennen, sitzt der gefangene Russe und starrt bewegungslos herüber.

28. Juni. 3:30 Uhr morgens. Alarm! Aus einer uns unbekanntem Schlampelei ist der Marschbefehl zu spät eingegangen und nun können wir uns Hals über Kopf auf die Strümpfe machen. Feiner Salat! Von irgendeiner Wegegabel geht es los über Narusaiciai – Nadaukiai – Pasceciai. Am nächsten Tag weiter über Pakruogas, Sienciai, Joniskėlis, Gegobrost, übermorgen Pumpėnai, Daugėnai, Vabalninkas und so fort, Tag für Tag. Namen von Dörfern, Ortschaften tauchen auf, werden auf der Karte unterstrichen und geraten in Vergessenheit, um neuen Platz zu machen. Vor uns, zwei bis drei Tagmärsche vielleicht, toben die Panzer-Divisionen der Panzer-Gruppe 4. Vom Feind merkt man nicht viel. Manchmal, dass man ein paar leere Munitionskörbe findet, ein paar Pak-Granaten oder sonst irgendwelche Anzeichen, dass hier einmal, vielleicht vor gar nicht langer Zeit, russische Truppen gelagert oder durchgezogen sein mögen. Sonst nichts. Entweder zieht sich der Russe vollkommen geordnet zurück oder aber er ist gar nicht da. Wo wird er sich aber stellen? An der alten russischen Reichsgrenze? Eigentlich hiess es doch, die Rote Armee sei im vollen Aufmarsch gegen Deutschland begriffen gewesen und wir wären ihrem Angriff nur mit knapper Not noch zugekommen. Oder stimmt das russische Flugblatt, das da eines Tages verstaubt auf der Vormarschstrasse lag, demzufolge (es ist ja doch ein Blödsinn) wir die völlig ahnungslose Sowjetunion im tiefsten Frieden überfallen haben? Nun, die Führung wird schon ihre Gründe haben. Wir jedenfalls haben zunächst nur zu marschieren. Durch Hitze und Staub, durch Regen und Schlamm, immer vorwärts. Und nicht nur bei uns, sondern anscheinend auch an anderen Fronten ist alles in Bewegung. Zwischen Bialystok im östlichen Polen und Minsk in Weissrussland soll ja eine tolle Schlacht in Gang sein. 30.000 Gefangene, das sind Zahlen! Wie man den Berichten entnimmt, treten bei den Russen noch offenkundige Zerset-

zungerscheinungen auf. Bialystok! Damals, im September 1939, glaubten wir dort am Ende der Welt zu sein, am Rande Europas und dann dieses Theater: die gemeinsame Parade russisch-deutscher Truppen. Jetzt, zwei Jahre später, fängt der Tanz dort erst eben an, und zwar mit einer Kesselschlacht von bisher unvorstellbarem Ausmass. Wer ist da eigentlich verrückt geworden, die Welt oder wir? Gott sei Dank kommt man nicht viel zum Denken, denn wenn man am frühen Nachmittag in die Rasträume einrückt, hundemüde, dann gilt es noch schnell die Meldungen an das Regiment zusammenzustellen, rasch was in den Magen (ein paar Eier finden sich immer, in den Brunnenschächten hängt meist unter dem Wasserspiegel ein Kännchen Milch und Hühner laufen auch immer so einsam herum), dann hat der Kommandeur immer noch ein paar Wünsche und an die Batterien müssen auch die Befehle hinaus. Zum Schlafen kommt man höchstens ein paar Stunden und dann heisst es schon wieder: «Adjutanten zum Stabsquartier des Infanterie-Regiments zum Befehlsempfang!» In den ersten Morgenstunden, so um 3 Uhr herum, steht die Abteilung dann schon wieder an einer Strassenkreuzung oder an einem Dorfausgang bereit, sich in die Marschgruppe des IR 3, dem wir marsch technisch unterstellt sind, einzufädeln. Und dann kommen und gehen wieder die Namen von Orten, Dörfern und Siedlungen.

Wie die Lage eigentlich bei uns aussieht? Die Panzer sollen schon an der Düna sein, also schon in Lettland. Was zwischen ihnen und uns ist, das weiss kein Mensch. Wo ist der Gegner? Was passiert überhaupt? Wir wissen es nicht. Wir erkennen nur mit grösster Eindringlichkeit die Richtigkeit unserer Vorschrift, in der es heisst: «Ein grosser Teil der Kriegstätigkeit der Truppe besteht im Marschieren!» Das klingt so furchtbar trocken und als Leutnant las man gern darüber hinweg. Das war nur so ein Einleitungssatz, so allgemeiner Schmus, man suchte Wichtigeres, Interessanteres – in der Garnison. Da gab es bei den Planspielen immer so prachtvolle Lagen, wobei alles bis zum jüngsten Leutnant über die geheimsten Überlegungen der Truppenführung bestens orientiert war. Jeder konnte die Befehlsziffern «Feind», «Eigene Lage», «Auftrag» auswendig hersagen und spätestens zehn Minuten nach Beginn des Planspiels begann bereits die wilde Schlacht. Selige Zeit! Was wissen wir heute von Lage und Absicht? Nichts! Wir marschieren, marschieren ununterbrochen. Nur an der litauisch-lettischen Grenze kommt die Marschbewegung etwas ins Stocken. Vom 1. zum 2. Juli bleiben wir eine ganze Nacht in Ruhe. Wir hatten uns das besonders schön ausgemalt. Auf der Karte befand sich innerhalb unseres Rastraumes der Gutshof Roviškiai, ein bisschen abseits von der Vormarschstrasse, ideal gelegen. Schon als ich vorausfuhr, um die Unterkünfte festzulegen, befahl der Kommandeur: «In den Gutshof kommt natürlich das Stabsquartier!» – «Jawohl!», und los ging es.

Roviškiai: Ein leidlich gepflegter Weg führt von der Hauptstrasse weg, ein paar Hundert Meter nur. Am Ende stehen Gruppen von alten, schönen Bäumen – aha, der Park, darin muss der Hof liegen, vielleicht ein Schloss von irgend so einem baltischen Baron. Die Motorräder knattern in der Stille des heissen Julivormittags. Kein Hund schlägt an, als wir ein paar halb verfallene Wirtschaftsgebäude passieren. Nun ja, die Leute werden eben auch geflohen sein. Aber man sieht auch kein Gerät umherstehen, keine Spur von irgendeinem Betrieb. Sonderbar. Weiter hinten liegt das Herrenhaus. Der Weg dorthin ist mit Gras und Unkraut verwachsen und inmitten uralter Bäume ragt im Hintergrund aus dichtem Gebüsch verwittertes Mauerwerk. Ein paar steinerne Stufen sind noch zu erkennen, die Umfassungsmauern stehen nur noch mannshoch. Hummeln summen zwischen dem Gemäuer. Stehen wir hier vor den Resten einer verluderten Wirtschaft oder den stummen Zeugen einer Tragödie? Es muss lange schon her sein, dass über diese Steinstufen der Hausherr seine Gäste in jenen Saal hineinführte, zwischen dessen Fliesen nun das Unkraut wuchert. Wenn die Bäume erzählen könnten ... In ihrem Schatten wird nun das Zelt aufgeschlagen.

Am 2. Juli geht es dann über die Grenze nach Lettland. Die wievielte ist es eigentlich schon? Strömender Regen! Die Strasse ist ein einziger Morast, diesseits und jenseits, hüben wie drüben, ein Schlamm, ein Dreck. Und doch etwas Neues: Die Kartensignaturen sind andere, die Karten von dem neuen Gebiet auch wesentlich ungenauer.

Es ist etwas Merkwürdiges um die Karten: Wenn man an ihrer Hand längere Zeit durch ein Gebiet marschiert oder gefahren ist, dann fängt die Karte zu sprechen an. Man erkennt dann mit ihrer Hilfe nicht nur die Gegend wieder, in der man sich gerade befindet, sondern ein Blick auf die Karte lässt dann irgendein beliebiges Gebiet plastisch wie ein Bild vor den Augen erstehen, sodass man, wenn man später den Ort wirklich zu Gesicht bekommt, gar nicht mehr davon überrascht ist, denn man hat ihn ja vorher bereits genau so auf der Karte geschaut. Und nun ändern sich diese vertrauten Zeichen plötzlich, die Bilder zwischen Karte und Wirklichkeit stimmen nicht mehr genau überein, ja sie sind sogar manchmal falsch und es ist, als habe ein guter Freund einen im Stich gelassen. Mit einem Mal merkt man, dass man ganz unvorbereitet in einer fremden Gegend ist, allein auf einer kotigen Strasse – im Feindesland.

Am 3. Juli wird wieder gerastet. Dann geht es der Düna entgegen. Gar nicht weit von hier, bei Dünaburg war es wohl, dass mein Kommandeur im Ersten Weltkrieg als junger Leutnant gekämpft hat. Jetzt führt er als Abteilungskommandeur seine Männer zum zweiten Mal an diesen Fluss.

Am 5. Juli um 8 Uhr morgens erreicht die I./AR 21 in der Marschkolonne der 21. ID Jakobstadt (Jēkabpils) im östlichen Lettland und um 8:30 Uhr betritt die Spitze, am Divisionskommandeur

vorbeiziehend, die Kriegsbrücke über die Düna, die flüssig und ohne Störung überschritten wird. Dann geht es wieder auf aufgefahrenen Strassen, bei brütender Hitze weiter. In den jeweiligen Marsch- und Versammlungsbefehlen steht überhaupt nichts mehr von einer Lage, sondern nur noch von Marschgruppen, Marschzielen, Marschstrassen – ein reines Fuhr- und Transportunternehmen. Ausser den paar Schüssen, die Podel bei Schaulen in die Gegend knallte, haben wir in diesem Feldzug noch nicht einen Schuss abgegeben und das vierzehn Tage nach Überschreiten der Reichsgrenze. In dieser Zeit sind anderswo die unerhörtesten Schlachten geschlagen worden und alle anderen Abteilungen des Regiments haben bereits mindestens einmal eingreifen können. Nur wir schleppen noch die ganze Friedensmunition mit uns herum. Ein Glück, dass die Dinger nicht schimmeln können. Warum wir nicht gleich beim Train eingerückt sind?

Da, am 8. Juli, ein Hoffnungsstrahl: Das XXXXI. Armeekorps, rechts von uns, ist im Raum von Ostrow, also schon auf alt-russischem Boden, auf starken Feind gestossen und die 21. Infanterie-Division hat den Auftrag, in scharfen Märschen an dieses Korps aufzuschliessen. Also nochmals die Füsse in die Hand genommen, denn einmal müssen wir den Feind doch stellen und wenn das Letzte heraus muss. In den Mittagsstunden zu marschieren ist aber einfach nicht mehr möglich. Am 9. Juli sind es bereits 15 Mann innerhalb eines Tages, die bei der Abteilung durch Hitzschlag ausfallen. Die Männer sind nur noch staubüberkrustet, mit sonnenverbrannten Gesichtern, aufgesprungenen Lippen und geröteten Augen. Die Pferde können kaum mehr. Zu all dem tritt in der zu durchquerenden Gegend starker Wassermangel auf. Die in der Karte eingezeichneten Bäche sowie die Brunnen sind vollständig ausgetrocknet, das Wasser in den kleinen Tümpeln moorig und für die Pferde ungeniessbar. Trotzdem, nur vorwärts!

Am 11. Juli erreicht die Abteilung ein winziges Dorf namens Moskava, nur noch drei Kilometer von der alt-russischen Reichsgrenze entfernt. Morgen betreten wir russischen Boden. Wie wird es drüben aussehen? Versorgungsfahrzeuge von der Panzer-Gruppe, die zurückkommen, behaupten, jenseits der Grenze stünde überhaupt kein Baum, alles sei kahl, die Dörfer verfallen, mit einem Wort: eine Wüste. Manche wollen etwas von einer «toten Zone» wissen, die die Russen entlang ihrer alten Grenze angelegt hätten. Bei Ostrow, also im Südosten, soll es heiss zugehen. Nach Pskow (Pleskau) am Peipus-See sind es nur noch rund 50 Kilometer. Dunkle Erinnerungen an den Geografieunterricht in der Schule tauchen auf. Was hat man sich damals nicht alles vom weiten, heiligen – und auch unheiligen, weil bolschewistischen – Russland vorgestellt? Und nun stehen wir an seiner Schwelle: Der Marschbefehl für den 12. Juli sieht das Antreten der Abteilung um 5:30 Uhr zum Vormarsch über die Grenze vor.

12. Juli: Ein schmaler, sumpfiger Bach, über den eine schlecht und recht zusammengezimmerter Brücke führt: Das ist sie oder vielmehr das war sie – die Grenze zwischen Lettland und dem eigentlichen Russland. Bilden wir es uns nur ein oder ist es wirklich so: Die Gegend scheint tatsächlich um einen Grad unfreundlicher, verwahrloster als bisher. Die Wälder scheinen hier aufzuhören, alles macht auf den ersten Blick einen steppenartigen Eindruck. Die Karten versagen vollkommen. Sie sind veraltet, stammen wahrscheinlich noch aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Hier soll auch irgendwo die sogenannte «Stalin-Linie» verlaufen, um die bei Ostrow so schwer gekämpft wird. Unsere Panzer sollen sie bereits durchbrochen haben. Man hört von verlustreichen Kämpfen. Immerhin rollt aber jetzt bereits die ganze Panzer-Gruppe auf Pskow zu oder ist vielleicht schon dort. Es geht ja wirklich alles mit einer rasenden Geschwindigkeit. Bis Petersburg ist es zwar noch eine ganze Ecke, aber vielleicht müssen wir doch nicht bis ganz dorthin. Trotz des ewigen Marschierens sitzen wir noch meilenweit hinter der tatsächlichen Front und haben bislang überhaupt noch nicht wirklich eingegriffen.

Auf russischem Boden rücken wir sehr bald in Rasträume. Es sind ein paar Bauernhäuser da, aber wir ziehen eine schattige Wiese vor. Ein paar Kilometer entfernt ist ein See und wir Offiziere vom Stab fahren schnell einmal hin. Was ist das für ein herrliches Gefühl, das ganze verschwitzte Zeug, was man so am Leib mit sich schleppt, abzustreifen und zügig in den See hinauszuschwimmen!

Am Abend kommt dann die grosse Enttäuschung: Um die Strasse für das Durchziehen der Panzer- und Mot.-Verbände frei zu halten, werden die Marschbewegungen der 21. ID zunächst unterbrochen. Da haben wir nun den Saftladen! Da rennt man sich die Zunge aus dem Leib und wenn man glaubt, nun ist man endlich dran, dann rollen die Panzer-Verbände elegant an einem vorbei und man darf es sich als Ehre anrechnen, wenn man schliesslich am Rande einer grossen Entscheidung eine «Riegelstellung» oder so einen ähnlichen Käse besetzen darf. Das haben sie bereits in Frankreich mit uns so gemacht, als bei Sedan die Panzer-Divisionen an uns vorbeizogen, und jetzt ist es wieder so weit. Nun ja, mit uns kann man es ja machen! Hauptsache ist, dass es vorwärts geht und beim Infanterie-Regiment behauptete jemand sogar, die Panzerverbände wären nach Erreichen von Pskow/Pleskau bereits auf Leningrad angesetzt.

Im Abenddämmern des 14. Juli wird wieder angetreten. Im Morgengrauen setzt die Abteilung auf einer Behelfsbrücke über die Welikaja. Ein ganz ordentlich breiter Fluss, und habe trotzdem nie in meinem Leben etwas von ihm gehört. Dann geht es weiter nach Osten.

Da soll sich ein Mensch auskennen: Die Panzer marschieren nach Norden, wir nach Osten. Wo bleibt denn überhaupt der Gegner, beziehungsweise: Wo kann er denn kommen? Gibt es in die-

sem Krieg überhaupt noch Fronten oder marschiert jeder für sich einfach drauflos? Wo ist hier vorne und wo hinten? Na, überlassen wir das Gott und der höheren Führung, irgendwo werden wir schon rauskommen.

Hinter der Welikaja bekomme ich wieder, wie an jedem Marsch tag, den Befehl, mit einem Quartiermacherkommando in die bereits festgelegten Rasträume voranzufahren und diese näher zu erkunden. Wie ich mir daraufhin die Karte betrachte, sticht mich der Hafer. Ich kalkuliere: Die Quartiermacher der Batterien sind ohnehin zu Pferd, also langsamer als ich, aber mit meinem Krad komme ich auf diesen Sandwegen auch nicht toll vorwärts. Also verbinde ich das Nützliche mit dem Interessanten, mache einen kleinen Umweg von zirka 15 Kilometern und fahre über Ostrow, habe da (nach der Karte) nur gute Strassen, von Ostrow nach Norden sogar eine Rollbahn, und sehe mir dort einmal den Laden an. Irgendwo vorne treffe ich dann meine Quartiermacher wieder. Gedacht – getan.

Auf der noch etwas dämmerigen Strasse geht es nach Südosten. Allerdings nicht ganz so schnell, wie ich mir dies vorgestellt habe, denn die russischen Strassen sehen in der Natur wesentlich anders aus als auf der Karte. Überall sind Nachschublager von der Panzer-Gruppe, deren Etappenraum wir offenbar durchqueren. Kurz vor Ostrow ein Feldlazarett in einer halb zerstörten Fabrik, und davor – ein Heldenfriedhof. Lange Reihen von hellen Kreuzen. Die sind noch nicht alt. 30 bis 40 werden es wohl sein. So viel habe ich noch nie auf einem Fleck zusammen gesehen. Ob deren Angehörige zu Hause schon wissen, ... ? Eine ganze Weile noch leuchtet im Zwielflicht das schmutzige Weiss der Rot-Kreuz-Fahne mir nach, die aus einer ausgebrannten Fensterhöhle herausbaumelt. Wir queren eine zweigeleisige Bahn und mit den ersten Strahlen der Sonne, die auf ein trostloses Bild fallen, erreichen wir den Ortsrand von Ostrow. Es ist dies kein Stadtrand, nein, wahrlich nicht, sondern eher der noch glimmende, schwelende Saum eines riesigen Brandfleckes.

Schiefe Telegrafmasten, von denen die Drähte wirr herunterhängen, kleine zertretene Proletariengärten, in denen meist ein stehen gebliebener Schornstein und um ihn herum ein Haufen verkohlter Balken anzeigen, dass hier einmal eine jener kleinen, verwanzten Buden gestanden hat, wie man sie hier im Osten an den Ortsrändern häufig findet. In den Strassenzügen stehen nur hin und wieder die vollständig ausgebrannten Fassaden einstöckiger Häuser. Verbogenes Blech liegt umher. Ich weiss gar nicht, von wo in einer zerstörten Stadt diese Unmengen vor Blech und Draht herkommen. Da und dort raucht es noch oder es leuchtet bei einem leichten Windstoss in den Ruinen rot auf. Ein unerträglicher, heisser, stickiger Brandgeruch liegt über allem. Die paar Wiesenstücke, die zwischen den Ruinen liegen, sind von Panzerspuren durchzogen. Hier haben sich auch bereits wieder Umschlagstellen und rückwärtige Dienste eingenis-

tet. Die Strasse ist sogar gepflastert; sie wird breiter und mündet in eine grosse Kreuzung, an der in der Strassenmitte eine angekohlte Stange mit einer Unzahl von Richtungsschildern auf-gepflanzt ist. «Pleskau 50 km» – die Ausfahrt zur Rollbahn. Wer sich darunter eine asphaltierte Autobahn vorstellt, ist blamiert! Unter diesem stolzen Begriff verbirgt sich eine etwa fünf Meter breite Landstrasse, deren Belag durch den ununterbrochenen Verkehr motorisierter Einheiten restlos zerstört ist und in der die Ketten der Panzer tiefe Rillen und Schlaglöcher ausgefahren haben. Mit einer Maximalgeschwindigkeit von 25 km/h quält mein Fahrer das Krad vorwärts, das wie ein störrischer Esel unter fortgesetztem Stossen und Bocken dahinächzt. Mir ist das aber völlig gleichgültig, denn was sich hier dem Auge bietet, ist von einer unerhörten Eindringlichkeit: das Gefechtsfeld einer modernen Panzerschlacht.

Ich weiss nicht, wie die strategische und taktische Lage war, die hier in dem weiten, übersichtlichen, für Panzer geradezu idealen Gelände beiderseits der Rollbahn Ostrow-Pleskau zu dieser Schlacht geführt hat. Ich weiss nur, dass es ein Zusammenprall von unvorstellbarer Wucht gewesen sein muss, als hier vor zwei oder drei Tagen (länger kann es nicht her sein) unsere Panzer auf die feindlichen Panzerverbände stiessen. Wie die Kadaver vorsintflutlicher Ungeheuer liegen zerschossene und ausgebrannte Wracks von Panzern und motorisierten Fahrzeugen über das gesamte Gelände verstreut. Weitaus die überwiegende Zahl davon trägt den roten Stern. Hier und da mal ein deutscher Panzerspähwagen oder ein Pkw. Aus den offenen Luken weht ein verpestender Leichengeruch. In fast allen russischen Panzern liegt, sitzt, ja steht oft noch die Besatzung und grinst die vorwitzigen Neugierigen mit verglasten Augen an, auf denen grüne Fliegen herumkriechen. Stahlplatten von 7,5 cm Stärke sind wie Pappdeckelschilder durchlöchert, die zerfransten Mündungen von Panzerkanonen ragen stumm, wie eine ohnmächtige Drohung, gegen irgendeinen imaginären Feind. Sie haben uns nicht aufzuhalten vermocht. Hier stehen sie, die technischen Giganten und Roboter, der 44 Tonnen schwere KW I und der 52 Tonnen schwere KW II mit seiner 15,2 cm Kampfwagen-Haubitze, zusammengesossen, ausgeglüht, stählerne Särgе und zugleich Denkmäler ihrer Besatzungen in der weiten Ebene nördlich von Ostrow.

Wir sind von der grossen Strasse abgelenkt und damit wieder auf der Vormarschstrasse unserer Division, einem primitiven Landweg, der die Rollbahn im rechten Winkel schneidet. In langsamem Trott ziehen hier die bespannten Kolonnen meines Regiments. Eine andere Welt! Hier Menschen, Tiere, Lebewesen – dort Panzer, Maschinen, Apparate. Die 6. Batterie ist es. Ihr Chef, Oberleutnant Reuter, war Adjutant, mein Vorgänger in der Abteilung. Wir beide haben uns längere Zeit nicht mehr gesehen. Ein bisschen plaudern wir zusammen, dann geht es wieder weiter.



Nach dem Einrücken im Rastraum schnell etwas gegessen, eine Handvoll Schlaf und schon muss ich wieder zum Befehlsempfang. Während wir auf die Befehle warten, gibt uns ein deutscher Jäger eine Sondervorstellung: Hintereinander schießt er drei dicke russische Bomber vom Himmel. Es ist ziemlich weit weg, aber mit dem Glas sieht man die Piloten an ihren Fallschirmen baumeln. Um 7 Uhr abends bringe ich den Befehl zur Abteilung: «Panzer-Gruppe 4 in der Flanke von starken russischen Kräften angegriffen. Das I. AK, und damit die 21. ID, werden an den rechten Flügel der Panzer-Gruppe vorgeführt, um die Flankenbedrohung auszuschalten.» Wir machen uns kein richtiges Bild davon. Was heißt hier Flankenbedrohung, wo ist denn diese Flanke? Das kann noch sehr weit weg sein. Aber dass der Russe angreift, das haben wir wirklich noch nicht erlebt. Uns kann es recht sein. Jedenfalls scheint die Feindberührung nun doch langsam bevorzustehen. Zeit wäre es. Seit drei Wochen hetzen wir hinter dem Gegner her und haben uns und die Pferde fast lahm marschiert.

## Erste Kämpfe in Russland

Jetzt aber ist es in Kürze so weit. Dort vorne irgendwo, auf den Karten der höheren Führung bereits genau verzeichnet, steht er – der Feind.

Wird dieses Zusammentreffen morgen oder übermorgen sein, hier in der Nähe oder liegt das alles noch weit entfernt? Wir tappen im Dunkeln, wie mit verbundenen Augen marschieren wir durch die Gegend, von einem Kartenrand zum anderen, von Süden nach Norden, von Westen nach Osten, die Richtung jeweils nur ganz kurzsichtig nach den Marschbefehlen erkennend – bis zum nächsten Rastraum. Manchmal fallen dann so grosstrabende strategische Ausdrücke, wie «Flankenbedrohung der Panzer-Gruppe 4», mit denen wir aber nichts anfangen können, weil sie wie wir im luftleeren Raum zu hängen scheinen. Na schön, wie sagte doch Clausewitz so treffend: «Der Soldat wird ausgebildet, ausgerüstet, er isst, schläft, marschiert nur zu dem einen Zweck, um zur richtigen Zeit und am richtigen Ort ins Gefecht treten zu können.» Alles dies haben wir bisher getan – über Zeit und Ort zu bestimmen ist aber nicht unsere Sache. Doch wir beginnen zu ahnen, dass die Entscheidung darüber nahe vor uns steht. Der Augenblick, an dem man uns wie einem Jagdfalken die Binde von den Augen nehmen wird, in dem wir selbst handelnd und damit bestimmend in «die Lage» eingreifen werden, dieser Augenblick ist nicht mehr fern – nein, er ist sogar schon da.

Am 16. Juli 1941, um 18:30, überreicht mir ein Melder des Infanterie-Regiments den Vormarschbefehl, dem zufolge die 21. Division den Auftrag erhielt, die im Brückenkopf Porchow in Kampf stehende SS-Totenkopf-Division abzulösen. Neben diesen allgemeinen Sätzen steht dann aber auch ein Name: Frolowo! Dort ist es unter anderem zu Kämpfen gekommen. Endlich ein Festpunkt. Nach langem Suchen habe ich ihn auf der Karte: knapp fünf Kilometer südlich von Porchow. Morgen oder übermorgen früh werden wir im Brückenkopf Porchow auftragsgemäss ablösen und damit am Feind stehen.

17. Juli: Die Nacht war hell und klar und so marschierte man ganz angenehm den kommenden Dingen entgegen. Es mag so gegen 3 Uhr früh gewesen sein, als vom Infanterie-Regiment 3 der schon altgewohnte Befehl kam: «Quartiermacher nach vorne!» Und wie all die Tage bisher, schwang ich mich wieder in mein Beiwagen-Krad und fuhr zunächst zum Stab des Infanterie-Regiments, wo die Einweisung erfolgte. Der Unterkunftsraum meiner Abteilung sollte das Dorf

Shateli, etwa 15 Kilometer südwestlich von Porchow, sein. Die Dörfer unmittelbar daneben wurden den Infanterie-Bataillonen zugewiesen. Mit dem Eintreffen der Marschgruppe in dem Unterkunftsraum war in den frühen Vormittagsstunden zu rechnen.

Wir notierten die Anweisungen und fuhren los. Mit mir und meinen Quartiermachern auch die des Infanterie-Regiments 3 unter der Führung des Oberleutnants Graf Brockdorff, des Ordonanzoffiziers im Regiments-Stab. Wir beide hatten uns in der Zeit der grossen Märsche angefreundet, da wir ja doch fast jeden Tag – oder besser: jede Nacht – auf unseren Krädern zusammen vor der marschierenden Truppe einherfuhren, um die Quartiere vorzubereiten. Auch heute war es wieder so. Bald hatten wir die marschierenden Kompanien hinter uns, die Strasse wurde leer und wir konnten ein etwas höheres Tempo anschlagen. Allerdings fuhren wir noch lange nicht an der Spitze der marschierenden Division. Im Gegenteil, das IR 3 war das hinterste Regiment, und der Abstand zu der vorderen Marschgruppe, dem IR 45, war doch mehrere Kilometer tief.

Es dämmt bereits sehr stark, ein trüber Tag zieht herauf. Die Quartiermacher des Infanterie-Regiments haben sich von uns gelöst, sie fahren etwas schneller und ihre Kräder sind gerade noch vor uns auf der Strasse zu erkennen. Jetzt aber biegen sie nach rechts, scheinbar auf einen Feldweg ab. Ein Blick auf die Karte: Jawohl, ganz richtig, da muss die Wegabzweigung auch zu unseren Unterkünften sein. Vor uns, geradeaus auf der Strasse ist im morgendlichen Zwielicht gerade noch das Ende einer anderen Marschkolonnie zu erkennen. Das muss die Marschgruppe IR 45 sein, die weiter vorgezogen wird. Also alles in Ordnung. Da sieht man auch schon die für uns vorgesehenen Dörfer, etwa zwei bis drei Kilometer von der Strasse abliegend, die üblichen einsamen, verlassen, schmutzigen Gehöfte, die man immer zuerst einmal auskehren muss, damit einen die halb verhungerten Wanzen nicht auffressen. Wir biegen also ebenfalls ab und schaukeln mit unseren Maschinen auf einem elenden Feldweg auf das erste Dorf zu. Nach der Karte ist es Saretschje, und wir sind froh, uns bald die kalten, durchgeschüttelten Füsse etwas vertreten zu können. Es ist gegen 5:00 Uhr.

Da kommt uns von Saretschje ein Kradfahrer von der Infanterie entgegen. Er winkt schon von Weitem: «Herr Oberleutnant, in unseren Quartieren sitzt der Russe!» – «Nun machen Sie mal einen Punkt! Was soll denn das heissen, hier, zwei Kilometer von der Strasse entfernt, auf der seit Stunden die ganze Division vorbeizieht, soll Feind sein? Wo ist denn der Graf Brockdorff?» – «Beim Friedhof!»

Während der Kradfahrer mit seiner Meldung an das Regiment weiterfährt, fahren wir in das Dorf hinein. Es ist scheinbar vollkommen leer. Nur hinter einem Haus stehen zusammengedrängt ein paar Quartiermacher von der Infanterie und spähen vorsichtig um die Ecke. «Wo ist Oberleutnant Brockdorff?» – «Vorn, am Friedhof. Aber Vorsicht, der Russe schiesst auf jeden

Mann.» – „Ja, wo ist der denn überhaupt?“ – «Da vorne, aus Gasteny bekommen wir Feuer!» Verrückter Krieg. Tatsächlich, da knattern in unmittelbarer Nähe Gewehrschüsse, aber das scheinen wohl eigene zu sein. Vorsichtig schaue auch ich um das Hauseck. 50 Meter vor mir, auf einer kleinen Erhebung, überschattet von alten Bäumen, liegt ein winziger Friedhof. An der mir zugekehrten Friedhofsmauer kauern ein paar Infanteristen, dann und wann auf mir unsichtbare Ziele feuernd. Mit ein paar Sprüngen bin ich bei ihnen. Brockdorff ist tatsächlich auch da, er hat sich von einem seiner Männer einen Karabiner besorgt und schiebt gerade einen neuen Ladestreifen hinein. Der Infanterist in ihm bricht sichtlich durch.

Vor dem Friedhof befindet sich eine etwa 300 Meter breite, vollkommen deckungslose Hutweide und jenseits derselben liegt der Ortsteil Gasteny. Dort drüben soll der Gegner sitzen, jedenfalls knallen die Infanteristen dorthin und tatsächlich schießt es jetzt auch von dort herüber. Dank des Eifers unseres Vorkommandos nimmt das Feuergefecht merklich an Heftigkeit zu. Sehr angriffsfreudig kann der Gegner dort drüben aber nicht sein, sonst hätte er sich sicherlich nicht wie ein scheues Kaninchen hier in den Dörfern verborgen gehalten, während vor ihm auf der Strasse die Division, regimenterweise, nichts ahnend vorbeidefilert.

Ich rekapituliere meine Kriegsschulkenntnisse hinsichtlich verbliebener Infanterie-Kampferfahrungen. Auch durchforsche ich mein Gewissen, ob hier nicht vielleicht durch einen kühnen Handstreich die Lage gemeistert werden könnte. Ich komme aber zu der Erkenntnis, dass Quartiermacher keine Stosstrupps sind, und da ich ausserdem keine Lust verspüre, etwa durch die verirrte Kugel eines russischen Rekruten zu sterben, ziehe ich mich wieder hinter die Häuser zurück. Dabei fällt mir auf, dass nur wenige Schritte von uns entfernt, etwa 50 Meter, und nur getrennt durch einen schmalen Dorfbach, über den eine holprige Brücke führt, sich noch ein paar Gehöfte, darunter eine grosse Scheune, befinden. Ich frage die Infanteristen, ob schon jemand diese Gehöfte besehen hätte, was aber verneint wurde. Sie scheinen auch tatsächlich vollkommen leer zu sein, denn wir stehen ja völlig deckungslos vor ihnen und ein halbwegs geübter MG-Schütze könnte uns fünf oder sechs Mann, mehr sind wir ja nicht, mit einem einzigen Feuerstoss abservieren.

Trotzdem behagt mir diese Scheune gar nicht. Ein Flügel des grossen Tores steht zwar halb offen, aber da das Tor nicht zu uns her liegt, kann man von unserem Standpunkt aus nicht hineinsehen. Nichts rührt sich. Ich nehme trotzdem meine Männer in eine Deckung zurück, in der ihnen auch von dieser Richtung her keine Überraschung drohen kann und warte auf die Dinge, die da kommen sollen. An Unterkunft und Ruhe ist ja in dieser Lage nicht mehr zu denken. Um 9 Uhr treffen der Reiter- und der Pionier-Zug des Infanterie-Regiments ein, die man auf unsere

Meldung hin schleunigst vorgeworfen hatte. Während diese das Dorf durchkämmen und am Ortsrand gegenüber Gasteny Stellung beziehen, fahre ich an die Vormarschstrasse zurück, da ja in Kürze auch mit dem Eintreffen meines Kommandeurs gerechnet werden muss. 15 Minuten später ist er auch schon da und wir führen in aller Eile die notwendigen Erkundungen für einen Einsatz der Abteilung durch. Inzwischen war auch das I. Bataillon des IR 3 eingetroffen und entwickelte sich aus dem Marsch heraus zum Angriff auf Gasteny.

Der Kommandeur und ich standen gerade an der Abzweigung des Landweges von der Hauptstrasse und erwarteten die Batteriechefs, um den Einsatzbefehl für die Abteilung zu geben, als von Saretschje her sich ein Trupp näherte. Vier oder fünf Infanteristen eskortierten etwa 20 Russen, das heisst Männer in russischen Uniformen, aber mit deutschen Stahlhelmen. Diese stammten jedoch nicht aus unseren Beständen, sondern waren das ältere Modell aus dem Ersten Weltkrieg. Es handelte sich also offensichtlich um Teile einer estnischen Truppe, die die Sowjets bei der Annexion der baltischen Staaten im Sommer 1940 einfach, zum Teil wenigstens, mit ihrer alten Ausrüstung in die Rote Armee übernommen hatten. Des Kampfes müde, hatten sie sich ohne jedes Sträuben unseren Männern ergeben. Im Vorbeiziehen fragte ich einen deutschen Unteroffizier, der den Zug anführte, von wo denn die Kerle her seien. «Die haben wir aus der grossen Scheune jenseits des Dorfbaches dort herausgeholt.»

Während noch die Batterien in Stellung gehen und die Fernsprechleitungen gelegt werden, hat die Infanterie bereits fast kampflos Gasteny genommen. Verluste gab es so gut wie keine. Doch, einen: Oberleutnant Graf Brockdorff war gefallen, als er, der Infanterie sich anschliessend, die grosse Hutweide vor dem kleinen Friedhof hatte überqueren wollen. Ich weiss nicht einmal, wo sie ihn begraben haben. Vielleicht gleich auf dem Friedhof?

Aber jetzt überstürzten sich die Ereignisse. Eine Verfolgung des nach Südosten sich absetzenden Gegners wird von der Division untersagt. Wichtigere Aufgaben liegen vor. Das Regiment 3 muss heute noch aus dem Brückenkopf Porchow nach Osten angreifen. Das bedeutet mindestens noch 15 Kilometer Marsch und dann Angriff. Das Regiment 45 schirmt südlich Porchow nach Süden ab, da von dort ständig immer stärkere Feindkräfte gegen unsere rechte Flanke vorfühlen. Die Kerle, mit denen wir es in Gasteny zu tun hatten, gehörten bereits dazu. Es soll die 180. Schützen-Division sein, die da absolut nach Norden durchstossen wollte.

Inzwischen packten wir unsere Sachen wieder zusammen, um uns nach Porchow aufzumachen. Aber das war nicht so einfach. Auf der Vormarschstrasse herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander von marschierenden Truppen, bespannten Kolonnen und motorisierten Fahrzeugen. Ein Gegenverkehr war völlig ausgeschlossen. Wir würgten uns mit unserem Pkw langsam

durch. Von Porchow her rummelt Artilleriefeuer und zwar diesmal nicht nur eigenes. Manchmal hört man ganz fein das Heranheulen russischer Granaten und dann schlägt es in der Ferne dumpf ein. Es dürften nicht gerade die leichtesten Kaliber sein, mit denen da herumgeworfen wird. Dazu beginnt ein leichter Regen herabzunieseln. Die Landschaft ist wieder einmal grau in grau.

Gegen Abend, nachdem wir den ganzen Nachmittag im Gelände südlich Porchows herumgekurvt waren, in einem Raum, von dem man eigentlich nicht recht wusste, ob er noch leer oder schon von russischen Spähtrupps besetzt war und in den hinein die russische Artillerie kleinere Feuerüberfälle schoss, kehrten wir nochmals an die Vormarschstrasse zurück, um unsere Erkundungsergebnisse mit dem Regimentskommandeur zu besprechen.

Auf einer Wiese, die mit mannshohen Gebüsch bestanden war, hart neben der Strasse, befand sich der Divisions-Gefechtsstand und gleich daneben der des Artillerie-Regiments. Trotz des sehr geschäftigen Betriebs, der da herrschte, sah das Ganze für uns, die wir nass und verdreckt aus der Dämmerung hier auftauchten, doch sehr gemütlich aus.

Im beleuchteten Zelt des Ic der Division, des Oberleutnants Skowronski, bei dem ich kurz vorbeischaute, war dieser gerade damit beschäftigt, die Tagesmeldungen zu verarbeiten und in einem gedruckten Behelf mit den im Frieden bereits bekannten sowjetischen Truppenteilen jene abzuhaken, die bisher vor uns aufgetreten waren. Die beiden Divisionen, mit denen das IR 3 gefochten hatte, waren nicht dabei. «Schon wieder neue», brummte er vor sich hin. Der grosse Befehlsbus des Artillerie-Regiments stand, abgeblendet und mit Zweigen getarnt, gleich daneben. Im Inneren aber brannte die elektrische Lampe über den grossen, sauberen Kartentischen. Das Feldbett des Obersten war bereits auf der rückwärtigen Sitzbank des Omnibus aufgeschlagen und die Ordonnanzen schienen gerade das Abendessen vorzubereiten. Ich hätte was dafür gegeben, wenn ich mich die Nacht über in so einem Omnibus wenigstens auf den Boden hätte legen können. Aber dem war nicht so. Mein Kommandeur hatte seinen Bericht erstattet und nun verliessen wir, mit einem Unterstellungsbefehl unter das IR 3 in der Tasche, den schönen Gefechtsstand und fuhren wieder ab. Um 2 Uhr nachts (18. Juli) standen wir dann eher frierend und vollkommen übernachtigt an der Schelon-Brücke hinter Porchow, auf der unsere Batterien den Fluss überqueren sollten. Dabei kam ich ins Gespräch mit ein paar SS-Männern der Totenkopf-Division, die da vorne irgendwo herumtobte. Sie erzählten, ihre Division sei bereits an der Düna, aber zwischen uns und ihnen wäre so gut wie nichts. Versorgungstransporte wären immer ein Risiko. Was war das doch für ein verrückter Krieg?

Unsere Batterien hatten inzwischen den Fluss passiert und um 5 Uhr morgens erreichen wir dann den Rastraum des IR 3, aus dem heraus dieses aber bereits anderthalb Stunden später wieder in östlicher Richtung aufbrach. Da vom Feind vorerst nichts mehr zu sehen war, ging die Bewegung in einen regelmässigen Vormarsch über. Die Männer konnten allerdings kaum noch marschieren, denn sie waren ja seit etwa vier bis acht Stunden ununterbrochen unterwegs. Gegen Abend aber scheint es noch einmal zu einem Einsatz zu kommen. Das IR 24 hatte fünf Kilometer südlich Dno einen Flugplatz bei Beloschkino in Besitz genommen und drehte nun nach Norden direkt auf das Städtchen Dno ein. Meine Abteilung, zusammen mit dem IR 3, rückte nun an den linken Flügel des IR 24 heran, um mit ihm gemeinsam am Morgen Dno anzugreifen.

Nahe der Kirche von Goristo, auch so einem kleinen Nest, schlugen wir unseren Gefechtsstand auf. Um 1 Uhr nachts waren die Batterien feuerbereit, das ganze Nachrichtennetz war wieder aufgebaut und um 5 Uhr früh trat die Infanterie zum Angriff an. Der gewann gegen schwachen Feindwiderstand so schnell an Boden, dass unsere Chefs gar keine Gelegenheit fanden, artilleristisch einzugreifen. Bereits anderthalb Stunden später war Dno nach kurzem Strassenkampf genommen, wobei allerdings erhebliche Teile des Städtchens in Flammen aufgingen. Wir waren unterdessen bei unserer Kirche gesessen, obwohl wir von dort aus gerade nur ein paar Hundert Meter in das Kusselgestrüpp sehen konnten, das sich zwischen uns und Dno erstreckte. Aber eine artilleristische Führung war ja gar nicht notwendig gewesen. Erst als von Dno her schwarze Rauchsäulen aufstiegen und die Batteriechefs das Erreichen des Angriffszieles durchfunkten, packten wir unsere unverschossene Munition wieder missmutig zusammen und zogen hinter den vorrückenden Truppenteilen nach. Wir waren nicht gerade bester Stimmung. Erstens waren wir hundemüde. Zum anderen war gerade die Nachricht gekommen, dass beim Angriff auf Dno Oberleutnant von Oldenburg als Kompanieführer beim IR 24 gefallen sei. Ich war mit ihm seinerzeit am Gasschutz-Kurs in Bad Neuenahr gewesen und dann auf einer Spritztour nach Köln gefahren. Jetzt war er der Zweite in der nun beginnenden entsetzlichen Reihe von mir bekannten oder befreundeten Offizieren, die vor dem Feind fallen sollten. Schliesslich ärgerte es uns auch, dass wir wieder nicht zum Schuss gekommen waren. So oft wir dem Regiment darüber Meldung machten, kamen von dort nur mitleidig-höhnische Bemerkungen. Das verdriesst denn auch den besten Soldaten. Seit dem 16. Juli abends, also in zweieinhalb Tagen, waren wir rund 90 Kilometer unter gefechtsmässigen Bedingungen, ohne grössere Ruhepausen, marschiert, waren dreimal mit der ganzen Abteilung und mit einer Batterie sogar viermal in Stellung gegangen, hatten den ganzen Nachrichtenapparat aufgebaut, nur um ihn jedes Mal mit noch grösserer Hast wieder abbauen zu können und der vorrückenden Infanterie nachzujagen. Nein, so hatten wir eigentlich nicht gewettet.

In Dno selbst herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Infanterie, Stäbe und alles Mögliche andere fuhrwerkten in den noch heil gebliebenen Strassen umher. Wir, der Abteilungsstab, hatten am Südrand der Stadt haltgemacht, um unsere Batterien durch dieses Chaos durchzuschleusen. Mit einer Winkerkelle bewaffnet, pflanzte ich mich, wie ein Verkehrspolizist, an einer Strassenkreuzung auf, während ein paar Unteroffiziere von uns den Ort durchstreiften, um zu sehen, ob da nicht etwas zu «organisieren» sei. Die Beute fiel verhältnismässig mager aus. Sie brachten ein Bündel kleiner, schwarzer, schäbiger Aktentaschen, die aus Pappendeckel und einem schlechten Stoff gefertigt waren, sowie ein paar Überzüge aus gelbem Ölzeug, die, mit einer Kapuze versehen, als Regenmäntel ganz brauchbar schienen. Es waren russische Gasschutzanzüge, die sie da aus irgendeinem Depot gefischt hatten. Der Kommandeur und ich nahmen uns je einen Mantel und eine Aktentasche – die Letztere hat mich den ganzen Krieg hindurch begleitet, scheint demnach gar nicht so schlecht gewesen zu sein. Eine ganz andere Spürnase hatte natürlich Podelhl gehabt. Er war – wie immer – mit den vordersten Infanterie-Spitzen in die Stadt eingedrungen und damit auch der erste Mann am Platz gewesen. Noch während die Strassenkämpfe tobten, hatte er mit seinem Batterie-Trupp, unter Lebensgefahr, ein Bonbongeschäft oder so etwas Ähnliches «erobert». Jedenfalls fielen ihm als Beute ganze Kisten ordinärster, picksüsser Schokoladebonbons in die Hände, die er nun, mit der ihm eigenen Freigebigkeit, verteilte.

Lange währte dieses Idyll aber nicht, denn schon ging es ohne Rast durch die Stadt weiter nach Osten, in glühender Mittagshitze, im Rücken die schwarzen Rauchsäulen grosser Brände in Dno. Nun trat insofern eine Panne ein, als die grosse Strasse, die nach der Karte aus der Stadt nach Nordosten führen sollte, sich in der Wirklichkeit bereits nach einem Kilometer in einen schmalen Feldweg verwandelte. Das bedeutete für uns ein paar Stunden Rast am Ostausgang der Stadt. Die Männer schliefen, wie sie standen und sassen, augenblicklich ein. Es war ein merkwürdiges Bild, das diese an der Strasse schlafende Artillerie-Abteilung bot, und es bedurfte grösserer Anstrengungen, die Leute wieder auf die Beine zu bringen, als schliesslich der Befehl zum Antreten kam.

Der Vormarsch, der in den Nachmittagsstunden einsetzte, führte durch ein unübersichtliches Waldgebiet auf weichen, fast sumpfigen, schmalen Wegen vorbei an einzelnen Gehöften und kleinen, von der Aussenwelt völlig abgeschnittenen Dörfern, deren windschiefe Häuser mit ihren offen stehenden Türen und leeren Fenstern die fast unheimliche Einsamkeit noch unterstrichen. Dann und wann blitzte es aus irgendeiner Gebüschgruppe, einer Scheune oder einem versteckt angelegten Schützenloch auf, ein paar Schüsse peitschten herüber, die marschierende Spitze ging in Deckung, erwiderte das Feuer. Dann meldete sich noch ein Granatwerfer, Hand-



granaten flogen, eine Gruppe wurde zur Umfassung angesetzt. Schliesslich humpelten ein, zwei Verwundete zurück und dann war der Spuk zu Ende. Die Häuser waren leer wie zuvor, bei einem Gebüsch fand man ein paar russische Patronenhülsen, aus einem Loch holte man irgendeinen alten Panje (= Bauern) heraus, der dort zitternd sass und natürlich von nichts wusste oder wissen wollte. Die Spitze trat daraufhin wieder an und die bis dahin geduldig auf der Strasse wartende, vor sich hin dösende Marschgruppe setzte sich wieder in Bewegung. Immer tiefer ging es in den Feind hinein, der offenbar auch nicht mehr die Möglichkeit besass, uns geschlossen entgegenzutreten. Was ihm ja sonst leichtfallen müsste.

Theoretisch sind wir nach links an die 11. Infanterie-Division angelehnt, aber die hängt noch weit zurück. Und zum IR 45, das rechts von uns auf einer Parallelstrasse vorgehen soll, klafft eine Lücke von mindestens sieben Kilometern. Man tut also jedenfalls gut daran, sich nicht allzu weit von der Strasse zu entfernen, denn was da in den Wäldern beiderseits derselben los ist, das weiss eigentlich niemand.

Der Marsch wurde bis in die Dunkelheit hinein fortgesetzt. Dann wurden die Unterkunftsräume verteilt. Für uns war das kleine Dorf Sachonje, etwas von der Strasse abliegend, als Biwakraum gedacht gewesen. Aber es brannte, bis auf wenige Häuser, lichterloh, als wir uns ihm näherten. Es war feindbesetzt gewesen und hatte bei der Säuberung durch das IR 24 irgendwie Feuer gefangen. Nun brannte es in den Abend hinein, prasselnd, knisternd in dunkler Glut, aus der manchmal hell die Flammen emporloderten. Kein Mensch kümmerte sich um das Dorf. Die Kompanien waren längst weitergezogen, aber auch sonst rührte sich nichts. Kein Zivilist, kein Hund, keine Katze, nichts. Es war, als habe kein Mensch, ja nicht einmal ein Tier den Mut, sich zu diesen elenden Hütten zu bekennen und wenigstens durch seine Anwesenheit zu zeigen: Hier, das da, das war mein, war unser Eigentum. Nein, Sachonje brannte nieder, als wäre es für nichts anderes aufgebaut worden. Unser Interesse an diesem Gluthaufen war natürlich auch nicht mehr sehr gross, zumal er – wie gesagt – ein Stück von der Strasse ablag und aus den Wäldern herum in dieser Nacht noch manche Überraschung kommen konnte. So blieben wir denn, mit Erlaubnis des Marschgruppenführers, an der Vormarschstrasse und gingen in der Nähe des Divisions-Gefechtsstandes, an der Spitze der Marschgruppe, zur Ruhe über.

20. Juli. Am nächsten Tag sah alles schon wieder anders aus. Wir hatten halbwegs geschlafen und wenn ich gestern noch ein gewisses Gefühl der Verlassenheit und übergrosser Müdigkeit hatte, so war es heute weg. Gestern erschien alles wie ein böser Traum: Die verlassene Gegend, das Feuer, der Feind, und man selbst gehörte eigentlich gar nicht dazu, hatte mit alldem gar nichts zu tun. Es war eben nur ein böser Traum. Heute ist zwar alles so wie gestern: der Busch, der Wald, der Divisions-Gefechtsstand da vorn. Aber nun ist alles Wirklichkeit: Die Sonne

scheint, man ist ausgeschlafen oder zumindest sehr erfrischt und fühlt sich in dieser neuen Wirklichkeit sehr wohl. Nein, nein, man will gar nicht woanders sein. Warum auch? Man ist ja im Vormarsch und wir werden die Russen schon jagen.

Man machte sich fertig. Für 11 Uhr war das Antreten vorgesehen. Und dann kam noch der Regiments-Adjutant vom Artillerie-Regiment bei uns vorbei. Er stieg nur kurz aus dem Wagen, um es uns zu sagen: Heute früh war es passiert. Mein alter Freund Horst Reuter, Chef der 6. Batterie, ist gefallen. Auf seiner B-Stelle, Granatwerfereinschlag, ein ganz leichtes Kaliber, ein kleiner Splitter im Kopf. Er hat gar nicht mehr viel gesagt, war gleich weg. Vor sieben, acht Monaten war ich noch bei seiner Hochzeit in Gumbinnen gewesen. Er hatte sich lange um die Heiratserlaubnis bemühen und auf sie warten müssen. Und jetzt ist alles vorbei. Mein Gott, es räumt ziemlich stark unter uns Offizieren auf. Jeden Tag erwischt es irgendeinen Bekannten: Vor vier Tagen Brockdorff vom IR 3, vor zwei Tagen den Oberleutnant von Oldenburg vom IR 24 und heute den armen Horst. «Erwischt» ist übrigens der richtige Ausdruck, es ist wie ein Fangenspiel. So, als ob jemand immer wieder den Auszählvers der Kinder aufsagen würde: «1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 – eine alte Frau kocht Rüben, eine alte Frau kocht Speck – und du musst weg!» Der Betreffende tritt dann aus dem Kreis und spielt nicht mehr mit. Freilich, bei den Kindern ist er dann wieder da, wenn es nach Hause geht. Wir aber gehen nicht nach Hause und Horst Reuter wird nicht mehr wiederkommen.

Am Nachmittag kamen wir dann an der Stelle vorbei, wo er gefallen ist. Vor einer Scheune sind am Boden ein paar ganz seichte Granattrichter zu erkennen. Ganz leichtes Kaliber. Am nahen Rande eines grossen Kornfeldes lag der frisch aufgeworfene Hügel. Mit Birkenstämmchen eingefasst. Sie haben ihm auch einen Strauss Feldblumen hingelegt, der jetzt schon wieder zu welken beginnt, und auf das Birkenkreuz seinen Stahlhelm gehängt. Er hat an der Schläfenseite ein winziges Loch und das helle Lederfutter im Innern ist rotbraun bespritzt. Das ist alles: ein kleiner Hügel am Feldweg zwischen Popowisch tschina und Lyuta. Wer hat je etwas von diesen Dörfern gehört? Selbst im nahen Porchow wird man kaum gewusst haben, wo sie liegen. In keinem Gefechtsbericht werden sie verzeichnet sein, denn sie sind taktisch wie operativ vollkommen uninteressant. Der Gegner hat sich dort auch kaum gehalten. Er ist gleich wieder ausgewichen. Gerade, dass er noch ein paar Schuss mit leichten Granatwerfern abgefeuert hat. Aber das ist ja nun wahrhaft nicht der Erwähnung wert.

Um 5 Uhr nachmittags wurden noch zwei kleine Walddörfer genommen, und dann marschierte das IR 3 mit unserer Abteilung, wiederum auf einem schmalen Waldweg, weit vor der Spitze der übrigen Division durch ein völlig unbekanntes Gebiet nach Norden. Die Karte zeigt hier nur Wald, ohne Weg und Steg. Aber in Wirklichkeit gibt es hier bedeutend mehr. Der Marschweg

wird von Pfaden gekreuzt, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen, und wohin sie führen. Da stehen Gehöfte, die in der Karte nicht eingezeichnet sind. Und da gibt es grosse Waldblößen, von denen wir nichts wussten. Vor allem aber wussten wir nichts vom Feind. Er war aus den letzten beiden Orten ausgewichen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Er war einfach weg. War er nun rechts oder links oder gar vor uns? Und was geschieht hinter uns? Besteht noch Verbindung zur Division oder hat sich der Gegner dazwischen wieder eingeschoben?

Um 23 Uhr erreichten wir das von der Division befohlene Marschziel und bezogen Biwak. Das heisst, wir igelten uns in einem Waldstück nach allen Seiten ein, die Geschütze schussbereit am Rande desselben aufgefahren. Ein Infanterie-Bataillon sicherte zusätzlich. Rauchen und das Aufblinken von Taschenlampen ist strengstens verboten, grösste Stille befohlen. Denn wenn wir auch im Moment nicht angegriffen werden, so ist der Gegner doch in der Nähe. Er ahnt bloss nicht, dass wir schon so weit in ihm drinnen stecken. Seiner Aufklärung ist anscheinend das plötzliche Abdrehen der Division aus der Ostrichtung nach Norden entgangen. Und dementsprechend ist er auch reichlich ungeniert. Auf einer Strasse, die parallel zu unserem Vormarschweg verlaufen muss, ohne dass dies aus der Karte zu ersehen wäre, scheint reger Betrieb zu herrschen. Man kann über den Gebüsch, vor unserem Biwak, in gar nicht so grosser Entfernung Scheinwerfer aufblenden und wieder verschwinden sehen: Dort marschiert der Feind, parallel mit uns. Ob er es ahnt? Morgen wird er es ja wohl merken.

21. Juli. Unser Auftrag: Die Division stösst so schnell wie möglich zum Schelon vor. Das war genau derselbe Fluss, den wir schon bei Porchow, damals von Westen nach Osten, überschritten hatten. Nun lag er wieder wie eine Barriere im Norden vor uns. Es ging aber sehr schnell vorwärts. Udo Ritgen tobte mit seiner Radfahr-Kompanie vorne weg und stiess bei Novoselje auf Feind, der sogar mit Artillerie antwortete. Wir machten freilich nicht viel Federlesens. Kurze Bereitstellung, die Abteilung ging in Stellung, 1. und 3. Batterie kamen diesmal endlich ganz schön zur Wirkung und schon hatten wir das Dorf. Dann wurden die Pferde kurz getränkt und weiter ging es.

Zu Mittag, wir rasteten gerade, wurde der Kommandeur nach vorne zum Artillerie-Regiment gerufen. Wir also rein in den Pkw, einen Kradmelder mit und los ging es. Beim Regiment wurde uns eröffnet: Die Division hat den Schelon erreicht und setzt morgen früh beim Dorf Swinord mit einem Bataillon IR 45 handstreichartig über den Fluss. Wir bekommen noch eine Artillerie-Abteilung unterstellt.

Sodann setzte sich ein Rattenschwanz von Bataillonskommandeuren, Kompanieführern und sonstigen Führern schwerer Waffen nach dem Schelon-Ufer in Bewegung, um durch den Kommandeur des IR 45 im Gelände eingewiesen zu werden. Das war genau so, wie es nicht sein sollte. Dieser weithin sichtbare «Feldherrnhügel», der da aufgebaut wurde, musste auch dem

blödesten Russen drüben klar machen, dass wir an dem Fluss da nicht bloss Fische angeln wollten. Aber, das sah man auch: Dort drüben war fast nichts vorhanden. Zwei oder drei Kerle, die hinter einem Busch kauerten, das war alles.

Um 10 Uhr abends waren wir mit unseren Erkundungen fertig; zum Regiments-Gefechtsstand zurückgekehrt, wurde von uns dort der Einsatzbefehl an die herangeholten Chefs der einzelnen Batterien ausgegeben. Die Abteilung ging daraufhin in Stellung und wir bezogen unseren Gefechtsstand in einem Dorf unmittelbar am Schelon-Ufer, etwa anderthalb Kilometer flussaufwärts der geplanten Übergangsstelle. X-Zeit war 2:50 Uhr.

Da das Gelände zum Fluss leicht abfiel, musste mit besonderer Vorsicht zu Werke gegangen werden. Gebückt hinter den Gartenzäunen, von Baum zu Baum vorpirschend, erreichten wir unseren Gefechtsstand: ein verdrecktes Bauernhaus, das wir erst gar nicht betraten. Darum herum ein völlig verluderter und verwachsener Gemüsegarten und – zum Fluss hinunter – eine freie Wiese, auf der ein Heuschaber stand. Die Nacht war so hell, dass man . 10 bis 20 Schritte weit gut sehen konnte. Als wir den schmalen Weg betraten, der durch den Gemüsegarten zum Hause führte, kauerte an der Planke, die den Garten gegen jenen des Nachbarn hin abgrenzte, eine Gestalt. Der schnelle Griff zur Pistole erwies sich aber als unnötig. Es war ein alter Mann, der hier am Boden lag, das einzige Lebewesen weit und breit, ausser den nun überall langsam gegen den Fluss vorführenden deutschen Soldaten. Wahrscheinlich hatten ihn seine Angehörigen, die hier wohnten, zurückgelassen, als sie von hier aus flohen, weil er ihnen zu beschwerlich war, oder weil er den Ort nicht verlassen wollte, wo er zeit seines Lebens gewohnt hatte. So mag er hier vielleicht schon seit Stunden gesessen und auf das Kommen derjenigen gewartet haben, über die ihm wahrscheinlich schon die sich zurückziehenden Rotarmisten Gräueltgeschichten erzählt hatten und vor denen alle seine Verwandten und Angehörigen, so er welche hatte, geflohen waren. Er wird schon am Nachmittag einige feldgraue Gestalten im Vorfeld des Flusses beobachtet haben. Aber nun kamen sie von allen Seiten heran, zuerst Einzelne, dann Gruppen, links und rechts von ihm. In den Gärten der Nachbarn waren sie auch schon, er hörte bereits die gedämpften Befehle, das Schnauben der Pferde – und nun war es so weit, nun kamen sie auf ihn selbst zu. So fanden wir ihn zusammengekauert am Eingangsweg: ihn, den «Alten vom Schelon», wie wir ihn später nannten. Zunächst aber hatten wir nicht viel Interesse an ihm, denn es galt, in aller Stille, Wichtigeres durchzuführen.

Um 2 Uhr waren wir feuerbereit. Träge zog der Fluss an uns vorüber, stumm lag das gegnerische Ufer. Der Himmel verfärbte sich jedoch schon in hellen Farben, während es am Boden noch dunkel war. Im Osten stand am Horizont eine breite Wolkenbank. Allmählich konnte man auch in grösserer Entfernung Umrisse erkennen und der Fluss begann matt zu schimmern. Der Uhrzeiger rückt langsam auf 3 Uhr morgens vor. Immer wieder vergewissere ich mich durch Anruf

bei den Batterien, dass die Verbindung da ist. Im Gemüsegarten schenzen die Batteriemelder. Man kann nicht wissen.

2:50 Uhr! Jetzt muss es los gehen. Merkt der Russe etwas? Angespannt lauschen wir in die Dämmerung hinein. Nichts, nur das Rauschen des Flusses ist zu vernehmen. Jetzt sieht man durch das Glas, am Flussknie bei Swinord, ein paar dunkle Schatten auf dem Wasser. Das müssen sie sein – ja, kein Zweifel, das sind die Schlauchboote mit den ersten Stosstrupps. Jetzt sind sie weg. Wohl schon drüben, Gott sei Dank! Der Feind hat anscheinend nichts gemerkt. Beim Infanterie-Regiment bestätigt man unsere Beobachtung: Jawohl, das Übersetzen hat begonnen. Um die Überraschung voll zu machen, hatten wir Artilleristen Schussverbot, es sei denn, dass sich am Nordufer schwere Waffen gemeldet hätten.

Als die Sonne aufgeht, ist bereits das ganze Bataillon drüben und nach den Meldungen geht es auch dort recht flott weiter. Dafür haben wir nun etwas Ruhe, die Sonne scheint jetzt warm und – übermächtig wie ich bin – schlafe ich auf einem Stuhl sitzend ein.

Es muss schon gegen Mittag gehen, als ich wieder zu mir komme. Der Kommandeur springt bereits halb nackt umher und ist dabei, eine grosse Wäsche mit Rasur vorzunehmen. Das leuchtet mir ein und ich treffe Anstalten, ihm nachzueifern. Von vorne gibt es auch nicht viel Neues, das heisst, das IR 45 kommt fast ohne Widerstand vorwärts und nun haben sich auch schon Teile des IR 3 dem Vorgehen angeschlossen.

Ich bin mitten in der besten Wäsche, da kommt plötzlich ein Feuerauftrag. Also zurück zum Kartentisch, das Handtuch um den Hals, das Fernsprechgerät vor der Brust. Die Kompanien vom IR 3 werden aus Jegoljnik flankiert. Nun, dem kann abgeholfen werden. Die Feuerverteilung ist schnell festgelegt, die Batterien schwenken auf die Zielräume und schon orgeln die ersten Lagen hinüber. Schon nach den ersten Einschlägen, die wie graue Wattebausche plötzlich zwischen den Häusern des Dorfes stehen, raucht es in immer stärkerem Masse schwarz nach und dann züngelt es auch schon rot hervor: Die Buden brennen. Sehr schön! Das ist ja mehr, als man gewollt hatte. Und wird auch fürs Erste genügen. Wie schön das eigentlich funktioniert: So zwischen dem Händewaschen schießt man, ganz nebenbei, ein Dorf in Brand – und doch ist das Ganze eigentlich grauenvoll!

Unser Brückenkopf jenseits des Flusses breitet sich immer weiter aus. Als einziger Batteriechef ist natürlich Podehl schon drüben und tobt ganz vorne irgendwo herum. Wir schießen nochmals, auf Anforderung des Artillerie-Regiments, nach Scolzy hinein. Das ist ein Ort, fast ein Städtchen, ganz links in unserem Blickfeld, aber schon am jenseitigen Ufer. Dort kämpft unsere 11. Division und die soll ein bisschen entlastet werden. Bei Swinord bauen sie bereits an einer Kriegsbrücke. Alles in allem ein recht erfolgreicher Tag.

Wir schlagen unser Stabszelt auf einer Wiese hinter dem Haus auf und ehe es noch ganz dunkel ist, schlafen wir schon wie die Toten. Nur einmal in der Nacht, so gegen halb zwei Uhr, stört mich irgendein Kerl, der etwas von mir haben will. Ich sage nur: «Ja, ja», und da war er auch zufrieden und liess mich weiterschlafen.

23. Juli. Es war etwa viertel acht in der Früh, als ich erwachte. Die Sonne schien, es wird wieder ein Prachttag werden. Der Kommandeur war schon putzmunter. «Na, Allmayer, gab's was Neues in der Nacht?» – «Nein, Herr Major, alles ruhig.» Ich war gerade im Begriff, aus dem Zelt zu kriechen, als das Telefon läutete. Es war der Regiments-Adjutant: «Morgen, mein Lieber, ich wollte mich nur erkundigen, wie es mit dem Übergang der Abteilung steht.» Ich verstehe zuerst nicht recht. «Wieso Übergang?» – «Na, haben Sie den Regimentsbefehl nicht bekommen?» Mir kommt ein furchtbarer Verdacht. «Doch, doch», beeile ich mich zu versichern, «jajawohl, es geht alles in Ordnung!» Ich hänge ab. Der Regimentsbefehl? Ich rufe meinen Gefechtschreiber. «Ist ein Melder vom Regiment gekommen?» – «Jawohl, Herr Oberleutnant, in der Nacht doch.» Heiliges Kanonenrohr! Das war doch nicht am Ende ... Ich greife in meine Manteltasche. Tatsächlich, da steckt ein Kuvert: «An den Adjutanten I./AR 21 – persönlich»: «Die Abteilung vollzieht den Uferwechsel über die Kriegsbrücke bei Swinord um 8 Uhr beginnend ...» Und jetzt war halb acht vorbei! Da lässt sich nichts mehr mogeln, da gibt es nur eins: dem Kommandeur sofort beichten.

Die Batterien werden alarmiert und wir machen uns in aller Eile fertig. Während noch das Zelt abgebrochen und aufgeladen wird, winkt mich der Kommandeur an einen etwas abgelegenen Platz: «Also hören Sie mal, Allmayer, das ist aber ein Mordsschweinerei, die Sie da gemacht haben. Ich weiss: übermüdet und so, aber wo kommen wir denn hin ...? Also: Diesmal lasse ich es Ihnen noch durchgehen. Das nächste Mal muss ich Sie aber als Adjutant ablösen lassen. Klar?» – «Jawohl, Herr Major!» – «Schön, dann reden wir nicht mehr darüber», sprach's und ging seine Sachen holen. Das war aber verflucht anständig von dem Alten. Das werde ich ihm nicht so schnell vergessen.

Tatsächlich gelang es, ohne wesentliche Verspätung, die Abteilung über die Brücke zu bekommen. Mit dem Regiments-Stab IR 3 war bald die Verbindung hergestellt: Das Regiment war etwa drei Kilometer nach Norden vorgestossen und sollte dann nach Nordosten eindrehen. Das Gelände war allerdings vollkommen unübersichtlich. Der Karte nach sollte hier Wald stehen. Aber das stimmte bei Weitem nicht. Der fing erst weiter nördlich an. Hier gab es nur Buschwerk, mannshoch, hauptsächlich Birken. Man sah oft keine 30 Meter weit. Bei jedem Schritt änderte sich das Bild, wie bei Kulissen, die fortwährend ineinandergeschoben werden und dadurch stets neue Bilder ergeben.

Da Podelh seit gestern schon in diesem Gelände war und sich daher wenigstens etwas auskannte, ging seine Batterie als erste in Stellung. Bereits um 9 Uhr war das I. Bataillon des IR 3 im Busch auf ein Dorf gestossen, von dem man zunächst nicht wusste, wie es hiess. Es war aber feindbesetzt.

Da das Infanterie-Regiment der Ansicht war, dass das I. Bataillon damit allein fertig werden konnte, hatten wir keinen Anlass, uns einzumischen. Der Abteilungs-Stab setzte sich daher am Wege, in der Nähe des Regiments-Stabes des IR 3, unter einem Busch auf den Boden und wartete die Entwicklung ab.

Das ging allerdings sehr schnell, denn das Bataillon kam nicht nur nicht vorwärts, sondern der Gegner versuchte mit Panzern, die von weiss Gott woher kamen, aus dem Dorf heraus anzugreifen. Podelh knallte wohl mit seiner Batterie drauflos, was die Rohre hergaben, aber das machte auf die Panzer zunächst wenig Eindruck. Umso mehr aber auf unsere Infanteristen, die diesen Biestern wehrlos ausgesetzt waren, da die Pak-Kompanie noch nicht heran war. Zudem hieb der Gegner auch noch mit Granatwerfern und Artillerie dort vorne ordentlich herum. Und es waren schon recht schwere Brocken, die von gar nicht so weit angerauscht kamen und mit dumpfem Krachen kreperten.

Auf der Strasse, die nach vorne führte, kamen jetzt immer häufiger Sanitätsträger zurück, die auf ihren Bahren ein stöhnendes Etwas trugen. Nun war Podelh nicht der Mann, sich durch so etwas einschüchtern zu lassen. Er zog einfach ein Geschütz seiner Batterie nach vorne, liess es auf freiem Felde auffahren und schoss damit, im direkten Richten, den ersten beiden Panzern, die sich am Dorfausgang zeigten, ein paar Panzergranaten zwischen die Rippen. Das half. Aber uns, bei der Abteilung, war inzwischen auch klar geworden, dass wir hier auf einen stärkeren Gegner gestossen waren und dass hier nur ganze Massnahmen helfen konnten. Also zogen wir die beiden anderen Batterien auch heran.

Es dauerte freilich noch eine Weile, bis sie feuerbereit waren und inzwischen krachte es ganz achtunggebietend um uns herum. Die gerade erst gestreckten Fernsprechleitungen gingen immer wieder in Fetzen. Das ganze Gewicht der artilleristischen Unterstützung der eigenen Infanterie lag daher zunächst bei der I. Batterie. Ein alter Bekannter von mir aus der Mohrunger Zeit, Wachtmeister Dickow, sass da ganz links vorne bei der Infanterie in einem kleinen Wäldchen und leitete das Feuer. Aber sie bekamen auch schwer Zunder da vorne. Und schliesslich erwischte es den guten Dickow. Eine 15 cm Granate schlug neben ihm ein. Hoffen wir, dass er davonkommt!

Inzwischen war ich mit dem engeren Gefechtsstab nach vorne gegangen, um den Gefechtsstand für unser Eingreifen herzurichten. Es ist schon ziemlich eilig, denn lange halten die Infanteristen nicht mehr aus. Am linken Flügel liegen sie mehr oder minder deckungslos auf einer Wiese,

leidlich in Schützenlöcher eingegraben. Der Bataillonsstab kauert an einem Feldrain, hinter ein paar niedrigen Büschen. Man ist hier recht deprimiert. Viele Verluste. Vom Dorf sieht man eigentlich so gut wie nichts. Hinter einer leichten Geländewelle schaut die lange Reihe der Dachfirste ein wenig hervor. In der Mitte des Blickfeldes raucht es ölig-schwarz aus einer Mulde hervor. Dort liegt einer der Panzer, die die I. Batterie erwischt hat, und brennt langsam aus.

Wo genau der Gegner steckt, weiss man nicht. Auf jeden Fall schießt er sofort, wie man nur die Nase hebt. Ich lasse mich über die Lage orientieren. Michalkina heisst das Nest vor uns. Das haben wir jetzt herausbekommen. Die armen Teufel auf der Wiese davor warten schon mit Sehnsucht, dass ihre Artillerie ihnen zu Hilfe kommt. Ich sehe daher zu, dass ich weiterkomme. Hinter einer Hecke etablieren wir uns und hier fängt wieder einmal deutlich der Ernst des Lebens an. Vorsichtshalber wollen wir doch mal den Stahlhelm aufsetzen und immer fein gebückt uns bewegen, denn hier wird richtig scharf geschossen. Sehr vorsichtig schiebe ich mich durch die Hecke hindurch, aber davor ist auch nicht sehr viel mehr zu sehen: eine Wiese und dahinter die Dächer des Dorfes. Links die Waldzunge, wo es den armen Dickow erwischt hat. Von weit hinter dem Dorf kommen dumpfe Abschüsse, so, wie wenn jemand dort auf einen tiefen Gong schlagen würde. Und da kommt es auch schon daher ... Volle Deckung! Na Mahlzeit, der Einschlag vor uns auf der Wiese war nicht von schlechten Eltern. Jetzt ist es an der Zeit, Deckungslöcher zu graben. Die Leitungen der Batterien werden herangebracht. Der Kommandeur erscheint auch und nun sind wir endlich mit allen Rohren feuerbereit.

Kurzes Einschiessen der Batterien und dann geht der volle Segen auf das Dorf nieder. Alle drei Batterien, also neun Geschütze, auf engem Raum konzentriert – da bleibt kein Auge trocken. Ich möchte jetzt nicht mit den Russen im Dorf sitzen. Im Blickfeld des Scherenfernrohres verwandeln sich die ruhigen Konturen der Dorfdächer in einen brodelnden Hexenkessel. Es ist, als ob da ein Taifun darüber hinwegrasen würde. Dachstühle knicken zusammen, als wären sie nur aus Streichhölzern gebaut, Balken, Erdklumpen wirbeln ununterbrochen gegen Himmel und werden, kaum dass sie den Boden berühren, bereits von neuen Einschlägen wieder hochgerissen. Dazwischen Rauch und Qualm und nun auch schon, wenn auch zunächst nur zaghaft, züngeln rote Flammen hervor – das Dorf brennt. In den Feuerstellungen aber wachsen die leeren Geschosskörbe und Kartuschen zu Bergen an. Wir müssen bereits für einige Batterien die Neumunitionierung befehlen.

Gegen 9 Uhr abends nehmen der Gefechtslärm und vor allem das feindliche Artilleriefeuer ab, ja hören vollkommen auf. Der Gegner scheint genug zu haben. Da meldet die 3. Batterie, die flankierend auch hinter das Dorf beobachten kann, dass feindliche Infanterie dasselbe in Richtung auf den dahinter liegenden Waldrand hin verlasse. Zwei unserer Batterien halten noch mit gutem Erfolg dazwischen. Dann ist Ruhe – Totenstille.



Vorsichtig fühlen Infanterie-Spähtrupps gegen das Dorf vor. Im Vorfeld und am Dorfeingang stehen russische Panzer – von ihrer Besatzung verlassen, teilweise ausgebrannt. Im Dorf brennt es noch stellenweise. Ist es geräumt? Es scheint so, nichts rührt sich.

Die Dunkelheit fällt herein und vor den vordersten Infanterie-Linien liegt rätselhaft das tote Dorf. Ist wirklich alles Leben darin ausgelöscht unter dem Toben unserer Granaten? Oder sitzen doch noch Russen in den wenigen noch stehenden Häusern? Jedenfalls fällt kein Schuss. Auch das aufzischende Licht einer Leuchtpatrone entreisst der Dunkelheit keine verdächtige Bewegung. Doch da – es ist gegen 22:30 Uhr – hören sie in den Schützennestern, die dem Dorf am nächsten liegen, und auch auf der B-Stelle der 2. Batterie, ein fernes Knattern. Ganz deutlich trägt es der Nachtwind vom Dorf herüber: Motorengeräusch – Panzer, russische Panzer in Michalkina!

Wir liegen auf unserem Gefechtsstand, in die Mäntel gerollt, am blossen Boden, eine Gasmaskebüchse oder Packtasche als Kopfkissen, eben im ersten Schlaf. Nur der Offizier vom Dienst sitzt bei den Fernsprechern und plaudert mit ihnen. Da – Telefonanruf: Russische Panzer im Dorf! Im Nu sind wir geweckt. Sammelverbindung an die Batterien! Alarm in den Feuerstellungen! Feuerüberfall in drei Minuten! – Jäh zerreisst es die Nacht. Hinter uns wetterleuchtet es und das Gepolter der Abschüsse geht unter im Orgeln und Heulen der über uns hinwegrauschenden Granaten. Drüben, in Michalkina, irrlüchert es; in dem toten Dorf ist die Hölle los. Im kurzen Aufblitzen der einschlagenden Granaten sieht man für den Bruchteil von Sekunden die Qualmpilze der unmittelbar vorher explodierten Geschosse. Nicht länger als ein, höchstens zwei Minuten dauert das Ganze. Dann bricht es ab und die frühere Stille liegt wieder über allem. Haben wir getroffen? Schossen wir auf ein leeres Dorf? Eine Reaktion ist zumindest nicht zu beobachten. Doch, über dem Dorf rötet sich langsam der Himmel. Nun brennen auch die letzten Häuser nieder.

22. Juli. Der andere Morgen war so strahlend wie der vorangegangene. Vorsichtig tasteten sich die eigenen Spähtrupps beim ersten Büchsenlicht an das Dorf heran, an einigen stehengebliebenen Zäunen vorbei, vorbei an ausgebrannten Panzern, über noch schwach rauchende Schutthäufen hinweg, bis zur ehemaligen Dorfstrasse, dann darüber hinaus – nach allen Seiten sichernd: nichts! Das Dorf beziehungsweise der Platz, an dem es gestern noch gestanden hatte, ist leer, geräumt. Aber zwischen den Häuserresten stehen zusammengeschossen und ausgebrannt weitere vier leichte Panzer mit dem roten Stern am Geschützturm. Das war unser letzter Feuerschlag. Das Kriegstagebuch der Abteilung vermerkt dazu: Panzerbereitstellung in Michalkina durch geschlossenen Feuerüberfall zerschlagen.

Am frühen Nachmittag wurde das Dorf endgültig in Besitz genommen. Dabei ergab sich ein ziemlich klares Bild der Lage. Insgesamt standen die Wracks von zehn russischen Panzern in und um das Dorf. Der Gegner – anscheinend schwer angeschlagen – dürfte sich nach Osten und Norden zurückgezogen haben.

Auch wir blieben zunächst im Wesentlichen in den alten Stellungen stehen. Ein kurzer Halt tat not. Michalkina war die erste harte und leider auch blutige Kraftprobe gewesen, die das Infanterie-Regiment 3 in diesem Feldzug mit dem Feind zu bestehen gehabt hatte. Ein Sohn von General Hube, der einmal das IR 3 geführt hatte, war in diesem Gefecht gefallen.

Am Ostrand des Dorfes, in der Nähe eines der wenigen noch benutzbaren Brunnen, schlugen wir unsere Zelte auf. Etwa bis gegen Mittag waren wir so weit eingerichtet und lagen nunmehr in der Sonne, im langen, ungemähten, schon etwas vertrockneten Gras und blickten zu den russischen Martin-Bombern und Jägern auf, die von Zeit zu Zeit die Kriegsbrücke bei Swinord anfliegen und dort, unter heftigem Flakfeuer, ihre Bomben abladen. Wir konnten den Erfolg oder besser Misserfolg dieser Aktionen nicht beobachten, sondern wir sahen nur das schöne Schauspiel, das sich bot, wenn die silbern glitzernden Maschinen, umtanzt von weissen Flakwölkchen, über uns hinwegzogen und in einer grossen Kurve hinter den Bäumen verschwanden. Obwohl wir wussten, dass diese Anflüge uns nicht unmittelbar galten, so empfanden wir, nach den gemachten Erfahrungen, jedes Mal eine gewisse Erleichterung, wenn die angreifenden Staffeln endgültig zum Heimflug abgedreht hatten. Zwischendurch erledigten wir den laufenden Dienstkrum und waren recht guter Dinge. Lediglich der penetrante Brandgeruch, der vom Ort herüberwehte, störte etwas die friedliche Geruhsamkeit, die im starken Gegensatz zu unserer gestrigen kriegerischen Aktivität stand.

Da plötzlich, es mag so gegen 3 Uhr nachmittags gewesen sein, kam ein merkwürdiger Zug daher: mitten aus dem Busch, geführt und flankiert von ein paar Infanteristen, eine lange Reihe von Frauen, Männern, Kindern in allen Altersstufen. Sie hatten da irgendwo im Busch gesessen, ohne Gepäck, ohne auch nur ein Bündel von Habseligkeiten, so wie sie sich eben schnell in Sicherheit gebracht hatten, als es anfang, gefährlich zu werden: die Bewohner von Michalkina. Viel hatten sie ja nie besessen: ein kleines Haus, ein Stückchen Acker und das meist selbst angefertigte Hausgerät. Viel war das nicht, und wertvoll schon gar nicht, aber es gehörte ihnen. Und das liessen sie stehen und liegen und gingen in den Wald, um abzuwarten, bis das Gewitter vorüber sein würde. Sie hatten wohl gestern den ganzen Tag hindurch schiessen gehört, hatten vielleicht auch die Panzer vorrollen und die Infanterie zurückmarschieren sehen, und vielleicht hat auch einer von ihnen, von einem Baum aus, die Unheil verkündenden Rauchsäulen aufsteigen sehen. Aber es blieb doch die Hoffnung, dass es nicht das eigene Haus war, das da gerade

brannte. Nun aber hatten unsere Infanteristen sie aufgestöbert und jetzt waren sie den altbekannten Weg wieder zurückgewandert, immer die fremden Soldaten zur Seite. Und dann waren sie hinausgetreten auf die Wiese vor ihrem Dorf – und das Dorf war nicht mehr. Im ersten Augenblick hatten sie sich wahrscheinlich gar nicht ausgekannt. Seit ihrer Kindheit war den meisten der Anblick so vertraut, dass sie sich einen anderen Anblick gar nicht vorstellen konnten. Es stimmte schon: Den Waldrand, die Wege, die Brunnen, das alles kannten sie, auch die vertrocknete Baumreihe dort. Die hatte auf der Dorfstrasse gestanden. Aber nun wurde ihnen klar: Das Dorf selbst existierte nicht mehr. Ziegel, verkohlte Balken, Reste von Zäunen und leise rauchende Aschenhaufen. Gestern – ja gestern, das ist lange her. Die Bewachungsmannschaft hatte natürlich wenig Verständnis, dass einige von diesen Leuten auf einmal in den noch heissen Trümmerhaufen herumsuchen wollten. «Los, los, Mütterchen! Nach vorwärts. Hier gibt's nichts mehr zu kaufen. Hinten bekommst du einen neuen Löffel.» Sie folgten und wanderten weiter. Was wird aus ihnen? Hier im Kampfgebiet können sie nicht bleiben, also werden sie nach rückwärts abgeschoben. Möge man sich dort den Kopf darüber zerbrechen.

Am 26. Juli, um 11:30 Uhr vormittags, schloss sich das IR 3 dem Vorgehen der 11. Infanterie-Division, unseres linken Nachbarn, an und stiess nach Osten bis zum Fluss Mschaga durch, einen Nebenfluss des Schelon, knapp bevor dieser in den Ilmen-See mündet. Der Angriff, der den sehr schwachen Feind vor sich hertrieb, führte durch ein womöglich noch dichteres Buschwerk als bisher, in dem ungemein raffiniert getarnte russische Feldstellungen angelegt waren, die nur auf kürzeste Entfernung zu bekämpfen waren und uns wohl grosse Schwierigkeiten auferlegt hätten, wenn sie besetzt gewesen wären. Doch dazu hatte der Gegner nach dem Tag von Michalkina keine Kräfte mehr. Zwei Kilometer vom Mschaga entfernt, an einer kleinen Lichtung, in einem jungen Birkengebüsch versteckt, schlugen wir unseren Gefechtsstand auf – und zwar für fast zwei Wochen!

Der Grund, warum dieser plötzliche Halt eingelegt werden musste, statt den weichenden Feind weiter nach Osten zu verfolgen, lag am rechten Flügel unserer Division und berührte uns selbst verhältnismässig wenig. Wir vernahmen die Tatsachen mehr aus den jeweiligen Regimentsbefehlen und mündlichen Orientierungen. Da war, schon seit den Tagen, als wir bei Porchow in den Kampf traten, zwischen uns, der rechten Flügeldivision des I. Armeekorps, und dem stark zurückgestaffelten X. Korps (126. ID.) eine breite Lücke aufgesprungen, die es dem Gegner ermöglichte, uns nicht nur von vorne, sondern auch in der rechten Flanke anzugreifen. Noch während wir über den Schelon setzten, hatte er bereits die ersten Angriffe gegen die zur Abschirmung am Südufer zurückgelassene Regimentsgruppe IR 24 unternommen. Für uns, die wir die Lage ja nicht im Grossen kannten, war es mehr als verwunderlich, als wir auf Befehl unseres

Regiments eine schwere Batterie unserer Artillerie-Gruppe herumschwenken mussten, die – gelenkt durch einen Artillerieflyer – eine feindliche Batterie gerade in der Gegend bekämpfte, durch die wir selbst erst vor ein paar Tagen marschiert waren.

In den nächsten Tagen verschärfte sich die Lage der Division zusehends, wobei der Schwerpunkt der feindlichen Angriffe südlich des Schelon lag. Wir verspürten davon allerdings relativ wenig, abgesehen davon, dass wir unsere 3. Batterie an die Südgruppe abgeben mussten. Freilich bedeutete dies, nicht zuletzt für mich, schmerzliche Verluste, verlor ich dabei doch, nach Reuter, wieder einen meiner Mohrunger Freunde – der Batteriechef Oberleutnant Müller-Grothe gehörte zu den Gefallenen. Wir selbst, das heisst die I. Abteilung nördlich des Flusses, verlebten dagegen recht sonnige Tage, wenngleich wir auch mit Bedauern feststellen mussten, dass der Gegner die gewonnene Zeit am Ostufer des Mschaga durchaus zu nutzen verstand. Ja, er trat sogar wieder mit Artillerie in Erscheinung, und zwar an einem sonnigen Nachmittag, als wir gerade beim Abteilungs-Stab, in Badehosen, auf unseren Feldstühlen sassen und einen zünftigen Doppelkopfhämmerten.

Da schlug es recht unangenehm in der Nähe ein und in kurzen Abständen folgten dann gleich noch mehr solcher Dinger. Aus ihrer Lage erhielten wir die nicht sehr schöne Gewissheit, dass unser Gefechtsstand zweifellos das Ziel dieser Schiesserei war. Woher der Russe unseren Standpunkt kannte, wussten wir nicht. Vielleicht durch seine Luftaufklärung. Auf jeden Fall verdankten wir es lediglich der Streuung seiner Geschütze, dass er noch nicht einen Volltreffer erzielt hatte.

Wir hatten schnell unsere Stahlhelme ergriffen und lagen nun, in Badehosen mit Helm, wie griechische Helden, unter unserem Kartentisch flach auf dem Boden. Man kann nicht sagen, dass bei dieser Art von Beschuss uns Hören und Sehen vergangen wäre. Ganz im Gegenteil. Die Sinne sind bis zum Reißen gespannt. Ganz deutlich vernimmt man den fernen Abschuss. Wird die Granate, die da auf dem Weg zu uns ist, uns in Fetzen reißen, oder geht es noch einmal gut? Da hört man sie schon herankommen, mit immer stärker werdendem Heulen. Nein, sie liegt zu weit links. Nur ihre Splitter brummen wie Bienen um uns herum. Sekunden Ruhe. Ist es nun aus, oder kommt noch eine? Scheinbar nichts mehr. Doch, Vorsicht! Da war ein Abschuss – der kommt her. Man zieht den Kopf noch mehr ein, drückt sich platt auf den Boden. Da, Detonation – Dreck, Erde regnet herunter. Man hebt vorsichtig den Kopf – neuer Abschuss! Einschlag weiter hinten. Doch dort scheint etwas passiert zu sein. Rufe: «Doktor!», «Sanitäter!» Ach ja, da hat es einen erwischt. Und schon wieder der dumpfe Knall des Abschusses. Hört dieses Biest dort drüben überhaupt nicht auf? 20 bis 30 Minuten lang dauert diese Folter. Dann ist Ruhe.

Zunächst bleibt alles am Boden liegen, dann hebt man sich vorsichtig in die Höhe, immer noch gespannt lauschend, ob sich nicht doch noch einmal dieser ferne, dumpfe Knall meldet. Nein, die haben anscheinend Feuerpause. Na, uns reicht es: ein Toter bei der Stabs-Batterie, unser erster Toter in Russland, und zwölf Pferde tot. Jetzt aber schleunigst Deckungslöcher gegraben! Heute Nacht liegt keiner mehr auf freiem Boden.

Am Rand der Lichtung begraben wir am Abend den Obergefreiten Radtke von der Stabs-Batterie, Ich hatte bisher gar nicht gewusst, dass er überhaupt existierte. Er war wohl Mittelfahrer an einem der Gespanne, und als solcher war er mit seinen beiden Pferden kreuz und quer durch Russland gezogen. Warum? Nun, weil eben Krieg war. Aber weshalb und wie die Lage im Einzelnen war, das hat er sicher nicht gewusst. Er hätte gewiss nicht auf der Landkarte zeigen können, wo er sich gerade befand. Und er hat auch mit grosser Wahrscheinlichkeit kaum je einen Russen zu Gesicht bekommen. Er hatte nur jeden Tag seine Pferde gefüttert, an- und abgeschirrt und war Hunderte von Kilometern marschiert. Und gerade ihn, den Mittelfahrer vom schweren Fernsprechwagen oder wo er gerade eingeteilt gewesen war, ihn, den Obergefreiten Radtke, hat es als Ersten von der ganzen Abteilung erwischt. Warum? Persönliches Pech? Ja, so kann man es auch nennen. Persönlich ist es auf jeden Fall, das hängt nicht mit Stellung, Dienstgrad und Verantwortung zusammen. Für jeden von uns gibt es einen Punkt, einen ganz persönlichen Punkt, bis zu dem wir marschieren, arbeiten, kämpfen müssen und an dem es dann plötzlich heisst: genug! Für den Obergefreiten Radtke lag er drei Kilometer ostwärts von Michalkina. Liegt unser, liegt mein Punkt auch bereits auf diesem Kartenblatt verzeichnet? Oder muss ich noch weitermarschieren? Wer weiss? Man kann da nicht vorsorgen, sondern muss immer bereit sein.

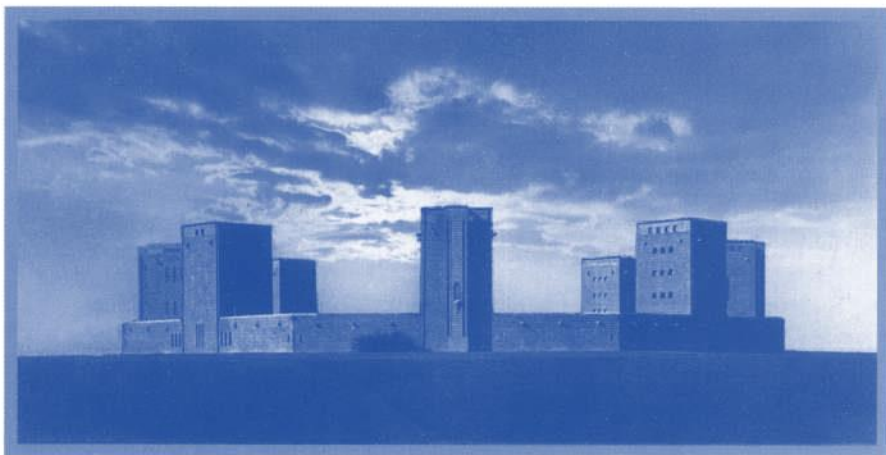
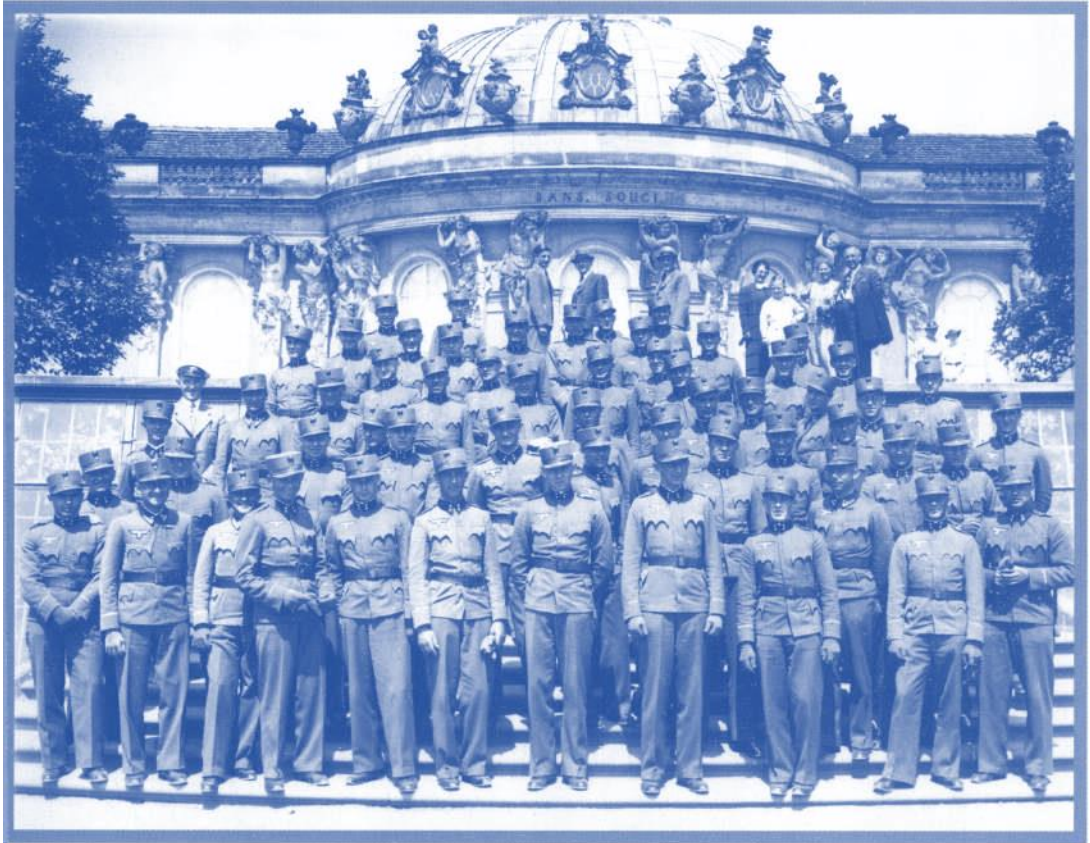


Das Wohnhaus der Familie Allmayer-Beck am Wiener Parkring (oben) und das Geburtshaus des Autors, die Villa in der Weilburgstrasse in Baden bei Wien (unten).



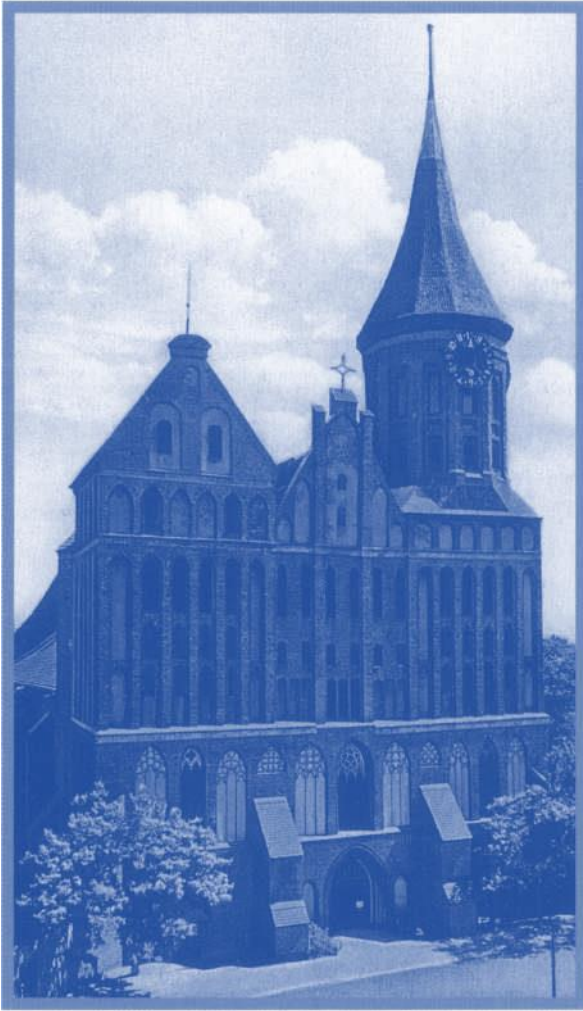
Der Eingang zur Militärakademie in der Burg zu Wiener Neustadt, hier bereits als Kriegsschule der Deutschen Wehrmacht nach dem «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich. Über dem Tor weht die Reichskriegsflagge (Aufnahme Frühjahr 1938).



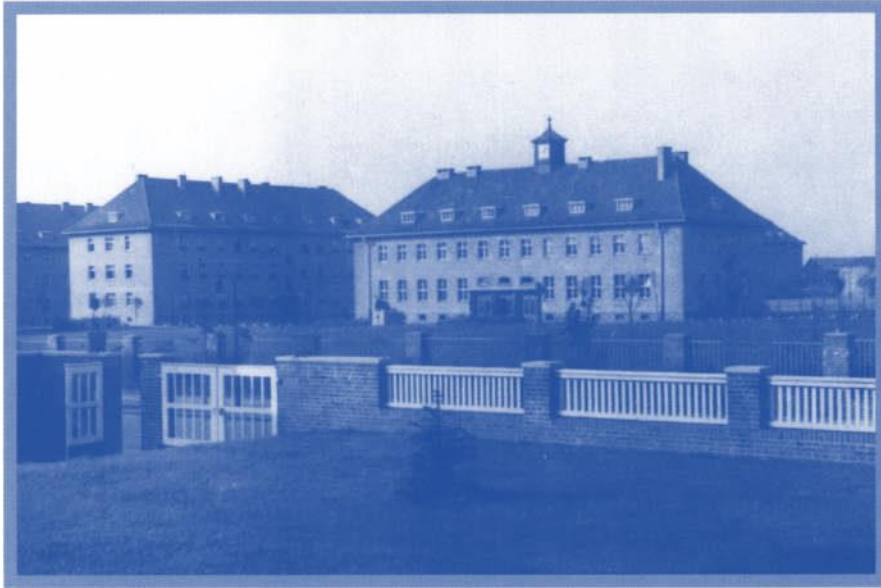


Im Juni 1938 besuchen die Militärakademiker aus Wiener Neustadt, nunmehr «Fahnenjunker-Unteroffiziere», Preussen. Im Bild noch in der österreichischen Uniform, aber bereits mit dem Reichsadler an der Bluse, vor dem Schloss Sanssouci in Potsdam (oben). Höhepunkt der Reise ist der gemeinsame Appell sämtlicher Kriegsschulen des Heeres im Tannenberg-Denkmal bei Hohenstein, dem «Reichsehnenmal», das an den Sieg über die russischen Truppen 1914 erinnert (unten).





Im September 1938 wird der frisch gebackene Oberfähnrich Johann Christoph Allmayer-Beck zum Artillerie-Regiment 21 nach Ostpreussen versetzt (im Bild trägt der Autor die nach deutschem Muster umgearbeitete österreichische Uniformbluse). Für den Autor ist Ostpreussen zunächst «eine ... fremd anmutende Welt» (im Bild der Dom zu Königsberg). Erst langsam erkennt er «Zauber und Stimmung Ostpreussens, dieses Landes, das keinen mehr loslässt, der ihm einmal verfallen ist».

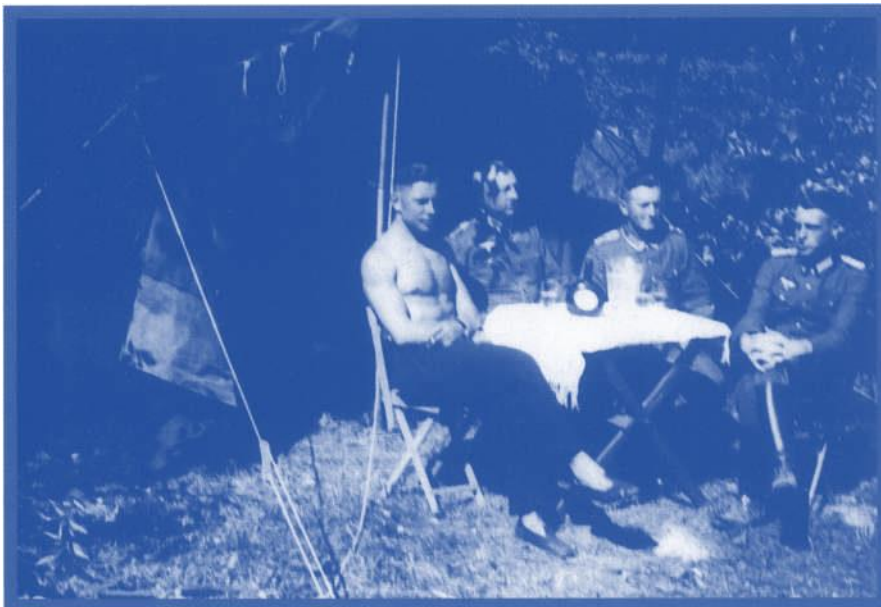


Von der modernen Ausrüstung der Wehrmacht ist der Autor beeindruckt, hinsichtlich des Zustands der Unterkünfte fühlt er sich «gegen die Kaserne meiner Einjährig-Freiwilligen-Zeit geradezu in einem Paradies». Im Bild die moderne Artillerie-Kaserne in Mohrungen (oben) und die Kommandantur des Truppenübungsplatzes in Stablack (unten).

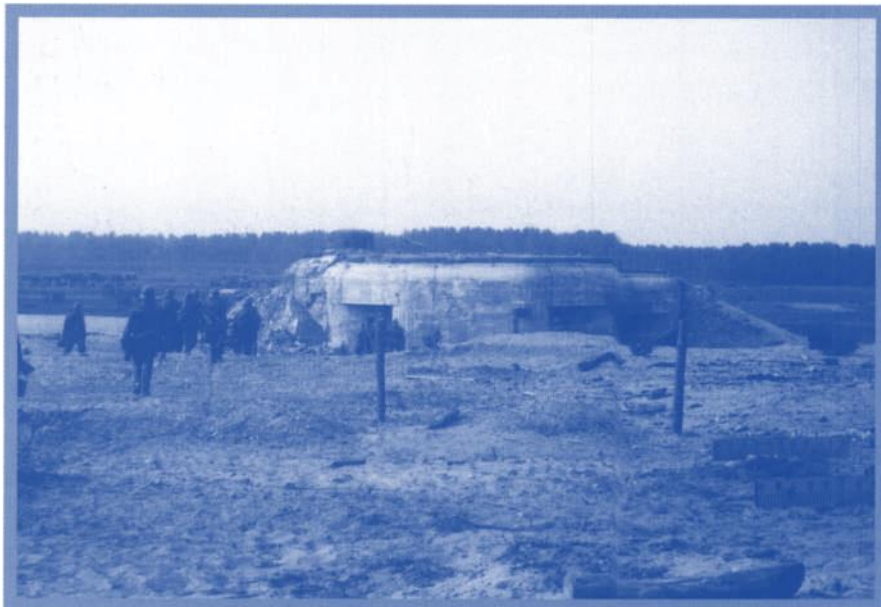


Am 20. August 1939 verlässt die I. Abteilung des Artillerie-Regiments 21 die Kaserne in Mohrungen und rückt zu den «Herbstübungen» aus. Diese Manöver dienen bereits der Verschleierung des Aufmarsches zum Polenfeldzug. Im oberen Bild das Fahrzeug des Kommandeurs der Abteilung, Major Dr. Eugen Brechtels.



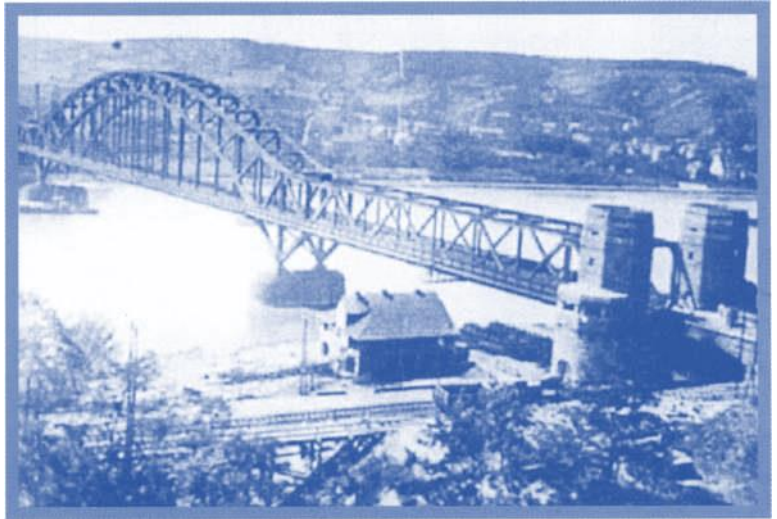


Noch herrscht Frieden: «Der nackte Podelh» und sein Hauptwachtmeister führen die Pferde zur Tränke (oben, zu S. 83); das Batterie-Zelt am Kautziker See während der «Herbstübungen» (unten, 26. August 1939; der Autor ganz rechts).



Am 1. September 1939 beginnt der Krieg. Die 1. Batterie des Artillerie-Regiments 21 geht in Fliegerabständen gegen Königlich-Dombrowken vor – im Hintergrund der brennende Ort Neuberg in Polen (oben, 2. September, zu S. 102). Polnischer Bunker am Narew (unten, 9. September, zu S. 121).

Nach dem Ende des Polen-Feldzuges wird das Artillerie-Regiment 21 im Oktober 1939 an die Westfront verlegt. Über die Ludendorff-Brücke bei Remagen (die später, 1944, als erste Rheinbrücke, die den Alliierten intakt in die Hände fiel, berühmt werden sollte) wird der Rhein überquert (oben). Während des «Sitzkrieges» («Drôle de guerre») im Winter 1939/40 ist der Autor zuerst in Rockeskyll in der Eifel, ab März 1940 in Niederwendig nahe des Laacher Sees stationiert (unteres Bild). Bei einem Kurzurlaub in Frankfurt am Main trifft Leutnant Allmayer-Beck zu Ostern seinen Vater (mittleres Bild: Der Autor im «Saalhof», dem ältesten erhaltenen Bauwerk der Stadt, zu S. 137).







Am 10. Mai 1940 beginnt der deutsche Angriff auf Frankreich sowie Belgien, Luxemburg und die Niederlande. Die Stabs-Batterie der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 21 überschreitet am 12. Mai 1940 die deutsch-luxemburgische Grenze bei Dasberg (zu S. 142).



Der Vormarsch führt die Abteilung über Luxemburg und Belgien nach Frankreich. Im Bild oben der Stab der I. Abteilung auf der Fahrt ins Gefecht bei Givry (14. Juni 1940). Neben dem Fahrer der Kommandeur, Major Dr. Brechtel; am rechten Bildrand der Autor.

Das untere Bild zeigt abgeschossene französische Panzer Renault FT-17 bei Jandun (Mai 1940, zu S. 145).





Anfang Juli 1940 verlegt die Abteilung nach Alt-Münsterol im Elsass – der vorbereitete Angriff auf die Schweiz findet aber nicht statt (oben, v.L.: Hauptmann Fischer, der Autor, die Oberleutnante Eichstädt und Reuter). Ende August 1940 erhält die Truppe Urlaub – als erster vom Abteilungs-Stab Oberleutnant Eichstädt (unten links; der Autor begleitet ihn zur Bahn; zu S. 155).

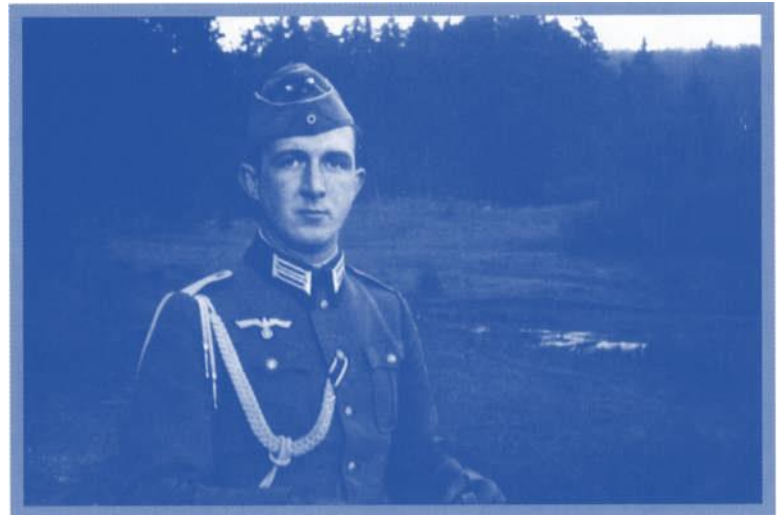
Im September 1940 kehren die Truppen in die Garnisonen zurück: Paradeaufstellung des Abteilungs-Stabes des Artillerie-Regiments 21 beim Einzug in Mohrun-gen am 29. September 1940 (oben).



Der bisherige Adjutant der Abteilung, Oberleutnant Horst Reuter, wird Chef der 6. Batterie, und der Autor wird sein Nachfolger.

Im Dezember 1940 heiratet Reuter (Bilder Mitte und unten, zu S. 161). Am Portrait ist die silberne Achselschnur als Tätigkeitsabzeichen des Adjutanten, allgemein als ‚Affenschaukel‘ bezeichnet, gut zu erkennen.

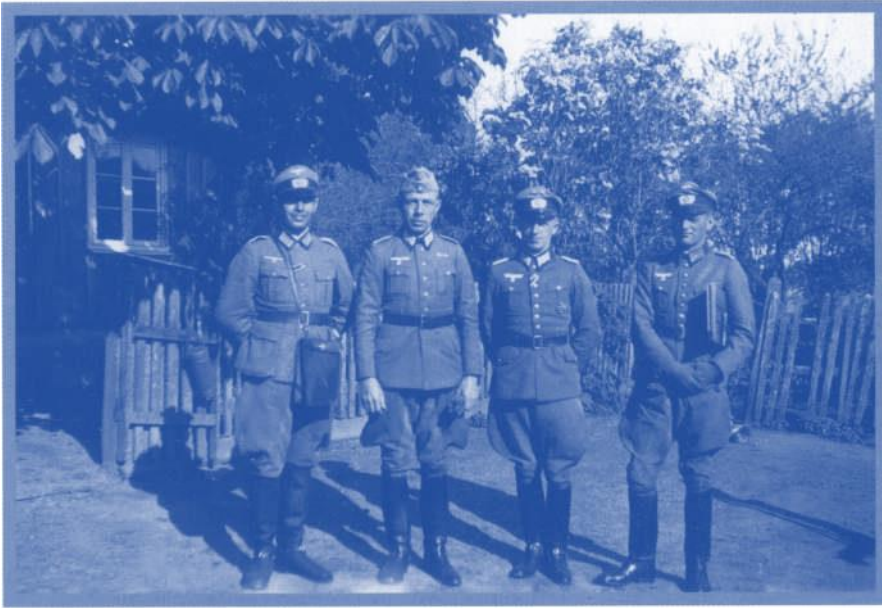
Als einziger der abgebildeten Herren überlebte der Autor den Krieg.





Im April 1941 wird die I. Abteilung des Artillerie-Regiments 21 von Mohrungen nach Preussisch-Eylau verlegt. Die Bilder zeigen die Feier zum 1. Mai in der dortigen Infanterie-Kaserne (unteres Bild: der Autor 2. von links). Gleich danach beginnen auf dem nahen Truppenübungsplatz Stablack noch einmal grössere, mehrtägige Übungen im Divisionsverband.

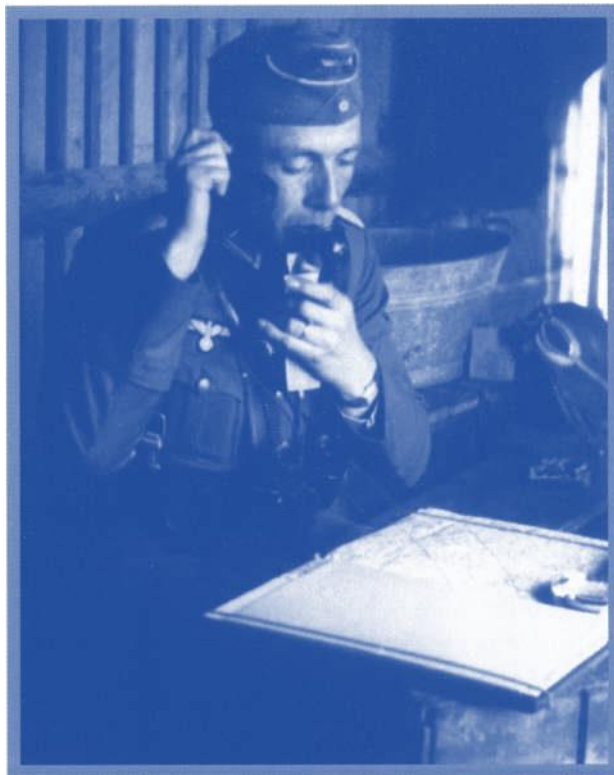


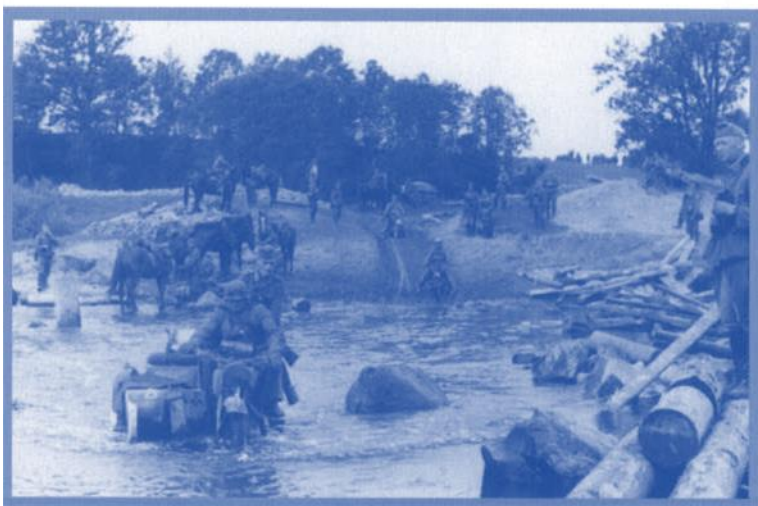


Im Juni 1941 verdichten sich die Vorbereitungen für einen neuen Feldzug: den Angriff auf die Sowjetunion.

Oben: Die Abteilungskommandeure des Artillerie-Regiments 21 (von links: die Majore Anders, Brechtel und Brohm sowie Hauptmann Rips) nach einer Besprechung in Nattkischken bei Tilsit am 19. Juni. Drei Tage später beginnt das Unternehmen «Barbarossa».

Unten: Der Kommandeur, Major Dr. Brechtel, am Gefechtsstand in Skrodeln an der deutschen Reichsgrenze, am 22. Juni 1941.





Durch das Baltikum geht der Marsch nach Osten: Marschieren bis zur Erschöpfung ... (oben: eine leichte Feldhaubitze leFH 18).

Der Kommandeur der 21. Infanterie-Division, General Otto Sponheimer, nimmt am 22. Juni 1941 den Vorbeimarsch der

I. Abteilung des Artillerie-Regiments 21 ab (Mitte).

Am folgenden Tag passieren die Fahrzeuge der Abteilung die Jura (unten).



Der Gefechts-Stab der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 21 auf dem Vormarsch in Litauen (oben, 26. Juni 1941 – der Autor am linken Rand). Am 2. Juli wird die Grenze nach Lettland überschritten, am 12. Juli die Grenze von Lettland nach Russland (Mitte: «ein schmaler, sumpfiger Bach, über den eine schlecht und recht zusammengezimmerte Brücke führt», S. 193). Am Morgen des 15. Juli setzt die Abteilung auf einer Behelfsbrücke über die Welikaja in Russland («ein ganz ordentlich breiter Fluss, und habe trotzdem nie in meinem Leben etwas von ihm gehört»).





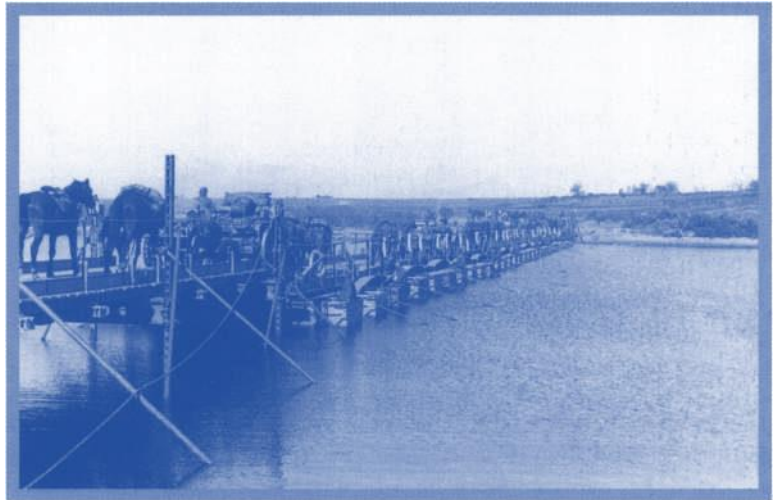


Befehlsausgabe vor dem Ge-  
fecht bei Podokline am 17.  
Juli 1941 (oben).



Der Autor am Scherenfernrohr  
am Schelon, 23. Juli (Mitte).  
Immer mehr Kameraden fal-  
len – so am 20. Juli 1941 nahe  
Porchow Oberleutnant Horst  
Reuter, der Chef der 6. Batta-  
rie (unten).





Kriegsbrücke über den Schelon, 24. Juli 1941 (oben); verwundete Soldaten des Infanterie-Regiments 3 werden zurückgebracht (Mitte). Beeindruckt sind die deutschen Soldaten vom gewaltigen Panzer KW II mit seiner 15,2 cm Haubitze und einem Gewicht von 57 Tonnen (unten, im Raum zwischen Welikaja und Schelon).





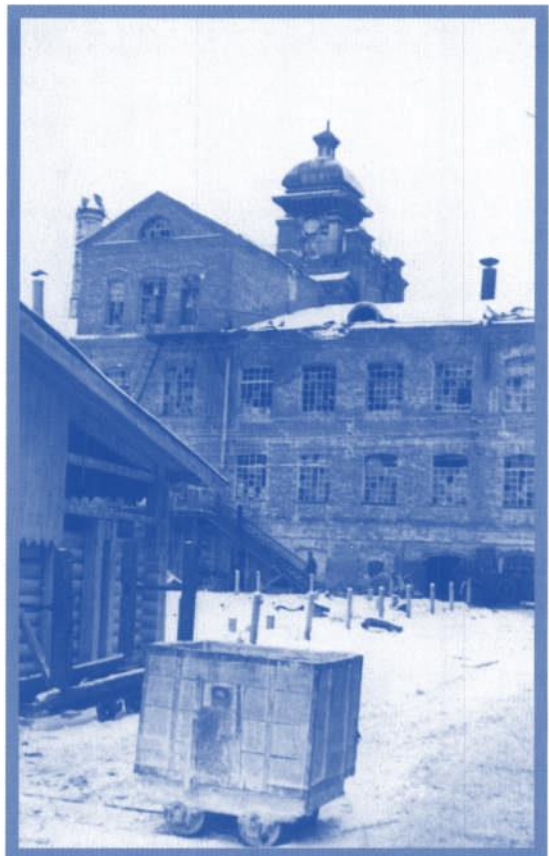


Ende Juli stockt der deutsche Vormarsch für rund zwei Wochen vor dem Fluss Mschaga, einem Nebenfluss des Schelon. «Geschäftszimmer im Wald» (oben) und Besprechung vor dem Übergang über den Fluss am 6. August (2. Bild – der Autor in Badchose).

Am 14. August wird die Werenda auf einer Kriegsbrücke passiert (3. Bild – im Bild ein Sturmgeschütz III) – Ziel des Vormarsches ist Nowgorod (unten: brennende Öltanks, zu S. 230).

Am 16. August 1941 rücken deutsche Truppen «an ausgebrannten Häusern, zerschossenen Panzern, Haufen von ausgeglühtem Blech vorbei, [...] über Schutthaufen und gesprengte Schienen» in Nowgorod ein (Bilder oben). Von dort geht es weiter nach Tschudowo (3. Bild: Theater der Stadt, die spätere «Wolchow-Scala», vgl. S. 413). «Kollegen:» Der Autor im Gespräch mit einem gefangenen sowjetischen Oberleutnant in Dratschewo (unten).





Das im Oktober 1941 heftig umkämpfte Schloss Grusino: die Gartenfront (oben) und Blick in die Eingangshalle (links, zu S. 262 und 503-508). In den Gebäuden der «Porzellan-Fabrik» (unten rechts) am Ortsende von Botanowka befindet sich beim Angriff über den Wolchow Mitte Oktober der Abteilungs-Gefechtsstand.



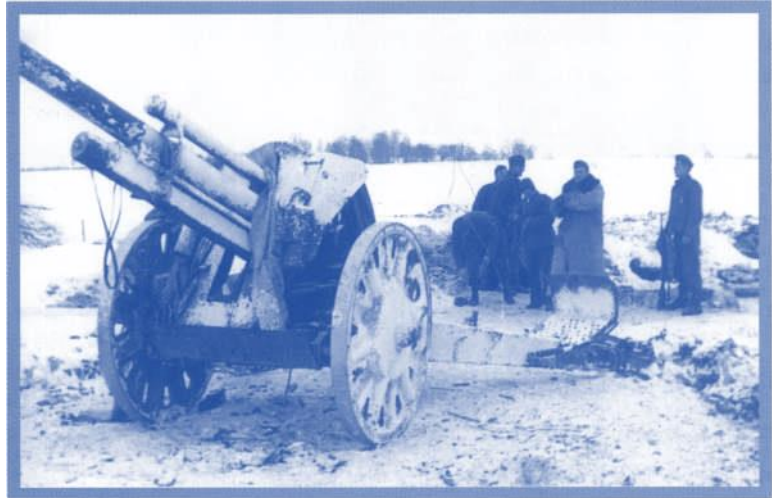


Eine Halbketten-Zugmaschine  
an der Fährstelle über den  
Wolchow bei Grusino  
(18. Oktober 1941, oben).  
Ein Geschütz der 2. Batterie  
beim Angriff auf Glady am  
20. Oktober (Mitte). Müde  
Soldaten bei einer kurzen Rast  
während des immer schwie-  
rigeren Vormarsches: Schlafen  
im Schnee, 9. November 1941  
(unten).





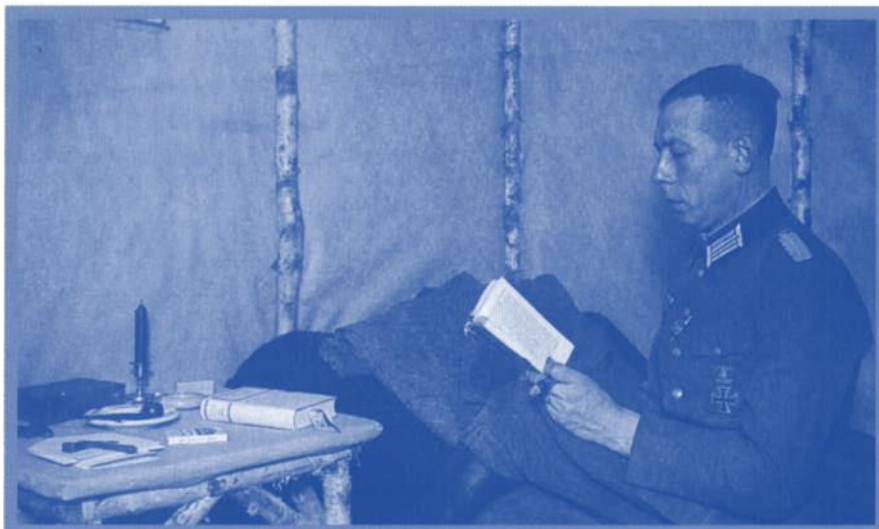
Am 20. November 1941 fällt Oberleutnant Gerhard Pödehl, der Chef der 1. Batterie. Er wird bei der Windmühle von Podwjasje beerdigt (zu S. 284 f.).



Am 17. Dezember 1941 wird erstmals der Befehl zum Rückzug gegeben. Geschütz der 2. Batterie des Artillerie-Regiments 21 in Winter-tarnung zu Weihnachten 1941 (oben). Russische Windmühle bei Laretschji (Mitte). Der Kommandeur der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 21, Oberstleutnant Dr. Brechtel, besichtigt einen Iglu in Miagry (unten, Winter 1941/42).







Der Gefechtsstand der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 21 in Miagry im Winter 1941/42 (oben). Hinter dem Haus liegt der Erdbunker des Kommandeurs (unten).

Abgeschossener russischer Schlachtflieger (oben, im Hintergrund das Dorf Miagry).  
Beim abgeschlagenen sowjetischen Angriff auf den Brückenkopf Kirischi im Juni 1942  
abgeschossener Kampfpanzer T-34 (Mitte)  
und die Eisenbahnbrücke von Kirischi (da-  
runter).  
Sowjetische Kriegsgefangene mit ihrem  
schwerverwundeten Offizier (unten).







Wie in jedem Krieg leidet die Zivilbevölkerung am meisten: Russische Kinder bei Kirischi, Sommer 1942 (oben), alter Mann nahe des Schelon im Sommer 1941 (links, zu S. 207) und Flüchtlinge, die versuchen, ihr Hab und Gut zu retten (rechts).



Rückkehr der Zivilbevölkerung ins nach den Kämpfen zerstörte Michalkina im Sommer 1941 (oben, zu S. 273). Im Winter ist es besonders schwer, Essbares zu finden. Frauen versuchen, aus gefrorenen Pferdekadavern Fleisch zu schneiden (Bilder unten, bei Miagry 1942, zu S. 333).





Zuerst behindert der Schnee jede Bewegung, dann das Tauwetter: Versorgungsweg beim Stützpunkt 2 des Pogostje-Kessels im Juni 1942 (oben). Der Kampfraum im Sumpfwald bei Karbusel, April 1943 (darunter). Stosstruppführer bei Kirischi (links unten).



Abschiedsfoto am Ende des Urlaubs  
in Baden im August 1943.



Im Juni 1943 trifft der Autor bei Siwerskaja seinen Bruder Max, der als Unteroffizier bei einer schweren Haubitze-Batterie am Einschließungsring um Leningrad dient. Die Brüder Max und Christoph Allmayer-Beck vor dem Waggon des Zaren im Schlosspark von Strelna, 7. Juni 1943 (unten, links, zu S. 371 f.).

Der Autor und der Ordonnanzoffizier rauchen ihre ersten Pfeifen (unten, Miagy 1942).





Rückzug auf Luga im Winter 1944:  
Hauptmann Allmayer-Beck (links im  
Bild) nimmt als Führer der II. Abtei-  
lung des Artillerie-Regiments 21 den  
Vorbeimarsch ab. Am Kühler steht sein  
treuer Bursche, der Obergefreite Gulz,  
rechts davon Oberleutnant Zimdars, der  
Adjutant. Darunter: die Kathedrale von  
Pleskau (1944).

## Die Schlacht um Nowgorod

Zwei Wochen etwa lagen wir nun am Mschaga-Abschnitt. Doch nun schien das Ganze wieder in Bewegung zu geraten. Vorbefehle waren eingegangen: I. AK mit 11. und 21. ID erzwingt auf einer Frontbreite von vier Kilometern den Übergang über den Mschaga und greift, unterstützt vom VIII. Fliegerkorps, in Richtung Nowgorod an.

Das war nun wieder einmal ein Programm. Seit Tagen liefen die Besprechungen und Erkundungen, halbe Vormittage lag ich vorne bei den B-Stellen und zeichnete Zielpunktskizzen, da uns keine ordentlichen Karten zur Verfügung standen. Feuerstellungen wurden erkundet und munitioniert. In den Nächten rollten die Batterien der Korps- und Verstärkungsartillerie in Stellung. Auch wir bekamen noch eine ganze Abteilung unterstellt. Aber was war das schon gegen die Dinger, die sie dahinten aufbauten! Wenn man zum Regiments-Gefechtsstand fuhr, sah man sie bei Michalkina und weiter hinten stehen: 15 cm Kanonen, 21 cm Geschütze, schwerstes Flachfeuer. Daneben 8,8 cm Flak-Batterien und Sturmgeschütze in Bereitstellung. Ständig wurden neue Einheiten in den Abschnitt eingeschoben. Dem Artilleristen lachte da das Herz. Das war nun endlich nicht mehr so ein Herumklimperm mit ein paar Batterien, hier war ein Apparat im Entstehen, mit dem derjenige, der auf ihm zu spielen verstand, dem Gegner schon eine kleine Vorstellung vom Weltuntergang vermitteln konnte. Das war wieder einmal ein Artillerieaufmarsch wie seinerzeit an der Aisne in Frankreich im Vorjahr. Nur war ich damals noch ein kleiner Ordonnanzoffizier, der die Schanzarbeiten auf dem Gefechtsstand zu beaufsichtigen hatte. Diesmal durfte ich schon ein klein wenig mehr daran teilnehmen. Viel war es ja auch nicht. Die wirklichen Organisatoren sassen viel höher, man war nur ein Schraubchen, ein Rädchen. Aber schön war es doch, mithelfen zu können, seine Waffe so eindrucksvoll zur Wirkung zu bringen.

Am 7. August abends war alles fertig. Die letzten Befehle waren hinaus, die Batterien in Stellung und eingeschossen, die Feuerstellungen aufmunitioniert. Wir brauchten nur noch nach vorne zu gehen und unseren Gefechtsstand zu beziehen. Doch gegen Abend hatte sich der Himmel bewölkt und als es dämmerte, fielen die ersten Tropfen. Regen! Der hatte uns noch gefehlt. Missmutig sassen wir in unserem Stabszelt. Die Stabs-Batterie packte zwar schon ihre Sachen zusammen, aber bei diesem Wetter würde es wohl nichts werden. Als wir dann doch nach vorne

aufbrechen wollten, kam ein Melder vom Infanterie-Regiment: «24 Stunden Atempause!» Das war das Stichwort für die Verschiebung des Angriffs. Na, dann halt nicht. Eigentlich recht froh darüber, nicht in den Regen hinaus zu müssen, legten wir uns auf das Stroh und schiefen friedlich ein.

Ob die russischen Posten drüben ahnten, dass ihnen der nasskalte Regen, der ihnen so wie uns beim Hals hineinrann, auf 24 Stunden, ja vielleicht überhaupt, wenn sie noch rechtzeitig abgelöst würden, das Leben gerettet hatte?

Es schüttete die ganze Nacht und auch den nächsten Tag. Um die Zelte standen Pfützen, es tropfte von allen Gebüschchen. Am Abend kam ein neuer Befehl: „Atempause bis auf Weiteres!“ Die B-Stellen meldeten tagsüber nichts Neues. Der Feind schanzte ein wenig, sonst war nur der übliche Essenholer- und Melderverkehr. Wir aber lagen untätig im Walde und starrten zum Himmel hinauf. Es hatte zwar aufgehört zu regnen, war aber noch immer verhangen. Erst gegen Mittag klarte es ein wenig auf und gegen Abend wurde es plötzlich klar. Das genügte uns. Wir packten unsere Sachen. Ich prüfte nochmals, ob ich alles bei mir hatte: Befehle, Karten, Pausen. Dann Kartentasche, Stahlhelm und Gasmaske. Das Zelt, in dem wir zwei Wochen gelebt hatten, wurde abgebrochen und verladen. Zurück blieb nur ein niedergetretener, heller Fleck am Boden. Mitten in die Vorbereitungen hinein kam der Melder vom Regiment: „Angriffstag ist der 10.8., X-Zeit 4:30 Uhr.“

Na, also. Kurz vor Mitternacht brechen wir auf. Vor und hinter uns marschiert Infanterie in die Bereitstellungsräume, mit frei gemachten Waffen, leichtem Sturmgepäck, im Koppel die Handgranaten. Fast jeder schleppt noch einen Kasten Munition mit sich. Na, Jungs, macht es gut. Wir werden euch schon helfen. Ich möchte es fast am liebsten jedem von ihnen sagen, dass wir sie nicht im Stich lassen werden, wenn sie in ein paar Stunden mit dem Schlauchboot hinüber müssen.

Drüben, bei Mschaga-Nord, blitzt ein Scheinwerfer auf und spielt herüber. Die im Gänsemarsch dahinziehende Kolonne erstarrt. Stahlhelme, Waffen schimmern bleich auf. Der Scheinwerfer wandert weiter. Ist der Russe wahnsinnig geworden? Was soll dieser Unfug? Oder hat er etwas gemerkt, ahnt er, was hier vorgeht? Ein paar Sekunden später ist es wieder stockdunkel und der Marsch geht weiter, an flachen Mulden vorbei, in denen es dunkel herumkriecht und flüstert: Granatwerfer-Stellungen, Gefechtsstände, Bereitstellungsräume. Nun biegt auch die Infanterie-Kompanie vor uns ab und wir wandern durch das nasse Gras allein nach vorn.

Leise Rufe von rechts: Die Einweiser der Stabs-Batterie haben uns erkannt und führen uns zum Gefechtsstand. Nachrichtenleute legen ihre Strippen, Spaten klirren. Dort werden Deckungslöcher ausgehoben. Der Scherenfernrohr-Unterroffizier ist wie der Teufel dahinter her, dass keine Taschenlampen aufblitzen und keiner raucht. Wir sind im Wesentlichen fertig und melden dies dem Infanterie-Regiment. Auf dem Gefechtsstand ist noch ein Verbindungs-offizier zu einer

Flak-Abteilung eingetroffen, die mit uns zusammenarbeiten soll. Er bekommt ein Loch zugewiesen und dann warten wir wieder, wie so oft schon.

Im Osten dämmt es schwach. Der Himmel beginnt sich zu verfärben. Keine Wolke. Es wird ein strahlender, aber heisser Tag werden. Das Bild vor uns ist nicht gerade grossartig. Rechts am Rande unseres Blickfeldes liegt der Ort Mschaga, der durch den gleichnamigen Fluss in zwei Hälften geteilt ist. Im Südteil sitzen wir. Die Brücke nach Mschaga-Nord hatte der Russe gesprengt, und der von ihm besetzte Nordteil zieht sich weit nach links herüber und wird von einem hohen Wasserturm beherrscht, während weiter rechts die kleine Kuppel einer Kirche herüberblickt. Davor die üblichen windschiefen Holzhäuser, teilweise bereits arg zerschossen. Die Mitte des Bildes und seine linke Hälfte nimmt der Fluss ein, der an uns in einer leichten Krümmung vorüberfliesst. Das Ufer steigt drüben ein bis zwei Meter hoch an und geht dann in weite, anscheinend völlig flache Wiesen über, die erst im Hintergrund, in ein bis zwei Kilometern Entfernung, durch hohe Wälder begrenzt werden. Vereinzelt kann man in dem vertrockneten, hohen Gras der Wiesen hellbraune Erdaufwürfe erkennen: Teile der russischen Stellungen.

Anhand der Karte vergleichen wir noch einmal die Zielräume. Das Scherenfernrohr wandert von einem zum anderen. Leer liegen die Wiesen und Waldränder im frühen Morgendunst. Nicht ein Schuss ist zu hören und es würde durchaus zur Stimmung passen, wenn jetzt drüben, aus Mschaga-Nord heraus, eine Herde Rinder auf die Weide getrieben würde. Das war zwar nicht der Fall, aber hinter uns im Busch zwitschern und singen ein paar Vögel.

Da fällt drüben, bei Mschaga-Nord, ein Kanonenschuss. Ein Blick auf die Uhr: 4:15 Uhr. Stimmt, es ist Zeit für die Artillervorbereitung. Wenige Sekunden später sind, näher zu uns, zwei weitere Abschüsse zu hören. Und dann fallen, nach und nach, Batterie auf Batterie, Abteilung auf Abteilung, Artillerie-Gruppe auf Artillerie-Gruppe in ein immer gewaltiger anschwellendes Konzert ein. Binnen weniger Minuten steht von Mschaga-Nord bis hinüber in den Abschnitt der 11. Infanterie-Division eine undurchdringliche Wand aus Feuer, Rauch und Qualm, die das gesamte Hinterland unserem Einblick entzieht. Es ist alles nur noch ein einziger, brodelnder Kessel von berstenden Explosionen, aus dem von Zeit zu Zeit, wie der Ausbruch eines Vulkans, eine oder mehrere schwarze Fontänen hochgeschleudert werden, die Einschläge schwerster Kaliber. Drüben bei Mschaga-Nord orgeln Nebelwerfer-Batterien Salven von Nebelgranaten und Flammölbomben vor und in das Dorf. Das Tackeln der Granatwerfer und das Klaffen der Infanterie-Geschütze geht vollkommen unter in dem Trommelwirbel der Divisions-Artillerie-Regimenter und der schweren Batterien der Heeresartillerie, über den sich nur noch der helle Knall der schweren Flachfeuer-Kanonen emporschwingt. Der Erdboden bebt und das Getöse verschlingt jeden anderen Laut. So ist es eben, wenn man das Material entfesselt und die



Technik regieren lässt. Dann geht es nicht mehr um menschliche Ziele, sondern nur noch um Feuerräume. Es ist wie eine Walze von Stahl und Feuer, die dort drüben alles systematisch zerstampft: Minenfelder, Hindernisse, Gräben, Unterstände. Dass da auch Menschen mit hineingeraten, ist gerade nur ein Nebeneffekt. Ihretwegen allein müsste man nicht so viele Umstände machen.

Zehn Minuten dauert dieses Inferno bereits an. Eine Steigerung erscheint einfach nicht mehr möglich. Und doch ist sie möglich. Mein Gott, es ist wie das Jüngste Gericht, das da herangezogen kommt. Während schätzungsweise 50 Batterien aller Kaliber auf einem vier Kilometer breiten Streifen herumtrollen, ziehen oben am Himmel die Verbände des Nahkampf-Fliegerkorps Richthofen unter einem gewaltigen Brummen und Dröhnen heran. Nach dem Feuerplan auf die Sekunde pünktlich sind sie über dem Gefechtsfeld. Und nun teilen sie sich, wie auf eine stille Vereinbarung hin, um sich wie die Engel der Apokalypse auf ihre Opfer zu stürzen. Während die Bomber-Verbände weiter ins feindliche Hinterland ziehen, werfen sich die Zerstörer-Staffeln, aus allen Bordwaffen feuernd, auf uns nicht sichtbare Ziele jenseits des Waldes im Hintergrund. Die zum Jagdschutz eingeteilten Jäger tummeln sich wie ein Rudel Jagdhunde in der Luft herum, um sich bei passender Gelegenheit auf irgendein kleineres Ziel zu stürzen. Wir sind von dieser «Vorführung» so gebannt, dass wir fast auf die eigenen Aufgaben vergessen. Aber den unüberbietbaren Höhepunkt bildet dann das Eingreifen der Stukas. Hoch über den übrigen Verbänden waren sie, auch von uns zunächst unbemerkt, angefliegen, hatten wie in einer Reitschule eine weite Schleife über dem Gefechtsfeld gezogen, wobei sie aus der Staffel-Formation in eine Reihe hintereinander abfielen, und nun kippen die einzelnen Maschinen über einen Flügel ab und stürzen, nein rasen mit einem durch Mark und Bein gehenden Geheul senkrecht nach unten auf ihr Ziel los. Knapp über dem Boden lösen sie ihre Bomben und ziehen mit dröhnenden Motoren hoch. Die Bombeneinschläge jedoch – nein, so etwas hatte ich noch nie gesehen. Es war jedes Mal, als ob hinter dem dicken, milchig weissen Vorhang, den unser Trommelfeuer gezogen hatte, ein riesiger, blutroter Fächer für Sekunden aufgeklappt würde. Ein schmetternder Krach und ein Schwanken des Bodens folgten jedem dieser entsetzlichen Einschläge. Welcher Gnade des Himmels verdanken wir es eigentlich, dass nicht wir dort drüben sitzen?

4:30 Uhr – X-Zeit. Die letzten Granaten haben die Rohre verlassen, die letzten Bomben sind ausgeklinkt. Wir haben das Unsrige getan. Obwohl die schweren Waffen der Infanterie noch Weiterarbeiten, die Maschinengewehre knattern und in der Luft Dutzende von Maschinen kreisen, wirkt die eintretende relative Ruhe wie eine Lösung aus einem suggestiven Bann. Nein, so etwas hatten wir noch nie erlebt. Selbst mein alter Brechtel, mein Kommandeur, konnte aus seinen Erinnerungen von 1914-18 nicht mit einem Vergleichsstück aufwarten. Das ganze Gelände schwelte förmlich noch nach.

Langsam kehrten wir wieder zu unseren Karten und sonstigen Obliegenheiten zurück. Schon während der Luftangriffe hatte ein Fieseler «Storch» in verhältnismässig geringer Höhe über uns gekreist und nun war er gerade dabei, in einer eleganten Kurve unseren Gefechtsstand zu überfliegen. Wir waren davon nicht sonderlich berührt, aber der uns zugeteilte Flak-Offizier geriet in beachtliche Unruhe. «Um Gottes willen, nur jetzt kriegsmässiges Verhalten, sonst landet er gleich und es gibt eine Riesenkrach!» Auf unsere Frage, wer denn in diesem Kasten drinsässe, bekreuzigte sich der Arme fast: «Richthofen! Der General Richthofen!» Die schienen vor ihm ja einen Heidenrespekt zu haben! Allerdings, was seine Jungs da boten, war durchaus erster Klasse. Bis 100 Meter vor die eigene Infanterie schmissen die Stukas ihre Bomben. Das will gekonnt sein. Der Fieseler ging zwar verdächtig tief herunter, dann aber entschwebte er doch zur Erleichterung des guten Luftwaffen-Offiziers.

Inzwischen war die Infanterie auf Schlauchbooten übergesetzt und drüben ging es recht schön vorwärts. Fast so gut wie kein Feindwiderstand. Nur im Abschnitt der 11. Infanterie-Division meldete sich nach einiger Zeit Feindartillerie, aber die schoss sichtlich unbeobachtetes Sperrfeuer – und das noch schlecht. Offenbar war beim Russen vorne alles tot oder zumindest gefechtsunfähig, die Verbindungen nach rückwärts total zerstört, sodass man dort hinten nicht wusste, was vorne los war. Das ist die Zeitspanne, die man ausnützen muss, und wir taten dies kräftig. Schon nach einer Stunde hatte das Infanterie-Regiment 3 das erste Angriffsziel erreicht und unsere 2. Batterie wurde im Fährbetrieb über den Fluss gesetzt. Bei Weschka war bereits mit dem Bau einer Kriegsbrücke begonnen worden. Zu Mittag sollte sie fertig sein. In der Luft kreisten noch immer alle möglichen Maschinen: Bomber flogen zur Front, Zerstörer kamen vom Einsatz zurück, darüber zogen Stukas ihre Bahn. Eben kam von vorne eine Bomberkette von drei Maschinen verhältnismässig niedrig angefliegen. Vor der Brückenstelle ziehen sie eine kleine Schleife. Aber, nanu, die tragen ja kein Balkenkreuz, die haben doch rote Sterne! Und da fallen auch schon die Bomben. Bevor die Flak überhaupt noch merkt, was los ist, sind sie schon wieder weg. So eine Frechheit! Die mogeln sich einfach in unseren Flugbetrieb hinein und wollen die Brücke kaputtschmeissen. Gott sei Dank ist nichts passiert. Aber eigentlich war das ganz schneidig von den Burschen!

Um 14:30 Uhr geht die Abteilung mit den restlichen Batterien über den Fluss. Am anderen Ufer haben Pioniere mit weissen Trassierbändern Gassen durch Minenfelder ausgesteckt. Das ist ein sehr unsympathisches Kampfmittel. Schon heute Vormittag ist von der 2. Batterie so ein armes Würstchen auf so ein Ding aufgelaufen und hochgegangen. Dann geht unser Weg an den russischen Feldstellungen vorbei. Die Stukas haben ja sehr schön geworfen und die Trichter liegen auch nahe dran, aber davon, dass die Stellungen von ihnen eingeebnet wurden, kann keine Rede

sein. Da hätte man schon tagelang trommeln müssen. Ich sah auch nur einen einzigen Toten in einem Graben liegen. Der Arme hatte eben Pech gehabt, in den Morgenstunden Posten stehen zu müssen. Damit war er natürlich geliefert. Aber wo seine Kameraden verblieben waren, war nicht zu erkennen. Lagen sie tot in den Unterständen? Oder waren sie rechtzeitig getürmt? Oder waren die Stellungen überhaupt rechtzeitig geräumt gewesen? Mir schien Letzteres fast am wahrscheinlichsten.

Drüben in einer Mulde war bereits der Divisionskommandeur. Scheinbar juckt ihn der Hals nach einem Ritterkreuz und da kann er den Drang nach vorne nicht mehr zähmen. Nun ja, jeder wie er kann. Im Augenblick kann die Infanterie nicht mehr weiter. Aber es ist nicht des Feindes wegen, sondern infolge des Geländes: sumpfiger Urwald. Die Schützen-Kompanien kommen zwar noch durch, aber für die schweren Waffen und gar für Artillerie ist diese Wildnis unpassierbar. Also heisst es ausweichen, und zwar über Mschaga-Nord.

Nun können wir alles aus der Nähe sehen, was gestern noch unerreichbar war, den Wasserturm, die alte, kleine Kirche. Hier war der Zielpunkt Nr. X und dort der Feuerraum Y. Jetzt, am Abend des 10. August, ist das bereits Hinterland. Aber zwischen diesem Jetzt und den heutigen Morgenstunden liegen die Stunden eines furchtbaren und leider auch sehr verlustreichen Strassenkampfes. Haus für Haus, Keller um Keller mussten «ausgeräuchert» werden. Die russischen Soldaten, durch die Artillervorbereitung und die Fliegerbomben offenbar nicht erschüttert, hatten sich verzweifelt gewehrt.

Ein paar Kilometer hinter Mschaga-Nord, an der grossen Strasse, treffen wir wieder mit den Kompanien zusammen, die sich inzwischen durch den Busch durchgekämpft hatten. Das IR 45 hat irgendwo vorne eine Brücke über die Strupinka im Handstreich genommen und ist sehr stolz darauf, wenigstens sein Kommandeur. Wir, das heisst das IR 3 und meine Abteilung, haben genug von dem Herumgewürge im Busch und so sammelt denn das Regiment beiderseits der Strasse, schiebt Sicherungen nach vorne hinaus und gedenkt für die Nacht zur Ruhe überzugehen, zumal es schon sehr stark dämmt.

Gerade da aber geht der Zauber los. Ein einzelnes feindliches, schweres Geschütz schießt aus der Gegend von Trebunity Störungsfeuer auf die Strasse. Der Batteriechef, der dies angeordnet hatte, hat sich dabei wohl nichts Besonderes gedacht. Das macht man ja immer so, dass man am Abend vor dem Schlafengehen den Gegner noch ein bisschen ärgert und 10 bis 20 Schuss Störungsfeuer schießt, zum Beispiel auf die feindliche Vormarsch- oder Nachschubstrasse. Zu seinem Unglück ahnte er nicht, welche Chance er sich diesmal entgehen liess, denn schon der erste Schuss, den er abgab, lag mitten in dem aufgeschlossenen IR 3. Die Folge war unbeschreiblich. Das, was oft eine intensive Feuervorbereitung nicht zustande bringt, gelang diesem Geschütz

mit den ersten Schuss – es schoss nämlich das IR 3 buchstäblich auseinander. Gruppen-, ja zugweise stürzten die Männer aus ihren Rasträumen und damit von der unheilvollen Strasse weg und verloren sich in der Dunkelheit. Im Nu waren die Verbände durcheinander. Offiziere riefen nach ihren Leuten, Verwundete brüllten wie die Tiere und dazwischen krachten ununterbrochen, wie durch ein Uhrwerk bedient, die Einschläge dieses einzelnen Geschützes. Ich selbst befand mich gerade mit meinem Beiwagen-Krad auf der Strasse und suchte nach meinem Kommandeur, als der Tanz losging. Mein erster Impuls war natürlich auch, weg von der Strasse – rette sich, wer kann! Da aber stand plötzlich die Erinnerung an die Strasse von Kelmé vor mir. Nein, ein zweites Mal passierte mir das nicht! Im Nu hatte ich den ebenfalls schon ausreissen wollenden Kraftfahrer am Kragen: «Erst das Krad in Deckung und dann bleiben Sie bei mir und springen mit mir mit!» Komisch, auf einmal war ich selbst ganz ruhig. Bei jedem Einschlag bauten wir unser «Männchen» am Boden und im Übrigen sprangen wir ganz vorschriftsmässig: «Auf, marsch, marsch – volle Deckung!», und so immer munter weiter, immer weiter von der Strasse weg.

Nach einer Weile hörte ich die Stimme meines Kommandeurs aus der Dunkelheit: «Allmayer? Hierher!» Ich fand ihn am Rande eines Sumpfes damit beschäftigt, den etwas kopflosen Stab des IR 3 zu beruhigen und zu einer vernünftigen Massnahme zu veranlassen, wie zum Beispiel die Kompanien von der Strasse abzuziehen. Aber bevor man sich dort zu einem Entschluss durchgerungen hatte, machte der Russe von sich aus diesem traurigen Spiel ein Ende. Er stoppte das Feuer und ging wahrscheinlich schlafen. An jenem Abend fehlten uns zwei Melder. Erst am Morgen fand man sie tot neben der Strasse liegen.

Wir selbst schliefen in dieser Nacht, eng aneinandergesprengt wie die Sardinen, in einem Strassengraben, der einen Feldweg entlang führte. Trotzdem froren wir ziemlich. Erst als die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Wiesen warf und der Tau silbrig zu glitzern anfang, erwachten wir wie Käfer aus der Erstarrung und trafen Anstalten, wieder anzutreten. Jetzt hatten wir auch die Möglichkeit, die Granattrichter des abendlichen Beschusses näher zu betrachten. Das waren ganz nette Dinger gewesen und wir konnten von Glück reden, dass der Boden so sumpfig war und dadurch zahlreiche Splitter verschluckte. Denn sonst hätte es recht übel werden können.

Den ganzen Tag über (11. August) ereignete sich eigentlich nichts Besonderes. Das Flüsschen Strupinka wurde ohne Feindwiderstand überschritten und erst am Nachmittag gingen wir, bereits jenseits desselben, in einem kleinen Waldstück in Stellung, das offenbar als russisches Feldlager gedient hatte. Da waren Geschützstände ausgehoben, Unterstände angelegt und aus Zweigen Tarnwände gebaut. Dazwischen lagen Ausrüstungsstücke herum. Es war wie bei uns und doch ganz anders, eben der Feind. Die Infanterie hatte sich entlang dem Bahndamm von Schimsk nach Nowgorod eingegraben und rastete. Die Sonne war im Westen schon hinter den Waldrändern verschwunden, deren oberste Wipfel noch von ihren Strahlen beleuchtet wurden.

Auch drüben in Schimsk, dem kleinen Industrienest in unserer rechten Flanke, das das IR 45 gestürmt hatte, glühten noch, soweit vorhanden, ein paar Fensterscheiben in der Abendsonne. Sonst herrschte vollkommene Stille. Die Bahnwärterhäuschen standen leer, in den Telegrafendrähten längs des Bahnkörpers summt und surrt es schon längst nicht mehr. Der Betrieb war eingestellt, die Leitungen irgendwo unterbrochen. Nichts wirkt so unheimlich wie ein toter Industrieort, wenn in ihm einmal das Leben gelöscht und einer lauernden Stille gewichen ist. Wenn keine Sirenen mehr heulen, keine Schloten mehr rauchen und keine Arbeiter mehr auf den Feldwegen heimwärts radeln und keine schmutzigen Kinder mehr an den Bretterzäunen oder auf den Holzlagerplätzen spielen, dann erst tritt das ganze Elend dieser «Kulturlandschaft» voll hervor. Wenn doch jetzt nur ein Zug daherkäme, irgendein dummer Zug, dem man zuwinken könnte mit einer Blume, die man am Bahndamm gepflückt hatte, so wie ich das als kleines Kind oft in Baden gemacht hatte. Und wenn man dann ganz langsam nach Hause bummeln würde, da müsste man wahrscheinlich am Bahnschranken warten. Man würde dem Wärter, der seine Abendpfeife raucht, einen guten Abend wünschen, und dann gingen wir den Feldweg weiter, während er die roten Lichter für die Nacht anzündet.

Ja, so könnte sich das abspielen und alles wäre gut. Aber so liegen nur die Männer des IR 3 an der Böschung des Bahndammes, graben sich ein, rauchen wohl noch schnell eine Zigarette oder kauen eine Kante Brot. Sie können sich hier nicht einmal für die Nacht einrichten, denn die Division hat noch für 20 Uhr die Fortsetzung des Angriffs längs der Bahn nach Nordosten vorgesehen. Die Gefechtsaufklärung hat inzwischen freilich festgestellt, dass ein Vorgehen in der befohlenen Richtung wegen der ganz aussergewöhnlichen Geländeschwierigkeiten fast ausgeschlossen sei.

Kurz vor dem Wiederantreten war ich noch nach vorne zu einem der Bataillonskommandeure gefahren, um mit ihm persönlich Fühlung zu nehmen. Der war freilich nicht so recht in der Stimmung, noch in den sinkenden Abend hinein angreifen zu müssen, noch dazu ohne eine Ahnung zu haben, wo man bei Einbruch der vollen Dunkelheit dann stecken bleiben wird. Und dann zeigte er mir noch etwas, was auch seine Landser bereits eifrig besprachen: Knapp 100 Meter vor dem Bahndamm lag eine seichte Mulde, ein Stück nasse, sumpfige Wiese. Und mitten durch diese Wiese hindurch zog sich eine mächtige breite Spur, eine Panzerspur. Tief hatten sich die Ketten in den moorigen Boden eingedrückt. Was für eine unvorstellbare Kraft muss dieser Motor gehabt haben, dass er anscheinend ohne Schwierigkeiten den stählernen Koloss durch diesen Morast durchgezogen hat. Und erst die Breite der Ketten! Staunend umstehen wir wie Grosswildjäger diese geradezu unheimliche Fährte, in deren Abdruck sich schwarzes Wasser sammelt. Geb's Gott, dass wir so einem Koloss nicht heute Abend noch begegnen. «Wir»

ist freilich gut gesagt. Denn ich verabschiedete mich daraufhin und der Bataillonskommandeur nahm seine Waffen auf, um nach Nordosten vorzurücken. Zum Abteilungs-Gefechtsstand in dem kleinen Waldstück zurückgekehrt, fand ich bereits das Stabszelt aufgestellt, vor dem die Burschen das Abendessen herrichteten. Im Dickicht drüben überholten die Kraftfahrer ihre Maschinen und die Funker hatten ihre Geräte aufgebaut. Hier war man nun doch irgendwie zu Hause. Da wirkte sogar die Gegend noch schön. Man konnte das Koppel abhängen und vielleicht für kurze Zeit einmal die Stiefel ausziehen.

Der nächste Tag (12. August) stand dann im Zeichen des Waldkampfes. Kurz nach dem Antreten um 6 Uhr früh war die eigene Infanterie im Wald auf gut getarnten und eingegrabenen Feind gestossen. Podel und Leutnant Thoms, beide bei den vordersten Schützen, hielten den Gegner so in Deckung, dass die Stellung gestürmt werden konnte. Und dann ging es die Bahn beziehungsweise die Strasse entlang weiter vor. Rund 50 Kilometer führt sie schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogen, durchschnittlich sechs bis acht Kilometer vom Nordwestufer des Ilmen-Sees entfernt, von Schimsk nach Nowgorod. Vom See sieht man freilich nicht viel, denn die ersten 20 Strassenkilometer führen durch einen dichten Wald, in dem es abseits von Strasse und Bahn kein Fortkommen gibt. Es ist ein verhältnismässig dünner Hals, durch den sich die Division durchzwängen muss. Links, entlang der Bahn, greift das Infanterie-Regiment 3 und an der Strasse das Infanterie-Regiment 45 an. Und hinter ihm werden die gesamte Artillerie und der Tross nachgezogen.

Artilleristisch ist die Kampfführung ziemlich schwierig, denn wir können praktisch von der Strasse nicht herunter, sollen aber doch das IR 3 entlang des Bahndammes unterstützen. Da zeigt nun mein alter Kommandeur, dass er unsere Vorschriften nicht nur gelesen und gelernt, sondern auch noch etwas mehr im Kopf hat. Ganz unvorschriftsmässig baut er den Laden auf, setzt die Batterien überschlagend ein, ein Chef schießt, einer zieht nach, der dritte ist in Reserve. Das Ganze wird ausschliesslich über Funk gesteuert und klappt prima. Über zwölf Kilometer ackern wir uns an diesem Tag vorwärts. Immer wieder wird die Spitze aus dem Wald angeschossen, immer wieder ist eine feindliche Pak oder ein MG entlang der Strasse eingebaut und muss niedergekämpft werden. Es ist ein seltsamer Kampf: Auf ein und derselben Strasse, auf der wir marschieren, wird ein paar Kilometer weiter vorne herumgeschossen und wieder ein Stück weiter zieht sich der Gegner zurück. Man zieht an einer schweren Batterie vorbei, die ein paar Meter neben der Strasse in Stellung steht, und sieht mit dem Glas weit vorne auf der Strasse ihre Einschläge liegen. Wahrscheinlich steht zehn Kilometer von hier ein russischer Führungsstab ebenfalls wie wir im Strassengraben, nur mit verkehrter Front, mit uns verbunden durch das Band der Strasse, getrennt jedoch durch die Barriere der Front. Und sie ist es, die den Rhyth-

mus auf der Strasse bestimmt. Weit hinten herrscht auf ihr reges Leben. Da fahren die Fahrzeuge der höheren Stäbe, da trotten die Nachschub-Kolonnen. Dann kommt die Zone, in der unsere Batterien stehen, und von hier aus wird es dann nach vorne zu immer einsamer. Zwar trifft man noch vereinzelt auf Kraftfahrer und manchmal auf eine im Strassengraben vorgehende Kompanie, mitunter auch auf einen Bataillons-Gefechtsstand. Dann wird es aber ziemlich menschenleer. Von vorne hört man bereits das Tacken des Infanteriefeuers und gelegentlich kann dann auch eine verirrte Kugel vorbeifliegen. Dann und wann liegen seitlich der Rollbahn einige Soldaten in Deckung, eine Granatwerfer-Gruppe, eine Funkstelle oder auch eine Reserve-Gruppe. Dann ist aber auch das aus. Dann kommen nur noch ein paar Kerle, zwei oder drei, hinter dem Gesträuch eines umgestürzten Baumes, die sich flüsternd unterhalten. Sie sind die Front, die vorderste Spitze. Der Kilometerstein 40 Meter vor ihnen ist für sie unerreichbar, denn hinter dem Holzstoss gleich schräg daneben sitzt wahrscheinlich bereits der Russe. Die Strasse hat hier ihre Funktion als Verbindung verloren, sie ist nur noch Schussfeld.

Doch da kommt es von hinten her angebrummt, mit rasselnden Ketten, niedrig, breit, massiv, schwer: Sturmgeschütze. Ein gutes Stück hinter den vordersten Spitzen machen sie halt. Das Rohr sucht nach dem Ziel, mit einem Ruck der Ketten geht das Fahrzeug in Schussposition. Dann kracht trocken der Schuss, Einschlag drüben beim Gegner, dann der nächste Schuss. Das Fahrzeug fährt ein Stück vor, wieder halt, Schuss. Schwarz-grau reissen die Explosionswolken der Einschläge auseinander.

Hinter dem Geschütz hat sich langsam eine kleine Traube von Infanteristen gebildet, die nun gebückt, eng zusammengedrängt, dem vorrollenden Fahrzeug folgen. Ein paar haben sich hinaufgeschwungen und liegen nun platt auf dem Hinterteil. Nun erscheint auch der Kopf des Kommandanten in der Luke. Der feindliche Widerstand dürfte gebrochen sein. Langsam, schrittweise geht es wieder vorwärts, am Holzstoss vorbei.

Dahinter liegt ein toter Körper in einer erdbraunen Uniform. Der grün-braune Stahlhelm ist ihm ins Gesicht gerutscht. Nicht weit entfernt liegt eine offene hölzerne Munitionskiste im Strassengraben. Der Riegel über die Strasse ist zerbrochen. Nach einer halben Stunde marschiert bereits eine Kompanie an dem Kilometerstein vorbei, der vorher noch so unerreichbar schien.

Ich selbst war gegen Abend noch ganz nach vorne, bis zu den Sturmgeschützen vorgefahren. Das heisst, das letzte Stück ging ich zu Fuss, sicher ist sicher. Die Spitzen hatten ein Barackenlager mitten im Wald erreicht, dessen Mittelpunkt ein weithin sichtbarer Trigonometrie war, den wir schon den halben Tag hindurchsehen konnten. Ich wollte noch persönlich mit den Chefs sprechen, da die Funkverbindung doch nur ganz kurze Mitteilungen zulässt. Pödehl war wieder

recht guter Laune. Er war den ganzen Tag vorne mit der Infanterie mitgegangen. Da fühlte er sich offensichtlich wohl, da gab es keine Vorgesetzten und er war jedem Dienstkram enthoben, da konnte ihm keiner ... Ein bisschen müde waren sie freilich alle. Es ist ja auch keine Kleinigkeit, den ganzen Tag lang einen Bahndamm entlangzurobben.

Die Infanterie war dann noch zwei Kilometer über die Siedlung hinaus vorgestossen, sodass wir für unsere Batterien endlich wieder einmal so viel Platz hatten, um sie um das Waldlager herumordnungsgemäss in Stellung bringen zu können. Auf der Waldblösse schlug auch der Abteilungs-Stab sein Nachtquartier auf.

Was ist eigentlich heute für ein Wochentag? Ich weiss es nicht. Und was war eigentlich gestern? Ich weiss es kaum mehr. Ja, selbst die Ereignisse von heute früh sind nur noch ganz blass in der Erinnerung. Was war, ist vorbei und damit uninteressant. Wichtig ist die Gegenwart und drohend das Morgen. Morgen kommen wir an den Werenda-Abschnitt, zu einer angeblich stark ausgebauten russischen Stellung, die in einem schiefen Winkel unsere Vormarschstrasse schneidet. In ihr wird wohl der Russe versuchen, uns zum Stehen zu bringen. Da wird es etwas zum Knacken geben.

13. August. Ab 3 Uhr früh läuft die Gefechtsaufklärung gegen die Werenda-Stellung, der wir uns gestern auf etwa sechs Kilometer genähert haben. Der Morgen ist frisch und das Gras trieft von Tau. Es dürfte kein Vergnügen gewesen sein, die Nacht in einem Schützenloch zu verbringen. Wohltuend wärmen die ersten Strahlen der Sonne.

Bei den Stäben ist grosse Aufregung. Gestern wurde eine russische Karte erbeutet, in der alle Einzelheiten der Werenda-Stellung eingezeichnet waren. Aus ihr soll hervorgehen, dass der Abschnitt stark vermint ist. Auch Holzbunker sollen vorhanden sein. Aber dafür werden wir endlich auch aus dem Wald herauskommen. Für das Infanterie-Regiment 3 und damit auch für uns ist ein kleiner «Horizontschleicher» vorgesehen. Das Regiment soll über Orlowo, den linken Pfeiler der Stellung, in dieselbe einbrechen.

Um 6 Uhr geht es los. Vorne, über dem lang gestreckten Dorf Borock, das aus der eigentlichen Werenda-Stellung brückenkopffartig vorspringt, rummeln bereits die Stukas. Der Boden schepert bis hierher zu uns. Durch das Glas sieht man ganz deutlich, wie die Flugzeuge stürzen und ihre Bomben abwerfen, und wie dann die Rauchpilze emporquellen. Bis Mittag braucht das IR 45 aber doch, um sich an den Bahnhof Borock heranzuschieben. Jedoch scheint es, dass der Feind infolge seiner starken Verluste nicht mehr imstande ist, die Stellung nachhaltig zu verteidigen. Trotzdem will das IR 3 nicht so richtig vorwärts. Sein Kommandeur, der gute Oberst Becker, hat anscheinend Federn, und mein Kommandeur sitzt bei ihm auf dem Gefechtsstand und schwitzt vor Ärger. Immerhin haben wir unsere Batterien in Stellung und müssen warten, was die Infanterie machen will. Die will am liebsten gar nichts. Das Gelände ist freilich auch



nicht sehr gemütlich. An einigen Stellen sind bereits die weissen Trassierbänder gezogen. An wie vielen Stellen jedoch sind die Minenfelder noch nicht ausgeflaggt? Aber langsam wird es doch Zeit. Drüben, beim IR 45, knallen sie mit 8,8 cm Flak-Geschützen auf die Holzbunker, dass es nur so splittert. Und es wird nicht lange dauern und sie werden über der Werenda sein, während wir immer noch davorsitzen. Mein Kommandeur bohrt und bohrt. Ob man nicht wenigstens die Radfahr-Kompanie auf die Eisenbahnbrücke ansetzen könnte, die ja nur einen Kilometer entfernt ist? Ja, das wäre eine Idee. Udo Ritgen, ihr Chef, packt also seinen Kram zusammen, zieht los und kommt gerade noch zurecht, um die schon angebrachte Sprengladung zu entfernen. Na endlich! Drüben, am anderen Ufer, schießen sie sich noch ein bisschen mit ein paar Kerlen herum, die aber bald nach rückwärts verschwinden und dann, gegen 19 Uhr, ist es endlich so weit, dass ein erstes Bataillon des IR 3 übersetzt. Das IR 45 hatte schon seit Mittag einen starken Brückenkopf erobert.

Am Abend gingen dann noch der Kommandeur und ich zu Fuss über die Werenda, um vor dem Übersetzen unserer Abteilung die artilleristischen Einsatzmöglichkeiten zu erkunden. Der Gefechtslärm war inzwischen ziemlich eingeschlafen. Es dämmt bereits und die Wiesen mit den Holzbunkern liegen öd und verlassen da. Hastig gehen wir durch das Dorf Borki. Es ist keine Menschenseele zu sehen. Tagsüber noch war es das Herzstück der russischen Verteidigung, hier soll der Gefechtsstand der 128. Schützen-Division gelegen haben. Dann freilich hatten die Stuka-Bomben und die Granaten unserer Batterien hier eingeschlagen und nun herrscht hier seit wenigen Stunden die Stille eines Friedhofes. Man geht nicht gerne durch so einen Ort. Die Türen und Fenster der Häuser stehen zwar offen, aber wir sehen nicht hinein, denn in jedem Haus kann das Grauen wohnen, wenn nicht gar der Tod.

Auf der Dorfstrasse kommt uns ein Pkw entgegen, der Divisionskommandeur. Er strahlt: «Das war heute ein Tag! Ein schöner Erfolg!» – «Jawohl, Herr General!» Er muss es ja wissen. Dann wandern wir mit unserem Erkundungsstab wieder zurück. An den Ufern der Werenda sind lange Brennholzstapel aufgeschichtet. Die haben während des Tages – durch den Beschuss – Feuer gefangen und bilden nun am Ufer einen glühenden Saum, der sich im Wasser widerspiegelt. Auch sonst brennt es in den Wäldern an verschiedenen Stellen. 12.000 Schuss russischer Artilleriemunition sollen dort gestapelt liegen. Wenn die hochgehen! Wir hatten eben die Eisenbahnbrücke über die Werenda betreten, als genau das eintrat. Ein ohrenbetäubender Schlag, dann schießt eine haushohe Feuersäule zum Himmel empor und unter einem Erdbeben ähnlichen Grollen sprüht ein grandioses Feuerwerk in die Nacht. Die Brücke zittert. Winzig klein erscheinen die Schattenrisse unserer Gestalten gegen den lodernden Hintergrund. Wir stehen und schauen fassungslos. Ob Gott in der Feuersäule so vor dem Volk der Juden herzog? Vielleicht,

aber wer kann das sagen? Aber eine Ahnung von seiner unfassbaren Grösse überkommt mich doch angesichts dieser dröhnenden Explosionen.

Viel Zeit bleibt nicht, uns in dieser Nacht hinzulegen. Wir schlingen, auf unseren Gefechtsstand zurückgekehrt, in aller Eile ein reichlich kühles Abendessen hinunter und dann geht es bereits nach einer kurzen Rast wieder los. Um halb 1 Uhr nachts passieren unsere Batterien und eine uns noch zusätzlich unterstellte schwere Abteilung auf einer Kriegsbrücke die Werenda im Scheine der noch immer brennenden Holzstösse. Vier Stunden später sind wir dann im Werenda-Brückenkopf feuerbereit. Unser Gefechtsstand ist wieder bei dem des Infanterie-Regiments 3, wo bereits die Dispositionen für den heraufdämmernden Tag getroffen werden.

14. August. Feindwiderstand wird erst wieder am Flüsschen Worobejka vermutet. Dort haben gestern unsere Bomber einen zur Verteidigung sich einrichtenden Gegner bombardiert. Aber noch aus einem anderen Umstand geht dies eindeutig hervor. Die Division hatte gestern einen russischen, genauer karelischen Offizier vom Stab der 128. Schützen-Division gefangen und der brachte bereitwillig aus einem Versteck im Walde die von ihm selbst bearbeiteten Befestigungskarten und Minenpläne der Festung Nowgorod. Da war bis auf die einzelnen MG-Nester in den Strassen alles eingezeichnet. Ein grossartiger Fang, aber auch das Todesurteil für Nowgorod. Denn aus der Karte wurde deutlich, dass Nowgorod verteidigt werden sollte, während, wie ich später hörte, die Division gehofft hatte, es möglichst zu schonen. Vorerst aber ging es zügig vorwärts.

In aufgeschlossener Kolonne marschierten wir dem Ziel entgegen, während motorisierte Heeres-Artillerie uns überholte. Kurz vor 8 Uhr hatten die Spitzen des IR 3 die Worobejka erreicht und vom anderen Ufer her Feuer bekommen. Während die uns unterstellte schwere Abteilung den Feuerschutz übernimmt, fahren wir, der Abteilungs-Stab, nach vorne, um die Lage zu studieren und dann dementsprechend disponieren zu können. Dabei passieren wir ein Gehöft an der Strasse, ein Steinhaus, vor dem sich eine grössere Versammlung gebildet hat. Der la der Division, der Generalstabschef des Korps, der Kommandeur des IR 3 und alle möglichen Adjutanten und Ordonnanzoffiziere turnen aufgeregt auf einer kleinen Anhöhe herum, auf der das Häuschen steht. Was gibt's denn da zu sehen? Neugierig, wie wir sind, bremsen wir ab und krabbeln auch hinauf. Ah! Das hatten wir nicht erwartet. Wie eine Fata Morgana, scheinbar im Dunst schwebend, von den Strahlen der Morgensonne beleuchtet, liegt in etwa 12 bis 14 Kilometern Entfernung, weit ausgebreitet, weiss schimmernd, mit blitzenden Türmen und Kuppeln, das Ziel unserer Kämpfe und Anstrengungen: Nowgorod. Obwohl wir es ja wussten, waren wir doch überrascht, wie nahe wir schon waren.

Der Feindwiderstand an der Worobejka ist bald gebrochen und dann geht es über die schnell errichtete Behelfsbrücke wieder weiter. Die vorletzte Riegelstellung vor Nowgorod, die Werjaska-Stellung, ist im Wesentlichen nicht mehr besetzt. In ihr schlagen wir unseren Gefechtsstand auf. Während die Batterien nachziehen und auf der Strasse Kompanien marschieren, sind der Kommandeur und ich etwas nach rechts herausgetreten und ich benütze die Gelegenheit, schnell eine Feldpostkarte nach Hause zu schreiben: «Liebe Eltern ...» – Nanu! Was ist denn jetzt los? Da vorne wird auf einmal wie toll geschossen, es brummt so ... Aber da kommen sie schon – russische Schlachtflieger. Ganz tief, vielleicht 50 Meter über der Strasse, aus den Tragflächen züngelt das Mündungsfeuer der Bordkanonen, genau auf uns zu. Ich sehe, wie im Traum, die Geschosseinschläge wie eine aufspritzende Naht auf mich zurasen, denke noch, jetzt also ist s aus, und werfe mich besinnungslos in einen Graben, die Augen geschlossen, in den Ohren nur noch ein einziges Dröhnen, Krachen, Orgeln. Der Lärm nimmt ab, von Ferne nur noch ein Brummen der Motoren, Bersten von Splitterbomben und Hämmern der Bordwaffen. Ich bin heil! Drüben, jenseits der Strasse, brüllt einer. Da schleppen sie ihn auch schon in ein Strassenviadukt: Bombensplitter, reine Fleischwunde, nicht gefährlich. Die Pferde sind natürlich ganz wild. Aber sonst nichts. Es ist wie ein Wunder. Tja, das war mehr als Glück. Aber was stinkt bloss so infernalisch? Haben alle in die Hosen gemacht? Es braucht einige Zeit, bis ich merke, dass ich selbst der Träger dieses Gestanks bin. Ach ja, das Deckungsloch von vorhin, das mir wahrscheinlich das Leben gerettet hat, das scheint früher schon einmal zu anderen Zwecken benutzt worden zu sein. Na, lieber in der Scheisse liegen, als tot.

Noch einmal kommen die Flieger. Diesmal aber sind wir hellhörig. Schon von Weitem sehen wir sie von rechts über den Ilmen-See im Tiefflug ankommen, dunkle, zweimotorige Zerstörer, dann drehen sie ein und der Zauber geht wieder los. Aber auch das kann uns nicht aufhalten. Am Abend, als die Bewegungen eingestellt werden, stehen wir nur noch vier Kilometer vor dem Stadtrand von Nowgorod. Links vorwärts von unserem Standpunkt brennen bereits während des ganzen Nachmittags grosse Öltanks. Ihre pechschwarzen, fettigen Rauchsäulen stehen wie gewaltige Trauerfahnen über unserer Vormarschstrasse.

Die Tragödie von Nowgorod beginnt aber erst am 15. August. Noch in der Nacht nimmt die Infanterie die Angriffsgruppierung zum Sturm auf die Stadt ein. Um 9 Uhr früh greift der Gegner nochmals mit Schlachtfliegern die Strasse an. Wir sind diesmal nicht so gefährdet, weil wir unsere Zelte doch gut 50 Meter abseits der Strasse, im dichten Busch, aufgebaut haben. Aber gemütlich ist es trotzdem nicht, als sie wieder angerast kommen. Doch diesmal ist die Flak zur Stelle, es ist faszinierend, zu sehen, wie sich die Geschossгарben der leichten Flak-Geschütze

wie ein tödliches Netz auf die im Tiefflug daher sausen, mit allen Waffen feuernden Maschinen legen. Die Maschinen sind zwar offensichtlich gepanzert, denn zahlreiche Leuchtspurgeschosse gleiten ab. Aber es gibt für sie trotzdem kein Entkommen. Knapp vor unserem Gefechtsstand kann ein Pilot die Maschine nicht mehr halten. Unter dem Jubelgebrüll der Landser kracht sie unmittelbar links hinter uns herunter. Sofort steht für Sekunden eine Feuerkugel über der Stelle, die sich dann in eine quirlende, pechschwarze Qualmsäule verwandelt, an deren Füßen knisternd blutrote Flammen hervorlecken. Wir sind einfach selig und zünden uns befriedigt eine Zigarette an, während dort drüben zwei oder drei russische Piloten in ihrer Maschine verkohlen ...

Weiter hinten holten sie noch eine zweite Maschine herunter und damit war wenigstens in der Luft Ruhe, während vorne die Lage recht bald kritisch wurde. Die Infanterie hatte zwar den äusseren Verteidigungsgürtel um Nowgorod ziemlich ungehindert durchstossen, als um 11:30 Uhr ein letzter russischer Gegenangriff, unter Einsatz schwerster Panzer, das vorgehende IR 3 traf. Auffahrende 8,8 cm Flak wurde von den Panzern zusammengeschossen, die mit ihrer überlegenen Panzerung und präzise schießenden Kanonen das Gefechtsfeld vollkommen beherrschten. Wir selbst waren mit unseren Batterien diesen Kolossen gegenüber machtlos. 52 Tonnen schwere Panzer vom Typ KW II! Auf das waren wir nicht vorbereitet. Zwar waren bei Ostrow schon ein paar davon zerschossen herumgelegen. Und ihre Spur hatten wir ja vor ein paar Tagen bei Schimsk ehrfürchtig bewundert. Aber nun waren sie leibhaftig da. Nicht sehr viele, aber die wenigen genügten schon, um eine Krise auszulösen. Schliesslich gelang es doch einer 5 cm Pak, auf den Turm eines der Panzer einen Volltreffer zu landen. Das Ding drehte daraufhin ab und brannte hinter einer Häusergruppe aus. Damit war der Schwung des Gegenangriffs gebrochen.

Nun schoben sich die Kompanien durch die der Stadt vorgelagerten Orte und Fabriksviertel vor. Am Nachmittag geht dann der Kommandeur persönlich nach vorne zu der B-Stelle einer unserer Batterien, um von hier aus die artilleristische Unterstützung des letzten Sturmes zu leiten. Ich selbst muss zu meiner nicht geringen Enttäuschung hinten bleiben, da die Verlegung unseres gesamten Nachrichtennetzes nach vorne nicht möglich ist und jemand hier hinten den gesamten Funk- und Fernsprechverkehr steuern muss. So blieb ich denn an diesen blöden Vermittlungskasten angebunden und versäumte womöglich einen grossen Augenblick. Aber aus den Funkprüchen und Meldungen der Batterien konnten wir Zurückgebliebenen uns doch ein Bild der Lage machen.

Um 6 Uhr abends stand unsere Infanterie vor dem letzten Hindernis, dem historischen Stadtwall, der den inneren Kern der Stadt umgab. Er war vom Gegner wie ein Maulwurfsbau aufgewühlt und mit MG-Ständen, Bunkern und Laufgräben versehen worden. Und zwischen diesem Wall und unserer angreifenden Infanterie lag ein breiter Gürtel von Hutweiden, ebenes, deckungslo-

ses Gelände. Da gab es kein Ausweichen, kein Umgehen. Da gab's nur eins: hinüber! Drüben liegt die Stadt.

Vorher aber ergriffen noch einmal wir, die Artillerie, das Wort. 20 Minuten lang lag das Feuer aller Batterien auf den erkannten Befestigungen, und 20 Minuten lang stürzten Stukas auf die Stadt herunter. Um unseren Gefechtsstand im Busch herum tobten die Abschüsse der Geschütze und von vorne grollten die Einschläge der Bomben und Granaten. Und langsam wuchsen über den Büschen vor uns unzählige Rauchfahnen, vereinigten sich schliesslich zu einer einzigen schwarzen Säule, die wie von einem gewaltigen Scheiterhaufen zum Himmel emporstieg. Das ehrwürdige Nowgorod brannte, verglühte unter dem Anhauch der Schlacht. Aber noch immer war der Widerstand nicht gebrochen. Als die Infanterie nach dieser Feuervorbereitung antrat, hämmerten ihr vom Stadtwall Maschinenwehre entgegen. Bis auf etwa 200 Meter kam das IR 3 heran. Dann blieb es liegen und grub sich ein. Dem rechts angreifenden IR 45 gelang es zwar, den Wall zu erreichen und über ihn hinweg die ersten Häuser der Stadt. Aber weiter kam es dann auch nicht. Die Hitze der ungeheuren Brände und die dadurch verursachte Detonation ganzer Minenfelder machte ein weiteres Vorgehen unmöglich. So wurde denn der Angriff eingestellt.

Der Nachthimmel über Nowgorod ist erleuchtet vom rötlichen Schein der Brände. Und während ringsum das Land in tiefe Dunkelheit gehüllt ist, stehen Kirchen und Türme der Stadt hell erleuchtet, umrahmt von den lodernden Flammen. Wir stehen auf unseren Gefechtsständen, in den Stellungen, auf den Böschungen und Strassendämmen und sehen hinüber zu der sterbenden Stadt. Aus meiner Jugend taucht ein Bild in meiner Erinnerung auf: das Weib des Lot, das zurückblickt auf das brennende Sodom und Gomorra und dabei zur Salzsäule wird. Das konnte ich ihr nachfühlen. Und hier war dieser Mythos Wirklichkeit geworden. Aber warum gerade Nowgorod? Sind wir die Gerechten, denen das erspart bleibt? Nachtgedanken, die verfliegen, als der Morgen dämmt.

16. August. Der Feuerschein verblasst langsam, dafür steigen nunmehr die Rauchschwaden verglöhender Brände zum Himmel. Und gleichzeitig lebt das Gefecht wieder auf. Selbst diese Schreckensnacht hat die Russen nicht veranlasst, ihre Stellungen zu räumen. In erbitterten Strassenkämpfen dringen nun die angreifenden Kompanien immer tiefer in die Stadt ein. Auch das IR 3 erstürmt nun den Festungswall und rollt ihn auf. Stosstrupps von dem unserer Division unterstellten Infanterie-Regiment 424 dringen gegen 8 Uhr morgens bis zum Kreml von Nowgorod vor und nehmen ihn in Besitz.

Der feindliche Widerstand ist nun am Erlahmen. Da kommt durch Funk die Meldung, dass Hauptmann Zonewitz, der Chef unserer 3. Batterie, im Strassenkampf schwer verwundet wurde. Als er den Kreml betreten wollte, schoss ihn ein Kerl aus nächster Entfernung nieder. Er war

bereits bewusstlos, als man ihn nach hinten brachte. Er hat nicht überlebt. Leutnant Thoms, B-Offizier bei Podehl, übernimmt vertretungsweise die Führung der Batterie. Wahrscheinlich wäre das mit dem armen Zonewitz gar nicht nötig gewesen. Er war halt ein älterer Reserveoffizier und vielleicht nicht mehr so agil und auch ein wenig ungeschickt, und da hat es ihn eben erwischt. Hat Familie zu Hause.

Um 11 Uhr ist es so weit, dass die Abteilung nachgezogen werden kann. Der Kommandeur war schon seit der Früh wieder auf dem Vorgeschobenen Gefechtsstand gewesen und nun darf ich endlich auch wieder dorthin. Neuer Gefechtsstand: Stadtwall von Nowgorod.

An ausgebrannten Häusern, zerschossenen Panzern, Haufen von ausgeglühtem Blech vorbei, unter einem Wirrwarr von herunterhängenden Drähten hindurch und über Schutthaufen und gesprengte Schienen hinweg erreichen wir die Stadt. Das sieht wohl ganz anders aus als das Bild, das sich vor zwei Tagen aus der Ferne bot. Wir stürmten eine Stadt und eroberten einen Trümmerhaufen, oder noch besser gesagt: ein durchsichtiges Gerippe. Man sieht weit, denn die Strassenzüge, die die Sicht früher behindern konnten, stehen nicht mehr. Auf weite Flächen immer nur das Gleiche: verbeultes Blech, Ziegel, verkohlte Balken. Manchmal wird ein Stückchen dieser Wüste durch einen stehen gebliebenen Lattenzaun eingegrenzt, als sollte damit ausgedrückt werden, dass diese Brandstätte, dieser Bombenrichter Eigentum der Familie X oder des Genossen Y ist. Aber wo sind die schätzungsweise 30.000 Einwohner dieser Stadt? Geflohen? Rechtzeitig evakuiert? Oder sind sie erst heute Nacht, im Schein der Flammen, über die Brücke nach Nowgorod-Ost, jenseits des Wolchows geflohen, in den Stadtteil, der noch in russischem Besitz ist? Oder aber: Liegen sie verbrannt, verschüttet unter den Trümmern? Wer kann das sagen? Sie sind jedenfalls weg, die Stadt ist leer, die Vernichtung war kollektiv. Nur der Stalin aus Gips steht auf seinem Postament und breitet lächelnd die Arme über dieses Chaos aus. Vom Flussufer her knallen noch immer einzelne Gewehrschüsse.

An der Innenseite des Stadtwalls am Nordwestausgang der Stadt treffe ich dann den Kommandeur und die Batteriechefs. Sie sind alle ein bisschen gedrückt wegen des armen Zonewitz. Podehl hatte sich wieder ein Stückchen geleistet: Irgendwo während des Strassenkampfes bemerkte er einen einzelnen Russen. Ohne nachzudenken, beginnt er mit der ganzen Batterie auf diesen zu schießen. Gruppenweise! Als ich das höre, mache ich ihn auf diese sinnlose Munitionsverschwendung aufmerksam. «So etwas können wir uns doch nicht leisten!» Aber es ist ihm einfach nicht klar zu machen. «Mein Lieberchen! Wenn du gesehen hättest, wie der Kerl gehüpft ist! Es war ein Mordsspass! Weisst du, immer wenn er schon glaubte, jetzt ist er in Deckung, rumms, haben wir ihm eins raufgehaut. Der hat seine Männchen gebaut – einfach mords!» Wegen dieses blöden Russen können wir jetzt die Batterie frisch aufmunitionieren. Na, das ist eben Podehl.

Sonst herrscht hier am Gefechtsstand, der sich unmittelbar neben dem des IR 3 befindet, ziemlich Betrieb. Der Oberst ist froh, mit seinem Regiment glücklich das befohlene Ziel erreicht zu haben. Sein Regiments-Adjutant probiert gerade ein Paar pelzgefütterte russische Fliegerstiefel, die er von weiss Gott woher hat. Schöne Dinger! Aber was soll der Kram. Man kann doch jetzt im Sommer so etwas nicht tragen. Reiner Ballast. Aber der Adjutant verpackt die Stiefel sehr sorgfältig in seinem Gepäck.

Ansonsten ist man guter Dinge. Was geschieht nun? Tatsächlich sind bereits neue Dispositionen da. Angeblich habe der Führer persönlich (?) befohlen, dass die Division so schnell wie möglich auf Tschudowo vorzustossen und dort die Bahnlinie von Moskau nach Leningrad zu unterbrechen habe. Tschudowo? Das ist 80 Kilometer von hier. Noch einmal so viel oder noch mehr als vom Mschaga bis Nowgorod. Na, prost Mahlzeit! Das wird wieder ein Gelaufe werden. Als ob Nowgorod nicht bereits genug wäre. Für das IR 3 und damit auch für unsere Abteilung gibt es allerdings noch einen Sonderauftrag: Während der Westteil von Nowgorod erledigt ist, hält sich im Ostteil, jenseits des Wolchows, noch der Gegner. Der soll nun, während die Masse der Division dem nach Norden abziehenden Gegner nachstösst, vom IR 3 mit Unterstützung durch unsere Abteilung genommen werden. Daher müssen unsere Batterien vorerst hier in diesem Raum in Stellung gehen und das wird noch eine Weile dauern.

Unterdessen habe ich Zeit, mich etwas umzusehen. Drüben beim Infanterie-Regiment treiben sie ein paar Gefangene zusammen, die sie beim Durchkämmen der Stadt noch aufgegebelt hatten. Etwas abseits von ihnen, am Fusse des Walls, sitzt eine Frau. Sie ist noch ziemlich jung, vielleicht so um die Zwanzig. Die schlanke Gestalt steckt in einem blau-grauen Monteursanzug. Das kurz geschnittene Haar ist durch ein Tuch in Form eines Stirnbandes zusammengehalten. Sie hat das Kinn in die Hände gestützt und starrt vor sich hin. Ein paar Landser behaupten, sie hätte auf unsere Leute geschossen. Andere wieder sind sich dessen nicht so sicher. Wie dem auch sei, jedenfalls, als sie jetzt von einem Soldaten hierher zum Regiments-Gefechtsstand geführt wird, weiss ich, dass diese Frau, auch wenn sie nicht geschossen hat, sofort schiessen würde, wenn sie eine Waffe in der Hand hätte, ein so namenloser Hass steht in ihren Augen. Sie würdigt die Soldaten um sich keines Blickes. Von einem Offizier des Regiments-Stabes wird ihr das Urteil eines Kriegsgerichts verlesen und von einem Dolmetscher übersetzt, wonach sie wegen aktiver Teilnahme am Kampf standrechtlich zum Tod durch Erschiessen verurteilt sei. Sie hört es, ohne eine Miene zu verziehen. Nur einmal schaut sie auf und sieht den verlesenden Offizier mit dem Blick einer sprungbereiten Wildkatze an. Dann schlägt sie wieder die Augen nieder und zeichnet mit der Spitze eines Fusses Figuren in den Sand. Wer mag sie sein? Sie hat schöne, ebenmässige Züge, keineswegs das breite Gesicht, das die Frauen hier oft haben. Aber diese Augen! Gott gnade dem Soldaten, der ihr wehrlos in die Hände fällt Während die Essens-

träger unserer Abteilung mit der heissen Mittagssuppe ankommen, nehmen ein Infanterie-Leutnant und fünf Mann die Gefangene in ihre Mitte und marschieren über den Wall hinab in den alten Festungsgraben. Lässig, die Hände in den Hosentaschen, schlendert die Gefangene mit, obwohl für sie kein Zweifel bestand, wohin der Marsch ging. Ich hatte noch nicht den halben Teller Suppe gelöffelt, als von der Mulde her eine Gewehrsalve knatterte. Ich hatte auf einmal genug. Es schmeckte mir heute nicht so recht.

Am frühen Nachmittag geht es wieder weiter, und am Abend sitzen wir ein paar Kilometer nördlich von Nowgorod an der Rollbahn nach Tschudowo beim Stab des IR 3 und besprechen die morgige Operation, während draussen auf den Feldwegen die Batterien bereitgestellt sind. Der Auftrag für das Infanterie-Regiment 3 lautet: Übersetzen auf die durch zwei Wolchow-Arme gebildete Insel und Angriff auf den am Südtteil der Insel gelegenen östlichen Stadtteil von Nowgorod. Um 5 Uhr früh soll das Unternehmen steigen, aber bereits um 2 Uhr nachts wird Udo Ritgen mit seiner Radfahr-Kompanie auf Schlauchbooten in aller Stille übersetzen. Der Russe wird staunen, wenn es hell wird.

17. August. Als es ein bisschen zu dämmern anfängt, verlasse auch ich den Regiments-Gefechtsstand und damit die warme Stube, setze mich in mein Beiwagen-Krad, fahre von der Rollbahn rechts ab, dem Wolchow zu, um unseren auf der Karte festgelegten Gefechtsstand für den Übergang zu besetzen. Ich selbst habe leider keine Karte mit und bin auch nicht gerade ausgeschlafen. Mehr als eine halbe Stunde Schlaf war heute Nacht nicht drin gewesen und vorher auch nur hin und wieder ein kurzes Nickerchen im Strassengraben.

Also fuhr ich mit meinem Vorauskommando los. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Es ist, als ob wir allein Krieg führen würden. Sehr weit kann es aber zum Wolchow-Ufer nicht sein. Rechts vorwärts, am Ende einer Allee, taucht ein Kloster mit Zwiebeltürmen auf, von einer Mauer umgeben. Auch hier kein Lebenszeichen. Und hinter dem Kloster führen breite Wiesen in einen nicht genau einzusehenden Talgrund, auf dessen Sohle ein breiter, milchiger und undurchsichtiger Nebelstreifen lagert. Das könnte eigentlich nur der Fluss sein, beziehungsweise der Frühnebel, der von ihm aufstieg. Näher heranzufahren schien mir nicht ratsam, denn schliesslich sass ja am anderen Ufer noch der Russe. Zudem war Eile geboten. Also nicht lange gefackelt, die Nachrichten-Männer eingewiesen, wie sie Leitungen legen sollten und dann noch schnell einen Blick in den linken Nachbarabschnitt geworfen. Und wie ich da hinüberschaue, erglänzt plötzlich viel weiter links vorwärts ein breiter Strom! Grosser Gott, das ist ja erst der Wolchow. Ich hatte ihn bisher noch nie gesehen, diesen mächtigen Fluss ohne Quelle und ohne Meeresmündung, der den Ilmen-See mit dem Ladoga-See verbindet. Ein gewaltiger Fluss! Und damit ist aber auch klar, dass «mein» Nebelstreifen ein ganz ordinärer Bodennebel über einem Wiesengrund und nicht der Wolchow war. Ein Blick auf die Uhr: Es geht schon hart auf 5 Uhr



zu und dort hinten kreuzt auch bereits mein Kommandeur im Gelände herum und sucht mich. Na, das wird einen Krach geben. Und es gab auch einen. Zu Recht. Ich hatte 100 % Mist gebaut und der Alte tobte entsprechend. Mit Not bekamen wir noch die Fernsprechleitungen herum und ausserdem trat das IR 3 nicht pünktlich an, sodass mein Verschulden keine Folgen hatte.

Ab 5 Uhr setzte das III. Bataillon planmässig über, dem wir noch zwei Geschütze zur Panzerabwehr mitgegeben hatten. Drüben gewann dann der Angriff gegen nur schwachen Feindwiderstand schnell an Boden und am Abend waren wir nach Süden hin bis auf zwei Kilometer an den Stadtrand von Nowgorod-Ost herangekommen. Auch nach Osten hin hatte die Besetzung des Brückenkopfes sich bis auf 1.000 Meter ihrem Endziel genähert. Die Luftwaffe hatte mit Zerstörer-Staffeln in den Erdkampf eingegriffen und so schien alles den gewünschten Gang zu nehmen. Wir selbst hatten unseren Gefechtsstand – nach der Panne am Morgen – noch am diesseitigen Wolchow-Ufer, auf einer kleinen Anhöhe, nahe der Übergangsstelle an einem Waldrand eingerichtet, sodass wir von hier aus weit nach allen Seiten in den Brückenkopf hinein beobachten konnten. Viel war gegen Abend aber nicht zu sehen. Mit dem Erlöschen des Büchsenlichtes schlief auch das Gefecht allmählich ein, sodass wir froh waren, nach den Anstrengungen der letzten Tage relativ früh in unsere Zelte kriechen zu können.

18. August. Es war etwa 4 Uhr morgens, als wir im grossen Stabszelt alle ziemlich gleichzeitig erwachten. Von ferne her war starkes MG-Feuer zu hören, aber auch wesentlich näher zu uns her knallten in den stillen Morgen Schüsse. Eine Weile lauschten wir. Aber jeder war zu faul, um aufzustehen, bis schliesslich Oberleutnant Eichstätt, der Chef der Stabs-Batterie, sich doch dazu entschloss und aus dem Zelt kroch. Ich war an seinen Nachforschungen nicht sonderlich interessiert und wollte mich eben wieder umdrehen, um weiterzuschlafen, als ich ihn draussen erregt schreien hörte: «Alarm! Alarm!» Und nun stürzte er ins Zelt und meldete dem Kommandeur: «Die Russen sind an der Fähre!» Das hörte sich wie eine Tatarenmeldung an. Die Übergangsstelle der Infanterie in den Brückenkopf lag etwa 800 Meter links von uns, während der Wolchow selbst etwa 300 Meter vor unserem Gefechtsstand vorbeifloss. Ich konnte die Sache noch immer nicht ernst nehmen, kletterte jetzt aber doch aus dem Zelt, schnappte mir noch schnell mein Koppel mit der Pistole und hielt Ausschau. Zu sehen war vorläufig nichts. Allerdings am drübere Ufer, also weit im Rücken unserer Infanterie, wurde erheblich geschossen. Wir Offiziere und ein paar Unteroffiziere, die aus den übrigen Zelten herauskamen und sich rasch ein Gewehr gegriffen hatten, traten nun ein Stück auf die Wiese hinaus, die sich von unserem Gefechtsstand aus gegen den Fluss hin senkte, um diesen besser einsehen zu können. Und tatsächlich: Dort unten am Ufer liefen Russen, ja teilweise waren sie schon herüber auf unserem Ufer und kamen auf den Gefechtsstand zu.

Kein Zweifel, der Russe war durchgebrochen! Drüben in den Wäldern knallte es ununterbrochen. Wer schoss da auf wen?

Wir waren, um die Russen am Flussufer besser sehen zu können, noch ein paar Schritte weiter vorgegangen, als plötzlich der Wachtmeister Katzke, der als Erster ging, beide Hände gegen den Bauch presste und wie ein Sack zu Boden fiel. Unser Doktor war Sekunden später zur Stelle. Aber da war nicht mehr zu helfen: Bauchschuss. Wir waren daraufhin blitzartig in Deckung gegangen, während der Kommandeur wieder einmal das Ungewöhnlichste, aber auch das Richtigeste tat, indem er völlig ungedeckt auf die Wiese hinauslief und die ankommenden Russen, es mochten etwa sechs bis acht Mann gewesen sein, mit den ordinärsten Schimpfworten empfing. Die schienen von diesem Empfang sichtlich beeindruckt, aber nicht unangenehm berührt, denn sie warfen ihre Waffen weg und kamen ganz gehorsam heran, wo sie von uns in Empfang genommen und nach rückwärts abgeschoben wurden.

Viel Zeit, um den armen Katzke zu betrauern, blieb daher nicht. Er war nicht nur ein vorzüglicher Führer des Nachrichten-Zuges, sondern auch ein ganz reizender Mensch gewesen. Wir bestatteten ihn gleich neben dem Gefechtsstand. Irgendwie blieb sein Tod rätselhaft. Von woher war der Schuss gekommen? Aber darüber zu debattieren hatte keinen Sinn. Vielmehr musste sofort die Nahverteidigung des Gefechtsstandes organisiert, ferner die Batterien alarmiert und schliesslich auch die scheinbar noch ahnungslose Fährstelle informiert werden. Die dort liegende Radfahr-Kompanie brach auch sofort auf, um das Gelände um die Fähre herum vom Feind zu säubern.

Allmählich klärte sich das so verworrene Bild: Der Russe hatte in aller Frühe den linken Flügel des auf den Ostteil von Nowgorod angreifenden Infanterie-Regiments 3 umgangen, hatte einschwenkend den Regiments-Gefechtsstand überfallen und war mit weiteren Teilen geradewegs bis in die Nähe der Fährstelle am Wolchow durchgestossen. Während sich der Stab des IR 3 im schweren Ringen seiner Angreifer erwehren konnte, verloren die ohne Widerstand in die Tiefe durchgestossenen Feindteile die Nerven, als sie merkten, praktisch im luftleeren Raum zu operieren. Statt nun wichtige Punkte in Besitz zu nehmen, irrten sie ziellos umher und ergaben sich willig, als sie dann auf Feind – d.h. auf uns – stiessen.

Doch damit waren die gegnerischen Versuche, unseren Vorstoss auf der Wolchow-Insel aufzuhalten, noch nicht beendet. Den ganzen Vormittag über versuchte der Feind, nun auch mit Panzern, uns zurückzuwerfen. Vergeblich, denn unterdessen waren von unserer Seite noch weitere Verstärkungen, nämlich das IR 424, herangebracht und am linken Flügel des IR 3 eingesetzt worden, sodass ab 18:00 Uhr beide Regimenter zum gemeinsamen Angriff antreten konnten.

Es hatte am Nachmittag ziemlich stark geregnet. Auch jetzt strömte der Regen vom Himmel. Nur im Süden riss die geschlossene Wolkendecke auf und liess zunächst nur einen hell leuchtenden goldenen Streifen sichtbar werden. Vor diesem Hintergrund stürzten dann noch einmal die Stukas, während wir, die Fernsprengeräte umgeschnallt, die Artillerievorbereitung überwachten. Nun gewann der Angriff deutlich Raum, stiess durch die Vororte durch und erreichte auch hier wiederum den Stadtwall. Und nun stand über alldem auf einmal, wie auf einem Gemälde, ein wunderschöner, gewaltiger Regenbogen.

19. August. Eigentlich war heute mein 23. Geburtstag. Aber davon nahm diesmal niemand Notiz. Es gab Wichtigeres zu bedenken. Ab 8 Uhr morgens wurde die Säuberung der Stadt fortgesetzt und um 9:45 Uhr war Nowgorod-Ost in deutscher Hand. Unmittelbar darauf wurden bereits wesentliche Teile des IR 3 aus der Front gezogen, auf Lkws verladen und der Division nachgeführt, die inzwischen bereits weit nach Norden vorgestossen war. Nur wir, die Artillerie, blieben zunächst noch in Stellung, zwei Tage lang. Dann wurden auch wir herausgezogen und auf der grossen Rollbahn nach Tschudowo in Marsch gesetzt. Dieser wichtige Knotenpunkt an der Eisenbahn von Leningrad nach Moskau war von unserer Division am Vortag bereits genommen worden. Eine unglaubliche Leistung, wenn man bedenkt, dass die Division nach der Einnahme von Nowgorod in vier Tagen rund 70 Kilometer zurückgelegt und dabei alle ihr entgegengeworfenen Feindteile überrannt hatte. Erwartungsvoll fuhren daher der Kommandeur und ich unseren marschierenden Batterien voraus, um uns im Raume Tschudowo bei unserem Regiment zu melden und neue Befehle entgegenzunehmen. Nachdem wir Bericht erstattet hatten und von Seiten des Regiments orientiert worden waren, ging es sofort auf Einsatzerkundung und zunächst einmal nach Tschudowo hinein.

Tschudowo war ein ziemlich grosser Ort (oder gar eine Stadt?), allerdings fast ganz aus Holzhäusern bestehend. Einige davon jedoch von beachtlicher Grösse. Dazwischen Fabriken – diese meist aus Stein beziehungsweise Beton. Beherrscht wurde der Ort von einem grossen Getreidemagazin, dessen turmartiger Silo hoch über die Häuser emporragte. Die bisherigen Zerstörungen schienen nicht all zu gross, jedenfalls nicht so wie in Nowgorod. Dennoch war Vorsicht geboten, denn der Gegner schoss angeblich gerne nach Tschudowo herein und allzu grosse Ansammlungen waren daher gefährlich.

Der Getreidesilo war bereits der Gefechtsstand unserer II. Abteilung und auch B-Stelle einer ihrer Batterien. Dorthin steuerten wir als Erstes, zu unserer Orientierung. Eine der grossen Lagerhallen, die den Hof des Magazins einschlossen, war niedergebrannt und ihr Inhalt, viele Tonnen Hafer, meterhoch aufgeschüttet, lag damit unter freiem Himmel. Das Getreide hatte allerdings auch Feuer gefangen und gloste an der Oberfläche vor sich hin. Einige Soldaten waren damit beschäftigt, von diesem Haufen Hafer auf ihre Fahrzeuge zu verladen, wobei sie sich bemühten, die glimmenden Stellen auszusparen.

Jedes Mal aber, wenn sie an eine solche Stelle kamen und damit Luft an den Brandherd brachten, flammte dieser sofort auf, um danach gleich wieder still weiterzuglühen. Ein Löschen dieses Brandes wäre nur mit einer Unmenge von Wasser möglich gewesen, das aber gar nicht zur Verfügung stand und wodurch ausserdem der wertvolle Hafer erst recht verloren gegangen wäre. So liessen wir denn das Ganze auf sich beruhen und stiegen im Turm des Silos bis in den zweiten Stock hinauf, wo wir den Kommandeur der II. Abteilung trafen. Aber in welchem Zustand? Major Brohm, liebevoll «Fritzchen» genannt, war krank. Er lag im Stiegenhaus, auf einem kunstvoll hergerichteten Lager und stöhnte. Er hatte genug. Was ihm wirklich fehlte, war nicht ganz klar. Er war einfach welk geworden, wie der kleine Franzose in Rilkes *Cornet*, und verstaubt. Der tadellos geschnittene Uniformrock hing sehr unansehnlich an der Wand, die massgeschneiderten Reitstiefel standen verdreht neben dem Lager. Fritzchen Brohm winkte mit der gepflegten Hand nur müde ab, als wir nach seinem Befinden fragten. Das war kein Krieg nach seiner Art. Immer laufen und marschieren auf staubigen Strassen und schießen, Leute tot machen und wieder marschieren. Und das alles noch gegen solche Leute wie die Russen – ausgesprochene Proleten. In Frankreich, ja da war das noch eine Sache. Da wurde tagsüber gekämpft mit einem ritterlichen Gegner, auf edlen Pferden galoppiert und abends wurde dann getrunken. Und wenn Fritzchen Brohm in Stimmung war, dann schmetterte er das Werberlied aus dem «Zigeunerbaron». Und das alles natürlich in einer tadellosen Uniform mit blendend weissem Kragen. Er war eben kein Krieger – er war Kavalier. Aber dafür hatte der Russe, hatte die ganze Kriegführung hier kein Verständnis. Er simulierte keineswegs, er war wirklich krank – aber wir konnten ihm leider nicht helfen. Aufmerksam hörten wir der detaillierten Schilderung seiner Krankheitssymptome zu und wünschten ihm gute Besserung.

Tschudowo schien durchaus eine nahrhafte Gegend zu sein. In den Waldstücken neben der Stadt weideten herrenlose Rinderherden und irgendwo vorne, unmittelbar vor den vordersten Linien, leider noch unter feindlichem Beschuss, sollte ein herrliches Verpflegungslager liegen, das durch die Exponiertheit seiner Lage den Zahlmeistern vorderhand noch den Zutritt unmöglich machte, während der Tapfere sich dort bereits holen konnte, was das Herz beehrte. Na, das dürfte etwas für Podelh sein.

Am frühen Nachmittag kamen dann bereits unsere Batterien heran und wurden zunächst in einen Rastraum gelegt, bis genauere Weisungen für den Einsatz vorlagen. Die wurden noch am Abend ausgegeben. Die 18. motorisierte Division, hinter uns auf der Rollbahn von Nowgorod her in Anmarsch, sollte morgen aus dem Brückenkopf Tschudowo heraus beiderseits der Rollbahn nach Leningrad zum Angriff antreten, um der links von uns angreifenden 121. Infanterie-Division das Heraustreten auf die Rollbahn zu erleichtern.

So machte ich mich noch in der Abenddämmerung auf, um die letzten Erkundungen für den Einsatz unserer Batterien vorzunehmen. Dazu bog ich mit meinem Beiwagen-Krad hart westlich des Südausganges von Tschudowo auf einen Feldweg ab, stieg aus und ging allein weiter, um ein Wiesenstück auf seine Brauchbarkeit als Feuerstellung zu inspizieren. Wie gesagt, es dämmerte bereits ziemlich stark, jedoch konnte man Einzelheiten noch deutlich unterscheiden. Nur über den etwas entfernten Waldrändern lag schon ein schummeriger Flor, der sie geheimnisvoll, ja sogar ein wenig unheimlich erscheinen liess, zumal dort drüben, ausser einigen Sicherungen, die weiss Gott wo standen, keine Front verlief und man mit dem Auftreten russischer Patrouillen zumindest rechnen musste. Ich wanderte also hastig, ins Studium der Karte vertieft, und achtete nicht recht des Weges, als ich plötzlich – quer über denselben – einen toten Russen liegen sah. Unweit von ihm, im linken Strassengraben, kauerten zwei weitere – beide tot. Und nun sah ich erst genauer um mich herum. Auf der ganzen Wiese, die ich durchschritt, lagen dunkle Körper – Tote, nichts als Tote. Sie lagen da in voller Feldadjustierung, mit allen ihren Waffen. Hier einer im Anschlag, dort zwei, scheinbar in einem Graben Deckung suchend, hier wieder drei neben einem Maschinengewehr, das sie gemeinsam vorgezogen hatten. Dort lag ein Offizier vor der Front seiner Leute, und hier wieder waren etliche, mitten im Sprung, zusammengebrochen. Es war, als habe ein Kind mit Bleisoldaten gespielt, und dann plötzlich, des Spielens müde, die Figuren mit einer Handbewegung umgestossen. Ein schauerlich-groteskes Bild, das in seiner Entsetzlichkeit fast lächerlich wirkte. In dieser Ausschliesslichkeit wird ein Schlachtfeld sonst doch nur auf der Bühne eines Schmierentheaters so dargestellt, um den Rahmen für den Auftritt der Schauspieler abzugeben. Hier ist dies aber nicht der Fall. Das Stück ist aus. Nur die Requisiten sind noch nicht weggeräumt und die Statisten scheinen nicht zu wissen, dass der Vorhang bereits gefallen ist. Irgendwie komme ich mir in dieser Umgebung, als einziger Lebender, deplatziert vor. Dabei ist die Realität leicht nachzustellen: Hier war eine wohl noch wenig erfahrene Reserve-Kompanie – vielleicht eben erst aus der Eisenbahn auswaggoniert – unversehens in unser Artilleriefeuer geraten, und zwar offenbar in ein Abprallerschiesens, da kaum Granattrichter wahrzunehmen waren. Das heisst, die Batterie hatte mit Verzögerungszündern geschossen, die Granaten in einem flachen Einschlagwinkel aufgesetzt, sodass sie – wie Steine auf einer ruhigen Wasseroberfläche – abprallten, noch einmal aufstiegen und dann in etwa 15 Meter Höhe explodierten. Dagegen gab es im offenen Feld kaum eine Deckung. Die armen Teufel waren bereits ausser Gefecht, bevor sie noch in ein solches eintraten.

Am 24. August, um 13:45 Uhr, zerschmissen die Stukas den Ort Szabrianitzi am Nordausgang von Tschudowo, über den hinaus die 18. motorisierte Division angreifen sollte. Die kleinen Holzhütten wirbelten förmlich durch die Luft. Dann trat die Infanterie, begleitet von unseren Artillerie-Beobachtern, an. Der Angriff schritt zügig voran. Schon nach relativ kurzer Zeit trat

er aus der Reichweite unserer Geschütze heraus, sodass wir unsere Beobachter einziehen und die Batterien nun nach Osten schwenken konnten, denn dort lag nun unsere nächste Aufgabe.

Um was es ging, wurde uns, dem Abteilungs-Stab und den Batteriechefs, bei einer Besprechung auseinandergesetzt, die der Kommandeur des IR 3 mit seinen Bataillonskommandeuren, diesmal am Ostausgang von Tschudowo, abhielt. Es war an einer Strassengabel. Nach links führte eine recht gute Landstrasse nach Norden. An ihr entlang hatte das IR 24 anzugreifen und war nach den letzten Meldungen auch bereits ziemlich weit vorangekommen. Wir, das verstärkte IR 3, sollten hingegen genau nach Osten bis zum Ufer des Wolchows vorstossen und dort zur Verteidigung übergehen. Bis zum Fluss waren es nach der Karte etwa zehn Kilometer. Aber zwischen uns und dem Fluss lag wie ein mächtiger Querriegel ein offenbar fast undurchdringliches Waldgebiet, durch das von Tschudowo aus eine schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogene Strasse führte. Wenn man nun, wie wir alle dies bei der Einweisung taten, mit dem Fernglas die Strasse entlang nach Osten sah, dann erblickte man, offenbar am Ende der Strasse, einen mächtigen Turm, wohl einen, von dem aus man sicher bis zu uns beobachten konnte – wahrscheinlich sogar besser, als wir dies taten. Sah uns der Russe von dort aus bereits zu? Gewiss, denn wie spätere Überlegungen ergaben, war dieser Turm – übrigens das Meisterwerk eines russischen Architekten des 19. Jahrhunderts – weder ein Kirch- noch ein Schlossturm, sondern ein allein stehender Beobachtungsturm. Er sollte den Verkehr auf der Strasse kontrollieren. Das war uns damals freilich noch nicht so klar; nur dass er zu einem Ort namens Grusino gehören musste, der am Ende dieser Strasse, allerdings bereits jenseits des Wolchows, lag. Und bis dorthin sollten wir vorstossen.

Sehr schwungvoll ging das IR 3 an diese Aufgabe nicht heran. Vor allem irritierte, dass rechts von der Strasse, gleich hinter Tschudowo, offenbar ein sehr reges Infanteriegefecht stattfand. Die Schüsse prasselten nur so, manchmal auch von kleinen Detonationen unterbrochen. Unklar war freilich, wer wen bekämpfte. Schliesslich stellte die Erkundung fest, dass es sich um ein brennendes russisches Munitionslager handelte, bei dem serienweise Kisten mit Infanteriemunition hochgingen. Nachdem diese «Bedrohung» ausgeschaltet war, trat das Regiment an. Aber nun zeigte sich ziemlich bald, dass in dem Wald auch echte Russen steckten, die nicht minder heftig schossen und kaum zu fassen waren, da es sich hier tatsächlich fast um einen Urwald handelte. Gegen Abend hatte man dann mit Mühe und Not den halben Weg zurückgelegt. Dann aber lag das Regiment endgültig fest. Oberst Becker behauptete sogar, man wäre auf eine permanente Bunkerlinie gestossen. Wir von der Abteilung waren zwar überzeugt, dass dies ein kompletter Unsinn war, aber angesichts der einfallenden Nacht und des sinnlosen Herumschiessens in dem dichten Wald war es wahrscheinlich besser, hier zu übernachten. Am nächsten

Morgen, dem 26. August, war der Gegner vor uns verschwunden. Er hatte sich wohl noch in der Nacht, von uns unbemerkt, abgesetzt. Nun stiess das Regiment ziemlich ungehindert bis zum Wolchow durch. Gleich nach Erreichen des Flusses hatten ein paar Unteroffiziere des Infanterie-Regiments sich eines Kahns bemächtigt und waren übergesetzt. Niemand hatte sie gehindert und wahrscheinlich hätte dies auch das gesamte Regiment machen können, ohne auf Feindwiderstand zu stossen. Aber das lag nicht im Konzept der Führung, vielmehr wurden solche Übersetzmanöver sogleich ausdrücklich verboten.

Auch wir, der Abteilungs-Stab, waren gleich nach Erreichen des Angriffszieles nach vorne bis an den Rand des Waldes gefahren, durch den wir uns durchgekämpft hatten. Der reichte freilich nicht bis an den Fluss, vielmehr führte die Strasse noch mehrere Hundert Meter weit über völlig freies Gelände, überquerte auf drei Holzbrücken kleinere Nebenarme oder Zuflüsse des Wolchows, um dann offenbar an einer Fährstelle zu enden. Jenseits des auch hier mächtigen Flusses lag in den Strahlen einer frühherbstlichen Nachmittagssonne Grusino. Was sich uns darbot, war freilich kein Ort in dem uns geläufigen Sinne, sondern eine merkwürdige Anlage von verschiedenen, ineinandergeschachtelten, ziemlich grossen Gebäuden, deren Verhältnis zu einander nicht klar zu überblicken war. Neben einem schlossartigen Komplex in der Nähe der gegenüberliegenden Fährstelle fiel in der rechten Hälfte der weitläufigen Anlage ein grosser, anscheinend allein stehender Turm ins Auge, eben jener Turm, den wir schon von Tschudowo aus gesehen hatten. Das alles schien unsere bisherige, allerdings irrige Annahme – wie sich wenig später herausstellte – zu bestätigen, dass es sich hier wohl um ein Kloster handeln müsste, zumal hinter dem Turm auch eine relativ grosse Kirche sichtbar war. Aber das alles war für uns nur von sekundärer Bedeutung. Sicher war nur, dass – wenn überhaupt Russen am jenseitigen Ufer waren, und das war doch wohl anzunehmen – mindestens einer von ihnen auf diesem Turm sass, von dem aus er natürlich unsere einzige Nachschubstrasse, über Kilometer hinweg, einsehen konnte. So erhielt denn Oberleutnant Rothe, der Chef unserer 2. Batterie, den Befehl, den Turm so schnell wie möglich umzuschliessen. Das allerdings war leichter gesagt als getan. Aber im Verlauf der nächsten Tage gelang es doch, den Turm mit ein paar Volltreffern zumindest auf die halbe Höhe zu verkürzen. Das war gewiss keine Fleissaufgabe, denn sehr bald zeigte sich, dass das jenseitige Ufer, wenn auch vielleicht nicht sehr stark, aber doch feindbesetzt war.

Mit der Schönwetterperiode, die uns vom Angriff über den Mschaga an bis jetzt begleitet hatte, schien es freilich nun langsam zu Ende zu gehen.

## Einsatz bei der 18. Infanterie-Division (mot.)

Anfang September 1941 – zwei Jahre Krieg! Die Tage laufen eilig dahin. Wir sind seitwärts, das heisst südlich der Strasse von Tschudowo nach Grusino, in den «Busch» gezogen. Der Gefechtsstand ist höchst einfach: Unsere Zelte sind aufgeschlagen, ein Tisch unter freiem Himmel; ein paar Nägel in den Bäumen als Kleiderhaken. Die Division ist zur Verteidigung übergegangen. Man spricht von einem kurzen Halt, so etwa von zwölf Tagen. Und was dann? Über den Wolchow? Der Generalstabschef der Division soll angeblich die Ansicht geäussert haben, man werde in Richtung Wologda angreifen. Das liegt aber noch rund 500 Kilometer von hier und nur 500 Kilometer von Moskau entfernt. Der ist wohl nicht ganz bei Trost.

Wir zelten also. Drüben beim Russen ist auch nicht sehr viel los. Der murkst an seinen Gräben herum, schaufelt ein bisschen und schießt gelegentlich mit Artillerie, um zu zeigen, dass er auch da ist. Er scheint genauso froh zu sein, dass wir ihn in Ruhe lassen, wie wir selbst es sind. Im Übrigen hat es den Anschein, als ginge der Sommer verdammt schnell zu Ende. In der Nacht sinken die Temperaturen oft schon sehr erheblich ab und als wir am 4. September morgens aus den Zelten kriechen, sind die Wiesen weiss bereift und auf dem Wasser der Waschsüsseln, die über Nacht im Freien gestanden sind, schwimmt eine feine Eiskruste. Das löste eine Diskussion aus, was eigentlich so im kommenden Winter passieren wird. Darüber waren wir uns allerdings alle klar, dass wir uns aus diesem Sauland wohl noch rechtzeitig zurückziehen werden, schliesslich hatte ja kein Mensch Wintersachen bei sich. Keiner? Doch! Ich schleppte in einem Anfall von Wahnsinn seit dem Frühjahr meine dicken Wollsachen und ein Paar gefütterter Winterstiefel mit mir herum. Man muss nur eine Wahnsinnsidee lange genug verfolgen, dann wirkt sie eines Tages sogar noch geistreich.

Am Vormittag des 4. September kam der Regimentskommandeur und überbrachte meinem Kommandeur, Dr. Brechtel, die Beförderung zum Oberstleutnant. Nun, was daraufhin kommen musste, kam. Nach dem Mittagessen stellten sich die Gratulanten der umliegenden Truppenteile, insbesondere «unseres» Infanterie-Regiments 3 ein. Um 10 Uhr abends waren unser letzter französischer Champagner und ein Grossteil unserer Wodkavorräte weg. Ich trug meinen frisch gebackenen Oberstleutnant eigenhändig ins «Bett» und rief anschliessend beim IR 3 an, sie mögen doch zwei Mann herüberschicken, um ihren Obersten wegzuschaffen.



Auch die nächsten Tage verliefen ruhig. Zumindest bei uns. Weiter nördlich, bei der 18. (motorisierten) Infanterie-Division, sollten ziemlich schwere Abwehrkämpfe im Gange sein, man sprach von einem «erheblichen» Artillerie- und Fliegereinsatz der Russen. Dass die das immer noch schaffen! Allerdings merkten auch wir eine Zunahme der feindlichen Fliegertätigkeit. Auch artilleristisch wurde der Gegner jenseits des Wolchows lebhafter. Die Zeiten, wo man mit einer Zille einfach über den Wolchow hinüberfahren konnte, waren längst vorbei. Wir hatten aber auch gar keine Lust dazu.

Die Tage der Ruhe wären ja wirklich angenehm gewesen, wenn es nicht ununterbrochen geregnet hätte. Tagaus, tagein – ununterbrochen. Und das Wasser floss nicht ab. In dem moorigen Grund dieser Auwälder stiess man ja bereits bei zwei bis drei Spatenstichen auf Grundwasser. Jetzt aber begann dieses zu steigen. Wir merkten an dem Stroh, das wir in den Zelten hatten, wie die Feuchtigkeit langsam durchkam. Da ging es den B-Stellen der Batterien, zum Teil wenigstens, etwas besser. Die sassen vorn am Fluss, in ein paar Häusern, die angeblich Botanowka hiessen, hoch oben unter dem Dach. Da war es nicht nur trocken, sondern auch sonst sehr komfortabel. Für das Essen gab es stets neue Teller, weiss, mit rotem Rand und Hammer und Sichel darauf. Wenn man mit dem Essen fertig war, dann brauchte man das Zeug gar nicht abzuwaschen, sondern warf es einfach beim Fenster hinaus und holte sich neue Teller, denn das riesige Gebäude am Flussufer war offenbar eine Steingutfabrik und in den Lagerräumen standen die Teller tonnenweise. Klar, dass Podelh dort sass. Und zu essen gab es auch genug. Die Zahlmeister holten aus Tschudowo noch immer eine ganze Menge heraus. Vor allem Weizenmehl. Das wurde dann am laufenden Band zu Flinsen (einer Art Kartoffelpuffer) verarbeitet. Überall wurden Flinsen gebacken, vom Funker und Fernsprecher angefangen bis hinauf zum Abteilungsarzt und Veterinär. Und dazu der Regen! Das Leben sank auf ein animalisches Niveau ab: Man lag im dumpfen Zelt, glotzte in die Pfützen, die sich am Eingang gebildet hatten, kritzelte an einem Brief, nahm die täglichen Meldungen entgegen, watete zur Latrine und wieder zurück und schliesslich wartete man begierig, ob nicht einer der Offiziersburschen, unter einer schützend vorgehaltenen Zeltbahne, wieder neue Flinsen brachte.

Da gab es am Morgen des 10. September insofern etwas Abwechslung, als um 5 Uhr morgens, ohne weitere Ankündigung, eine Gruppe russischer 15 cm Granaten auf unserem Gefechtsstand einschlug. Wir waren beim Krachen der Detonationen aus tiefem Schlaf erwacht und erschrocken hochgefahren. Dann aber hatten wir uns wieder hingelegt. Was hätten wir auch anderes tun sollen? Die Zelte boten zwar keinen Schutz, aber draussen hatten wir auch keine Deckungslöcher und ausserdem wären wir noch nass geworden. Also blieben wir, wo wir waren, und warteten gespannt, ob noch andere nachkämen. Sie kamen, und zwar sehr nah!

Der Gefechtsstand, der unter diesem stählernen Zugriff auch während des Dröhnens der Einschläge, wie paralysiert, das Bild morgendlicher Ruhe beibehalten hatte, erwachte etwa zehn Minuten nach der letzten Detonation wieder zum Leben. Aus allen Zelten krochen bleiche Gestalten hervor. War etwas passiert? Anscheinend nichts. Nur das grosse Zelt, in dem die Doktoren und der AVKo-Offizier (AVKo = Artillerie-Verbindungs-Kommando) lagen, hatte Durchschläge von Splittern, etwa einen Meter über dem Boden. 30 bis 40 Zentimeter davon hatten die im Zelt Liegenden eingenommen. Es war also noch ein Spielraum von etwa 60 Zentimetern geblieben. Man sieht, die Strecke zwischen Leben und Tod ist oft so klein, dass man sie mit dem Lineal abmessen kann. In diesem Fall hatte sie aber genügt.

Für den Nachmittag war beim Regiments-Gefechtsstand in Tschudowo ein «Tee» für die Abteilungs-Adjutanten angekündigt. Das hatte es noch nie gegeben. Das Regiment hatte seinen Gefechtsstand am Ortsrand, unmittelbar neben der Schule. Es war ein einstöckiges Holzhaus, nobel! Die Herren hatten darin ihre eigenen Geschäftszimmer und vor allem – Betten! So liess sich angenehmer Krieg führen und dorthin waren wir alle eingeladen. Aber für mich wurde nichts daraus, denn schon kurz nach Mittag, um 14:25 Uhr, kam ein Alarmbefehl: Die Abteilung wird beschleunigt herausgezogen und der im schweren Abwehrkampf stehenden 18. Infanterie-Division (mot.) zugeführt. Da die Ablösung, nämlich die II. Abteilung des Artillerie-Regiments 196, noch nicht herangekommen war, verblieb ein Nachkommando in der Stellung, um die Schiessgrundlagen zu übergeben.

Statt des «guten Rockes», den ich zum Adjutanten-Tee anziehen wollte, schlüpfte ich daher in meine Feldausrüstung, packte schnell ein paar Sachen zusammen und los ging es nach Tschudowo, aber nicht zum Tee, sondern zur Entgegennahme näherer Einsatzbefehle. Das Regiment hatte allerdings nicht viel zu sagen, nur ein paar gute Wünsche, Hals- und Beinbruch und «Ohren steifhalten!». Die bereits versammelten Adjutanten winkten uns nach, als wir in unserem Mercedes abfuhren.

Was erwartet uns? So viel man hört, wird dort oben «Grosskampf» gespielt. Ob das grosse «Wecken» heute früh bei uns damit zusammenhing? Und ausgerechnet wir müssen da hinein. Na ja, wenn's sein muss! Rund 45 Kilometer sind es bis zum Dorf Miagry, wo sich der Gefechtsstand des Artillerie-Regiments (mot.) 18 befinden soll, dem wir unterstellt werden. Für ein Auto wäre diese Entfernung ja eine Kleinigkeit – aber auf anderen Strassen. So schaukeln wir stundenlang auf den aufgeweichten Feldwegen dahin. Immer wieder versinkt der Wagen mit aufheulendem Motor in einem Schlammloch, sitzt auf, dreht hinten durch, rutscht ab, greift wieder und zieht ein Stück weiter.

Es wird dunkel und wir haben noch nicht einmal den halben Weg hinter uns. Stundenlang begegneten wir keinem Menschen. Und dabei fahren wir nur vier bis fünf Kilometer vom Wolchow entfernt, also an der Front entlang. Im Übrigen: Was heisst hier «Weg»? Es ist eigentlich nur eine Spur im Gras. Haben wir uns gar verfahren? Wir sehen ja nur so weit, als die Scheinwerfer unseres Wagens reichen, die wir, aller Ablendung zum Trotz, voll aufgedreht haben. Es nützt aber nicht viel, denn man sitzt dabei wie in einem erleuchteten Zelt, dessen undurchdringliche Wände die Finsternis draussen bildet. Und während man selbst hell erleuchtet im Licht herumtappt, sehen vielleicht tausend Augen aus der Finsternis zu. Also doch: Licht aus! Denn am Wolchow stehen nur ganz schwache eigene Sicherungen, vielleicht sogar überhaupt keine. Wie leicht könnten da Russen durchkommen. Aber nun sieht man überhaupt nichts mehr. Der Wagen rutscht wieder, versinkt bis über die Achsen. Endlich: Die dunklen Schatten eines Dorfes vor uns. Es besteht nur aus einer Strasse, die zum Wolchow hin führt, neben den Häusern unbespannte Trossfahrzeuge, also eigene Truppen. Von einem Posten erfragen wir die Einheit. Es ist der äusserste linke Flügel unserer Division, rund 20 Kilometer vom Divisions-Gefechtsstand entfernt. Mit solchen Abschnittsbreiten soll man Krieg führen!

Egal, wir haben für heute genug. Der Ort heisst Lesno. Wir fahren unseren Wagen neben eine Hauswand, betreten das nächste Haus. Auf dem Fussboden eines Zimmers, in dem irgendwelche Soldaten schnarchen, machen wir es uns bequem, das heisst, wir schieben die zunächst Liegenden etwas zur Seite, legen uns dazwischen und schlafen sofort ein.

Am nächsten Morgen (12. September) geht es bei der ersten Helligkeit wieder weiter. Auf einer Kriegsbrücke wird die Tigoda passiert und dann liegt, nach ein paar Kilometern, im Morgendunst auf einer Anhöhe das Dorf Miagry vor uns. Der Gefechtsstand des Artillerie-Führers soll sich am Nordausgang des Dorfes befinden. Dorthin, durch das Dorf hindurchzufahren, ist aber ausgeschlossen. Die Strasse ist total zerfahren. Dafür hat sich aber um das Dorf herum ein «Umfahrungsweg» gebildet. Quer über die Wiesen zieht sich eine etwa 20 Meter breite, ebenfalls schon ziemlich ausgefahrene Schlammspur und auf ihr gelangen wir glücklich ans Ziel.

Dort schläft man noch, fest und ausnahmslos. Kein Posten, kein Offizier vom Dienst, niemand stört den morgendlichen Frieden – nur wir. Man ist daher über unseren dringlichen Wunsch, den bedrängten Brüdern unsere Waffenhilfe angedeihen zu lassen, leicht erstaunt und über die damit verbundene Ruhestörung nicht gerade begeistert. Aber mein Kommandeur ist rüde. Wenn er sich wegen der 18. (mot.) Division die Nacht um die Ohren geschlagen hat, dann werden die Herren vom AR 18 auch mal um 5 Uhr morgens aufstehen können.

Nun, die Einführung in die Lage ist bald geschehen und wir gondeln weiter nach vorne. Dort in Dratschewo beim Artillerie-Gruppenkommandeur sieht es in der Tat etwas kriegsmässiger aus. Der Gefechtsstand ist erst gestern durch feindliche Artillerie aus seiner bisherigen Behausung herausgeschossen worden. Überhaupt sieht das Dorf etwas mitgenommen aus. Auch die Granatrichter, die man da zu sehen bekommt, sind nicht vom kleinsten Kaliber. Mit Fliegern soll es auch recht arg sein. Die Kerle bearbeiten die Dörfer im Tiefflug mit Bomben und Bordwaffen. Das alles höre ich gar nicht gerne. Weiter nach vorn kann man nicht, denn gestern ist der Russe wieder einmal durchgebrochen und sitzt nun, zwischen Gruppen-Gefechtsstand und der früheren vorderen Linie irgendwo im Busch. Die Drahtverbindungen sind natürlich alle weg, nur mit Funk geht es noch zur Not. Das sieht ja echt nach Krieg aus. Und tatsächlich, als wir an den Nordausgang von Dratschewo kommen, steht dort eine entfaltete Kompanie des Infanterie-Regiments (mot.) 30 bereit zum Antreten, um den Busch vor dem Dorf «durchzukämmen». Das sind ja sonnige Zustände. Mit unseren Erkundungen sind wir bald fertig und dann wird am Nordausgang von Dratschewo ein einstöckiges, unendlich schmutziges Bauernhaus als Gefechtsstand ausgewählt.

Nach einem sechzehnständigen, ununterbrochenen Marsch kommen auch unsere Batterien, kotüberkrustet, an. Die Chefs wandern, nachdem ihnen auf der Karte die ungefähren Einsatzräume zugewiesen worden waren, mit dem Kompass in der Hand nach vorne, wo sie sogleich in einen russischen Angriff hineingeraten, der wiederum einen Einbruch brachte. Immerhin: Am Abend dieses 12. September war die Abteilung mit zwei Batterien feuerbereit und schon in der Nacht brachte deren Sperrfeuer, im Verein mit anderen Waffen, einen neuerlichen Feindangriff zum Stehen.

Seitdem wir nun glücklich eingesetzt sind, herrscht auf einmal köstliche Ruhe. Ausser etwas Störungsfeuer und einer durchaus annehmbaren feindlichen Fliegertätigkeit ist vom Gegner nicht viel zu merken. Scheinbar hatte er genug. Kann sein, dass auch der Regen daran Schuld trägt, der nun wieder tagaus, tagein vom Himmel strömt. Die 18. Division war dadurch innerhalb kürzester Zeit von einer motorisierten zu einer «Stellungsdivision» geworden, denn bei dem Zustand der Strassen war an irgendwelche motorisierten Bewegungen nicht zu denken. Die Division war vollkommen unbeweglich geworden, jeder Stellungswechsel der motorisierten Artillerie ausgeschlossen. Auch der Nachschub drohte zu erlahmen. Das einzige Fahrzeug, das sich diesen Verhältnissen noch gewachsen zeigte, war die 5-Tonnen-Halbketten-Zugmaschine, aber auch das nur, wenn man nichts an sie anhängte. Und noch jemand begann in diesen Tagen eine ungeahnte Rolle zu spielen: unsere braven Meldereiter. Wir mussten sie sogar zum Artillerie-Regiment abstellen, da dieses kein anderes Mittel mehr wusste, um die Verbindung zu den Batterien aufrechtzuerhalten. So hat denn allem Anschein nach auch der technische Krieg seine

Grenzen, sogar sehr primitive. Das Rezept, ihn zum Verlöschen zu bringen, ist kein anderes als wie bei jedem Feuer: Man schütte Wasser darüber.

Das will nun nicht sagen, dass deswegen nicht doch auch geschossen wurde. Wir sollten es bald erfahren. Mein Kommandeur und ich schliefen des Nachts, der Wanzen wegen, natürlich nicht auf unserem Gefechtsstand. Vielmehr hatten wir uns eine kleine Hütte ausgesucht, die etwa 50 Meter davon entfernt stand und früher, das heisst noch vor ein paar Wochen, als Getreidekammer gedient hatte. Sie hatte höchstens zwei mal drei Meter im Grundriss und rechts und links von der Türe befand sich an der Wand ein länglicher Trog, in welchen das Getreide geschüttet worden war. Jetzt war die Hütte leer, denn geerntet hatte man in diesem Sommer zwar noch, aber die Garben lagen ungedroschen in der grossen Scheune, die noch weiter rechts stand und in der jetzt die Ärzte und der Zahlmeister hausten. Wir hatten uns von dort ein paar Garben geholt und als Unterlagen in unsere Tröge gelegt. Abends, wenn es Zeit war, schlafen zu gehen, nahm ich einen Telefonapparat unter den Arm, wanderte mit dem Kommandeur zu unserer Hütte, dort wurde der Apparat wieder angeschlossen, wir zogen uns nicht etwa aus, sondern warm an und schliefen daraufhin köstlich.

So war es auch am Abend des 17. September. Aus irgendeinem Grunde hatten wir noch ein wenig gezechet, vielleicht nur deshalb, weil Marketenderwaren gekommen waren. Jedenfalls hatte ich die nötige Bettschwere, als ich in mein Stroh kroch. Ich merkte gar nicht mehr, dass der Kommandeur die Kerze auslöschte, sondern war sofort eingeschlafen. Ich muss auch sehr schön geträumt haben, denn auf einmal wurde es strahlend hell um mich, wie beim heiligen Paulus vor Damaskus. Und auch eine Stimme ertönte, allerdings die meines Kommandeurs. Der war, wie von einer Tarantel gestochen, aus seinem Trog heraus und durch die sonderbarerweise sperrangelweit offene Türe in die Dunkelheit hinausgestürzt. Er schrie nur: «Mensch, Allmayer, wollen Sie noch eine aufs Dach kriegen? Los, raus!» Ich wusste gar nicht so recht, was er wollte, aber er wird schon wissen, warum. Fröstelnd trat ich vor die Tür. Da lagen aber sehr grosse Erdklumpen am Boden und 25 Meter weiter gähnte ein ziemlich tiefes Loch: ein Granattrichter. Wo kam denn der her? Während ich noch meditierte, hörte ich von der Front her einen ganz schwachen Abschussknall und war sofort hellwach. Während ich neben dem Kommandeur platt am Boden lag, heulte die Granate hoch über uns hinweg und schlug am anderen Dorfe dämpf ein. Danach war nichts mehr. Offenbar nur ein kleiner Scherz unserer russischen Kollegen, etwas Störungfeuer. Der Dachfirst unserer Hütte ist von Splittern ziemlich zerhackt. Wir warteten noch zehn Minuten und gingen dann wieder schlafen. Vielleicht würden wir in einer Viertelstunde wieder herausmüssen, vielleicht kämen wir das nächste Mal gar nicht mehr heraus. Man kann sich die Dinge nicht einteilen. Soll man da viel darüber nachdenken? Man muss eben ständig bereit sein.

Die nächsten Tage, um den 19. September 1941 herum, brachten wieder etwas Aktivität. Nachdem Leningrad durch einen schmalen Riegel von uns eingeschlossen worden war, beabsichtigte die Armee, die Feindkräfte südlich des Ladoga-Sees durch einen Angriff des XXXIX. Panzer-Korps nach Osten über den Wolchow zurückzuwerfen und damit diesen Fluss bis zu seiner Mündung als neue Frontlinie zu gewinnen. Die Aufgabe der 18. Infanterie-Division (mot.) sollte es dabei sein, zu verhindern, dass der Gegner Kräfte vor der Front der Division nach Norden abzog.

Sogleich liefen die Vorbereitungen für ein grösseres Unternehmen an, das die Wegnahme von Larionow-Ostrow, einem Dorf vor dem linken Divisionsflügel, zum Ziel hatte. Um das mit dem Kommandeur des IR (mot.) 30, Oberst Werner von Erdmannsdorff, abzusprechen, schwangen sich an einem Nachmittag der Kommandeur und ich auf eine Zugmaschine, mit der wir uns, wie auf dem Rücken eines prähistorischen Ungeheuers, den Weg durch Schlamm und Busch bahnten.

Der Fahrer hatte viel zu tun. Die Unebenheiten des Bodens, die tiefen Schlaglöcher, die, mit Wasser gefüllt, so gut wie unsichtbar sind, das alles zwang uns immer wieder, von der sogenannten Strasse abzuweichen und dabei hier mal einen Strauch, dort eine junge Birke niederzuwalzen oder überhaupt einmal ein Stück querbeet zu fahren. Wir mussten uns gut festhalten, um bei den ruckartigen Bewegungen und dem starken Auf- und Abschaukeln nicht herunterzufallen. Wieder einmal sperrte ein Schlagloch den Weg. Der Fahrer schwang, wie ein Steuermann auf hoher See, das Lenkrad des Fahrzeugs herum, das schwerfällig die neue Richtung nahm, mitten auf einen Erdaufwurf zu. An dessen oberem Ende war ein roher Pfahl eingerammt, auf den wiederum ein russischer Stahlhelm aufgestülpt worden war. Es gab kein Ausweichen, die Fahrt ging mitten über den Hügel, in der Kettenspur sammelte sich sofort braunes, lehmiges Wasser.

Ein paar Tage später kam ich noch einmal an dieser Stelle vorbei. Die «Strasse» hatte sich inzwischen wesentlich verbreitert, war ein breites Lehmband geworden. Der Pfahl, jetzt bereits ohne Stahlhelm, steckte noch immer im Boden, aber nun befand er sich bereits mitten in der Fahrbahn, die mir noch aufgewühlter schien als beim ersten Mal. Eines schönen Tages würde ihn, falls er bis dahin nicht umgefahren war, ein Fussgänger aus der Strasse ziehen und neben die Fahrbahn werfen. Was sollten schon solche Verkehrshindernisse mitten im Weg? Die Strasse war schon schlecht genug, da brauchte es doch nicht noch solche herausstehende Balken. Gewiss – und den Toten darunter störte es auch nicht mehr.

Das geplante «grössere Unternehmen» freilich wurde immer wieder verschoben. Langsam zog der Oktober ins Land. Das Wetter besserte sich und ein scharfer Wind, der herbstlich-kalt über das Land pfiiff, liess die Strassen und Wiesen überraschend schnell abtrocknen. Allerdings klirr-

ten in der Frühe die gefrorenen Pfützen unter den Tritten und wenn dann die Batterie-Melder ihren dumpfen Verschlag im Souterrain des Gefechtsstandes öffneten, rauchte förmlich der warme Brodern heraus. Von den Fenstern unseres Gefechtsstandzimmers ging der Blick hinaus auf einen trostlos öden Bauerngarten, der zu dem Haus gehörte. Garten ist eigentlich nicht das richtige Wort, es war eher ein Kartoffelacker. Die Kartoffeln hatten die Soldaten freilich schon vor langer Zeit bis auf die letzten, kleinen, grünen Knollen herausgesucht. Doch immer wieder erschienen noch Bauernfrauen und wühlten in der Erde herum, ob nicht doch noch ... Drüben bei der Scheune holten sie die ungedroschenen Getreidegarben und lasen mit den Fingern die Körner heraus. Viel war es ja nicht, denn die Soldaten hatten die Garben zum Grossteil als Polsterung in ihre Unterstände und Schützenlöcher getragen. Aber ein paar Hände voll fanden sich immer noch und als letzte Möglichkeit blieb den Bewohnern immer noch der Weg zu uns. «Kleba» – Brot! Natürlich gab es in unseren Kochgeschirren immer noch ein Restchen. Ein paar Krumen fielen da stets ab. Die gaben wir den Russen gerne ab, mehr aus Gutmütigkeit, denn was Hunger war, wussten wir damals ja nicht – noch nicht.

Am 1. Oktober wurde hinten, in den Protzen-Stellungen, ein russischer Artillerie-Oberleutnant gefangen. Schon in den letzten Tagen hatten von Süden her kleine Trupps von Russen, auch Einzelne, versucht, durch unsere Front hindurch die russischen Linien zu erreichen. Es waren das meistens Versprengte, die nach der Schlacht an der Luga im August nun in wochenlangen Märschen versuchten, wieder den Anschluss an die eigenen Truppen zu gewinnen. Bereits vor ein paar Tagen war ein solcher Trupp auf die Protzen-Stellung der Abteilung aufgelaufen. Freund und Feind waren zunächst so verduzt, dass es zu keinem Kampf kam. Bloss einer unserer Fahrer, der zufällig ein Gewehr in der Hand hatte, drückte aus Schreck ab und streifte mit seinem Schuss einen Russen an der Backe. Der arme Teufel blutete wahnsinnig, bis er von unserem Doktor verbunden wurde. Der Oberleutnant, den wir heute fingen, ein Offizier des russischen Armee-Stabes, war auch schon längere Zeit unterwegs. Eine Streife fing ihn im Busch ab. Er, der eine Karte bei sich führte und daher wohl genau wusste, dass er nur noch sechs bis sieben Kilometer bis zur eigenen Truppe hatte, versuchte verzweifelt zu fliehen. Allein: Die Erschöpfung war zu gross. Seit Wochen unterwegs, nie etwas Ordentliches im Magen, bei diesem Wetter wahrscheinlich auch immer im Freien, so versagten denn im Augenblick der Entscheidung die Kräfte. Erschöpft liess er sich abführen. Ein Teller warmer Suppe und eine Zigarette auf unserem Gefechtsstand brachten ihn einigermassen wieder zu Kräften. Dann, nachdem er seine Waffe und die Karte abgegeben hatte, wanderte er unter Bewachung wieder den weiten, langen Weg zurück, den er sich in den letzten Tagen so mühevoll bis hierher erkämpft hatte.

So um den 5. Oktober herum erreichte uns der Aufruf des Führers zur letzten, grossen Schlacht in diesem Jahr, die die entscheidende werden sollte. Na, endlich ist es so weit. Hat ja lange genug gedauert. Und das wäre ja auch das erste Mal, dass wir mit einem Gegner nicht fertig geworden wären. «Wir» war allerdings etwas grosssprecherisch. Denn zunächst tat sich hier bei uns gar nichts, wenigstens nichts für uns Wahrnehmbares. Das Unternehmen auf Larionow-Ostrow wurde immer wieder verschoben. Die 18. Infanterie-Division (mot.) fantasierte sogar, dass sie herausgezogen und aufgefrischt würde. Tatsächlich wurde sie am 3. Oktober durch unsere ostpreussische Schwesterdivision, die 11. Infanterie-Division, abgelöst, um spurlos nach rückwärts zu verschwinden. Nur wir blieben natürlich wieder hier sitzen. Dabei hörten wir gerüchteweise von unserer Division bei Tschudowo, dass sie sich dort bereits häuslich für den Winter einrichteten. Da wurden prima Unterstände gebaut, die Zahlmeister schleppten heran, was sie hinten nur auftreiben konnten: Sperrholz, Dachpappe, Nägel. Nur wir sitzen da und gucken in die hohle Hand. Wenn wir aus diesem blöden Eck noch einmal rauskommen, dann haben die anderen bereits alles an Land gezogen und wir können im Stabszelt den Winter verbringen!

Die 11. Infanterie-Division ist anscheinend recht froh, uns als hilflose Sklaven geerbt zu haben, denn sie beginnt sofort, mit uns herumzuzaubern. Da soll eine Batterie Stellungswechsel machen, dort soll ein Vorgeschobener Beobachter verschoben werden, usw. Gottlob ist mein Kommandeur nicht der Mann, der mit sich zaubern liesse. Wir, die alten Kämpfer in diesem Abschnitt, belehren daher die 11. Division fortgesetzt, dass genau so, wie wir stehen, überhaupt das einzig Mögliche ist. Damit lässt sich das Ärgste verhindern. Einmal wird man uns ja doch wieder hier herausholen, und dann ist dieses nutzlose Herumkutschieren doch völlig zwecklos gewesen.

Und richtig, am 6. Oktober nachmittags ist der Befehl da: Die Abteilung zieht ohne Ablösung aus der Stellung und meldet sich zu neuer Verwendung in Babino. Um 8 Uhr abends ist bei uns am Gefechtsstand Chefbesprechung und Befehlsausgabe für den morgigen Marsch. Vorbei ist wiederum ein Kampfabschnitt und damit versinkt eine Serie von Namen, die für uns einen Monat lang täglich eine wesentliche Realität waren, in die Bedeutungslosigkeit: Miagry, Dratschewo, Kirischi, Possatnikow-Ostrow, Irssa, die «Fischer-Halbinsel» und wie sie alle hieszen. Gehabt euch wohl! Werden wir euch jemals wiedersehen? Es war ja eine Sau-Gegend, aber jetzt wo wir weg sollen, ich weiss nicht, wurde mir fast ein wenig wehmütig. Man kannte eben alles, hatte überall seine kleinen Erinnerungen.

Einen vollen Monat waren wir da. Na ja, zum letzten Mal steigen wir, der Kommandeur und ich, in unsere Schlaftröge. Morgen sind wir weiss Gott wo.



## Der Wolchow-Übergang

Der 7. Oktober 1941 war ein strahlender Morgen. Wir, d.h. der Kommandeur und ich, machten noch unsere Abschiedsbesuche beim Artillerie-Regiment 11 und bei der 11. Division, die beide in Miagry lagen, sowie beim Artillerie-Regiment z.b.V. 782. Dann ging es in den angenehm wärmenden Strahlen der leider schon ziemlich tief stehenden Herbstsonne den Batterien voraus nach Babino. Wir wählten dazu den etwas längeren Weg durch das Tigoda-Tal, weil er doch etwas mehr Abstand von der Front hatte und ausserdem auch besser sein sollte.

Es war totenstill weit und breit, kein Mensch begegnete uns. Manchmal hörte man den Ruf eines Vogels und dazu natürlich noch das ständige Brummen unseres Motors. Aber da war dann plötzlich noch ein weiteres, ferneres Brummen – und zwar über uns. Tatsächlich, oben, im strahlenden Hellblau des Himmels, wo man selbst so gerne einmal sein möchte, statt hier unten im klammfeuchten Schatten hoher Bäume, dort oben, wo es sicher warm und sonnig sein muss, dort tummelte sich ein silbern blitzender Vogel, ein Flieger – eine russische «Rata». Sie kurvte und drehte sich, bald brummte der Motor lauter, bald wieder leiser. Fast beneidete ich den Piloten. Ob das Luder unsere Batterien beim Herausziehen sieht? Hoffentlich nicht, aber schön hatte er es bestimmt dort oben.

Der Flieger drehte nach Süden ab und wir setzten unseren Weg fort, an mächtigen Holzbunkern mit Erdaufschüttungen vorbei, die da verlassen im Walde lagen. Sie bildeten einmal eine der vielen Verteidigungslinien vor Leningrad, waren aber nie in Aktion getreten, denn sie waren von der Flanke her aufgerollt worden, damals von der 18. (mot.) Division. Es muss ein ziemliches Stück Arbeit gewesen sein, sie zu errichten. Denn sie waren alle sauber gebaut, gute Zimmermannsarbeit. Freilich: Die Bunker, die wir uns jetzt in der Winterstellung bauen werden, werden auch nicht von schlechten Eltern sein. Luxusausführung selbstverständlich, wenn wir schon den Winter hier sitzen müssen, und danach sieht es eigentlich ganz so aus.

In Babino schlugen wir unser Quartier in einem kleinen Haus an der Rollbahn auf. Die Batterien biwakierten draussen, beiderseits der Strasse. Eine Rückfrage bei der 11. Division bestätigte uns, dass wir aus ihrem Verband definitiv entlassen seien, aber noch immer stand nicht fest, wohin wir kommen sollten. Am nächsten Tag kam plötzlich der Befehl, dass wir der «Gruppe Thomaschki» und damit dem XXXIX. Panzer-Korps unterstellt seien. Grosser Gott, wenn wir

### *Der Wolchow-Übergang*

da einmal hineinrudeln, kommen wir nie mehr zu «unserem» Haufen zurück! Nach ein paar Stunden wird der Befehl aber widerrufen. Offenbar wissen die da oben auch nicht, was sie wollen.

Wir verblieben noch eine Nacht im Waldbiwak und das noch bei Regen. Dann, am 9. Oktober um 15:00 Uhr, kam von unserer Division der Befehl: «Abteilung bezieht mit zwei Batterien im Abschnitt Grusino ihre alten Stellungen. Stabs-Batterie und eine Batterie bleiben in Gudalowo bei Tschudowo in Ruhe!» Na, das war einmal eine menschenfreundliche Entscheidung. Ruhequartier! Hätten wir der Division gar nicht zugetraut. Also, die Batterien auf der Rollbahn schön in Fliegerabständen in Marsch gesetzt und wir in den Pkw Richtung Tschudowo, zu unserem Regiment.

Das sass nach wie vor in seinem «Prachtbau» auf der Wiese bei Tschudowo. Oberst Fischer liess uns gleich zu sich bitten und freute sich anscheinend wirklich, dass wir wieder da waren. Eigentlich wir auch. Es ist doch etwas anderes, wenn man wieder bei dem Haufen ist, wo man hingehört, und nicht irgendwo in der Weltgeschichte herumkugelt. Bevor wir beim Oberst eintraten, sah sogar mein Kommandeur noch nach, ob auch alle Knöpfe geschlossen wären und sein Koppel gerade sass, denn der Oberst sah das mit einem Blick und zwar mit einem solchen, dass man es gleich lieber vorher machte. Es gibt Leute, die sich darüber den Mund zerreißen und meinen, der wäre ein pingeliger Uhrmacher. Ich aber empfand es eigentlich als Selbstverständlichkeit, dass man zu seinem Vorgesetzten nicht in einem verschlammten Anzug hereinkommt. Das Ganze ist doch nur eine Frage der Selbstdisziplin.

Nach den üblichen Fragen nach dem gegenseitigen Befinden war man natürlich sehr schnell bei der «grossen Lage» angelangt. Ja, wie stand es denn überhaupt? Der Oberst hob den Blick und sagte dann sehr langsam: «Es sieht ja jetzt so aus, und ich hoffe, dass wir noch vor dem Winter die Ziele Charkow-Becken, Moskau und Petersburg erreichen. Vielleicht gelingt es doch noch ...» Dann merkte er wohl, dass ich als jüngerer Offizier auch noch anwesend war und setzte lächelnd hinzu: «Na ja, es wird schon werden!» Ganz offenbar hatte er bisher nicht geglaubt, dass alles planmässig abrollen würde. Aber jetzt scheint er doch davon überzeugt. Die Schlacht bei Kiew schien ja tatsächlich ein unbeschreiblicher Erfolg zu sein und lange werden die Russen diese Verluste nicht aushalten. Es wird schon werden. Aber was passiert mit uns? Winterstellung?

Die Aufträge, die wir bekamen, sahen ganz und gar nicht danach aus. Der Abteilungs-Stab wurde zur Erkundung von Artillerie-Stellungen angesetzt. Das hiess also wohl Angriff, Angriff über den Wolchow! Ade Winterstellung, ade Ruhequartiere! Wir greifen an! Wenn das bloss nur gut geht. Hier sieht es zwar nicht so aus wie oben bei der 18. (mot.) Division. Aber dort konnte man studieren, wie es aussehen kann. Und wenn wir in so einem Modder hineinkommen,

dann Gnade uns Gott, dann stecken wir bis zur Halskrause drin und können nicht einen Schritt vor und zurück.

Aber was hilft's? Die nächsten Tage vergehen mit rastloser Arbeit. Von unserem recht netten Quartier in Gudalowo aus streifen der Kommandeur und ich den ganzen Tag durch die Wälder beiderseits der Strasse Tschudowo-Grusino. Unendlich dehnen sich die Forste und Sümpfe. Die Karten versagen vollkommen. Da gibt es riesige Kahlschläge mit Holzbahnen zum Abtransport der Baumstämme, die in der Karte nicht verzeichnet sind. Mitunter liegen sogar kleine, leer stehende Häuschen in den Wäldern verstreut. Aber in ihnen haben niemals die sieben Zwerge gewohnt, die Schneewittchen besuchte. Auch Rotkäppchen kann hier unmöglich seinem Wolf begegnet sein, höchstens den Schwärmen von Mücken und Gelsen, die an den Rändern der sumpfigen Tümpel tanzen. Dies ist eine Holzwüste. Oft einen halben Meter hoch, sodass man fast nicht gehen kann, liegen abgehackte Äste und Zweige, von Wind und Wetter weiss gebleicht wie Knochen.

Die Wälder hier waren offensichtlich reine Nutzungsstätten, die rücksichtslos ausgebeutet worden waren. Es gab da allerdings auch noch eine andere Partie, die Aulandschaft beiderseits des Kerestj, eines Flüsschens, das sich parallel zum Wolchow schlängelte, um etwas weiter stromabwärts in ihn einzumünden. Da traten die dunklen Nadelwälder etwas zurück und machten herbstlichen Laubbäumen Platz. Ein Rausch von Farben kontrastierte durch das dunkle Moorwasser des Kerestj und das Weiss der Birken, die überall durchschimmerten. Ich fühlte mich fast an die Praterlandschaft erinnert. Freilich gab es hier keine Ausflügler, keinen Fremdenverkehr, wenn man von uns zwei Offizieren absah. Allerdings begannen hier an den Ufern sich bereits ausgetretene Pfade auszubilden, die Wege der Melder und Essenholer zu den Kompanien vorne in der Stellung. Aber vorherrschend waren noch immer die Fährten des Wildes. Ununterbrochen scheuchten wir Wildenten auf. An einer Flussbiegung, zwischen zwei kleineren Waldstücken standen wir dann plötzlich, wenn auch in einiger Entfernung, dem König dieses Bereiches gegenüber: An einem Moorloch stand ein gewaltiger Elch. Er äugte nur kurz zu uns herüber und zog dann, offenbar beleidigt, zumindest aber gelangweilt ab. Dabei wusste er ja noch gar nicht, was unser Eindringen in dieses Paradies bedeutete. In wenigen Tagen würde die Ruhe und Einsamkeit hier zu Ende sein. Dann werden Batterien von Kanonen, Haubitzen und 21 cm Mörsern hier stehen, die Detonationen ihrer Abschüsse werden wie Donner durch die Auen rollen, die Wiesen werden durch die Räder der Munitionskolonnen und die Raupen der Zugmaschinen aufgewühlt werden und von Baum zu Baum werden sich die Drähte der Fernsprechleitungen ziehen. Ein Stückchen Erde mehr wird in den Krieg einbezogen sein.

In Gudalowo herrscht indes reges Leben. Melder kommen und gehen, bringen die Ergebnisse der Erkundungen, die Zeichner arbeiten ununterbrochen und sogar wenige Stunden noch vor

dem gestellten Termin liegen die Ergebnisse ausgewertet vor: 36 Feuerstellungen für Verstärkungsartillerie sind erkundet, vermessen, ausgepflockt und die Schiessgrundlagen ermittelt. Daneben werden die eigenen Stellungen aufmunitioniert, neue Nachrichtenverbindungen gelegt und ein Gefechtsstand für den Angriff, vorne in Botanowka, erkundet. Am Vormittag des 15. Oktober geht dann vom Regiment der Artillerie-Befehl für den Angriff über den Wolchow am 16. Oktober 1941 ein. Demnach erzwingt die 21. Division, dem XXXIX. Panzer-Korps unterstellt, am morgigen Tag den Übergang über den Fluss. Sobald die Feindeinwirkung auf den Strom ausgeschaltet ist, erfolgt bei Grusino der Brückenschlag und die Divisionen des Panzer-Korps rollen auf das andere Ufer und greifen in Richtung Tichwin an. Ihrem Vorgehen wird sich dann unsere Division anschliessen. Na schön. Hoffentlich klappt das alles. Vor etwas über anderthalb Monaten wäre dieses ganze Theater nicht notwendig gewesen. Ich erinnere mich noch ganz gut an jene paar Infanteristen vom Infanterie-Regiment 3, die damals in einem morschen Wolchow-Kahn hinüber nach Grusino ruderten und den Ort so gut wie leer vorfanden. Anderthalb Monate ist eben viel Zeit, zumal im Krieg, in dem sich manches schnell ändern kann. Morgen werden wir ja sehen.

«Ohm» Eichstädt hat uns noch eine letzte Überraschung bereitet. Am Nachmittag hat er am Keresstj ein paar Wildenten geschossen und die werden nun als Abschiedsmahl verspeist. Und dann wird es wieder einmal aus sein mit den schönen Betten und der warmen Stube. Zwar waren die «Betten» nur elende Stahlrohrinstrumente, ohne Matratzen und Bettwäsche, eben nur mit einem Drahteinsatz, aber mit ein paar Decken waren sie gegen unseren Getreidespeicher in Dratschewo doch noch immer fürstlich. Und die Stube war warm und ein Tisch war auch darin. Und wenn man dann noch am Abend beim Schein der Petroleumlampe an ein paar Wildentenknochen herumnagen kann und im Ofen die Holzscheiter knistern, während draussen der Wind bläst und ein eisiger Regen an die Fensterscheiben klopft, dann ist das Leben, wie es im Moment eben ist, doch schön und man möchte so gar nicht hinaus und hinüber über den Wolchow. Wie herrlich wäre es jetzt, nach dem Essen, die Pantoffeln abzuziehen, sich aufs Bett zu legen und ganz einfach tierisch zu verdauen.

Aber noch während man in diesen Vorstellungen schwelgt, zieht man sich bereits die Stiefel an, die in einer Viertelstunde bestimmt durchnässt sein werden. Man fährt in den Mantel, schnallt Kartentasche und Koppel um, dann noch ein Blick, ob man alle Befehle und Unterlagen dabei hat, sodann den Mantelkragen aufgestellt und den Stahlhelm vom Haken genommen. Der Zahlmeister und der «Viehdoctor», d.h. der Veterinär, bleiben die Nacht über noch da, die Seligen!

Saukalt ist es draussen. Noch geblendet vom Zimmer, patscht man sofort in die ersten eiskalten Lacken, bis man in den Wagen klettert. Adieu, Gudalowo! Ich hatte es fast lieb gewonnen, die-

ses Drecknest am Rande von Tschudowo. Werden wir uns wiedersehen? Ist ja egal!

Mit abgeblendeten Lichtern geht es auf der Strasse nach Grusino nach vorne. Man fröstelt richtig. In der Stube war es so herrlich warm. Der Regen hat zwar aufgehört, das heisst, er ist in feines Schneetreiben übergegangen. Es schneit in kleinen, wässrigen Flocken, die aber liegen bleiben. Der erste Schnee am 15. Oktober, ausgerechnet vor Angriffsbeginn! Kein gutes Omen.

Auf halben Weg, bei einem Waldwärterhaus, machen wir halt. Es ist dies der Vorgeschobene Regiments-Gefechtsstand. Der Oberst und sein Adjutant sind noch nicht hier, aber die Ordonanzoffiziere richten bereits alles her. «Hals- und Beinbruch!» – «Danke, desgleichen!» Dann geht es weiter. Kein Schuss fällt, absolute Stille. Ja, sogar die russischen Funkpeiler würden heute Nacht nichts hören, denn wir haben unsere sämtlichen Funkgeräte abgeschaltet, um die Anwesenheit neuer Truppenteile nicht zu verraten. Und doch sind seit gestern Abend und während des heutigen Tages, ja sogar noch in dieser Nacht, neue Batterien in Stellung gegangen. Rund 35 sind es, die beiderseits der Strasse, von hier aus unsichtbar, versteckt in den Wäldern, sorgfältig getarnt stehen. Ausser unserem Regiment noch die Artillerie-Regimenter der motorisierten und Panzer-Divisionen. Nichts, wirklich nichts ist zu sehen und zu hören. Auch vom Gegner nicht.

Nun sind wir an der grossen Kerestj-Brücke angelangt und wären damit im Blickfeld des Feindes. Aber die Finsternis steht wie eine undurchdringliche Wand zwischen uns. Unser Wagen macht kehrt und fährt zurück, denn hier vorne würde man sein Motorengeräusch doch wohl bis über den Fluss hören. Noch eine Weile ist sein Gebrumm auf der Strasse vernehmbar, bis es schliesslich verstummt. Es schneit noch immer und von der auf einem Damm verlaufenden Strasse aus sieht man die Auwiesen matt weisslich schimmern. Keine Frage, der Schnee bleibt liegen. Feine Bescherung. Die armen Infanteristen morgen!

Aus Grusino tackt jetzt ein Maschinengewehr herüber. Drüben, aus dem Dunkel, lösen sich in schneller Folge die Leuchtpurgeschosse, um rechts von uns im Ungewissen zu verlöschen. Dann wieder Stille, nur das Schlürfen unserer Schritte auf der Strasse ist zu hören. Unser Gefechtsstand liegt am anderen Ende von Botanowka, sodass wir den Ort oder besser die Häuserzeile durchqueren müssen. Seltsam: Entlang der Dorfstrasse verläuft ein etwa 50 Zentimeter hoher Holzsteg, gleichsam ein erhöhter Gehsteig. Der ist offenbar vorgesehen für den Fall des Matschwetters, wenn man die Strasse nicht mehr benutzen kann. Die Leute hier wissen anscheinend, worauf man sich vorbereiten muss.

Der Gefechtsstand befindet sich in einem der lieblos hingebauten, zweistöckigen Holzhäuser, die unmittelbar am Wolchow-Ufer stehen. Sie waren wohl Arbeiterwohnungen für die grosse

Porzellan- bzw. Steingutfabrik, die den Ort beherrscht. Zwischen diesen Häusern und dem Fluss verläuft unser Kampfgraben. Er ist mässig tief und kaum besetzt. Alle Hundert Meter steht ein Posten. Die Infanterie ist ja bereits weitgehend herausgezogen und befindet sich jetzt wohl schon in den Bereitstellungsräumen.

Im ersten Stock des Hauses haben wir ein Zimmer als B-Stelle ausgewählt, wohl die Wohnung einer Arbeiterfamilie: billige, altmodische Möbel, lange fadenscheinige Gardinen an den Fenstern, durch deren zerbrochene Scheiben der Wind vom Fluss herauf weht und die Gardinen geisterhaft durch den Raum fliegen lässt. Dazu die unentbehrlichen Gummibäume. Das Scherenfernrohr wird montiert, dann steigen wir wieder hinunter und ziehen uns in ein paar Zimmer zurück, die in den Lichthof der Fabrik münden und in denen man Licht machen kann, ohne vom Fluss aus gesehen zu werden. Der gute Eichstädt hat fürsorglich ein paar Pritschen hergerichtet und auf einer lege ich mich schnell noch ein bisschen nieder. Nebenan schläft der Kommandeur. Der Nachrichten-Unterroffizier meldet mir noch, dass sämtliche Leitungen zu den unterstellten Abteilungen und Batterien angeschlossen sind und Verbindung haben.

Es ist kurz nach Mitternacht. Draussen am Ufer fallen ein paar Schüsse, sonst herrscht Ruhe – die Nacht vor dem Angriff. Die wievielte ist das schon? Zuerst in Polen, dann der Angriff über die Aisne, bei Tauroggen, am Schelon und am Mschaga, immer dasselbe, das Warten auf die X-Zeit und die Frage, wie wird es ausgehen? Natürlich wird es klappen. Sonderbar, der Gedanke, dass einer dieser Angriffe misslingen könnte, ist mir nie gekommen, nein, wirklich nicht. Das war uns immer von vorneherein klar, dass es klappen würde. Aber mit so einem Angriff beginnt doch immer wieder etwas Neues. Ein neuer Abschnitt, etwas Unbekanntes, vielleicht auch Gefährliches. Nun ja, gefasst muss man immer darauf sein, dass es einmal schiefeht. Aber gerade morgen? Ach, dummer Gedanke! Ich wickle mich in eine Decke, das Feuer im Ofen knistert, am Tisch sitzt bei der Petroleumlampe der Offizier vom Dienst und man selbst ist müde und kann schlafen.

5 Uhr morgens. Ein Mann der Wache weckt mich. Es ist noch stockdunkel, als ich aufstehe, meine Ausrüstung nehme und mich zum Gefechtsstand vortappe. Mein Scherenfernrohr-Unterroffizier ist auch schon da. Und obwohl es jetzt langsam zu grauen anfängt, ist nichts zu sehen, denn ein dicker, undurchdringlicher Nebel liegt über dem Fluss und versperrt jede Sicht. Das ist nicht einmal so schlecht. Das erspart uns viel Nebelmunition und der Infanterie Verluste beim Übersetzen. Noch immer die gleiche Ruhe wie in der Nacht, nur der Fluss rauscht eintönig.

Ich lasse mich mit den Batterien verbinden und vergleiche die Uhrzeit: 5:15 Uhr. Dann hänge ich wieder ab. Der Kommandeur kommt nun herauf. Wie in einer milchigen Suppe sitzen wir,

wie in Watte gepackt. Frierend gehen wir im Zimmer auf und ab. So etwas haben wir noch nie erlebt, man sieht keine 50 Meter weit, nicht einmal bis zum Fluss hinunter.

Jetzt ist es 5:30 Uhr, also X-Zeit! Jetzt müssten, auf die Minute, 50 Batterien das Feuer eröffnet haben. Aber wir sehen und hören nichts. Ich vergewissere mich durch Anrufe. «Jawohl, alle Batterien liegen seit 5:30 Uhr im Feuer!» Aber der Nebel verschlingt alles, saugt es auf. Irgendwo in diesem milchigen Weiss setzt jetzt die Infanterie über den Fluss. Hoffentlich kommen sie gut hinüber. Und jetzt hört man schwach MG-Feuer.

Allmählich wird es lichter, der Nebel hebt sich wie ein Vorhang und gibt mit zunehmender Schärfe den Blick auf das Gefechtsfeld frei: Vor uns liegt nun breit und träge dahinfließend der Wolchow und jenseits dehnen sich kahle, hier und da noch mit Schnee bedeckte sumpfige Wiesen, die gegen den Hintergrund etwas ansteigend in brache Äcker übergehen. Die Höhenlinie bildet gleichzeitig den Horizont, hinter dem nur an manchen Stellen dunkle Baumwipfel hervorragen und damit andeuten, dass dort hinten wieder der endlose Wald beginnt. Rechts von uns, im Süden, auf dem Hügelkamm thronen die beiden Dörfer Wyja und Perechod, jedoch ohne jedes Anzeichen von Leben. Links am Fluss, wie eine Bastion inmitten dunkler Bäume, liegt das Schloss Grusino. Und dann, vom Fluss weg, nach rückwärts sich erstreckend, die kleinen Katen und Hütten des Ortes, an dessen Ausgang nach Osten, schematisch nebeneinander hingebaut, sich fünf oder sechs solcher zweistöckiger Holzpaläste erheben, wie wir einen im Moment bewohnen. Dort liegt der Zielpunkt 27 und dort, zwischen den Häusern, ist bestimmt etwas los. Dort waren immer Bewegungen zu sehen und von dort her schoss auch einmal Artillerie. Und dann gibt es noch einen Blickpunkt in diesem Panorama: Auf dem kahlen Höhenzug zwischen dem Dorfe Perechod und dem Zielpunkt 27 liegt auf halbem Wege, etwas erhöht, ein grosses, weithin sichtbares, ebenfalls zweistöckiges Holzhaus, umgeben von ein paar niederen Schuppen. Das ist der Zielpunkt 26, oder, wie es auf der Karte heisst, die Sowchosa «Bolschewik».

Das also war die Bühne, auf der das Drama des 16. Oktober ablaufen soll, aber die Akteure sind noch nicht in Erscheinung getreten. Alles liegt so ruhig und bewegungslos da, dass man fast zweifeln könnte, ob unser Angriff tatsächlich im Gange ist. Allerdings: Für die da drüben, in den Kellern der Bauernhäuser, in den Gräben entlang des Höhenzuges und schliesslich in den dumpfen, aber bombensicheren Geschossen des Schlosses Grusino, für die war das gewaltige Artilleriefeuer, mit dem sie an diesem Morgen geweckt wurden, sicherlich Alarm genug, und gewiss warteten die dort drüben ebenso gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten, wie wir hinter unseren Feldstechern und Scherenfernrohren.

Da knattert auch schon aus Richtung Wyja MG-Feuer und man hört das dumpfe Krachen von Granatwerfereinschlägen. Zu sehen ist aber noch immer nichts. Nur ein Funkspruch erreicht

uns: Wyja stark feindbesetzt. Das II. Bataillon des Infanterie-Regiments 3 liegt vor dem Dorf auf der freien Ebene fest und kommt nicht vorwärts. Wir sollen helfen.

Und wir helfen auch. Die «Artillerie-Gruppe Brechtel», bestehend aus unserer Abteilung plus zwei Batterien schwerer Feldhaubitzen und einem 21 cm Mörser, haut dazwischen, dass dort drüben buchstäblich die Fetzen fliegen. Es muss in dem Dorf böse aussehen, als unser Feuerschlag um 7:10 Uhr plötzlich hereinbricht. Balken und Trümmer fliegen in der Luft, ganze Hütten knicken wie Kartenhäuser neben den Einschlägen der 21 cm Granaten zusammen, Brände züngeln hoch. Und immer neue Granaten heulen über unsere Köpfe hinweg, immer neue Erdfontänen steigen dort auf und fallen in sich zusammen. In Wyja muss die Hölle los sein. Unsere Infanterie kommt dennoch nicht voran; kaum ist das Feuer vorbei, als sich aus den Trümmern des Dorfes wieder feindliche Infanteriewaffen melden. Feindliche Artillerie tritt aber sonderbarerweise nicht auf. Oder ist sie gar nicht da? Jedenfalls halten die Verteidiger von Wyja eisern. Dafür aber kommen die anderen Bataillone flüssig vorwärts.

Kurz vor 11 Uhr bittet die Infanterie nochmals um einen Feuerschlag auf Wyja. Aber unmittelbar davor kommt plötzlich die Meldung: «Halt! Wyja ist vom Feind geräumt.» Zu spät! Die Auslösung des Feuerüberfalls ist nicht mehr zurückzurufen, und so geht nochmals der Orkan über das Dorf nieder. Dann werden seine brennenden Trümmer von unseren Stosstrupps besetzt.

Es geht schon auf Mittag zu. Während sich das II. Bataillon des Infanterie-Regiments 3 zum Angriff auf Perechod gruppiert und das I. Bataillon im Südostteil von Grusino, vor den zu kleinen Festungen ausbauten Holzhäusern, festliegt, sitzen wir auf unserem Gefechtsstand und blicken eher gelangweilt in die Gegend. Zu sehen und zu machen ist für uns nicht, ausser Meldungen an den Artillerie-Führer abzusetzen, den Munitionsbestand zu überwachen und Lageorientierungen an die Infanterie durchzugeben. Das Gefecht läuft für sich, unsere Vorgesetzten Beobachter schießen dort vorne mit ihren Batterien herum und wir – wir überwachen. So ungleich sind die Lose verteilt. Man sitzt im Zimmer, guckt in das Gelände, in dem ein paar Dörfer brennen, und von Zeit zu Zeit, wenn es notwendig wird, d.h. wenn die Infanterie dort vorne über Funk oder Fernsprecher besonders jammert und es sich mit unseren taktischen Grundsätzen verträgt, dann hole ich mir die Batterieoffiziere an den Apparat, d.h. das macht natürlich die Vermittlung, ich gebe nur das Ziel an, befehle den Munitionseinsatz, drücke auf meine Stoppuhr und in ein paar Minuten kracht es dann in den Wäldern hinter uns und drüben jenseits des Flusses brennen ein paar Häuser mehr und sind wieder ein paar Russen auf Klumpen geschossen. Dann meldet man noch, dass das Feuer prächtig gelegen hat und kann sich wieder in Ruhe seinem Imbiss widmen, denn natürlich hat man Hunger. Das ist der Krieg bei den Stäben!



Drüben aber, am anderen Ufer, geht es etwas anders zu. Um 15 Uhr wird Perechod von Süden her gestürmt und im Nahkampf gesäubert. Das III. Bataillon hat sich inzwischen mehr oder minder ohne Schwierigkeiten an den Höhenkamm der Sowchosa «Bolschewik» vorgeschoben und dort eingegraben. In Grusino aber knattert ununterbrochen Infanteriefeuer und krachen die Abschüsse schwerer Waffen. Dort zwischen den Holzhäusern und im sogenannten «Zebra-Teil» ist ein Vorankommen nicht möglich. Aus Feldstellungen, Bunkern, Kellerfenstern und Dachstühlen schießt es pausenlos. In dem unübersichtlichen Gelände von Bretterzäunen, Holzbuden und anderem Gerümpel sitzt ein unsichtbarer Gegner, der die über freies Feld angreifenden Männer des I. Bataillons wie die Hasen abschießt. Unsere Vorgeschobenen Beobachter sind machtlos. Sie kleckern zwar ein bisschen mit ihren Batterien im Ort herum, aber viel Eindruck macht das offenbar nicht. Da müssen denn doch noch einmal die Stäbe eingreifen, aber nicht wir, nein, der Artillerie-Führer persönlich. Die T-Empfänger auf den Gefechtsständen und in den Feuerstellungen beginnen zu spielen. Inzwischen gehen fernmündlich die Feuerverteilungen und die Kommandos an die Batterien, die Munitionsmengen werden geregelt und die Infanterie verständigt. Währenddessen ist aber bereits der Abend eingefallen; es ist ja schon gegen 17:15 Uhr, und immer wieder steigen von der weissgrauen Schneefläche vor Grusino, wie Hilfe rufend, Leuchtkugeln in den wolkenumhangenen Abendhimmel auf. Ja, ja, wir wissen: nur einen Moment noch. Gleich helfen wir Euch! Die Rohre schwenken schon, ein paar Minuten noch! Die diktierende Stimme im T-Empfänger setzt wieder ein: «Feuerüberfall in drei Minuten, Achtung – jetzt!» Die Stoppuhren laufen, die Scherenfernrohre starren in die Dunkelheit. Dann aber rauscht es über uns hinweg, zugleich mit hundertfachen Abschüssen in unserem Rücken. Drüben aber, im «Zebra-Teil», zucken die Einschläge auf. Wie ein ungeheures Feuerwerk tanzen dort grell-rötliche Blitze in einem Meer von Qualm und Rauch. Dampf dröhnen die Einschläge herüber und lassen die noch heilen Fensterscheiben vibrieren. Drei Artillerieregimenter mit über 30 Batterien hämmern auf Grusino-Ost.

Langsam verzieht sich der Explosionsqualm. Jetzt muss die Infanterie zum entscheidenden Stoss ansetzen. An fünf oder sechs Stellen raucht es noch, raucht es immer mehr und wirbelt höher empor. Das kann nicht mehr von den Einschlägen herrühren. Schwarze Rauchsäulen sind es, die dort aufsteigen, immer dicker und höher, und nun bricht an ihrem unteren Ende für Sekunden eine blutrote Glut hervor, züngelt hoch und verschwindet wieder im hervorquellenden Qualm: Grusino brennt! Brennt wie die anderen Dörfer in der Runde und zahlreiche kleinere Hütten mit hoher schwarzer Rauchsäule vor dem winterlich grauen Abendhimmel.

Die Sicht wird nun schnell schlechter und wir räumen unsere B-Stelle, um die nötige Feuerleitung von unserem Hinterstübchen im Fabrikhof zu führen. Das war ein Tag! Ich krame meine

Klamotten zusammen und warte noch, bis der Kommandeur, der vorausgegangen ist, mir durchsagt, dass er von dem Zimmer aus die Verbindungen wieder hergestellt hat. Ein eisiger Wind bläst durch das Fenster. Der Gummibaum liegt umgestürzt in einer Ecke neben allem möglichen Hauskram. Die Schubladen der Kommoden und die Schranktüren stehen offen. Der Inhalt hängt heraus und ist am Boden verstreut. Am Horizont aber stehen rot die Brände und breiten ihren Schein immer mehr aus. Wie ich da so wartend dastehe – ich weiss es eigentlich selbst nicht, warum –, überkommt mich mit einem Mal das Gefühl namenloser Verlassenheit, Heimweh nach einer anderen Welt, in der ich aufgewachsen bin, die mir von Kindheit an vertraut ist mit ihren tausend Kleinigkeiten, in der ich zu Hause bin. Die hier habe ich nicht gewollt! Aber was nützt das? Um 20 Uhr ist Kommandeur-Besprechung beim Infanterie-Regiment. Grusino ist noch immer nicht genommen. Vielmehr musste mit einbrechender Dunkelheit der Angriff eingestellt werden. Die Division drängt darauf, dass der Ort so bald wie möglich in Besitz genommen wird, um den Brückenschlag beginnen zu können. Das Infanterie-Regiment hat strikten Befehl, unter allen Umständen Grusino durch einen Nachtangriff zu nehmen. Angriffsbeginn 3 Uhr früh! Bei Kerzenlicht werden nun in einem Kellerraum der Fabrik die Dispositionen dafür ausgegeben. Unser Artillerie-Verbindungs-Kommando (AVKo) wird dafür vom II. zum I. Bataillon umdirigiert. Es muss sein, aber ich weiss, dass mein Freund Willy Arndt mich verfluchen wird. Es ist ja wirklich kein Vergnügen, wenn man den ganzen Tag mit einem Bataillon angegriffen hat und nun ein paar Stunden schlafen will, plötzlich zum nächsten Bataillon laufen muss. Und das in stockfinsterer Nacht, in einem völlig unbekanntem und ziemlich vermintem Gelände, nur um dort einen Nachtangriff zu begleiten. Er ist schon ein armes Schwein, der gute Willy. Durch Polen und Frankreich und jetzt durch halb Russland läuft er, immer als AVKo. Immer da, wo der Schwerpunkt des Angriffs oder ein Brennpunkt der Verteidigung ist, immer ist er dabei. Kein Mensch kommt auf die Idee, ihn einmal abzulösen. Es geht nicht, er ist unentbehrlich, er kennt alle Infanteriekommandeure, ihre Launen und ihre Gewohnheiten, er kennt vor allem unseren Kommandeur und weiss ganz genau, was der will und was er nicht mag. Willy ist durch lange Übung zu einem verlässlichen Bindeglied zwischen uns und der Infanterie geworden. Ohne ihn geht es nicht und jetzt hat er die Folgen zu tragen.

Um 11 Uhr nachts schiessen wir noch etwas Störungsfeuer nach Grusino hinein. Eine zarte Aufmerksamkeit von uns für die russischen Essenholer. Dann werden die Feuerpläne für die Artillerievorbereitung des Nachtangriffs ausgearbeitet und ausgegeben. Um 2 Uhr leite ich noch einen Feuerüberfall der Gruppe auf Grafskaja Slowoda und dann – ja dann wird der Nachtangriff des Infanterie-Regiments 3 auf 5 Uhr morgens verschoben. Das ist wieder einmal typisch. Dass man sich nie zu etwas entschliessen kann. Da wird herumberaten und projiziert und schliess-

lich verschoben. Na, immerhin steigt um 5 Uhr der Zauber. Da schauen wenigstens noch ein paar Augen voll Schlaf heraus.

17. Oktober, 5 Uhr morgens. Wieder sitzen wir auf unserem Gefechtsstand. Von Grusino her krachen dumpfe Einschläge – unsere Artillerievorbereitung. Ein kalter Wind streicht durch das Zimmer. Durch das Scherenfernrohr sind nur die aufspringenden Einschläge und die Rauchfahnen zwischen den Häusern beziehungsweise deren Ruinen zu sehen, denn die grossen, zweistöckigen Holzhäuser in Grusino-Ost, die weithin sichtbar diesem Ortsteil sein Gepräge gaben, sind nicht mehr. Gestern Abend noch, beim letzten Feuerschlag, sind sie in einem Meer von Glut und Flammen in sich zusammengebrochen und heute ragen an ihrer Stelle nur noch vier riesige, überschlankte Schornsteine gegen den Himmel. Auch sonst brennt es an manchen Stellen wieder.

Um 5:20 Uhr heulen die letzten Granaten über den Strom und dann greift die Infanterie an – und stösst sofort wieder auf erbitterten Widerstand. Haus um Haus muss «ausgeräuchert» werden. Schrittweise kommen die Kompanien vorwärts. Nur langsam rücken auf unseren Karten die blauen Linien vor. Der «Zebra-Teil» ist genommen, die Spitzen der Stosstrupps haben Zielpunkt 28 erreicht. Und damit stehen sie, von Osten kommend, unmittelbar vor dem Schloss. Aber hier, an den letzten Häusern, in ihren Mauerresten, die an der grossen Strasse unmittelbar gegenüber dem Schlosspark liegen, ist es aus, ist jedes Vorwärtskommen unmöglich. Denn im Buschwerk des Schlossgartens, kaum sichtbar, liegen verschiedene Gebäude, dem eigentlichen Schloss vorgelagert, und aus ihnen sowie aus den Laufgräben dazwischen feuert es ununterbrochen. Gegen den Fluss hin aber erheben sich die anscheinend vollkommen beschussicheren Grundmauern der Schlosskirche und eines gewaltigen Traktes, aus dessen Kellerfenstern und Scharten jeder Annäherungsversuch durch Feuer unterbunden wird. Zudem ist dieser Gebäudekomplex teilweise noch von versumpften Teichen und Bachläufen umgeben, wie eine mittelalterliche Wasserburg.

Zu Mittag ist ganz Grusino bis auf das Schloss in unserer Hand. Und obwohl dessen Verbindungen nach allen Richtungen hin abgeschnitten sind, wehrt sich seine Besatzung, man kann nur sagen, heldenhaft und verhindert damit noch immer den Beginn des Brückenschlages, der unmittelbar vor dem Schloss durchgeführt werden soll. Die Verteidiger des Schlosses haben keine Aussicht auf Entsatz und dennoch denken sie nicht an Übergabe. Verbissen wird im Schlosspark weitergekämpft und wir Artilleristen können nur schwer eingreifen. Zu eng sind die Gegner bereits ineinander verzahnt. Hier regieren nur noch Maschinenpistole und Handgranate. Das Schloss scheint unbezwingbar. Aber die Stäbe haben dafür wenig Verständnis. Das Korps drängt, es will seine Brücke haben, um mit den Panzer-Verbänden übersetzen zu können. Mit diesen paar Kerlen dort in den Kellern wird man doch noch fertig werden. Man wird es

nicht! Auf jede Bewegung unserer Leute antwortet sofort ein Maschinengewehr, von irgendwo her, unsichtbar, unfassbar.

Von irgendwo her meldet sich an diesem Vormittag zum ersten Mal auch feindliche Artillerie. Lächerlich wenig ist es im Vergleich zu uns, höchstens eine schwere Batterie. Ganz von ferne kommen die Dinger angerauscht. Die haben sich schon in einem sehr respektvollen Abstand von uns aufgebaut, aber dass sie gerade in Richtung auf unseren Gefechtsstand schießen, ist unangenehm genug. Genau auf dem Feld uns gegenüber, am anderen Flussufer, haut es hin. Es sind ganz respektable Einschläge. Warum sie gerade dorthin feuern, weiss kein Mensch. Aber sie tun es halt. Einmal aber geht das Rauschen plötzlich in ein Heulen über, dann ein schmetternder Schlag, vor dem Fenster steht eine schwarze Wand und als wir vom Fussboden aus vorsichtig aufwärts schauen, platschen grosse Erdklumpen durch das Fenster. Und draussen rauschen Sand und Steine wie Regen nieder. Mit einem Sprung sind wir aus dem Zimmer und erwarten mit gemischten Gefühlen den nächsten Koffer. Der aber schlägt in Form einer riesigen Wassersäule in den Fluss. Auch die nächsten Schüsse liegen wieder jenseits auf den Feldern. Nur der eine hat aus irgendeinem Grund fünf Meter vor unserem Haus eingeschlagen. Vielleicht war es eine atmosphärische Einwirkung, etwas weniger Gegenwind oder eine höhere Pulvertemperatur, oder ganz schlicht ein kleiner Richtfehler des russischen Richtkanoniers, der diesen Schuss, im Rahmen eines völlig uninteressanten Störungsfeuers, fast zum Volltreffer gemacht hat? Was wäre gewesen, wenn? Ja, was wohl? Da kommen einem doch so Gedanken.

Etwas flussaufwärts, also rechts von uns, hat das II. Bataillon des Infanterie-Regiments 3 eine Fährstelle eingerichtet. Zwei Mann rudern in einem Schlauchboot Meldegänger und Munitionsträger hinüber und Verwundete herüber. Ununterbrochen geht das Boot auf und ab, hin und her. Das muss wohl von Süden her ein russischer Artilleriebeobachter auch gesehen haben, denn so oft das Boot eine gewisse Stelle im Fluss erreicht, kommt von Südosten her eine Granate angerauscht und lässt einen Springbrunnen im Fluss entstehen. Die Männer im Boot wissen das schon und an der gefährlichen Stelle legen sie sich in die Ruder, was nur das Zeug hält. Für uns auf der B-Stelle ist es jedes Mal ein atemberaubendes Schauspiel, zu sehen, wie das Boot von Land abstösst, sich der kritischen Stelle nähert und dann – dann hört man von fern den bekannten Abschuss, leise pfeift, dann heult sie heran und – gottlob, wieder einmal zu kurz. Und immer wieder stossen die Männer vom Ufer ab, als ginge sie das gar nichts an. Doch gegen Mittag scheinen sie doch genug davon bekommen zu haben und nun wird die Fährstelle etwas flussabwärts verlegt. Von Süden her sind sie nun nicht mehr einzusehen, denn der Fluss macht hier eine Biegung. Jetzt ziehen sie dort drüben ihre Bahn und kommen gerade mit ein paar Verwundeten herüber. Nun sind sie etwa in der Flussmitte. Aber, nanu, was haben sie denn? Ich blicke

durch das Scherenfernrohr und da kann man es ganz deutlich sehen: Um das Boot herum tanzen kleine Wasserspritzer – MG-Feuer. Natürlich, die armen Würstchen haben nicht damit gerechnet, dass das Schloss noch feindbesetzt ist. Und da schießt so ein Mistkerl herüber. Nun sitzen sie mit dem Boot wie jene Scheiben in der Schiessbude, die in langsamem Tempo am Publikum vorbeigezogen werden, bis sie durch einen Treffer in tausend Stücke springen. Die Verwundeten haben sich im Boot, wie verschreckte Tiere, zusammengekauert. Ihr Leben hängt von den beiden Männern ab, die da am Ruder sitzen und sich bemühen, das Boot zu wenden. Bisher hatten sie einander gar nicht gekannt, nie gesehen bis vor wenigen Minuten, als sie in das Boot stiegen. Und nun sind sie plötzlich, unerwartet, auf Leben und Tod zusammengeschmiedet, angekettet an das kleine Schlauchboot, bei dem ein paar Ritzer genügen, um es zum Sinken zu bringen. Die Rotarmisten hinter ihrem MG im Schloss Grusino verstehen etwas von ihrem Geschäft. Immer wieder ihre Waffe einkorrigierend, tasten sie mit kurzen Feuerstößen nach dem Boot, das nun – im Begriff zu wenden – für Sekunden völlig hilflos auf dem Strom treibt, umtanzt von den Spritzern der Geschossgarben. «Herrgott, hilf ihnen doch! Wir können es ja nicht!» Ohnmächtig müssen wir, die Befehlsstelle von sieben Batterien, zusehen, wie vor unserer Nase ein MG, wie auf dem Schiessstand, sadistisch ein paar unserer Leute abknallt. Die Männer im Boot aber geben nicht auf. Ganz nahe liegen oft die Einschüsse, während sie sich meterweise dem Ufer zu kämpfen, um damit in den schusstoten Winkel zu gelangen. Es ist eine Wettfahrt mit dem Tod – und sie gewinnen. Mit einem leichten Stoss setzt das Boot am Ufer an und ist in Sicherheit. Müde, wie nach einem schweren Tagewerk, mit schleppenden Schritten steigen die Männer aus und setzen sich erschöpft auf die Uferböschung.

Auch wir müssen am Nachmittag ein Erkundungskommando übersetzen. Spätestens morgen ist ja damit zu rechnen, dass wir – wenn auch nur im Fährbetrieb – die erste Batterie über den Fluss setzen können und dafür müssen dann Unterlagen vorhanden sein. Wer soll das sein? Natürlich Podehl! Der lässt sich durch MG-Feuer nicht imponieren und setzt sofort über.

Schon kurz nach dem Mittagessen waren am Horizont russische Schlachtfieger aufgetaucht, die unsere vorderen Infanterie-Teile angriffen. Nicht schön, wie die da mit Bomben und Bordwaffen im Tiefflug herumtobten. Jetzt, am Abend, kommen sie nochmals und diesmal zu uns – sie haben es auf die Fährstelle bei Grusino abgesehen. Wir hatten der einbrechenden Dunkelheit wegen ja unseren Gefechtsstand am Fluss bereits geräumt und sitzen wieder in unseren Lichthofzimmern, als man ganz von ferne MG-Feuerstöße hört, nur etwas anders als gewohnt, also Fieger. Und dann geht der übliche Hexenkessel los: rasendes MG-Feuer, das Hämmern unserer leichten Flak, das Heulen der Flugzeugmotoren, das Krachen der Bordkanonen, das schmet-

ternde Bersten der Bomben. Das alles drei bis vier Minuten lang, dann Stille. Einen soll die Flak heruntergeholt haben. Na schön. Das dürfte für heute die letzte Attraktion gewesen sein. Von den Batterien und Bataillonen laufen die Abschlussmeldungen ein: Der Brückenkopf ist im Wesentlichen gebildet, bis auf schwache, im Schloss zusammengedrückte Feindteile. Und bis auf die Sowchose «Bolschewik», deren weithin sichtbares Hauptgebäude dem Gegner den letzten Einblick in unseren Brückenkopf gestattet. Daher soll dort morgen früh der erste Hebel angesetzt werden.

18. Oktober. Noch in der Nacht arbeite ich den Feuerplan für die einstündige Artillerievorbereitung aus. Ab 5:30 Uhr dröhnen dann wieder die Abschüsse der Batterien in unserem Sektor. Der dritte Kampftag im Ringen um den Brückenkopf ist angebrochen und heute – erstmals seit Angriffsbeginn – ein strahlender Morgen. Auf dem blassblauen Morgenhimmel steigt – wie taufrisch – eine goldene Herbstsonne herauf und lässt die Konturen des Geländes schärfer und klarer als in den Vortagen hervortreten. In ihren Strahlen liegen die Anhöhen mit dem Hof «Bolschewik» fast zum Greifen nahe. Mit dem Glas kann man die einzelnen landwirtschaftlichen Geräte wahrnehmen, die am Gutshof umherstehen. Bewegungen sind aber so gut wie keine zu erkennen. Doch nun hämmern unsere Batterien, zwei leichte, zwei schwere und eine Mörser-Batterie, in langsamem, aber laufendem Feuer auf den anscheinend völlig menschenleeren Gebäuden herum. Das Feuer liegt vorzüglich, einzelne Volltreffer sind einwandfrei zu erkennen. Dann, auf einmal, beginnt es schwach, dann stärker aus verschiedenen Luken des Dachgeschosses des Hauptgebäudes zu rauchen. Es hat gezündet. Schon sind es Schwaden, die langsam im Morgenwind abziehen. Und dann, auf einmal, wie unter einem eruptiven Stoss, geht ein feuriges Aufwallen über das gesamte Dach und mit einem Schlag lodern meterhohe Flammen in der ganzen Ausdehnung des Dachstuhles gegen den Himmel. «Bolschewik» brennt! Ein gewaltiges Schlusszeichen in den Kämpfen um Grusino. Um 9:15 Uhr sind die Kompanien des Infanterie-Regiments 3 über die Höhen hinweg, bis an ihren Ostrand vorgestossen. Der gesamte, von unseren B-Stellen aus sichtbare Raum am Ostufer ist nun in eigener Hand, die letzte Beobachtungsmöglichkeit des Gegners in unseren Brückenkopf ist ausgeschaltet, der Übergang über den Wolchow kann beginnen.

Allerdings wehren sich um und im Schloss Grusino noch immer kleinere Feindgruppen. Es ist ein Widerstand buchstäblich bis zur letzten Patrone und bis zum letzten Mann. Erst als es dem Oberleutnant Pauls vom Infanterie-Regiment 45 gelingt, mit einem Sanitäts-Unteroffizier bis in den Dachstuhl des Schlosses vorzudringen und diesen in Brand zu setzen, erstickt der Widerstand in Rauch und Flammen. Dabei wurden russische Soldaten beobachtet, die mit versengten Uniformen in einem Regen glühender Späne und Fetzen hinter ihren automatischen Waffen lagen und diese bedienten. Ein Gegenstück zum Untergang der Nibelungen, wie man es sich in

einer grauenvolleren Realität nicht vorstellen kann. War es Macht der Idee, Fanatismus, Furcht vor Gefangennahme oder Zwang zum Gehorsam? Wer kann es sagen? Die Psychologen werden es sicherlich auf irgendeinen Komplex zurückführen können. Wir Soldaten sind nicht so wissenschaftlich, sondern stehen nur bewundernd vor so einem Gegner.

Um 12 Uhr ist alles vorbei und der Weg endgültig frei. Mit der ersten Fahrzeugfähre werden Teile der 1. Batterie übergesetzt. Podelh ist wieder einmal vorne. Um 3 Uhr nachmittags setze auch ich mit einem Krad nach Grusino über. Der Einsatz der Abteilung für heute Nacht muss erkundet werden. An der Fährstelle herrscht Hochbetrieb. Munitions-Fahrzeuge, Nachschub-Staffeln, Erkundungskommandos, alles wartet auf die Überfuhr. Unmittelbar daneben arbeiten bereits Pioniere am Bau der Kriegsbrücke.

Die Fähre legt an und wir setzen über. Und dann sind wir am anderen Ufer, an jenem Ufer, das noch vor drei Tagen die Grenze einer anderen Welt bildete. Monatlang haben wir mit unseren Scherenfernrohren und Feldstechern jeden einzelnen Punkt hier herüber studiert, eingemessen, mit der Karte verglichen. Haben Luftbilder aufgenommen. Trotzdem blieb das Ganze doch nur eine Kulisse, eine Bildfläche, in deren inneres Gefüge hineinzugreifen uns versagt war, versagt durch die Waffen des Gegners. Nun ist der Spuk weggefegt und man begreift die Zusammenhänge. Am Schloss geht es vorbei, auf einem Stück der Strasse, das bisher von nirgends aus eingesehen werden konnte. Der kleine Teich, der auf den Karten eingezeichnet ist, erweist sich als ein fast ausgetrocknetes Moorloch. Am Schlosshügel oben raucht es noch immer. Auch im Ort brennen noch zahlreiche Häuser. Fast jedes hat mindestens einen Artillerie-Volltreffer. Ein eindrucksvoller Anschauungsunterricht über Wucht und Wirkung unserer Waffen. Grauenvoll der heiss umkämpfte «Zebra-Teil»! Was nicht brennt, ist mit Granattrichtern, eingestürzten Mauertrümmern und verbogenen Blechen übersät. Nasskotig sind die Strassen, die Trichter vielfach kleine Tümpel. Nur um die Brandruinen herum ist der Boden wie gebacken. Aus diesem Feld der Verwüstung ragen die Reste eines kitschigen Volksbelustigungsparks, Fetzen billiger Jahrmarktdekorationen. Von der halb eingestürzten hölzernen Triumphpforte, die zu diesem «Paradies» führte, grüssen, durchsiebt von Granatsplittern, Hammer und Sichel. Über allem wieder ein grauer, tief bewölkter, immer trüber werdender Abendhimmel. Wann wird das alles einmal ein Ende nehmen?

Ich mache meine Erkundungen und fahre dann – nach Hause. Nach Hause? Natürlich, dort in Botanowka, in dem Fabriks-Lichthof, da ist ein trockenes Zimmer, ein warmer Ofen, sogar eine Pritsche. Kann man ein schöneres Zuhause haben? Dort gehöre ich doch hin. Hier bin ich ja nur auf Erkundung, gewissermassen nur vorübergehend. Dabei war meine Tätigkeit hier gewiss sehr wichtig. Ich bereitete den Einsatz der Artillerie in diesem Sektor des Brückenkopfes vor. Aber hierher gehören tue ich nicht. Gott sei Dank! Wenn ich alles brav erledigt habe und mir sagen

kann, dass ich nichts vergessen und nichts unterlassen habe, ja dass ich darüber hinaus, vielleicht sogar mehr, als es meine Pflicht gewesen wäre, mich in diesem nassen, zerwühlten und leider auch sehr verminten Gelände herumgetrieben habe, ja, dann kann ich beruhigt in mein Krad steigen und dem Fahrer sagen: «So, jetzt aber los und nach Hause!» Ein köstliches Gefühl, sich aus dieser Umgebung wegbegeben zu können, wenn man seine Aufgabe erledigt hat.

In Botanowka, auf dem Gefechtsstand, ist freilich alles bereits im Aufbruch begriffen. Die Sachen liegen schon gepackt da. Mit dem Kommandeur geht es dann noch zum Infanterie-Regiment, mit dem die Gefechtsführung für den morgigen Tag und der Einsatz für heute Nacht besprochen wird. Dann auch noch zu unserem Regiment. Als wir zurückfahren, sind die Batterien bereits im Stellungswechsel, denn die 8-Tonnen-Brücke ist in den späten Abendstunden fertig geworden und wir sind eine der ersten Einheiten, die auf ihr übersetzen. Um Mitternacht sind wir an der Brückenstelle. Das jenseitige Brückenende wird durch zwei pylonenartige Bauten flankiert. Auf einem etwa zehn Meter hohen, massiven Steinbau von zirka fünf Metern im Quadrat erheben sich etwa drei Meter hohe, achtsäulige, nach oben offene Rundbauten, die durch eine im Sockel eingebaute Treppe zu erreichen waren. Die Türme sollten zweifellos die Überfuhrstelle zum Schloss markieren. Und in der Nacht konnte man Schiffen, die etwa den Wolchow herabkamen, die Anlegestelle dadurch anzeigen, dass man oben, zwischen den Säulen, ein Feuer entzündete. Diese Leuchtturm-Funktion war nun von unseren Pionieren reaktiviert worden, um den Übergang zu erleichtern. Sie hatten zwischen den Säulen auf den Türmen gewaltige Holzstöße in Brand gesetzt, die nun wie mächtige Fackelträger das Brückenende flankierten. Im rötlich zuckenden Schein der brennenden Scheiter zogen ununterbrochen Truppen und Fahrzeuge über die Brücke hinüber und durch das flammende Tor hindurch auf das andere Ufer des Wolchows.



## Angriff auf Glady und Vorstoss auf Wolchowstroj

19. Oktober 1941. In einem kleinen Holzhaus am Ostaussgang von Grusino schlagen wir nach dem Flussübergang unser Nachtquartier auf. «Nachtquartier» ist freilich eine Übertreibung, denn es geht schon gegen 3 Uhr früh und um 8 Uhr will die Infanterie zur Ausweitung des Brückenkopfes in östlicher Richtung angreifen. Also höchstens drei bis vier Stunden Schlaf, aber wenigstens das. Das Bauernhaus hat – wie hier vielfach üblich – als Wärmequelle nur einen Backofen in der einzigen Stube. In diesem entfachen wir nun ein Höllenfeuer, um uns wenigstens einigermaßen warm zu bekommen. Dann fallen wir um und schlafen wie die Toten. Die Nacht wird jedoch nochmals durch die Abteilungs-Ärzte gestört, deren Haus auf der anderen Seite der Strasse durch übermässiges Heizen des Backofens in Flammen aufgegangen ist und die nun bei uns um Obdach bitten. Das ist für uns eine Warnung, die hoffentlich nicht zu spät kommt, denn auch unser Backofen glüht wie toll und es riecht schon ein wenig brenzlich. Und wenn einmal die hölzerne Unterlage dieser Öfen zu glühen beginnt, ist das Haus verloren, weil man an die Brandstelle nicht herankommt. Wir können nur hoffen, dass die Bude nicht hochgeht, solange wir drin sitzen. Mit Beginn des Angriffs verlegen wir unseren Gefechtsstand sowieso in einen russischen Holzbunker am Waldrand hinter «Bolschewik», gleich neben dem des Infanterie-Regiments 3.

Der Angriff beginnt ganz schön. Angriffsziel ist das Dorf Glady in etwa zehn Kilometer Entfernung. Bisher hat das Infanterie-Regiment bereits fünf bis sechs Kilometer zurückgelegt, und das entlang einer schnurgeraden Strasse, die mitten durch einen tiefen Forst führt. Wir, die Artillerie-Gruppe Brechtel, bestehend inzwischen aus drei leichten und drei schweren Batterien, haben dieses Unternehmen zu unterstützen.

Der Russe hat sich, nachdem seine Stellungen am Waldrand von uns aufgerollt worden sind, ziemlich schnell zurückgezogen, sodass auch wir unsere Batterien vorziehen können. Ich schwinde mich also in den Pkw, um vorzufahren und auch für uns einen neuen Gefechtsstand zu erkunden.

Die Strasse durch den Wald ist gut befahrbar, wenn auch sehr schmal. Ein Ausweichen ist praktisch unmöglich, aber auch nicht nötig, denn es kommt uns ja nichts entgegen. Die Infanterie marschiert beiderseits der Strasse im Strassengraben. So geht es also flott voran. Nach vier bis fünf Kilometern stosse ich aber auf ein Hindernis: Ein Pkw steht auf der Strasse. «Wollt ihr

nicht weiterfahren?»), rufe ich dem Fahrer zu. Der will schon, aber er kann nicht. Eine in die Strasse eingebaute Mine hat ihm ein Vorderrad und einen Teil des Kühlers weggerissen. Dem Fahrer selbst ist wie durch ein Wunder nichts passiert. Aber wenn dieser Wagen nur ein wenig später losgefahren wäre, dann wären wir die Ersten gewesen und wer weiss, ob uns die Mine nicht böser mitgespielt hätte.

Also heisst es nun: zu Fuss weiter. Aber wo und wie? Das Gelände ist offenbar vermint. Und ich habe natürlich keine Ahnung, wie man sich in so einem Fall benimmt. So etwas gehörte ja nicht zur Friedensausbildung und bis auf ein paar Ausnahmen hatten wir es bisher auch im Krieg noch nicht erlebt. Aber an sich ist es ja ganz einfach. Man geht ruhig vorwärts und ist halt bei jedem Schritt gefasst, dass man in die Luft geht. Wer ganz schlau ist, der geht hinter seinem Vordermann. Das sagt man ihm natürlich nicht so krass, wie: «Geh du voraus, wenn einer hochgeht, dann bist es eben du!» Nein, man fädelt sich mit einer freundlich-kameradschaftlichen Geste in die Kolonne ein, spricht vom schlechten Wetter, der Kälte und dem allgemeinen Befinden und sieht gut zu, dass man in die Fussstapfen des Vordermanns tritt. Aber all dies war unnötig, es passierte gar nichts. Es war eben nur eine flüchtige Minensperre auf der Strasse, für mehr hatte der Russe keine Zeit.

Am Nachmittag stürmte die Infanterie noch eine kleine Häusergruppe, die seitlich der Strasse im Wald lag und rückte dann bis an den Waldrand, etwa eineinhalb Kilometer westlich von Glady, vor. Damit stand das Regiment rund acht Kilometer im Feind. Das heisst, so kann man das eigentlich nicht ausdrücken. Vielmehr stand es mitten im Wald und hatte vor sich ein feindbesetztes Dorf. Was aber rechts oder links los war, das wusste man eigentlich nicht. Eigene Truppen waren es jedenfalls nicht. Die kämpften in ziemlicher Entfernung. Auch die Karte gab keine Antwort auf die Frage. Sie zeigte lediglich Wald und Sumpf. Und wenn der Wald von der Strasse, entlang der wir angriffen, etwas zurückwich, fiel der Blick auf weite, unübersichtliche Lichtungen, die stumm und leer unter einer leichten Schneedecke dalagen. Und jenseits davon, was war dort? Hoffentlich niemand. Die Truppe sicherte daher nach allen Seiten und ging zur Ruhe über.

Das Letztere ist freilich leicht gesagt, aber wie ist das zu machen? Nicht nur für die Infanterie, auch für unsere Batterien, die beiderseits der Strasse in Stellung gegangen sind, ist kein Haus, keine Hütte, einfach nichts in erreichbarer Nähe und dabei liegt doch Schnee. Gestern und vorgestern Nacht sind sie nicht zum Schlafen gekommen und heute? Na, sie werden es sich schon richten. Jawohl, sie werden schon, sie werden schon ... Das ist so das Beruhigungsmittel, wenn man keine bessere Lösung weiss. Überhaupt dieser ganze Krieg, dieses Herumgeraue im Wald, wo man nichts sieht, keine Ahnung hat, wo der Gegner wirklich steckt, stets achtgeben muss, dass man nicht auf Minen steigt, und wo man, wenn es Abend wird, mit nassen Füßen dasteht und zusehen kann, wie man sich die Zeit bis zum Morgen vertreibt. Dann geht das Geknalle

wieder los. Nein, ich mag nicht mehr, ich will nach Hause, weg aus dem Wald, dem vereisten Dreck, den Minen und der einfallenden Dunkelheit. Ich will eine warme Stube. Sie braucht nicht einmal rein zu sein. Das Licht von ein bis zwei Kerzen, ein trockener Fussboden, auf dem man ein bisschen schlafen kann, das würde vollauf genügen. Eine Illusion? Nein, manchmal geschehen auch Wunder und noch dazu ganz unauffällig. So gegen 7 Uhr abends lässt sich mein Kommandeur auf dem Infanterie-Gefechtsstand die Abschlusslage des Tages in seine Karte einzeichnen und sagt dann – ich glaube, nicht recht zu hören: «So, dann haben wir hier nichts mehr verloren, ich gehe auf meinen Gefechtsstand in Grusino-Ost zurück, guten Abend!»

Es ist nicht zu fassen! Wir fahren wirklich nach Hause, zu unserem kleinen Häuschen am Ortsausgang von Grusino, heraus aus dem Wald, der Nässe, der Unsicherheit, dem Unbekannten. In einer halben Stunde werde ich mir die Stiefel ausziehen können und den feuchtklammten Mantel. Vielleicht haben die Doktoren sogar etwas Warmes zum Essen aufgehoben? Natürlich ist es dumm, sich so zu freuen, einer kalten Nacht im Dreck entkommen zu sein. Darum geht es auch nicht so sehr, einmal kommt man so oder so dran. Nein, es ist etwas anderes: Da steht ein kleiner Oberleutnant in einem abendlichen, feindlich-bösen Winterwald. Er hat seit drei Tagen nur noch stundenweise geschlafen. Der Halt, den ihm seine dienstliche Stellung bisher gewährte, bröckelt unter dem ermüdenden Druck der zunehmenden Erschöpfung langsam ab. Und er sinkt damit auf ein Niveau herunter, von dem aus «höhere Gesichtspunkte» nicht mehr feststellbar sind. Er wird zusehends zu dem, was er im Grunde tatsächlich ist – und das ist nicht viel. Und aus dieser Tiefe heraus sieht er auch nichts mehr. Der gegenwärtige Zustand verallgemeinert sich für ihn. Er kann kein Ende, keinen Ausweg mehr wahrnehmen. Dabei ist es, objektiv gesehen, gar nicht so arg. Hunderte, Tausende um ihn herum sind in der gleichen Lage, haben es vielfach noch schwerer. Aber das nützt ihm nichts. Sein Gesichtskreis ist nur so gross wie die Lichtung bei Zielpunkt 67, auf der verlassen ein russisches Feldgeschütz steht. Und da fragt er den Herrgott: «Wie soll denn das weitergehen?» Und der liebe Gott tut ihm wirklich den Gefallen und zeigt ihm einen Weg, nicht etwa durch eine Vision, sondern ganz real, indem er ihn ein bisschen in die Wärme schickt, ihn ausrasten lässt, und damit ist auch alles gut. Das soll kein Wunder sein?

Am 20. Oktober, um 15:00 Uhr war der konzentrische Angriff auf Glady zu Ende, der Ort war unser. Das I. Bataillon des Infanterie-Regiments 3 hatte hierzu einen riesigen «Horizontschleicher» durchführen müssen, aber als es dann endlich heran war, ging die Sache ziemlich glatt. Wir hatten seit 9 Uhr unseren Gefechtsstand in jene Häusergruppen vor Glady vorverlegt, die gestern nachmittags noch genommen worden waren. Ein paar elende Katen im Wald, anscheinend eine Feldbäckerei der Russen, denn wir fanden eine ganze Reihe grosser Backöfen aus Lehm aufgemauert.

Um Mitternacht erhielt die Abteilung dann den Befehl, zu neuer Verwendung nach Grusino einzurücken. Das Infanterie-Regiment 3 und unsere 3. Batterie, Hauptmann Tebner, blieben weiterhin auf diesem Aussenposten zurück, während wir heilfroh waren, wieder zur Division einrücken zu können. Als am folgenden Tag (21. Oktober) um 11:30 unsere Batterien wieder in Grusino einzogen, hatte sich das Bild seit unserem Abmarsch stark verändert. Um die wenigen, stehen gebliebenen Häuser herrschte reges Etappenleben, während die Ruinen des Schlosses und seiner Anbauten zu einer Art von Fremdenverkehrsziel geworden waren. Auch der Kommandeur und ich knappten uns eine Viertelstunde von unserer Rastzeit ab, um in den Trümmern herumzuwandern. Hier also waren die Laufgräben und von da aus haben die Burschen uns beobachten können, ohne dass wir sie fassen konnten. Und dann diese Gewölbe! Kein Wunder, dass unsere Granaten nicht durchschlugen. Von dort unten wehte eine Luft, wie aus einer Räucherkerze zu uns herauf. Ja, sie mussten ja auch regelrecht ausgeräuchert werden, sonst wäre ihnen nicht beizukommen gewesen. Nun konnte man auch sehen, dass es sich hier tatsächlich um ein Schloss und nicht um ein Kloster gehandelt hatte, wie wir es ursprünglich vermeinten. Vom eingestürzten Stiegenhaus aus konnte man in die von Granateinschlägen gleichsam aufgebrochenen Zimmer hineinschauen. Da waren noch Bilder an den Wänden, zerbrochene Stühle und sonstiges Mobiliar hingen wie die Eingeweide eines aufgeschlitzten Körpers über die Ränder der aufgerissenen Stockwerke heraus. Wer mochte hier einmal der Besitzer gewesen sein? Ausserdem waren da noch die Reste dieses eigenartigen Turmes. Von seiner Spitze hatte man ja einst bis Tschudowo sehen können und natürlich sass da oben ein Artilleriebeobachter, bis dann ein Volltreffer unserer 2. Batterie ihn mit dem Grossteil des Turmes herabbesorgte. Vielleicht lag er jetzt unter dem Schutthaufen, auf dem wir standen, während über uns von ein paar Holzspalten noch Reste eines Telefondrahtes herabbaumelten.

Allzu lange konnten wir freilich nicht in diesen Trümmern herumsteigen. Um 12 Uhr ging der Marschbefehl für die Abteilung ein und zwei Stunden später wurde der Vormarsch nach Nordosten angetreten, hinter der in dieser Richtung angreifenden Division und den Panzertruppen. Ich fuhr voraus, um die Rasträume zu erkunden. Unser erstes Ziel war Oskuj, etwa 20 Kilometer von Grusino entfernt. Die 12. Panzer-Division hatte den Ort bereits am 20. oder 21. Oktober genommen, das heisst: Was man halt so unter «genommen» versteht. Die Panzer waren einfach durchgebraust, die motorisierten Schützen hinterdrein. Was in die Quere kam, wurde einfach überrollt, aber was sich vom Gegner abseits davon befand, das blieb dort, wo es war. So sassen in den Wäldern gewiss noch eine Menge Russen, die erst so langsam kapierten, was passiert war.

Die Strasse nach Oskuj war recht ordentlich. Sie führte entlang der alten russischen Hauptkampflinie, durch Dörfer, die zur Nahverteidigung eingerichtet waren, und an alten Unterstän-

den und Laufgräben vorbei. Dann wurden die Feldbefestigungen seltener, man war durch die ehemaligen russischen Linien hindurch, die Front war durchbrochen. Hier also hatten vor zwei Tagen das Infanterie-Regiment 24 und Teile des Infanterie-Regiments 45 gekämpft. Die Meldungen und Funksprüche, die wir während der Kämpfe mitgehört hatten, gewannen jetzt plötzlich an Anschaulichkeit. Hier also war es.

Auf der Strasse herrschte ziemlicher Verkehr. Nachrichten-Trupps bauten Leitungen, Nachschub-Fahrzeuge der 12. Panzer-Division fuhren nach vorne. Plötzlich bremste mein Fahrer ab. Auf der Strasse lagen ein paar Fetzen und Soldaten trugen buchstäblich einen Fleischklumpen auf die Seite: einen Feldweibel, der auf eine Mine geraten war, hier auf der Strasse, auf der seit zwei Tagen Truppen verkehrten. Irgendwie ist dieses Biest von einer Mine am Strassenrand liegen geblieben und da ist es eben passiert.

Vor Oskuj wurde die Strasse plötzlich schlechter und damit war sie auch bereits verstopft. Infanterie-Geschütze des Infanterie-Regiments 24 und Fahrzeuge der Panzer-Division hatten sich hier ineinander verkeilt und kamen nur langsam wieder flott. Ich mit meinem Krad schlängelte mich so durch. In Oskuj lag der Stab der Schützen-Brigade der Panzer-Division und am Ortsausgang standen einige Panzer. Sehr weit entfernt konnte die Front nicht sein. Dennoch war der Ort voll von Tross-Fahrzeugen der Panzer-Division. Das Dorf hatte übrigens eine merkwürdige Anlage. Um eine steinerne Kirche schlossen sich im Kreise herum die Holzhäuser und die Dorfstrasse bildete so etwas wie eine Ringstrasse und damit auch die äussere Begrenzung. Ausserhalb derselben, in einem etwas abseits liegenden Haus, wollten wir für die Nacht unter-schlüpfen.

Es war bereits dunkel, als der Kommandeur eintraf, die Batterien alle noch unterwegs, da die Strasse nun vollkommen verstopft und ein Vorwärtskommen daher nur sehr schwer möglich war. Am Nachthimmel spiegelten sich wieder zahlreiche Brände, aber alle im eigenen Hinterland. Das konnte nicht von Kampfhandlungen herrühren. Das waren die eigenen Leute, die aus Unachtsamkeit und Unkenntnis der Funktion der russischen Backöfen diese Brände verursachten.

Im Dorf selbst war ein unterunterbrochenes Kommen und Gehen, ein Rufen und Einweisen von Fahrzeugen, ein Hasten und Laufen. Bei uns, ausserhalb der «Ringstrasse», war es ruhiger, wenngleich auch hier die Häuser zum grössten Teil belegt waren, aber der Hauptverkehr ging hier nicht vorbei und so stand sogar manches Haus leer, wie eben auch das unsere. Leer war es freilich auch noch in anderer Hinsicht. In dem einstöckigen Holzbau befand sich so gut wie kein Einrichtungsstück, ausser einer halb niedergebrochenen Bettstatt. Sonst nichts. Alle Türen standen weit offen. Es lohnte sich auch nicht, sie zu schliessen. Laut knarrten unsere Schritte in den leeren Wohnräumen. Was heisst hier Wohnräume, das war ja nicht einmal mehr ein Quartier,

höchstens eine Unterkunftsmöglichkeit. Ein entseeltes Haus mit offenen Türen und zerschlagenen Fensterscheiben. In einer Kammer, in der ein wenig Stroh mit Unrat vermisch am Boden aufgeschüttet war, liessen wir uns nieder. Der Kommandeur wählte im Vorraum eine Pritsche als Lager; man muss die Wanzen nicht gerade herausfordern.

Knapp nach Mitternacht trafen dann die 1. und 2. Batterie ein. Sie waren infolge der Strassenverstopfung nur sehr langsam vorwärts gekommen und die 1. Batterie, die am Schluss der Kolonne marschierte, war überdies noch in der Dunkelheit von Russen überfallen worden, die die Fahrzeuge mit Handgranaten angriffen. Zwei schwer und sechs leicht Verwundete! Die 3. Batterie, die ja beim Infanterie-Regiment 3 in Glady verblieben war, hing natürlich noch weit zurück. Nachdem nun die Batterien eingewiesen waren, versuchten wir noch einmal zu schlafen. Aber nicht lange! Denn plötzlich war unser Zimmer taghell erleuchtet: «Raus, es brennt!» Wir stürzten hinaus, aber Gott sei Dank brannte nur das Nebenhaus. Aber wie das loderte, da war nichts mehr zu wollen. Hoffentlich greift es nicht auf uns über! Das ganze Dorf war wie verwandelt. Auf allen Dächern in der Umgebung krochen mit einem Mal Gestalten herum. Es flogen aber auch ganze Bündel brennender Fetzen durch die Luft. Wenn der Russe boshaft wäre, würde er jetzt den Brand anpeilen und mit Artillerie belegen. Aber offenbar hatte er anderes zu tun. Krachend und prasselnd stürzte das brennende Haus in sich zusammen.

Während alldem war noch der Artillerie-Befehl des Regiments eingetroffen, demzufolge wir morgen früh, das heisst in ein paar Stunden, von Oskuj nach Kruticha abdrehen und dort mit dem Infanterie-Regiment 24 zusammen vorgehen sollten.

Der Morgen des 23. Oktober ist frisch, aber sonnig. Es könnte ein schöner Tag werden. Um 6 Uhr ergeht der Befehl zum Vormarsch an die Batterien und dann machen sich der Kommandeur und ich auf, mit dem Infanterie-Regiment 24 Verbindung aufzunehmen. Flott geht es aus Oskuj hinaus, aber 500 Meter hinter dem Ort ist es mit der guten Strasse auf einmal aus und wir sitzen bis zu den Achsen im Schlamm. Prost Mahlzeit! Denn das sehen wir schon: Das ist nicht nur eine schlechte Stelle, sondern die ganze Strasse ist auf weite Sicht so. Und was das bedeutet, das wissen wir von der 18. (mot.) Division her.

Die Zustände, die wir nun antrafen, waren nicht viel besser. Wir übernahmen beim Infanterie-Regiment 24 noch den Befehl über die bereits dort befindliche II. Abteilung unseres Regiments und ausserdem über eine schwere Batterie der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 57. Die Letztere war fast ohne Munition und völlig marschunfähig. Der gesamte Lkw-Verkehr und damit der Nachschub an Munition und Verpflegung war stecken geblieben. Wie soll das weitergehen, wenn schon nach wenigen Kilometern sich solche Schwierigkeiten einstellen? Ein Vorziehen der Batterien, abseits der gebahnten Wege, ist ganz ausgeschlossen. Das ganze Gebiet

hier längs des Wolchows ist reiner Sumpf, durch den sich nur einige rippenartige Sanddünen ziehen, auf denen die paar Dörfer stehen. Sonst nichts als Wald und Moor.

Die Division selbst kämpft ausserhalb dieser Zone, in rund 20 bis 30 Kilometer Entfernung. Nur unsere Kampfgruppe, das ist eben das Infanterie-Regiment 24 und die Artillerie-Gruppe Brechtel, muss sich durch diesen Flaschenhals durchzwängen, um den Anschluss an die 11. Division am anderen Wolchow-Ufer zu halten. Wenn wir uns dabei verfilzen, holt uns kein Herrgott hier heraus. Das eine muss man freilich sagen: Das IR 24 Heinrichs' ist ein tadelloser Haufen. Die wissen genau, was sie wollen. Sie nehmen sich nie zu viel vor, pro Tag ein Dorf, damit man in der Nacht etwas zum Unterziehen hat, denn es wird nämlich jetzt auch noch unverschämt kalt. Das Angriffsverfahren ist genau ausgeklügelt: Die Bataillone werden möglichst niemals frontal, sondern immer mit einem kleinen «Horizontschleicher» angesetzt, dann wird mit uns die Artillerie-Unterstützung genau abgesprochen – und dann rollt der Film ab. Da gibt es keine Verzögerungen und keine Pannen. Es ist schon Vergnügen, mit ihnen zu arbeiten.

Der Ort Melechowskaja war feindfrei vorgefunden worden. Dann wurde gleich noch das Dorf Tschernizy angepackt. Vor dem Einbruch knallten wir noch einmal auf die Sandhügel nördlich des Dorfes und um 16 Uhr war die Infanterie drin. Es wurden ziemlich viele Gefangene, über 200, eingebracht.

Am nächsten Tag, dem 24. Oktober, wurde Welija, ein kleines Nest am Wolchow-Ufer, knapp vier Kilometer nördlich von Tschernizy, auf die gleiche Weise genommen. Um 13 Uhr war es schon nach einem flüssigen Angriff gegen schwächeren Feind in unserem Besitz, die Batterien schwangen nach, der Abteilungs-Gefechtsstand wurde in das Dorf vorverlegt. Als wir, der Abteilungs-Stab, im Fussmarsch dasselbe erreichen wollten, begegneten wir Infanteristen vom IR 24, die gerade gefangene Russen zusammentrieben. Es mögen so zehn oder zwölf gewesen sein, meist ältere Leute, die in ihrem hemdartigen Uniformen bei diesem kalten Winterwetter wahrscheinlich noch mehr froren als wir in unserer Sommeradjustierung. Ein erbärmliches Bild. Als einer der Letzten in dieser Gruppe ging ein kleiner Gefangener, der, die Hände vor den Leib gepresst, mit einem unsagbar flehentlichen Ausdruck irgendetwas verlangte. Er konnte sichtlich kaum gehen. Ich bleibe stehen und frage einen von der Bewachungsmannschaft, was denn der Mann habe? «Och, 'nen Bauchschuss, Herr Oberleitnant», antwortete der biedere Ostpreusse. – «Na und? Wollt ihr ihn nicht verbinden oder einen Arzt holen?» Der Mann mit dem aufgepflanzten Seitengewehr sah mich an, als käme ich vom Mond. Offenbar hielt er so etwas von Naivität bisher nicht für möglich. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem fast väterlich-verzeihenden Lächeln: «Herr Oberleitnant! Det lohnt doch nicht mehr!»

Was? Es lohnt sich nicht mehr? Was soll das heissen? Ich bin fassungslos und mein Blick irrt umher, ob ich, in dem Gewühl um mich, nicht zufällig einen Arzt oder Sanitäter sehe – aber da ertönt eine Stimme, die Stimme meines Kommandeurs: «Mensch, Allmayer! Wo bleiben Sie bloss nur?» – «Jawohl, Herr Major, ich komme!» Natürlich, der Gefechtsstand muss eingerichtet, Verbindung zu den Batterien aufgenommen werden. Aber immer wieder «Das lohnt doch nicht!» Es geht mir bis heute nach. Tja, das sind schon fixe Burschen, die vom IR 24. Die wissen genau, wo's langgeht und was sich lohnt und was nicht.

Bald rauchen in dem eben erst eroberten Dorf alle Schornsteine, als wäre Feierabend. Ist es ja auch. Für heute ist Schluss. Auf der Karte trage ich die Abschlusslage ein. Demnach verläuft die Front in einem flachen Halbkreis um das Dorf herum, in einer Entfernung von rund anderthalb Kilometern. Das ist allerdings in vieler Hinsicht Theorie. Tatsächlich stehen in dieser Linie einzelne MG-Posten, ausserdem die Beobachter der schweren Waffen und hie und da mal auch sonst ein bisschen was. Aber die Masse sitzt in und um das Dorf. Von diesem geht der Blick nach Norden über das verschneite Moor, über das nun der Abend hereinfällt. Mit dem Scherenfernrohr will ein Beobachter am Dorfrand weit draussen einen Elch gesehen haben. Vom Gegner hingegen keine Spur. Der scheint weg zu sein. Spähtrupps meldeten allerdings, dass er bei Kirischi, das ist ein Bahnknotenpunkt in etwa zehn Kilometern Entfernung, schanzte. Aber dann scheinen ihn auch dort die Nerven verlassen zu haben, denn als die Bataillone am nächsten Morgen gegen Kirischi vorstiessen, waren die Stellungen bis auf Nachhuten geräumt. Nach kurzem Gefecht waren Kirischi und die umliegenden Ortschaften in unserer Hand.

Kirischi war eine neue, sozusagen bolschewistische Schöpfung. Am Schnittpunkt der Wolchow-Bahn mit einer von Mga beziehungsweise Leningrad nach Osten führenden Linie haben die Russen hier zwischen den alten verwarlosten Dörfern eine Industriesiedlung von verschiedenen Kombinatn angelegt. Vollkommen isoliert, nur durch die Bahnlinien mit der Aussenwelt verbunden, stellte Kirischi ein Gemisch aus alten Holzhütten, neuen Fabrikhallen, verfallenen Holzzäunen, hölzernen Telegrafmasten, halfertigen Zufahrtsstrassen und nicht zuletzt hölzernen Wachtürmen dar. Es gab sogar einige, eher trostlos aussehende «Kaufläden», wahrscheinlich die einzigen in einem Umkreis von 50 bis 60 Kilometern. Paradies der Arbeiter und Bauern? Möglich – obwohl unsere Arbeiter dies wohl nicht so empfinden würden. Aber es muss schon eine Bewandtnis damit haben, denn sonst hätten ja die vielen, hölzernen Triumphpforten mit den ausgebleichten und verschossenen roten Hämmern und Sicheln keinen Sinn.

Also hier stand seinerzeit, als wir bei der 18. (mot.) Division waren, die Masse der russischen Artillerie. Seltsam, wer hätte das gedacht, dass wir hier einmal herumlaufen würden. Wir sind nämlich jetzt mit unserem Angriff auf gleicher Höhe wie die Front jenseits des Wolchows, und



damit hört auch die Flankendeckung von links auf. Von jetzt an stossen wir an beiden Flügeln ungeschützt in den feindlichen Raum vor.

Während der letzten Phase des Angriffs auf Kirischi hatte es den Kommandeur des IR 24, Oberst Conrad-Oscar Heinrichs (später Generalleutnant, gefallen 1944), erwischt. Nicht arg, nur ein kleiner Granatwerfersplitter, aber er musste von der Truppe weg. Der nächste im Rang innerhalb der Kampfgruppe, der nun interimistisch das Kommando zu übernehmen hat, ist mein Kommandeur. Das ist nun seine grosse Stunde. Er übernimmt das Kommando des Infanterie-Regiments und zeigt denen, dass ein Artillerist auch das kann.

Und für uns ist das auch ganz schön. Der Abteilungs-Stab hört nun auf mein Kommando und wir werden uns einen recht gemütlichen Abend machen, wenn der Alte nicht da ist. Denn wenn er da ist, meckert er doch immer herum, will mal das, dann mal jenes. In Tschernizy haben wir uns schon in die Haare gekriegt. Immer, wenn wir beide nervös und übermüdet sind, dann geraten wir aneinander. Allerdings, wem passiert das nicht? Na, jedenfalls heute ist er weg, drüben beim Regiment, das im Nord teil von Kirischi seinen Gefechtsstand hat. Wir im Südteil. Ein Haus war bald gefunden und entsprechend gesäubert. Wir haben da schon eine gewisse Methode: Der ganze Hausrat, der so herumsteht, einschliesslich Gummibaum, fliegt hinaus. Am Boden werden die Decken ausgebreitet, in die Mitte kommt ein Tisch für die Karte und auch für das Essen; fertig ist die Laube. Mein Bursch macht auch gleich Feuer. Die Russen waren so nett und haben auch bereits den Ofen vorbereitet. Holz und Papier liegt schon drinnen, aber dann hatten sie offenbar keine Zeit mehr gehabt, sich zu wärmen. Umso besser für uns. Wir brauchen nur noch anzuzünden. Bloss das Papier liegt ein bisschen ungeschickt. Mein Bursch fährt also mit der Hand in den Ofen, um es besser zusammenzudrücken. Aber da liegt ja ein grosser Brocken drin. Was ist denn das? Wie er die Dinger herausholt, sind es zwei ausgewachsene russische Handgranaten. Die hätten für uns gereicht. Ja, ja, die Russen, die kleinen Schelme! Beim Abendessen ist alles bereits vergessen. Dafür erhalten wir jetzt Verstärkung. Auf der Bahnlinie, die von Kirischi schnurgerade nach Osten verläuft, kommt am Nachmittag und während der Nacht das Infanterie-Regiment 45 anmarschiert. Es wurde von unserer Division auf der Bahnlinie zu uns herüber verschoben, wie man auf einer Rechenstange die bunten Kugeln verschiebt. Leider kam das Regiment ohne schwere Waffen, ohne Munition und auch ohne Verpflegung. Es muss also aus unseren Beständen verpflegt werden und wir haben auch nicht sehr viel. Vielleicht war das der Grund, warum für den 26. Oktober von der Division kein Angriffsbefehl eintraf? Wir bekamen auch merkwürdige Brotrationen, nämlich ein sehr trocken schmeckendes, in Zellophanpapier eingepacktes Brot, angeblich ein «Dauerbrot». Es heisst auch, dass wir aus der Luft verpflegt würden.

Auch am 27. Oktober bleiben wir in unserem Quartier. Das Infanterie-Regiment 24 hat zwar einen neuen Kommandeur, aber der unsrige sitzt den ganzen Tag drüben beim Regiment, sodass wir uns noch einmal ordentlich ausschlafen können.

Erst am 28., um 6:30 Uhr in der Früh geht es wieder weiter, dem abziehenden Gegner nach. Das nächste Ziel heisst Mysslowo. Die Verfolgung ist freilich nicht so einfach. Die in der Karte verzeichneten Wege sind entweder nicht gangbar oder sie sind vom drüberen Wolchow-Ufer eingesehen und dort sitzt seit Kirischi ja der Russe. Also muss erst langwierig erkundet werden. Wir haben auch unsere Reitpferde wieder hervorgeholt, denn mit den Kraftfahrzeugen ist da nichts mehr zu machen. Unser Kommandeur-Pkw wird von der Stabs-Batterie sogar bespannt mitgeschleppt, allein kommt er nicht mehr durch.

Ohne besondere Anteilnahme marschieren wir also zunächst durch das Fabriksgelände von Kirischi hindurch, das heisst, besser gesagt, auf einer Werksstrasse darum herum. Zuerst führt sie nach Osten und dann, an einem Punkt 27,7, biegt sie wieder nach Norden und wir müssen diese ganzen Schlenker voll ausfahren. Zu fad! Freilich, wenn ich damals etwas in die Zukunft hätte sehen können, würde ich mir jede Einzelheit sehr genau angesehen haben, denn binnen Jahresfrist wird sich hier Unvorstellbares ereignen. Aber, Gott sei Dank, sind uns ja die Augen gebunden und ist uns nur der Blick auf das Allernächste frei. Und das ist, dass Mysslowo genommen wird und im raschen Nachstoss noch am Abend durch die Infanterie-Regimenter 24 und 45 zwei Übergänge über die Tschernaja mit intakten Brücken in Besitz genommen werden können. Die Russen scheinen doch weich zu werden. Auch am drüberen Wolchow-Ufer, wo jetzt die 11. Division nach Norden angreift, geht der Russe zurück – und wir halten flankierend mit Erfolg dazwischen. Dabei höre ich zum ersten Mal unser neues Maschinengewehr, das MG 42, schiessen. Die Landser nennen es die «Singende Säge» und das hat was für sich. Die Feuer- geschwindigkeit ist geradezu phänomenal. Man kann die einzelnen Abschüsse nicht mehr unterscheiden.

In der Nacht, so gegen 4 Uhr morgens, gibt es noch einmal Alarm. Vorne steigen rote Leucht- kugeln hoch und die Vorgeschobenen Beobachter fordern Sperrfeuer an. Der Russe versucht überfallsartig einen unserer Tschernaja-Brückenköpfe einzudrücken. Vergeblich! Während wir an den Fernsprechern hängen, dröhnen draussen im Dunkeln die Abschüsse der Batterien und von vorne hört man die kurzen Feuerstösse der «Singenden Säge».

29. Oktober. Um halb 9 Uhr vormittags waren die beiden vorderen Bataillone des IR 24 wieder zum Angriff angetreten. Immer entlang des Flusses oder zumindest in seiner Nähe geht es nach Norden. Das nächste Dorf, das angegriffen werden muss, heisst Ptschewa. Es liegt an einer Flusschlinge, auf einer leichten Bodenerhebung. Ein lang gezogenes Strassendorf, von Süden nach Norden, das im Wesentlichen nur aus Holzhäusern besteht. Lediglich im oberen

Drittel, da, wo sich die Dorfstrasse gabelt, steht – wie so oft in diesen Dörfern – der einzige, massiv aufgemauerte Steinbau: die Dorfkirche. Um das Dorf herum Äcker, Wiesen, dann Wald. Nach Süden vorgeschoben liegt ein kleiner Friedhof mit einer Baumgruppe davor.

Schon in den vorgelagerten Waldstücken kommt der Angriff nur mühsam vorwärts. Der gegnerische Widerstand versteift sich zusehends. Aber schliesslich gelingt es doch, in den Südteil des Dorfes einzudringen. Dort trifft die eigene Infanterie ein wuchtiger russischer Gegenangriff und binnen Kurzem ist klar: Das Dorf muss geräumt und die vordere Linie bis an den Friedhof zurückgenommen werden.

Wir, der Abteilungs-Stab, waren bald nach dem Antreten der Infanterie derselben über die Tschernaja hinüber gefolgt und hatten unseren Gefechtsstand von Mysslowo nach Tschirkowo verlegt. Der Ort war gestern abends vom IR 45, für den Russen überraschend, genommen worden. Und so ist das Dorf auch vollkommen intakt, nur leer. Wer weiss, wo die Zivilbevölkerung hin ist und seit wann? Seit gestern oder schon seit Wochen? Ist sie geflohen oder wurde sie planmässig evakuiert? Im Grunde kann uns das egal sein. Wir suchen uns am Ufer der Tschernaja ein wohnlich aussehendes Häuschen aus. Es wird aufgrund unserer Erfahrungen auch zunächst fachmännisch untersucht, wozu freilich auch gehört, dass die Landser mit sicheren Blicken den Fussboden des Zimmers oder des Vorraumes aufreissen, weniger der Bomben wegen, sondern weil hier meistens die Kartoffelvorräte versteckt sind. Tatsächlich wird das Gewünschte auch zutage gefördert. Dann werden die Leitungen verlegt, die Karten ausgebreitet, die Funkstellen gehen auf Empfang, das Spiel kann beginnen.

Auch ich schnalle ab und mache es mir etwas bequem. Und wie ich mich so in der Stube umsehe – es wird gerade Feuer im Ofen gemacht – da ist etwas, was mich stört. Ich weiss nicht gleich, was es ist, doch dann habe ich es – die Uhr! An der Wand hängt eine grosse Pendeluhr mit Gewichten an langen Ketten. An sich schon etwas, was in solchen Häusern nicht oft anzutreffen ist – und diese Uhr geht! Tatsächlich, sie tickt, als wolle sie uns etwas erzählen. Vor zwei oder drei Tagen muss es jemanden noch der Mühe wert gewesen sein, sie aufzuziehen. War es ein russischer Soldat oder der Bewohner dieses Hauses? Sicherlich niemand von uns. Und jetzt tickt die Uhr wie ein Zeichen aus einer anderen Welt, ein Überläufer, der uns vorrechnet, wie unsere Zeit abläuft.

Das tut sie tatsächlich und verlangt gebieterisch unser Eingreifen. Denn wenn auch heute der Angriff liegen bleibt, morgen um 7 Uhr früh soll das Dorf erneut angegriffen werden und dazu müssen die Batterien vorgezogen und munitioniert werden. Letzteres wird freilich immer schwieriger, denn die Nachschubwege werden immer länger und der eingetretene Frost macht sie auch nicht befahrbarer. Aber ir-

gendwie muss es gehen, denn schliesslich können wir ja nicht mit Steinen schmeissen. Und es ging auch. Nach einem Feuerschlag der gesamten Artillerie-Gruppe griff das IR 24 am 30. Oktober früh Ptschewa erneut an. Unsere Batteriechefs begleiteten persönlich die Bataillone. Und zunächst schien es auch zu klappen. Der Einbruch in das Dorf gelang, langsam kam der Angriff vorwärts. Wir beim Gruppen-Stab hatten die Batterien fest an der Leine – der Munition wegen. Die war etwas knapp und vor allem nur leichte Kaliber. Die schwere 3. Batterie des Artillerie-Regiments 57 hatten wir der schlechten Wege und der erschöpften Pferde wegen zurücklassen müssen. Gegen Mittag schien aber der Angriff im Dorf ziemlich festgefahren zu sein. Ein zweiter Feuerschlag von uns sollte die Sache wieder etwas auflockern. Auch von der Luftwaffe war ein Bombenangriff angefordert worden. Tatsächlich erschien auch eine Kette, warf ihre Bomben aber ziemlich lieblos in die Gegend und verschwand wieder. Immerhin ging es dann noch ein Stück vorwärts. Aber bei der Kirche war es wieder aus, genau wie gestern. Von allen Seiten gab es flankierendes Feuer, auch von jenseits des Wolchows. Aber den Hauptwiderstand leistete die Kirche selbst. An ihren massiven Mauern prallten unsere leichten Granaten wirkungslos ab. Nach zehnstündigem Strassenkampf und erheblichen Verlusten musste schliesslich alles wieder aufgegeben und das Dorf geräumt werden.

Und wie stand es mit uns? Wir haben den Tag über im warm geheizten Gefechtsstand gesessen und wenn man durch das Fenster das ruhig in der Nachmittagssonne liegende Dorf betrachtete, die Posten an den abgestellten Fahrzeugen, die Landser, die Brennholz hackten oder aus dem Brunnen Wasser holten, dann war fast nicht zu glauben, dass zwischen uns und dem Strassenkampf, nur zehn Kilometer von hier, auch nur der geringste Zusammenhang bestünde. Der nicht eingeweihte Zuschauer hätte nicht unterscheiden können, ob es sich hier nur um eine Artillerie-Feuerleitungsübung, also eine Übung ohne Truppe, nur mit dem Führungsapparat, oder um einen Ernstfall handelte. Wir würden bei Schiessübungen oder Planspielen im Standort keine anderen Befehle gegeben haben. Der Führungsmechanismus blieb völlig gleich: einlaufende Meldungen notieren, Feuerverteilungen berechnen, Munitionsmengen anweisen, Funksprüche absetzen. Und als um 4 Uhr nachmittags die Meldung durchkam, dass die Infanterie wieder auf ihre Ausgangsstellung zurückgegangen sei, da funkten wir die Abschlusslage an das Regiment und befahlen den Batterien: «Feuerpause!» – Vorne in Ptschewa aber lagen 35 Unteroffiziere und Mannschaften des IR 24 tot auf dem Gefechtsfeld, ein Offizier und acht Mann wurden vermisst und 104 Verwundete mussten versorgt werden.

Ich selbst wollte, nachdem ich den Tag über doch ununterbrochen an den Kartentisch gefesselt gewesen war, noch ein bisschen Luft schnappen und am Tschernaja-Ufer ein wenig die Füsse vertreten. Da brachten sie russische Gefangene vorbei, die in und um Ptschewa gemacht worden waren. Sehr vergnügt sahen

diese auch nicht aus. Aber was mich in Staunen versetzte: Die Kerle hatte, alle, ausnahmslos, neue Uniformen. Dicke wattierte Hosen und ebensolche Jacken, dazu fantastische Filzstiefel, aus einem Stück gepresst. Und auf dem Kopf statt der bisherigen Feldmütze eine dicke Pelzkappe. Mitten im Rückzug brachte es also der Russe fertig, seine Truppen mit neuen Winteruniformen auszustatten. Und wir, die «Sieger»? Unsere Leute laufen noch immer in denselben Klamotten herum, mit denen sie im Sommer ins Feld gezogen waren. Na ja ...

Der folgende Tag, der 31. Oktober, wurde dazu benutzt, die Munition zu ergänzen und endlich die schwere Batterie nachzuziehen, kurz alle Vorbereitungen zu treffen, um am 1. November – zu Allerheiligen! – ein Dorf ostwärts von Ptschewa, nämlich Ryssino, zu nehmen und damit einen umfassenden Angriff auf Ptschewa vorzubereiten. Der Russe verhielt sich ruhig.

Hier bricht mein detailliertes Manuskript mangels persönlicher Notizen ab. Ptschewa wurde erst am 3. November nach schweren und verlustreichen Kämpfen erobert. Besonders schmerzlich für uns war, dass am letzten Kampftag der Beobachtungs-Offizier der 2. Batterie des Artillerie-Regiments 21, der etwa 19-jährige Leutnant Fieguth, an der Kirche in Ptschewa fiel. Er war das Urbild des fröhlichen, unbeschwerten und dennoch dienstlich unbedingt verlässlichen Leutnants. Sein Tod ging uns allen sehr nahe.

Während der nächsten zwei Wochen schälte sich allmählich, nun auch für die Truppe erkennbar, das eigentliche Ziel der Operation heraus: Wolchowstroj. Warum gerade Wolchowstroj? Angeblich, weil sich dort eines der grössten Aluminiumwerke der Sowjetunion befände, das weggenommen oder zerstört werden müsse. Das war natürlich einzusehen (auch wenn es in Wirklichkeit gar nicht darum ging). So quälte man sich die nächsten zwei Wochen auf fast unbefahrbaren Waldwegen mit zu Tode erschöpften Pferden und gegen hartnäckigen Feindwiderstand mit wachsenden Verlusten nach Norden vorwärts, immer das Ziel vor Augen: das Aluminiumwerk. Es war immer dasselbe: Batterien vorziehen, Feuerstellung beziehen, Leitungen legen. Fahrzeuge flottmachen, Feindziele bekämpfen und das alles inmitten einer verschneiten Wald- und Sumpflandschaft bei immer tieferen Temperaturen.

In diesem ewigen Einerlei tritt rückblickend nur ein einziger Tag wie eine Momentaufnahme hervor. Es war der 10. oder vielleicht auch der 11. November. Die letzten acht bis zehn Kilometer durch den Wald waren wohl die mühsamsten während des gesamten Vormarsches gewesen. Der Kommandeur war wieder voraus und die Batterien waren wieder einmal in Stellung gegangen, um das Vorgehen der Infanterie zu überwachen. Ich selbst hatte die Stabs-Batterie nachzuführen. Der Wald, den wir durchquerten, schien menschenleer. Niemand begegnete uns. Nur etwa 100 bis 200 Meter rechts vom Weg schimmerte ein an-

scheinend leeres, zweistöckiges Holzhaus durch die Bäume. Da kam plötzlich, gänzlich unerwartet, eine russische Granate angefliegen und schlug mitten in das Dach des Hauses ein, um dann im Inneren zu krepieren. In Sekundenschnelle verwandelte sich das Bild. Es war, als ob ein Mann mit einem derben Stock von oben kräftig in einen Ameisenhaufen gestossen hätte. Im Nu wimmelte es um das Haus von deutschen Soldaten, vielleicht auch Zivilisten. Aus allen Öffnungen des Gebäudes liefen, hüpfen, sprangen, stürzten Gestalten. Und dabei drang kein Laut zu uns herüber. Ein Bild grausiger Komik. War das überhaupt Wirklichkeit?

Dementsprechend nahmen meine Leute – abgebrüht, wie sie inzwischen waren – den Vorgang kaum wahr. Die Pferde hatten beim Einschlag nur kurz gezuckt. Die Mannschaft trotete stur vor sich hin, so als ginge dies alles sie nichts an. Ja, als könnte Ähnliches ihr nicht passieren. Und doch stand es fast kurz bevor.

Gegen Morgen erreichten wir endlich den Waldrand und etwa einen Kilometer vor mir, der ich mit den Handpferden zu Fuss an der Spitze der Kolonne marschierte, war unser Ziel, das Dorf Terebonischje, sichtbar. Während ich mich noch freute, nach diesem bösen Marsch unterziehen zu können, sehe ich plötzlich, ziemlich weit rechts, also östlich von uns, russische Flieger, drei oder vier, im Anflug. Vielleicht greifen die dort unsere Nachbarkolonnen an. Und hoffentlich sehen sie uns nicht, die wir da in dem nun offenen Gelände deckungslos dahinziehen. Doch, sie sehen uns, denn während ich ihren Flug verfolge, sehe ich schon, wie sie über den rechten Flügel abkippend in einer Kurve auf uns zudrehen. Herr im Himmel! Was tun? Ich kann nicht mehr tun, als «Rechts ran! Fliegerdeckung!» brüllen und da kommen sie schon. Meine Männer werfen sich in den Strassengraben, halten Gott sei Dank die Pferde am Zügel. Aber das wird nicht viel helfen. Schon senken sich die Maschinen herunter, wie Adler, die auf die Beute zustossen, und dann beginnen die Bordwaffen zu feuern. Jetzt ist es aus, denke ich. Aber nein! Die Kerle wollen uns gar nicht, sie feuern auf das Dorf! In Sekunden ist der Spuk vorbei. Mit etwas erhöhtem Puls sehe ich den Fliegern nach. Hinter mir krabbeln die Männer aus dem Strassengraben, klopfen sich den Schnee von den Mänteln und den Pferden beruhigend den Hals. Nichts, aber auch gar nichts ist passiert. Als wäre nichts geschehen, ziehen wir in Terebonischje ein. Auch dort ist so gut wie kein Schaden entstanden. Das ist noch einmal gut gegangen! In einem der ersten Häuser am Dorfeingang treffen wir den Abteilungskommandeur: «Stabs-Batterie vollzählig zu Stelle!» Der Vorfall ist keiner weiteren Erwähnung wert.

Nachdem alles untergezogen war, machte sich der Kommandeur mit mir und ein paar Unteroffizieren auf den Weg zum nächsten Dorf, Karpino, um dort mit der Infanterie Verbindung aufzunehmen. Es war nicht weit, etwas über einen Kilometer. Und auf halbem Weg begegneten wir ihm, einem russischen Soldaten, offenbar einem Versprengten.

Wie vorhin wir, so sah jetzt auch er keine Chance mehr, zumal er waffenlos war. Der Kommandeur zog seine Pistole und ging, wüste Beschimpfungen ausstossend, die der arme Teufel natürlich nicht verstand, auf den Mann zu, der sich widerstandslos gefangen nehmen liess. Unsere Begleitung eskortierte ihn zu unserem Gefechtsstand, während wir unsere Erkundung ausführten. Als wir nach einiger Zeit in unser Quartier zurückkehrten, wurden wir mit einer seltsamen Geschichte konfrontiert: Der Gefangene, ein Mann mittleren Alters, war in den Gefechtsstand gebracht worden, wo ihm das Stabspersonal mit verständlichem Interesse entgegentrat. Und was tat der Mann? Wortlos schritt er auf ein Bettgestell zu, das sich in dem Raum befand, kniete davor nieder und beugte den Kopf nach vorne. Nach einigen Sekunden betretenen Schweigens wurde den Umstehenden klar, was das zu bedeuten hatte, der Mann erwartete nicht mehr und nicht weniger als den Genickschuss. Offenbar hatte man ihm das für den Fall der Gefangennahme als sicher vorausgesagt. Stattdessen bekam er einen Teller Suppe und nun war die Verwundung auf seiner Seite. Als das dem Kommandeur gemeldet wurde, entschied dieser spontan: Der Mann bleibt bei uns. Ohne Feststellung seiner Personalien oder weitere Vernehmungen erhielt er kurzerhand den Namen «Ivan» und bildete fortan einen festen Bestandteil des Abteilungs-Stabes – lange, bevor die Institution der «Hiwis», das heisst der «Hilfswilligen», offiziell eingeführt wurde. Ivan hat die Abteilung durch lange Zeit, Monate, wenn nicht Jahre, begleitet, unermüdlich Holz hackend, Wasser schleppend und sonstige «niedere Dienste» verrichtend. Niemand hat ihn wohl jemals gefragt, woher er kam oder was er sich für die Zukunft vorstellte. Er hat auch niemals, zumindest solange ich ihn im Auge behalten konnte, versucht, wieder zu den Seinen zurückzukehren. Das wäre ihm während der späteren Rückzugskämpfe wohl möglich gewesen. Aber wahrscheinlich ahnte er, dass es für ihn nun keine Rückkehr mehr gab. Irgendwann wird sich seine Spur dann doch verloren haben, wie die so vieler anderer.

Zwei Tage später stürmte das Infanterie-Regiment 45 das Dorf Jeloschnja und am Nachmittag des 16. November errichtete der Abteilungs-Stab in einem völlig intakten Haus am Südeingang des Dorfes seinen Gefechtsstand. Der Angriff der Division war am folgenden Tag endgültig zum Stillstand gekommen. Die Angriffsspitzen waren zwar stellenweise bis auf sechs Kilometer an Wolchowstroj herangekommen, aber für den letzten entscheidenden Stoss reichten die Kräfte nicht mehr aus. Wohl lag jetzt das «Aluminium-Kombinat» in der Reichweite unserer Geschütze, aber im Grunde schien dies nun niemanden mehr zu interessieren. Der «Kulminationspunkt» war überschritten, auch wenn wir dies noch nicht ahnten. Was zählte, war die Tatsache, dass wir nach all den Anstrengungen des letzten Monats nun ein paar Wochen Zeit hatten, uns zu erholen. Wahrscheinlich war das auch der Grund, dass ich nun meine persönlichen Notizen wieder aufnahm.

## Der Rückzug zu Jahresende 1941

Das waren in der Tat angenehme Tage in Jeloschnja. Würden wir hier den Krieg beenden? Petersburg bzw. Leningrad musste freilich noch genommen werden. Aber dann war die Sache hier oben wohl zu Ende. Auch die Schlacht bei Moskau schien ja einen günstigen Verlauf zu nehmen. Jedes Mal, wenn ich zum Befehlsempfang zum Regiments-Gefechtsstand nach Tereponischje, etwa sechs Kilometer von uns entfernt, bestellt wurde, versäumte ich nicht, beim Regiments-Adjutanten die «grosse» Lagekarte einzusehen und mir – verbotenerweise – Einzeichnungen in meine Karte zu machen. Da konnte man recht genau erkennen, wie eine Zange auf Moskau angesetzt wurde. Und vom Divisions-Stab hörte man, dass der Russe vor Moskau seine letzten Reserven, acht Divisionen, in die Schlacht geworfen habe. Auf uns schien es daher weiter gar nicht anzukommen, obwohl der Generalstabschef der Division gelegentlich noch immer von einer Fortsetzung des Angriffs in Richtung Wologda faselte. Das nahm man aber nicht mehr so ernst. Irgendwo musste ja Schluss sein. Auch der Russe schien mit der momentanen Lage ganz zufrieden. Er hatte zwar vorne, bei Kukoly, ein paar schwere Panzer aufgebaut, mit denen er in Sorokino, unserer vordersten Postierung, ein Haus nach dem anderen kaputtschoss und – was das Unangenehmste dabei war – wir konnten wenig dagegen tun. Für unsere Paks stand er zu weit weg und mit unseren Geschützen konnten wir gegen diese gepanzerten Punktziele auch nichts ausrichten. Das war für die Infanterie natürlich ziemlich deprimierend. Auf uns in Jeloschnja färbte dies freilich wenig ab. Hier ging alles seinen gut eingespielten Gang: Um 7 Uhr früh wurde aufgestanden, dann gefrühstückt, Zeitung gelesen und die Dienstpost bearbeitet. Um 11 Uhr kamen die Mittagmeldungen von den Batterien herein. Um 12:30 Uhr gab es Mittagessen, dann wurde wieder ein wenig gearbeitet und um 3 Uhr war es schon so dämmerig, dass Licht angezündet werden musste. Und damit begann ein langer, langer Abend. Gerade, dass man dann mal die Dorfstrasse hinaufging, um bei dem ebenfalls hier einquartierten Gefechtsstand des Infanterie-Regiments 45 nach Neuigkeiten zu fragen. Um halb sieben Uhr war Abendessen. Dann wurden die Störungsfeueraufträge für die Nacht an die Batterien hinausgegeben. Tja, und dann war wieder ein Tag um.

So schien sich auch der 20. November anzulassen. Der Kommandeur und ich sassen noch beim Frühstück. Abgesehen von ein paar Wanzen war die Nacht für uns ruhig verlaufen. Auch an der Front scheint



es ruhig zu sein. Es herrscht zwar klirrender Frost, aber seit längerer Zeit zum ersten Mal wieder sonniges Wetter. Der Offizier vom Dienst legt mir die Morgenmeldungen zur Durchsicht vor, und während ich noch lese und der Kommandeur seine Morgentoilette beendet, kommt bereits der Bursche mit der dampfenden Kaffeekanne. Telefon! Mein alter Freund, Leutnant Arndt, der jetzt als Vorgeschobener Beobachter der 2. Batterie in Sorokino sitzt. «Ja, was gibt's?» – «Ja, pass mal auf, da ist so eine komische Sache. Hier vorne bei der Infanterie geht das Gerücht um, bei der 1. Batterie sei was passiert – Podelhl soll gefallen sein.» – «Na so was, hier ist nichts bekannt. Aber ich werde mich gleich erkundigen und rufe dich zurück.» Ich lege auf und verlange von der Vermittlung die 1. Batterie. «Die Leitung ist gestört, Herr Oberleutnant!» Hm!, «Seit wann denn?» – «Vor 15 Minuten war noch Verbindung.» Merkwürdig. – «Rufen Sie mich, wenn Verbindung da ist.» Wirklich komisch. Irgendetwas stimmt da nicht, aber es muss ja nicht gleich das Ärgste sein. Vor 15 Minuten war noch alles in Ordnung. Mensch, Podelhl, mach uns keinen Ärger! Wir haben das Frühstück unterbrochen. Draussen ist es aber ganz ruhig, von vorne gar nichts zu hören. Wo bleibt bloss diese blöde Verbindung? Da, das Telefon: «Herr Oberleutnant, Verbindung zur 1. Batterie ist wieder da. Ich verbinde mit dem Batterieoffizier.»

Ein paar Minuten später wissen wir alles: Einschlag einer einzelnen Granate vor dem Haus in Sorokino, in dem sich die B-Stelle der 1. batterie befindet. Podelhl, am Fenster sitzend, bekam einen winzigen Granatsplitter in den Hinterkopf und war sofort tot. Ein Unteroffizier und der Obergefreite Klein schwer verwundet. Jetzt hat es ihn also doch erwischt. Und so gar nicht, wie es ihm eigentlich gebührt hätte: in vorderster Linie angreifend. Nein, gleichsam am Schreibtisch sitzend. Dennoch ein gnädiger Tod, wenn es schon sein musste. «Wer ist denn da zu benachrichtigen?», fragt mich der Kommandeur. «So viel ich weiss, lebt in Königsberg seine alte Mutter, sonst hat er niemanden.» Für die «alte Dame», von der Podelhl selten, aber dann mit einer gewissen zärtlichen Nachsicht gesprochen hatte, war er wohl alles, ihr Lebensinhalt gewesen. Bei allem Leichtsinn, den ewigen Schulden und Mädchengeschichten war er doch ihr Bub, der nach allen Abenteuern immer wieder zu ihr zurückgekehrt war. Immer fröhlich, immer vergnügt, nicht unterzuliegen – ihr Stolz. Und nun war, vor einer halben Stunde, das alles zu Ende gegangen, plötzlich abgebrochen, und ihr Weg führte nun, ohne dass sie es noch wusste, auf einmal ins Leere.

21. November. So richtig leer und zugleich fast unendlich weit wird eine Schneelandschaft erst, wenn im sinkenden Licht eines dämmrigen Spätnachmittags all die feinen grauweisslichen Konturen in eine einzige grosse Fläche hineinverwischt werden. So kommt es mir wenigstens vor, als ich mit dem Kommandeur über die weite Fläche wandere, um dem armen Podelhl die letzte Ehre zu erweisen. Nur die

dunklen Waldränder und die etwas verschwommenen Silhouetten der Dörfer zeichnen sich ab und in der Mitte dieser Ödnis erhebt sich dunkel die Windmühle von Podwjasje. Ihre dünnen, abgesplitterten Flügel zeigen wie ein riesiger Wegweiser in den grauen Winterhimmel. Dünn, lächerlich dünn, klingt in der grossen dämmrigen Stille das Kommando: «Ehrenzug, Augen rechts! – Trauerparade für den gefallenen Oberleutnant Podehl, Chef der 1. Batterie, angetreten!» Der Kommandeur dankt für die Meldung. Vom nahen Dorfeingang her nähern sich ein paar Offiziere – der Regimentskommandeur. Noch einmal Meldung und dann tritt der Kommandeur zu jener Stelle hin, wo in das grandiose Leichentuch, das die Landschaft in ihrer Gesamtheit bildet, ein kleines, schwarzes Loch aufgerissen ist, mühsam in den Steinhart gefrorenen Boden hineingehackt, um ein in eine Zeltbahn gewickeltes Bündel aufzunehmen. Die Männer der 1. Batterie hatten schon, bevor wir kamen, Tannenreiser darübergebreitet und wir haben die Zeltbahn nicht mehr aufgehoben. Dann hält der Kommandeur eine kurze Ansprache an die Handvoll Männer, die da am Grabe stehen.

Noch einmal rollte das Soldatenleben Podehls ab: Ossa – Graudenz – Narew – Aisne – Rethel – Schaulen – Mschaga – Nowgorod – Grusino. Ein langer Weg, mehr als tausend Kilometer bis zu dem Grab an der Windmühle von Podwjasje. Mir war ein wenig zu viel Pathos drin und Podehl hätte sicher auch darüber verschämt gelächelt und wäre von einem Fuss auf den anderen getreten. Dann: «Trauerparade! Stillgestanden!» Wir, die Hand an der Mütze, drei Salven über das Grab und ganz sachte beginnt es wieder zu schneien.

Beim Weggehen bespricht der Regimentskommandeur mit dem Oberstleutnant und mir meine künftige Verwendung. Ich soll doch nun in Bälde eine Batterie übernehmen. Als meinen Nachfolger hat mein Kommandeur Leutnant Sahner angefordert. Er soll bereits morgen zu uns kommen.

25. November. Leutnant Sahner ist eingetroffen. Ein sehr netter, gescheiter junger Offizier. Jung ist allerdings gut gesagt. Er ist an Lebensalter sogar älter als ich, aber ich kannte ihn schon als Gefreiten und Fahnenjunker. Auch er ein Ostpreusse. Er wird nun zunächst als Ordonnanzoffizier bei uns Dienst machen, so wie ich einst in Rockeskyll in der Eifel beim Stab begonnen habe. In unserer «guten Stube» wird nun ein drittes «Bett», das heisst ein Strohlager auf dem Boden, improvisiert. Seine erste Bewährung steht kurz bevor, denn am 28. November ist Ordensverleihung.

Auf einer Waldlichtung sind die Auszuzeichnenden angetreten, auch ein Ehrenzug ist da. Ansprache des Kommandeurs, dann die üblichen drei «Sieg Heil» auf den «Führer» (das muss schon sein) und nachher Kommandeurs-Besprechung auf dem Gefechtsstand. Um 4 Uhr früh verliessen uns die letzten Herren

recht animiert... Dann freilich feierten wir noch auf das Wohl von Leutnant Hagemann, der das EK I erhalten hatte. Auch er stammte aus der 1. Batterie, bei Kriegsbeginn war er noch Unteroffizier gewesen und ist inzwischen ein ganz hervorragender Batterieoffizier geworden. Es wurde ein recht rundes Fest, und so sehr ich im Frieden diese Saufereien gehasst hatte, manchmal haben sie doch ihr Gutes. Sie lockern auf und lösen Verkrampfungen. So auch heute.

Vor einiger Zeit hatte ich mich mit dem Kommandeur ganz ordentlich in die Haare bekommen und gestritten. Es war ein geringfügiger Anlass gewesen. Jeder von uns war überreizt und so gab es einen festen Krach, bei dem ich natürlich den Kürzeren zog. Nun aber, es war schon ziemlich spät und der Kommandeur in einer ungewohnt milden Stimmung, sagte er auf einmal: «Wissen Sie, Christoph (er nannte mich tatsächlich beim Vornamen!), ich meine es ja nur gut mit euch, auch wenn ich viel herumschreie. Meine Frau bekommt dieser Tage ihr viertes Kind. Wenn es nur ein Junge wird. Vielleicht bin ich die ganze Zeit auch deshalb so nervös. Kommen Sie, wir wollen darauf trinken, dass alles gut geht.» Ja, an so etwas denkt unsereiner natürlich nicht. Um 4 Uhr früh räumen Sahner und ich die «Toten» weg und gehen befriedigt schlafen.

29. November. Heute Abend kam schon wieder ein Trostbedürftiger zu uns. Leutnant Lehmann, mit dem ich seinerzeit zusammen in Berlin gewesen war. Ich mochte ihn eigentlich nicht. Er war immer so ein wenig von oben herab und wirkte eher arrogant. Inzwischen hatte er aber irgendeinen Mist gebaut und da hatte ihn seine Abteilung, ich glaube die II., zu uns ins Dorf abgeschoben und da musste er die Trosse betreuen. Als einzig Zurückgelassener kam er so dann und wann zu uns, da er sich begreiflicherweise etwas einsam fühlte. Heute aber strahlt er. Eben war ein Telegramm gekommen, dass er glücklicher Vater geworden sei. Er hatte als Einziger von uns Leutnanten schon geheiratet, die Tochter des Mohrunger Anwalts Dr. Tolkemit, und nun war ein Sohn angekommen. Er war selig und obwohl mir von gestern noch nicht ganz gut war, musste ich mit ihm ein paar Schnäpse auf das Wohl seines Sohnes trinken. Der Kommandeur streikte, er konnte Schnaps noch nicht sehen. Ich aber musste immer denken, dass Lehmann ein paar Monate jünger war als ich. Wenn ich schon Vater wäre ... Unser Abteilungs-Arzt schüttelte auf die Nachricht hin nur den Kopf und meinte: «Wenn Kinder Kinder bekommen ... « Ja, man führt ohne diese Sorgen doch leichter Krieg.

30. November 1941. Seit heute haben wir ein Radio! Natürlich hatten wir keinen eigenen Radioapparat. Unsere Funker hatten einfach unser Funkgerät mit einem Lautsprecher gekoppelt. Und es dauerte nicht lange, da hatten sie auch einen Soldatensender gefunden, der täglich Nachrichten brachte, die wahrscheinlich auf das Interesse von Soldaten zugeschnitten und gewissermassen als Gute-Nacht-Gruss gedacht waren. Der Sender nannte sich «Der Belgrader Wachtposten», obwohl er natürlich nicht von Belgrad aus sendete. Aber die Illusion war vollständig, wenn am Schluss noch das Trompetensignal des

Zapfenstreiches erklang und da hinein, von einer weichen Frauenstimme gesungen, das Lied von «Lili Marleen» erklang, die da irgendwo vor einer Kaserne allabendlich unter einer Laterne auf ihren Liebsten wartete. Wenn man bedenkt, dass Millionen deutscher Soldaten seit Monaten ohne Frauen an der Front standen und mit diesem Lied die Erinnerung an den auch im Kasernenleben des Friedens schönsten Moment des Tages wachgerufen wurde, dann kann man verstehen, dass «Lili Marleen» zu einer Art von Abendgebet wurde, und zwar über die Fronten hinweg. Deutsche und britische Soldaten lauschten der einschmeichelnden Melodie, deren Text übrigens bereits 1916 entstanden war, aber damals nicht weiter beachtet wurde. Warum gerade jetzt? Vielleicht war der Grund, dass im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg die Entfernungen zwischen Front und Heimat ungleich grösser waren. Das verstärkte das Bewusstsein, dass es augenscheinlich zwei Welten gab: eine schönere, das war die Heimat, und eine andere, hier, südlich des Ladoga-Sees, an der Mündung des Wolchows. Und was wusste man voneinander? Für die Heimat war klar, dass es hier sehr kalt ist, dass geschossen wird und wir natürlich sehr tapfer sind. Und bei uns drehte sich das Interesse vor allem darum, ob im Divisions-Munitionslager nur noch Nebel- oder auch noch ein paar Brisanzgranaten vorhanden sind. Und wie man die Geschütze in dem hohen Schnee weiterbekommt, ja auch welchem Schützen-Regiment die letzten Gefangenen angehörten. Aber heute kommen sich diese beiden Welten scheinbar doch nahe, oder zumindest näher, denn es ist erster Adventsonntag. Und das muss gefeiert werden.

Unsere Burschen haben einen Adventkranz gebunden, der Kommandeur hat eine dicke, rote Kerze gestiftet, die in dem schon tief dämmrigen Zimmer angezündet wird, als wir uns zusammen an den grossen Tisch setzen. Der Ofen knistert und aus dem Radio klingt sogar leise ein Weihnachtslied. Draussen aber schneit es in dichten Flocken. Es schneit auf das Dorf, auf die Posten in den Stellungen, auf die Geschütze und auch auf den Feind, und setzt überall dicke Hauben auf, die den letzten Lärm verschlucken. Nur dann und wann klingt der harte Schlag eines Schusses zu uns. Es gibt echten Bohnenkaffee und etwas Bäckerei. Und dann, auf einmal, ist das Zuhause sehr nah. Erster Advent! Was wohl die Eltern jetzt machen und überhaupt ... Wir trinken langsam unseren Kaffee aus, dann löschen wir aus Sparsamkeit die Kerze. Lange lässt sich diese sentimentale Stimmung nicht aufrechterhalten. Das Telefon klingelt und in der Nähe krepieren ein paar Granaten.

Das Radio hat schon seine Vorteile, man erfährt manches schneller als bisher. So etwa am 7. Dezember 1941, als es die Nachricht bringt, dass die Japaner die amerikanische Flotte auf Hawaii überfallen haben und zwar anscheinend mit grossem Erfolg. Warum aber Hitler daraufhin den Amerikanern sofort den Krieg erklären musste, leuchtet mir nicht ganz ein. Na, hoffentlich wissen die da oben, was sie tun.

Als ich ein paar Tage später wieder einmal beim Regiment vorbeisehe und mir natürlich die «grosse» Lagekarte ansehen möchte, wird mir bedeutet, dass das ab sofort verboten sei. Es kämen keine Lagemeldungen mehr von der Division. Gerüchteweise höre ich nur, dass die Russen Kalinin zurückerobert hätten und dass man rechnen müsse, dass sie von dort her nun auch gegen uns Truppen verschieben würden. Ich kann mir gar kein Bild machen, auch wenn die Russen in ihren Flugblättern behaupten, einen grossen Sieg errungen zu haben. Muss ja alles nicht wahr sein.

Aber leider war es diesmal der Fall. Ohne dass ich und meine Kameraden es damals ahnten, war mit diesem Rückschlag die Entscheidung des Russland-Feldzugs bereits gefallen.

17. Dezember 1941. Ich sitze allein auf dem Gefechtsstand; der Kommandeur ist zu einer Besprechung zum Regiment befohlen und hat Sahner mitgenommen. Plötzlich beginnen die Batterien um uns herum wie toll zu feuern. Von Osten her klingt Infanteriefeuer zu uns. Und schon kommt über das Telefon die Meldung: «Gegner greift auf Ussatitsche an. Wie kann das sein? Er muss sich irgendwie durch die Front gemogelt haben. Freilich, was heisst hier Front? Es sind eben nur Stützpunkte, befestigte Dörfer. Jedes Haus, jede Scheune, ja jeder nur mögliche Unterschlupf ist befestigt, denn draussen im offenen Gelände kann sich bei dieser Temperatur von minus 25 Grad kein Mensch aufhalten – mit Ausnahme der Russen. Meldungen kommen, Befehle gehen hinaus. Ich zeichne auf meiner Karte Pfeile und Kringeln ein. Nach etwa 30 Minuten ist alles vorbei. 62 Tote von zwei sowjetischen Schützen-Regimentern (02 und 03) liegen vor den Stellungen. Der Winterkrieg kennt keine Verwundeten. Wer bewegungsunfähig ist – erfriert. In meiner Stube aber knistert das Holz in dem eisernen Ofen und aus dem Nebenraum klingt das Klappern der Schreibmaschine unseres Abteilungs-Schreibers.

Bald darauf ist der Kommandeur zurück. Er berichtet nichts Schönes. Am «Flaschenhals» zwischen Mga und Possatnikow-Ostrow soll es angeblich zu tiefen russischen Einbrüchen gekommen sein. Das Schlimmste aber ist, dass die Division zurückgehen wird. Zum ersten Mal seit Kriegsbeginn wird ein Rückzugsbefehl gegeben. Wir sollen nun das aufgeben, wofür unsere Männer geblutet und was wir bis heute, allen Angriffen zum Trotz, gehalten haben? Wir sollen Podehls Grab an der Windmühle von Podwjasje den Russen überlassen? Und das alles noch dazu zu Weihnachten.

Um 20 Uhr ist Chefbesprechung befohlen. Vorher geht der Kommandeur mit mir noch zu Oberst Kurt Chill, dem Kommandeur des Infanterie-Regiments 45, um die näheren Einzelheiten zu besprechen. Es ist stockdunkle Nacht, es schneit in dichten Flocken und ein eisiger Wind weht über die Dorfstrasse, als wir zum Gefechtsstand des IR 45 wandern. Aus schlecht verdunkelten Fenstern und durch Ritzen fällt Licht. Dort sitzen unsere Soldaten und denken vielleicht an Weihnachten und ahnen noch nichts.

Oberst Chill ist wie immer ruhig, überlegt und sachlich. Der Befehl der Division und der Zirkel auf der Karte sind die einzigen massgeblichen Fakten. Die Einzelheiten sind bald besprochen. Nur als wir Weggehen und uns die Hände schütteln, sieht er uns an, ohne etwas zu sagen, aber wir haben verstanden: Hoffentlich klappt es. «Hoffentlich, Herr Oberst!»

Mit den Chefs, die bereits auf uns warteten, wird dann alles genau durchbesprochen. Als sie weg sind, hängen wir unseren Gedanken nach. Wir werden das Gefühl nicht los, in einem Spinnennetz zu sitzen, das sich langsam zuzieht. Flieger und eigene Spähtrupps haben bereits gemeldet, dass sich der Gegner von Osten heranschiebt. Der Nachtangriff der sowjetischen 191. Schützen-Division in der Nacht von gestern auf heute auf die Aufklärungs-Abteilung 269 (Major Arthur von Oertzen) in Selenez kann, wenn er wiederholt wird und gelingt, für die Division tödlich werden. Inzwischen ist es Mitternacht geworden. Ich habe eine Flasche Sekt entkorkt und zwei Gläser gefüllt, um dem Kommandeur zu seinem eben begonnenen Geburtstag zu gratulieren. «Prost, Allmayer, auf die Zukunft!» Eher gedrückt haben wir unsere Flasche ausgetrunken. Aus Richtung Selenez hört man dumpfe Einschläge.

18. Dezember. Um 9 Uhr früh geht der Tanz um Selenez wieder los. Der Russe greift wieder an und sämtliche Verbindungen sind unterbrochen. Nur über das Funkgerät des Vorgeschobenen Beobachters der 3. Batterie, des prächtigen Leutnants Hagemann, haben wir und mit uns die Division noch Verbindung. Aus den knappen Funksprüchen wird nicht ganz klar, ob die Strasse nach Selenez noch frei ist. Aber der Befehl für das Absetzen muss an die dortige B-Stelle gelangen und kann wegen der Abhörgefahr nicht gefunkt werden. Es hilft also nichts: Ich muss hin. Ich ziehe einen schweren Postenpelz an, schultere eine Maschinenpistole und lasse den Pkw vorfahren. Jemand macht noch ein Foto von mir – die «letzte Aufnahme», sozusagen als Erinnerung. «Keine Dummheiten machen und achtgeben», ruft mir der Kommandeur beim Abfahren noch nach. Auf der hart gefrorenen Strasse geht es zunächst zurück durch ein paar Dörfer. Überall Ruhe, das heisst das übliche Leben der Trosse. Pferde werden geputzt und zur Tränke geführt, dick verummte Posten stehen wie graue Schneemänner an den Ortsrändern, hier und da werden Fahrzeuge beladen. Dann biegt der Weg nach Osten ab und das letzte Dorf vor Selenez ist leer. Die hier liegenden Trosse müssen erst vor Kurzem abmarschiert sein. Ein paar dunkle Flecken im Schnee – Artillerieeinschläge. Die Türen der Häuser und Ställe stehen offen. Schilder mit der Aufschrift «Schreibstube», «Rechnungsunteroffizier» bezeichnen nur noch leere Häuser, die einen aus eingeschlagenen Fenstern anstarren. In den kahlen Zimmern eine Schicht von Schmutz und Stroh. Einzelne Soldaten, Nachkommandos, streifen durch die verlassen Quartiere. Ich lasse halten und frage sie nach der Lage. «Nach Selenez? Da kommt man nicht mehr durch; hier sind keine eigenen Truppen mehr!» Na schön, also weiter. Etwa 400 Meter nach dem Dorf beginnt ein niedriger Laubwald, der mit

seinen kahlen Ästen ein undurchdringliches Gewirr bildet. Dahinter muss Selenez liegen. Eine letzte Instruktion an den Fahrer, die Maschinenpistole schussbereit – und dann hinein. Die Strasse ist ausgefahren und schlängelt sich in mehreren Kurven durch das Gestrüpp. Kein Laut, kein Mensch, nichts. Fahre ich jetzt geradewegs in den Feind hinein? Es sind auf diese Weise schon mehrere spurlos verschwunden. Da tritt endlich das Gesträuch zurück und in etwa 600 Metern Entfernung liegt schwarzgrau im Schnee das Dorf Selenez.

Am nördlichen Ortsausgang lasse ich den Wagen stehen und wandere in den Südteil, wo sich der Vorgeschobene Beobachter der 3. Batterie und der Gefechtsstand der Aufklärungs-Abteilung 269 befinden sollen. Ich kenne das Dorf. Vor ein paar Tagen erst, bevor die Angriffe einsetzten, war ich da gewesen. Inzwischen hat sich einiges verändert. Das geschäftige Leben, das damals hier geherrscht hatte, hat aufgehört. Die Dorfstrasse ist menschenleer. Nur gelegentlich huschen Gestalten von Haus zu Haus. Das Gelände um das Dorf ist von Granaten aufgewühlt, die Häuser zum grössten Teil zerschossen und eingestürzt. Erdklumpen, Glasscherben und zersplittertes Holz liegen auf der Dorfstrasse, Türen hängen aus den Angeln, Möbel und Hausrat liegen vor den Häusern zerstreut. In den zertrampelten Gärten sind flüchtige Deckungen aufgeworfen, aber leider zu spät. Denn wirksame Stellungen lassen sich in dem Steinhart gefrorenen Boden nur noch mühsam ausheben. Ein paar ausgebrannte Fahrzeuge bilden einen zusätzlichen Schutz. Flak-Geschütze sind an der dem Feind abgekehrten Seite, hart an den Häusern, in Stellung gefahren. Soldaten und Zivilbevölkerung kauern zusammen in den Häusern, durch deren zertrümmerte Scheiben die Kälte unbarmherzig auf die Menschen eindringt, und warten, warten, bis auch ihr Haus, von einer Granate getroffen, zusammenbricht. Die einen starren stumpf vor sich hin, andere rauchen, vielleicht beten auch einige, alle aber stehen unter der gleichen Spannung bei jeder neu anrauschenden Granate. Einer Spannung, die sich erst löst, wenn ein dumpfes Krachen näher oder ferner anzeigt, dass es diesmal noch vorbeiging und vielleicht die anderen erwischt hat. Und der nächste Schuss? In der südlichen Dorfecke hämmert ein MG.

Wie ich mich gerade anschicke, parallel zur Dorfstrasse im Schatten der Häuser vorzugehen, höre ich von jenseits des grossen Moores, also vom Feind herkommend, in schneller Folge eine Reihe von Abschüssen, ganz so, als ob dort leichte Flak feuern würde. Aber es ist keine Flak, denn schon ertönt ein leises Pfeifen, dann Heulen, Orgeln, man könnte glauben, die Wilde Jagd kommt an – und dann: Volle Deckung! Um mich herum ein Krachen und Krepieren von fünf, zehn, dreissig Einschlägen. Holz splittert, Erde prasselt herunter, Explosionsgase legen sich auf die Zunge und dann – Stille. Aus ein paar nicht allzu grossen und eher flachen Trichtern weht grauer Rauch. Was war das? Zweifellos eine neue Waffe. Gekoppelte Granatwerfer? Wir sollten es bald erfahren: ein Salvengeschütz, später als «Stalin-

Orgel» bezeichnet. Ich laufe schnell zu meinem Wagen zurück. Gottlob ist alles in Ordnung. Ein Pkw vor ihm hat einen Volltreffer abbekommen. Sonst ist aber der Schaden nicht sehr gross.

Dann erreiche ich endlich den Gefechtsstand der Aufklärungs-Abteilung 269. Hier sind sie alle auch eher grün von dem Feuerzauber. Der Kommandeur, Major von Oertzen, hat gerade seine Schwadronchefs bei sich. Auf dem Tisch liegen fertige Handgranaten, in einer Ecke gurten ein paar Melder MG-Munition. Alle wirken etwas verfallen und abgespannt. Die Lage ist auch eher hoffnungslos. Das Dorf ist fast von allen Seiten eingeschlossen, nur die Strasse nach Norden, auf der ich kam, ist noch frei. Dass ich durchgekommen bin, erscheint ihnen fast wie ein Wunder und man ist geneigt, in mir ein höheres Wesen zu sehen. Durch das ununterbrochene Artilleriefeuer – soeben schlagen wieder schwere Granaten im Dorf ein, sodass das Haus zittert – sind die Ausfälle hoch. Bei der grossen Kälte versagen die Infanterie-Waffen. Das einzige Kavallerie-Geschütz, das noch da war, ist vor einer Viertelstunde durch Volltreffer vernichtet worden, alles tot. Wenn der Russe nochmals angreift, und das wird in kürzester Zeit der Fall sein, dann sind wir hier erledigt, meint der Kommandeur. Nur baldige und ausreichende Verstärkung könne die Lage noch retten. Er bittet, die weiter südlich stehenden Teile seiner Abteilung an sich ziehen zu dürfen, um sich so zu verstärken. Ich notiere seine Wünsche an die Division, erkläre ihm die Lage und die Absichten derselben und verspreche ihm, wenn irgend möglich, zu helfen. Es ist fast rührend, wie er sich an mich, den kleinen Oberleutnant klammert, aber ich bin eben seine einzige physische Verbindung zur Aussenwelt. Wir verabschieden uns mit Händedruck und Verbeugung, ganz wie im Kasino, formvollendet, als trenne man sich nur für einen kurzen Spaziergang. Und doch stehen die Chancen 90 zu 100, dass der Major von Oertzen und seine Abteilung Selenez nicht mehr verlassen werden. In den Blicken, mit denen mich seine Chefs an die Tür begleiten, liegt auch mehr von dieser Erkenntnis als in dem fast grotesken, «Auf Wiedersehen». Fast wie ein Fahnenflüchtiger drücke ich mich hinaus. Ein paar Häuser weiter treffe ich dann unseren Beobachter, Leutnant Hagemann, ernst aber ruhig. Vom Dachboden seines noch stehenden Hauses aus zeigt er mir das Gefechtsfeld. Der Waldrand drüben liegt finster und böse da, aber weiter hinten klingt deutlich das Ächzen fallender Bäume und das helle Pochen von Äxten, verschwommen sind auch Rufe zu vernehmen: der Feind.

Schwere Granaten fallen ins Dorf. Sie kommen von weither angerauscht: eigene Artillerie! Das Haus zittert, schwarze Rauchpilze stehen auf einmal auf der Dorfstrasse. Ja, an der Qualität deutscher 15 cm Granaten hat auch noch niemand gezweifelt. Die Funker jagen einen Funkspruch nach dem anderen hinaus: «Feuer vorverlegen!» In diesem Durcheinander auf einmal der Ruf nach einem Doktor! Verwundete? Nein, diesmal geht es um Grösseres. In diesem Toben der Vernichtung kommt unten im Kar-



toffelkeller ein Kind zur Welt! Und während der Vater oder auch vielleicht der Bruder der Mutter irgendwo an dieser langen Front gegen uns kämpft, springt ein deutscher Militärarzt durch das Artilleriefeuer heran, um der Mutter beizustehen. Mehr von dem als von allem anderen beeindruckt, verlasse ich Selenez und bin um 13:45 Uhr wieder glücklich auf dem Gefechtsstand meiner Abteilung.

Nun setzen an allen Frontabschnitten russische Angriffe ein. Vor Sorokino greift der Russe wiederholt an, bei Mysslino tritt in diesem Bereich erstmals ein russischer Panzer auf und wird abgeschossen. Aus Richtung Selenez dröhnt ununterbrochenes Artilleriefeuer. Die Strasse dorthin scheint nun tatsächlich unterbrochen. Um 16:30 Uhr meldet ein Funkspruch starke Angriffe auf den Ort. Dann reisst die Verbindung ab. Nur benachbarte Vorgeschobene Beobachter melden starken Gefechtslärm aus dieser Richtung. Die Division ruft an, man solle sofort nach Selenez funken, dass zwei Kompanien und eine Panzerjäger-Kompanie als Verstärkung unterwegs sind. Das Dorf müsse unter allen Umständen gehalten werden! Muss! Aus dem Nebenzimmer höre ich das ununterbrochene Zirpen der Funkgeräte, Deutsche wie Russen melden sich auf derselben Welle, nur Selenez schweigt. Da – um 17:15 taucht das bekannte Rufzeichen wieder auf. Ein Funker stürzt herein: Funkspruch vom VB der 3. Batterie kommt eben durch! Sein Kamerad hängt gespannt an dem Gerät und notiert den Spruch, der buchstabenweise ankommt: «Bin auf Krowatynja ausgewichen!» Selenez ist also verloren! Wenn der Russe jetzt nachstösst, sind die Folgen unabsehbar. Im besten Fall wird die Division zum vorzeitigen Absetzen gezwungen. Es sind diese Momente, wo einem der Gefechtsstand zu eng wird. Was passiert jetzt in Krowatynja? Wie ist dort der genaue Verlauf der Linie? Wird sie halten? Von den paar Mann, die dort, vier bis fünf Kilometer von hier, bei 20 Grad Kälte in den Schneelöchern liegen, hängt alles ab.

Aber der Russe hat anscheinend mit seinem Erfolg genug. Nur zögernd folgt er und erst um 21 Uhr gibt es an dieser Stelle der Front wieder Feindberührung. Die Abteilung befiehlt Alarmbereitschaft für alle Batterien und trifft auch sonst Massnahmen, um die neue Front artilleristisch zu verstärken. In der Nacht beginnen wir uns abzusetzen, und dementsprechend ist ihr Verlauf auch ziemlich nervös.

19. Dezember. Um 8:15 Uhr melde ich mich als Führer des Vorkommandos der Abteilung beim Kommandeur ab. Ich habe die Unterlagen für den Einsatz der Abteilung in der neuen Auffanglinie vorzubereiten. Der Rückzug auf die sogenannte und eher sagenhafte «Winterstellung» soll in mehreren Etappen durchgeführt werden, deren erste die sogenannte «gelbe Linie» ist, etwa zwölf Kilometer südlich von hier. Mit recht gemischten Gefühlen sage ich unserem guten Jeloschnja Lebewohl. Bis hierher und nicht weiter. Das gilt offenbar auch für uns. In Belgien und Frankreich und bisher auch in Russland war ich

als Vorkommando-Führer der Abteilung stets um einen Tagmarsch voraus. Heute werde ich es wieder sein, aber nun in der entgegengesetzten Richtung.

Die Abmarschvorbereitungen sind überall im Gange. Es wird gepackt, Leitungen werden abgebaut, in den Häusern Sprengladungen angebracht, die Fensterscheiben systematisch eingeschlagen. Der Russe darf bei dieser mörderischen Kälte keine warmen Quartiere vorfinden. Brandlegungen sind jedoch strengstens verboten, um dem Gegner nicht vorzeitig unseren Abmarsch zu verraten.

Im Beiwagen-Krad geht es dann los. Am Grab von Podelhl lasse ich nochmals halten. Armer Kerl! Dass wir dich hier lassen müssen, dich und die anderen. Das ist doch sehr bitter. Ob wir jemals noch wiederkommen, um dir dann frische Blumen aufs Grab zu legen? Wer weiss. Lebwohl! Du und die anderen. An den Feuerstellungen und den altbekannten Dörfern geht es vorbei, vorbei an Soldatenfriedhöfen, den bisherigen Gefechtsständen und den Stellungen unseres Vormarsches. Zurück, und wie mir immer deutlicher wird: auf Nimmerwiedersehen.

Ich fahre noch schnell beim Regiment vorbei, um mich zu orientieren. Der Russe greift jetzt überall massiv an, konnte aber bisher stets abgewiesen werden. Gerade als ich mich abmelde, höre ich Abschnüsse wie von leichter Flak und bin sofort im Bilde: die Höllenorgel. Und da vernehmen wir auch schon das Grollen der Einschläge aus Richtung Besowo. Nun wird es Zeit, zu fahren.

In Nikiforowo traf ich die Vorkommandos der Batterien. Abends, nachdem alles geregelt ist, lege ich mich mit ihnen in eine Scheune und schlafe so gut es eben geht. Um 5 Uhr früh zieht dann, langsam wie ein dunkler Trauerzug, die erste der zurückgehenden Batterien in das Dorf ein.

20. Dezember. Der Kommandeur ist eingetroffen. Alles ist noch ein wenig aufregend. Von der Abteilung ist noch eine Batterie, die 1., vorne bei den Nachtruppen. Man hat keine Einwirkungsmöglichkeit auf sie, und überhaupt ist die ganze Rückzugstechnik noch neu. Im Vormarsch ist es ja nicht so arg, wenn ein Geschütz einmal liegen bleibt. Das wird schon wieder nachkommen. Aber beim Rückzug müssen bestimmte Positionen zu ganz bestimmten Zeiten eingenommen werden. Ein umgestürztes Fahrzeug auf der Strasse, eine nicht funktionierende Telefonleitung können dann unter Umständen entscheidend sein.

Die Infanterie tröpfelt zurück. Bataillonsweise, wie sie eben aus den Stellungen herausgelöst wurde. In unserem Dorf irren ein paar Offiziere und Mannschaften der Aufklärungs-Abteilung 269 umher. Es ist jener Teil der Abteilung, der weiter südlich von Selenez eingesetzt war, in einem Dorf, das man oben bei der Führung nur auf der Karte kannte. Und sie selbst hatten dort einen «ruhigen Krieg» geführt. Sie

werden wohl manchmal auf Spähtrupp in das Moor hinausgegangen sein, aber mehr um einen Hasen zu schiessen, als um den Feind zu finden, der von diesem Dorf in der tiefen Flanke der Division wahrscheinlich auch nichts wusste. O nein! Er hatte nicht darauf vergessen. Eines Morgens waren da plötzlich Spuren im Schnee und tags darauf war der Russe dann da, zugleich wie vor Selenez. Granatwerfer hatten in das Dorf eingeschlagen, Pak-Granaten die Hauswände zersplittert und aus den Wäldern und Sümpfen war dann auf einmal der Gegner von allen Seiten in das Dorf eingedrungen. Man hatte sich bis zum Letzten gewehrt und dann waren die paar Leute, ohne Waffen, ohne das Notwendigste, nach Westen geflohen. Dorthin, wo in elf Kilometern Entfernung – der Karte nach – die Nachschub- und jetzt Rückzugsstrasse der Division verlaufen musste.

Dort hatte man in den Quartieren von alledem nicht viel gemerkt. Vielleicht, dass man einmal beim Pferdeputzen oder beim Wasserholen aus dem vereisten Dorfbrunnen hinter den Wäldern eine schwarze Rauchfahne aufsteigen sah. Aber schliesslich brannte es ja oft in Russland. Und als ich gestern Vormittag hier in Moiseewo eintraf, da waren sie aus dem Wald gekommen und standen nun herum. Ein Offizier bemühte sich, sie neu einzuteilen und ein junger Leutnant stand daneben. Ich kam mit ihm ins Gespräch. Er sei aus Wien – ich auch, und dann merkten wir, dass wir einander sogar kannten, so von Gesellschaften her. Wir hatten uns freilich damals nicht viel zu sagen gehabt, da wir ja auch nicht wussten, dass wir uns das nächste Mal, ohne gesellschaftliches Zeremoniell, in den russischen Sümpfen wiedersehen würden, ich und der Leutnant Zimburg. Wir hatten uns auch diesmal nur kurz gesprochen, da ich noch manches zu regeln hatte. Aber heute suchte ich ihn nochmals auf, um ihm vielleicht etwas helfen zu können. Er trug ein Kommissbrot unter dem Arm und erklärte mir, dass er ausser dem keinen Wunsch mehr habe. So trennten wir uns dann – für immer. Ich war der Letzte seiner Wiener Bekannten, der ihn sah, bevor er ein paar Wochen später an der Tigoda fiel.

Nachmittags gingen der Kommandeur und ich, zusammen mit Oberst Chill, der in der «gelben Linie» das Kommando führte, die Stellungen ab. Was heisst Stellungen? Wir liefen durch das Gelände, wo sie verlaufen sollte. Aber ausser schwachen Sicherungen an den Ortsrändern und hie und da an einem Waldweg ein paar vermummte Gestalten um ein Feuer war nichts wahrzunehmen. Vom Feind allerdings zunächst auch nichts.

20. Dezember. Spähtrupps im Vorgelände hatten bis zwei Kilometer nach Norden keine Feindberührung. Der Gegner schien nur zögernd zu folgen, obwohl bereits gestern unsere Nachhuten von einer Feindgruppe auf Skiern umgangen und angegriffen worden waren. Die wenigen Sperren, die unsere Pioniere angelegt hatten, dürften ihn auch nicht gehindert haben, uns zu folgen, zumal mir Kommandeure versicherten, dass sie mehr oder weniger wirkungslos seien. Was mochte der Grund sein, dass der Gegner sich vor unserer Nordfront so Zeit liess? Zweifelloser, dass wir ausser unserer Nordfront auch eine sehr

tiefe Ostfront hatten. Deren südlichster Punkt, der von unserer Aufklärungs-Abteilung 21 stützpunktartig besetzt war, war im Dorf Mostki, einem Ort mit nicht ganz zehn Häusern auf einer kleinen Insel mitten im zugefrorenen Moor. Von dort kam um 12 Uhr mittags die erste Meldung: «Feind in unbekannter Stärke an der Waldspitze 700 Meter nördlich Mostki.» Nun ja, man nahm es zunächst zur Kenntnis. Zu machen war da wohl zunächst noch nichts.

Und schon dämmt es wieder. Kaum, dass die Sonne aufgegangen ist, verschwindet ihre fahle Scheibe bereits wieder hinter den dunklen Wäldern. In unserem Gefechtsstand, einer recht unordentlichen Bauernstube, brennt nur eine Kerze. Man muss auch damit sparen, und zudem bleibt dabei das meiste von der wüsten Umgebung im Dunkeln. Dafür wirft das Feuer im Ofen tanzende Lichtreflexe an die Wand. Irgendwer vom Stab hat darauf aufmerksam gemacht, dass heute Sonntag ist – der vierte Adventssonntag. So sind denn Karte und Meldungen zunächst einmal beiseite geschoben und auf dem Tisch, im Lichtschein der Kerze, stehen Tassen mit dampfendem Kaffee und liegen ein paar Stückchen Bäckerei daneben. Ich hatte ein Päckchen von zu Hause bekommen und wie ich es auspacke aus den vielen Hüllen, in die das alles so unendlich liebevoll eingepackt wurde, da denke ich und auch wohl der Kommandeur, der daneben sitzt und auf die Musik im Radio lauscht, natürlich nicht mehr an das hier, sondern wir sind weit weg – er in Ostpreussen und ich in Wien, bei den Eltern, die vielleicht jetzt auch vor einem grünen Kranz mit vier dicken Kerzen sitzen. Es ist ganz gut, dass man so im Halbdunkeln sitzt. Da sieht man sein Gegenüber nicht so genau. Das ist es wohl, was man eine «besinnliche» Stunde nennen könnte, vorweihnachtlich. – Telefon! «Was gibts?» – «Russe in Kompaniestärke greift Stützpunkt 2 an.» Na also, «Petroleumlampe her!» Die Kerze verlischt, die Tassen werden zur Seite geschoben, über Briefe und Bäckereien von zu Hause die Lagenkarte gebreitet. Im hellen Schein der Lampe, die der Bursche nun auf den Tisch stellt, verfliegt der letzte Rest einer sentimentaligen Stimmung und während der Kommandeur noch einen hastigen Schluck aus seiner Kaffeetasse trinkt, gehen schon die ersten Befehle an die Batterien hinaus.

Stützpunkt 2? Das ist nicht allzu fern von hier, eineinhalb Kilometer. Das heisst, dass der Russe die «gelbe Linie» bereits passiert hat, ohne auf eigene Kräfte zu stossen. Es ist ja auch unmöglich im Wald, in dem der Schnee einen Meter hoch liegt, bei 15 Grad Kälte eine Stellung aufzubauen. Es ist ganz klar, der Russe will unsere Rückzugsstrasse blockieren, und zwar dadurch, dass er über ein Gelände vorstösst, das wir für unpassierbar gehalten hatten.

Ich bin vor das Haus getreten. Vom fernen Wald her trägt der Wind Infanteriefuer herüber und man hört auch das Krachen von Handgranaten. Da – ein greller Blitz zerreisst den Abend, gefolgt von einem donnerartigen Schlag, und mit hellen, langsam leiser werdenden Orgeln zieht eine Granate in den Abend

hinaus. Die 7. Batterie, gleich neben uns, hat das Feuer eröffnet. Während sie immer heftiger feuert, gehe ich wieder in das Haus. Nun scheint es überall lebendig zu werden. Um 18:15 Uhr greift der Gegner Mostki an, wird abgewiesen, ebenso auch vor Stützpunkt 2. Aber die Lage bleibt unklar. Wir können nicht viel tun. Unsere Möglichkeiten sind zu grob. Der Instinkt des Einzelnen, das feine Gehör, der lautlose Wurf der Handgranate, der sichere Gewehrschuss auf einen undeutlichen Schatten, das ist hier das Entscheidende. Und doch fordert die Infanterie immer wieder Feuer an und wir kommen dieser Bitte nach, obwohl wir uns kaum Wirkung versprechen. Aber in dieser Lage, in einem Kampf gegen einen fast unsichtbaren Feind, bringt das Krachen der Einschläge der eigenen Artillerie eine gewisse Beruhigung der angespannten Nerven und dazu die Gewissheit, nicht allein zu stehen, nicht vergessen zu sein, sondern zu wissen, dass dort hinten Kameraden sind, die mit ihrem langen Arm bis nach dort vorne greifen und wirken können.

Am Abend kommt noch der Regimentskommandeur, Oberst Fischer, vorbei. Er informiert uns über die Lage und sich über unsere Eindrücke. Als er dann geht, begleite ich ihn noch zu seinem Pkw. Wir kommen ins Gespräch und dabei auch darauf, dass irgendjemand gesagt habe, er übernehme für dieses oder jenes «die Verantwortung». Das ist meistens leicht gesagt, weil hinterher niemand da ist, der diese Verantwortung auch einfordert. Und wenn das jemand tut – hat er auch ein Recht dazu? Mit Verantwortung wird leicht Unfug getrieben. «Wissen Sie, mein Lieber, wer Verantwortung übernimmt, muss bereit sein, diese vor zwei Instanzen zu vertreten: vor Gott und vor dem Kriegsgesicht. Guten Abend, mein Lieber!» Dann steigt Oberst Fischer in seinen Wagen.

Es wird spät an diesem Abend. Langsam scheint sich die Lage zu beruhigen. Am klaren Himmel sind die Sterne aufgezogen und auf der Ebene vor unserem Dorf, dort, wo in der Dunkelheit die 7. Batterie stehen muss, glimmen ein paar kleine Lichter: die Festlegungspunkte der Geschütze. Ein dick verummelter Posten trottet die Dorfstrasse entlang. Funken stieben aus dem Rauchfang eines verdunkelten Hauses, im fernen Wald fallen immer noch vereinzelt Schüsse.

Um Mitternacht hatten wir uns dann auf dem Fussboden des Gefechtsstandes in unsere Decken gerollt und das Licht gelöscht. Aber schon nach einer halben Stunde schrillt wieder das Telefon: Die Lage spitzt sich plötzlich zu. Um Mostki wird gekämpft. Die Aufklärungs-Schwadron ist anscheinend umstellt und bittet, ausweichen zu dürfen. Der Kommandeur spricht sich scharf dagegen aus. Wenn Mostki geräumt wird, kann der Russe durch den Wald bis an unsere Rückzugsstrasse herankommen, und zwar schneller, als wir mit unseren schweren Waffen den Engpass passieren können. Die Folgen können unübersehbar sein. Hier geht es nicht nur um die Schwadron, hier geht es um die Division. Aber wie soll man das denen dort vorne klar machen? Befehlen kann man so etwas immer leicht, aber wenn man selber in der Scheisse sitzt...

22. Dezember. Um 4:15 Uhr ist alles entschieden. Die Schwadron hat, nachdem fast alle MGs ausgefallen waren, Mostki geräumt und ist auf die Auffanglinie zurückgegangen. Ein trüber Tag zieht herauf. Es schneit, ja regnet sogar von einem hoffnungslos grauen Himmel. Trotz der Bedrohung der Rückzugsstrasse soll die Stellung noch bis 19:00 Uhr gehalten werden.

Vormittags geistern zunächst Gerüchte durch das Dorf und die Gefechtsstände. Auf den Vermittlungen konnte man es bereits hören. Dann kommt die sichere Nachricht: Generalfeldmarschall Walther von Brauchitsch, der Oberbefehlshaber des Heeres, ist zurückgetreten. Der «Führer» selbst hat den Oberbefehl über das Heer übernommen. Man kann nicht sagen, dass das zu unserer Ermunterung beigetragen hätte. Erklärungen wurden nicht gegeben. Wozu auch? Das Offizierskorps nimmt die Nachricht schweigend zur Kenntnis, zumal wir nun – bei Gott! – näher liegende Sorgen haben.

Gegen Mittag traf dann das ein, was vorauszusehen war: Der Gegner griff vor Saretschje den Riegel der Aufklärungs-Abteilung an, angeblich mit einem Regiment. Das war genau der Punkt, an dem er hoffen durfte, den Sack um uns am schnellsten zu schliessen. Aufgeregte Meldungen berichteten von einer neuen sowjetischen Division (mit den Schützen-Regimentern 49, 50 und 51), die diesen Angriff geführt haben soll. Oberst Chill beschloss daraufhin, auf eigene Verantwortung, sich der Umklammerung zu entziehen und befahl sofortiges Absetzen.

Nachdem die letzte Batterie in Marsch gesetzt war, ging auch der Abteilungs-Stab um 14:30 Uhr auf Saretschje zurück. Hinter Moissewo, unserem bisherigen Quartier, führte die Strasse durch einen Hohlweg und neben diesem lagen die Reste zusammengeschossener Lkw – russischer Lkw. Etwas über ein Monat war es her, dass Leutnant Hagemann von der 3. Batterie sie hier zusammengeschossen hatte. Nun waren die Rollen vertauscht, als wir an ihnen vorüberzogen, zurück den ganzen, langen, so blutig erkämpften Weg.

In Saretschje hatte vor Kurzem noch unsere Veterinär-Kompanie gelegen. Da war tiefste Etappe. In den Ställen waren auch noch die Streifbäume sauber mit Stroh umwickelt und es roch auch noch nach Pferden, aber die Tafel «Zum Hauptwachtmeister» hatte ihren Sinn verloren. Über den bisherigen Appellplatz rollten nun die Geschütze der einfahrenden Batterien. Vom Wald her, gar nicht so fern, hörte man Infanteriefeuer. Vor einem Haus an der Hauptstrasse stand der Gefechtsstander des Infanterie-Regiments. Mein Kommandeur wies die Batterien persönlich ein. Auf der engen, vom Schnee freigeschaufelten Strasse herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Geschütze und Gespanne drängten sich zwischen zurückgehende Infanterie. Offiziere brüllten, schrien, ordneten. Die Pferde der in Stellung gehenden Geschütze sanken, sobald sie vom Weg abbogen, bis zum Bauch in den Schnee ein, die Fahrer

schwangen die Peitschen und die Kanoniere hingen in den Speichen. Endlich war es so weit, dass eine Batterie, die 7., das Feuer eröffnen konnte. Aber die Munition war knapp. So musste mit Panzergranaten geschossen werden. Gurgelnd fuhren die Leuchtpurgranaten gegen den bleigrauen Winterhimmel, um dann schliesslich in der Ferne zu verlöschen.

Plötzlich brach im Dorf Feuer aus. Dicke, graue Schwaden zogen aus einem brennenden Haus, dann lohte das Dach, wie ein Blatt Papier auf, und im Nu stand das Dorf in Flammen. In der einfallenden Dämmerung und im Scheine der brennenden Häuser erging der Befehl zum Stellungswechsel an die beiden um das Dorf stehenden Batterien (7. und 1.). Vorsichtshalber schickten wir auch den Kommandeurs-Pkw gleich mit zurück.

Das Wetter hatte inzwischen etwas aufgeklart, die Temperatur war wieder auf minus 20 Grad gefallen, die Strasse spiegelglatt, das Gelände daneben lag unter meterhohem Schnee. Wir selbst blieben noch mit dem nötigsten Stabspersonal im Dorf, bis alles abgewickelt war. Etwa acht Kilometer von hier entfernt, in Sadnewo, hatte das Infanterie-Regiment 3 bereits eine neue Auffanglinie bezogen und drei unserer Batterien, unter dem Befehl vom Major Rips, waren bereits in Stellung. Die 3. Batterie, die bei Tschernorutschje in Stellung hätte gehen sollen, erhielt Befehl, gleich nach Sadnewo weiterzumarschieren. Dann brachen auch wir auf.

Bevor wir in den Wald eintraten, der südlich von uns lag, drehte ich mich noch einmal um: Eine kleine Erhöhung begrenzte den Blick nach Norden, aber dort, wo Saretschje liegen musste, flackerte eine feurige Lohe gegen den Himmel und malte einen blutigroten Schein auf die tief hängenden grau-schwärzlichen Wolken. Die Dunkelheit war völlig hereingebrochen und gegen den brandig-roten Horizont hoben sich die unruhigen Silhouetten von Männern, Pferden und Fahrzeugen ab, die schweigend, aber im Schnee knirschend und schlüpfend, entlang der Strasse von der Anhöhe herabzogen. Manchmal glänzte ein Stahlhelm matt auf, dann verschlang der Wald alles. Auch wir marschierten schweigend, Kilometer um Kilometer. Hie und da gab der Wald eine kleine Lichtung frei, auf der dann mitunter ein einsames Holzhaus stand. Über dem Schnee lag ein diffuses Licht. Man läuft mechanisch dahin, bis man ausgleitet oder durch einen Ruf aufgeschreckt wird. Dann war meistens ein Fahrzeug in der Kolonne rechts oder links vom Weg abgerutscht und die Männer zerren daran und schieben. Man steht dann eine Weile, weil die Kolonne stockt, und fährt dann aus dem Dösen auf, weil es schon längst wieder weitergegangen ist. Wieder eine Stockung, dann geht es langsam weiter. Die Kolonne zwingt sich an irgendetwas vorbei. Ein schwarzer Klotz liegt neben der Strasse: ein Geschütz der 1. Batterie. Es ist von der Strasse abgerutscht, hat sich im tiefen Schnee überschlagen und liegt nun mit den Rädern nach oben da. Die Pferde stehen abgekämpft mit hängenden Köpfen daneben. Die Mannschaft wirkt ratlos, der Geschützfürer streitet sich mit irgendwem herum. Der Kommandeur wird auf einmal sehr lebendig. Ein paar scharfe

Anweisungen ergehen an den Geschützführer, die diesem keinen Zweifel darüber lassen, dass er mit seiner Person für das Zurückbringen des Geschützes haftet. Dann gehen wir weiter. Noch lange hören wir das Hott! und Hüh! der Fahrer und das Horuck! der Bedienungsmannschaft.

Nach der Karte müssten wir nun bald in Sadnewo sein. Auf einer grossen Lichtung steht eines jener charakteristischen russischen Vermessungszeichen, ein etwa 20 Meter hohes, turmartiges Gerüst, die man auf Kilometer über die Wipfel der Wälder ragen sieht und von deren Spitze man wiederum nur Wipfel an Wipfel wahrnehmen kann.

Etwa 800 Meter vor der neuen Auffanglinie, der «Linie Becker», wie sie nach dem Kommandeur des Infanterie-Regiments 3 benannt ist, holten wir die 3. Batterie ein, das heisst ihre Reste. Ein Geschütz liegt rechts im Strassengraben, etwa 200 Meter weiter links das zweite. Und noch etwas weiter ist das dritte abgerutscht und steht bis über die Achsen im Schnee. Die Pferde mit vor Anstrengung zitternden Flanken keilen aus, wollen nicht mehr ziehen. Die Kanoniere schaufeln, hängen in den Zugtauen – alles scheinbar vergebens. Dazwischen ziehen führerlos ein paar Munitionsfahrzeuge, ohne jeden Zusammenhang und Marschordnung, aber jeden Augenblick gewärtig, ebenfalls von der Strasse abzurutschen. Ein Bild völliger Auflösung. Der Batterieführer, Oberleutnant Tebner, und sein tüchtiger Hauptwachtmeister Radwan versuchen verzweifelt, die Fahrzeuge flott zu bekommen, denn jetzt ziehen sich bereits die Nachtruppen zurück und in wenigen Stunden werden sie die Stelle hier passieren. Dann ist alles verloren. Der Kommandeur sieht diesmal, dass gemacht wird, was gemacht werden kann. Er kommandiert auch nicht viel herum und sagt nur im Weggehen zu Tebner: «Ich hoffe, dass Sie mir die Vollzähligkeit Ihrer Batterie melden werden.» (Tatsächlich hat Tebner dies später auch getan.)

Wie schwarze Kleckse liegen die Häuser von Sadnewo in der Dunkelheit auf der grauweisslichen Fläche vor uns. Hier wird also in wenigen Stunden die vorderste Linie verlaufen, und dort, von wo jetzt der Lärm der um ihre Geschütze kämpfenden Batterie herüberschallt, wird man sich nicht mehr aufrecht bewegen können. So schnell kann eine Landschaft ihren Charakter ändern. Aber wo sind die Sicherungen des Infanterie-Regiments 3? Weit und breit nichts zu sehen. Ein Schatten huscht über die Strasse. «Heh!» – misstrauisch kommt der Mann näher. «Wo ist hier die B-Stelle der 2. Batterie?» – «Hier rechts im Haus da, das zweite am Dorfeingang.» Der Kommandeur und ich treten ein; ein niedriger Raum, eine Kerze wirft ein schwaches Licht. Ich war ein paar Schritte vorausgegangen, um meinen Freund Willy Arndt auf das Kommen des Kommandeurs aufmerksam zu machen. Doch dieser sitzt an einem Tisch, ohne irgendwelche Notiz zu nehmen. Erst als der Kommandeur schon eingetreten ist und ihn ein Unteroffizier nochmals darauf aufmerksam macht, steht er schwerfällig auf und erstattet mühsam und fast lallend eine undeutliche Meldung. Während der Kommandeur ihn noch fragt, ob er etwa krank sei, sehe ich bereits,



dass er vollkommen betrunken ist. Er schwankt und hält sich mühsam an seinem Tisch fest. Auch der Scherenfernrohr-Unterroffizier scheint mir stark mitgenommen zu sein. Ich glaube zu träumen. Was wird jetzt passieren? Wird der Kommandeur zu toben anfangen? Keineswegs, für ihn ist der Fall klar. Übermüdung, die Kälte und wahrscheinlich auch nichts im Magen, da wirkten schon kleine Mengen von Alkohol oft verheerend. Zudem ist es zwecklos, mit Betrunkenen zu verhandeln. Also werden ein paar Weisungen gegeben, die B-Stelle wieder gefechtsklar zu machen.

Und das bewährte sich auch. Als der Russe am nächsten Morgen, dem 23. Dezember, versucht, Sadnewo anzugreifen, bleibt er im gut sitzenden Abwehrfeuer der 2. Batterie liegen. Mein guter Willy Arndt hatte sich auch wieder gefangen. Das war ja – noch – unsere Stärke, dass wir nämlich dem Gegner artilleristisch immer stark überlegen waren und ihn uns so vom Leibe halten konnten, soweit wir ihn eben sahen. Infanteristisch war hingegen der Russe im Vorteil infolge seiner grossen «Winterbeweglichkeit». Seine Ski-Truppen vermögen sich durch die Wälder hindurchzuschlängeln, ohne dass wir sie fassen können. So kann er von den Waldrändern aus seine Angriffe gegen die noch von uns besetzten Dörfer vortragen oder er unterbricht die Rückzugsstrasse zwischen zwei Orten. Genau das spielte sich während dieses 23. Dezembers um Sadnewo ab. Während er an Sadnewo nicht so recht herankam, setzte er sich hinter dem Dorf auf die Strasse nach Dunjakowo, um das herum die Batterien der uns unterstellten III. Abteilung standen. Major Rips, ihr Kommandeur, wurde mit der Zeit eher nervös, weil er – wahrscheinlich zu Recht – gegnerische Spitzen auch bereits im Walde ostwärts von Dunjakowo vermutete. Wir selbst hatten unseren Gefechtsstand nach Witka verlegt – einmal, weil dort unsere eigenen Batterien standen, und zum anderen, weil sich dort auch der Gefechtsstand des Infanterie-Regiments 3 befand, bei dem mein Kommandeur ein wenig die Rolle einer seelischen Korsettstange spielte. Der gute Oberst Becker hatte doch nicht ganz die Sicherheit und Entschlusskraft von Oberst Chill. Und so ging es denn den ganzen Tag hin und her, ob Sadnewo geräumt werden sollte oder nicht.

Während also mein Kommandeur fast den ganzen Tag über beim Gefechtsstand des IR 3 sass, um beratend, beruhigend und helfend einzugreifen, war ich auf unserem Gefechtsstand mehr oder minder allein und hatte meinerseits das Zusammenspiel unserer sechs Batterien zu regeln und die Infanterie zu orientieren. Dabei immer gewärtig, dass von irgendeiner Seite her auf einmal der Russe bei uns im Dorf oder in einer Feuerstellung um Dunjakowo auftaucht. Das alles von einem Raum aus, der wie eine Gefängniszelle wirkte. Ausser einem Tisch und ein bis zwei Stühlen hatte er kein Inventar. Doch! Einen Ofen und das war hier das Entscheidende. Denn draussen sank die Temperatur auf minus 30 Grad. Dass man dabei überhaupt noch Krieg führen konnte! Nun, der Russe konnte es offenbar, und wir mussten es. Gegen Mittag griff der Gegner Sadnewo umfassend an, und nachdem er bereits in den Südteil des Dor-

fes eingedrungen war, war der Ort nicht mehr zu halten. Am liebsten wären wir mit unseren Batterien schon hinter der nächsten Auffanglinie, der «Linie Chill», denn hinter den 45ern würden wir uns sicherer fühlen. Aber wir müssen aushalten, sonst bricht vor uns der infanteristische Widerstand zusammen, und dann sind auch wir geliefert. Tatsächlich konnte ein Bachgrund südlich von Sadnewo dann doch noch gehalten werden. Man muss sich wirklich fragen, wie diese armen Schweine von der Infanterie dies bei diesen Temperaturen fertigbringen. Selbst ich, der zumindest tagsüber in der Wärme sass, war am Abend dieses Tages einfach fertig, sowohl mit meiner Stimme als auch mit den Nerven. Es ist halt doch etwas anderes, ob man im Angriff oder im Rückzug Feuerleitung spielt. Und morgen ist Weihnachten, zumindest nach dem Kalender.

24. Dezember. Der Tag begann, wie der gestrige geendet hatte. Wieder fühlte der Russe gegen unsere Linie vor. Wieder sass ich am Telefon und telefonierte ununterbrochen. Major Rips in Dunjakowo begann nervös zu werden und bat immer wieder, seine Batterien zurücknehmen zu dürfen. Und immer wieder müssen wir ablehnen. Aber das war leichter gesagt als getan, denn die Verantwortung wird immer schwerer. Lassen wir die Batterien stehen, dann besteht die Gefahr, dass sie in Dunjakowo vom Gegner eingekreist und abgeschnitten werden, zumal sich bei diesen Witterungsverhältnissen ein Stellungswechsel über Stunden hinziehen kann. Wir haben es ja beim Rückzug auf Sadnewo erlebt. Ziehen wir aber die Batterien zu früh heraus, dann hält die Infanterie nicht mehr und der Russe kann dann mitten in unsere Absetzbewegung hineinstossen.

Zu Mittag, als feststeht, dass der Russe sich bereits ostwärts von Dunjakowo befindet und jederzeit auf den Weg von dort nach Witka vorstossen kann, entschliesst sich der Kommandeur, an die Abteilung Rips den Befehl zu geben, mit ihren Batterien Stellungswechsel in den Raum von Panichino zu machen. Nicht zu früh, denn um 17 Uhr greift der Russe Dunjakowo von Osten her an. Der Angriff bricht im Feuer der 3. und 8. Batterie zusammen. Die Batterien der Abteilung Rips sind aber bereits auf dem Marsch. Die ersten ziehen jetzt an unserem Gefechtsstand vorbei und die Chefs melden sich jeweils bei uns.

Es wird für die Batterien heute kein sehr schöner Weihnachtsabend werden, so mitten im Wald bei der wahnsinnigen Kälte, bestenfalls an kleinen Lagerfeuern sich wärmend. Aber was hilft es? Um 18:00 Uhr soll sich die Infanterie aus der «Linie Becker» lösen und auf die «Linie Chill» zurückgehen, die bei uns, genau vor unserem letzten Gefechtsstand in Witka verlaufen wird. Wird das glücken? Wird der Russe nicht sofort nachstossen, wird die Infanterie so lange halten, bis alles zurück ist? Alles Fragen, die uns doch sehr bedrücken. So sitzen wir auf unserem Gefechtsstand, starren in das Feuer des Ofens, das in dem leeren Raum tanzende Lichtflecken an die Wand wirft, und warten, bis alle Batterien wohlbehalten die «Linie Chill» passiert haben. Hie und da wandern meine Gedanken auch nach Hause. Jetzt werden

die Eltern wohl zum Weihnachtsregen nach St. Stephan gehen und wahrscheinlich auch denken, wie es mir wohl gehen mag. Gut, dass sie es nicht wissen. Aus dieser Grübelelei werde ich aufgescheucht: Der letzte Chef meldet, dass er mit seiner Batterie glücklich die «Linie C» passiert hat. Gott sei Dank! Nun wird es auch für uns Zeit zum Gefechtsstandwechsel.

Draussen ist es stockfinster und es schneit. Alles liegt unter tiefem Schnee, eine Weihnachtsnacht, wie man sie sich schöner eigentlich gar nicht vorstellen kann. Aber mir ist nicht sehr danach. Da man ja auf diesen Wegen mit dem Pkw nicht fahren kann, hat die Stabs-Batterie von irgendwoher einen kleinen Bauernschlitten organisiert und zwei Pferde vorgespannt. Den besteigen wir nun, hüllen uns in Decken und dann geht es los, hinein in die Weihnachtsnacht.

Wir fahren an den marschierenden Batterien vorbei. Die Räder der Geschütze knirschen im Schnee, die Pferde trotten langsam vor sich hin. Der Kommandeur spricht im Vorbeifahren mit den Männern und wünscht ihnen eine gesegnete Weihnacht. Dabei wissen die armen Teufel gar nicht, wo sie Weihnachten feiern werden. Sicher irgendwo im Wald. Vor uns, weit hinter der Front, blitzt es fahl auf. Das Mündungsfeuer von Geschützen. Wir sehen uns an. Das kann doch nicht möglich sein. Das würde ja bedeuten, dass der Gegner im Süden bereits hinter uns steht. Nein, das muss etwas anderes sein. Hoffentlich! Wir erreichen Panichino. Um das Dorf herum stehen die Batterien in Stellung oder fahren gerade ein. Soweit möglich, ist die dienstfreie Mannschaft in den wenigen Häusern des Ortes untergezogen.

Der Kommandeur und ich treten in eines der Häuser ein, um eine Auskunft zu holen. Da bietet sich uns ein unerwartetes Bild. In einem halbwegs grossen Raum sitzen die Männer einer Batterie dicht gedrängt am Boden um einen Weihnachtsbaum, der auf einem Tisch steht. Am Tisch sitzt der Hauptwachtmeister der Batterie, der Wachtmeister Unruh, und singt aus einem Gesangsbuch mit seinen Leuten «Stille Nacht, heilige Nacht». Hie und da blickt die «Mutter der Batterie» misstrauisch in die Runde, ob auch alle mitsingen. Wir sind im Türrahmen stehen geblieben und warten, bis der Gesang zu Ende ist. Dann tritt der Kommandeur vor. Der Hauptwachtmeister ist nach dem Lied versonnen sitzen geblieben. Jetzt sieht er uns und brüllt «Achtung!» und meldet: «9. Batterie bei der Weihnachtsfeier.» Wir machen anschliessend noch eine kurze Rast bei unserer Stabs-Batterie, die auch in diesem Ort liegt. Es gibt sogar Portwein und etwas Bäckerei. Dann geht es weiter zu unserem neuen Gefechtsstand in Pshewuschka.

Es war so gegen 21 Uhr. Die Schlittenfahrt führt durch einen Wald und man könnte nun fast wirklich weihnachtlich gestimmt werden. Tiefe Stille um uns herum – wirklicher Weihnachtsfrieden. Ich habe so etwas noch nie erlebt. Fast lautlos gleiten wir dahin, jeder vor sich hin sinnend. Der Kommandeur sin-

niert gewiss, ob es nun ein Junge geworden ist. Er hat noch immer keine Nachricht von zu Hause. Und ich: Jetzt sitzen sie zu Hause sicher schon bei Tisch und es wird wie all die Jahre wieder gesülzten Fisch geben. Der seelische Kater, den ich heute früh noch hatte, ist einer eher wehmütigen Stimmung gewichen. Und ich finde es fast schade, dass diese Fahrt nun endet, als wir bei unserem neuen Quartier eintreffen. Wir haben es gewählt, weil hier auch der neue Abschnitts-Kommandant, Oberst Chill, seinen Gefechtsstand eingerichtet hat, mit dem wir nun zusammenarbeiten werden. In der Meinung, den sentimental Teil des Tages hinter uns zu haben, treten wir in den neuen Gefechtsstand ein. Und stehen wie gebannt: In einer kleinen, freundlichen Bauernstube mit einem gemütlich prasselnden Kaminfeuer steht auf einem Tisch ein wunderschön geschmückter Christbaum. Aus dem Radio klingen Weihnachtslieder. Das hatten wir uns nicht träumen lassen. Wir waren einfach sprachlos. Konnte es so etwas in Wirklichkeit überhaupt geben? Wir, die Angekommenen, blieben ein paar Augenblicke stillstehen und überliesen uns einer Flut von Gefühlen. Der Weihnachtsmann, der uns hier so unerwartet entgegentrat, war Leutnant Sahner gewesen, den wir als Vorkommando vorausgeschickt hatten. Den Christbaumschmuck aber hatte der Bursche des Kommandeurs schon seit Langem in der Packtasche mitgeführt. Fast hätten wir vergessen, dass wir eigentlich Krieg führten. So wurden also schnell noch die Anordnungen für die Nacht gegeben, aber dann begann unsere Weihnachtsfeier. Die eisernen Bestände wurden hervorgeräumt und wir hielten ein köstliches Abendessen. Leider war ich der Einzige, dessen Weihnachtspäckchen von zu Hause rechtzeitig eingetroffen waren. Ich holte sie aus dem Wagen, wo sie so fest angefroren waren, dass ich sie mit aller Gewalt vom Boden des Fahrzeugs losreißen musste. Und so wurde es doch noch eine richtige Weihnacht. Bei einer Flasche Wein plauderten wir noch bis ein Uhr nachts, und natürlich wurde von zu Hause viel erzählt, denn dort waren ja unser aller Gedanken. Um 23 Uhr liess der Kommandeur noch einen Funkspruch an das Regiment absetzen: «Frohe Weihnachten wünscht Artillerie-Gruppe Brechtel!»

25. Dezember. Ein Christmorgen, wie man ihn eigentlich nur in der Kindheit erlebte: Der Baum mit den abgebrannten Kerzen, die Geschenke noch auf dem Tisch verteilt, ein leichter Geruch von Tannennadeln im Zimmer. Draussen ein strahlendes Winterwetter, klirrender Frost. Man ist herrlich ausgeschlafen, auch wenn es nur knapp fünf Stunden waren, und die auf einem harten Fussboden. Aber dergleichen spüren wir schon gar nicht mehr. War das alles bloss ein Traum gewesen?

Die Realität kehrte jedenfalls schnell zurück: Um 7 Uhr greift der Russe von Dunjakowo aus Witka an und wird abgewiesen. Man merkt, dass man das Infanterie-Regiment 45 vor sich hat. Um 11:30 Uhr ein zweiter Angriff auf Ikonowo – wieder abgeschlagen; um 13:00 Uhr der dritte Angriff auf Ikonowo –

ebenfalls abgeschlagen. Um 16:00 Uhr ein vierter Angriff auf Ikonowo, auch er bricht in unserem Feuer zusammen. Aber das weihnachtliche Mittagessen geniessen wir doch nicht mehr so recht. Nur zwischen-durch denke ich an das traditionelle Familienmittagessen an diesem Tag bei meiner Grossmutter am Parkring in Wien. Ja, das war einmal.

Um 16:00 Uhr kommt der Befehl vom Regiment für den weiteren Rückzug. Das Wetterleuchten, das wir gestern Abend im Süden wahrnahmen, war doch nicht der Nachbar, sondern der Feind gewesen. Die Bedrohung aus dieser Richtung wirkt sich nun bereits auf unsere Bewegungen aus. Wir sollen daher bei Mysslowo über den Wolchow zurückgehen. Genau einen Monat ist es her, dass wir Mysslowo genommen hatten. Und jetzt? Man darf gar nicht daran denken. Gott sei Dank ist das die letzte Etappe bis zu unserer «Winterstellung». Gebe Gott, dass wir alles gut herausbekommen.

Ich bin zum Regiment befohlen, um genauere Befehle einzuholen. Um 19:00 Uhr verlasse ich unseren «Weihnachts-Gefechtsstand» hoch zu Ross, um nach Mysslowo zu kommen. Dabei passiere ich Tschirkowo. Der Ort brennt. Der Ring um uns dürfte also geschlossen und der Übergang über den Wolchow das noch einzig offene Loch sein. Beim Regiment erhalte ich den Befehl, noch in der Nacht am jenseitigen Wolchow-Ufer einen Stellungsraum für die Abteilung zu erkunden. Es gibt natürlich keine Brücke, aber der Fluss ist fest zugefroren und so bleibt mir nur noch die Rolle des Reiters über den Bodensee. Es ist tatsächlich ein merkwürdiges Gefühl, über eine ziemlich weite Strecke zu reiten in dem Bewusstsein, dass tief unten ein mächtiger Strom fliesst. Aber die «Eisbrücke» ist solide. Noch in der Nacht setzen die ersten Batterien über sie hinweg auf das andere Ufer. Zurückgekehrt finde ich den Abteilungs-Stab bereits in Mysslowo vor. In einer verlausten und ungemein dreckigen Bude schlafen wir auf dem Boden so schlecht und recht, nachdem die Batterien, die den Uferwechsel decken sollen, in Stellung gegangen waren – kein schöner Ausklang des Christtages.

24. Dezember. Auch an diesem Tag bin ich wieder auf Erkundung, diesmal für die angeblich endgültigen Stellungen in der Winterstellung. Sie soll vorbereitet sein. Aber dafür finden sich keine Anzeichen. So kann ich denn nur meine Pflöcke irgendwo in die Schneedecke treiben. Auch für den Abteilungs-Gefechtsstand finde ich nur eine tief verschneite Buschgruppe. Da wird es freilich keine Läuse mehr geben, aber auch keinen Ofen mehr. Bin gespannt, wie das werden wird.

Erst am Abend kehre ich zum Gefechtsstand zurück. Auch hier wird es langsam spannend. Der Russe drückt nun recht energisch nach. Am frühen Nachmittag hat er Legotkowo genommen. Mysslowo liegt nun in der vordersten Linie. Die Hauptkampflinie verläuft ein paar Hundert Meter vor uns am Ortsrand. Ich bin aber so müde und abgespannt, dass ich an der Gefechtsführung nur wenig Anteil nehme, schnell

zu Abend esse und mich auf dem Fussboden zum Schlafen hinlege. Aber um 20:00 Uhr werde ich schon wieder geweckt, ich muss nochmals ins Gelände fahren. Die 5. Batterie soll, von anderer Verwendung kommend, uns auch noch unterstellt und eingesetzt werden. Und da am jenseitigen Wolchow-Ufer unsere Nachhuten bereits bis Bor zurückgegangen waren, hatte ich unsere beiden Batterien auch dort herauszuziehen und drei Kilometer weiter südlich in Stellung zu bringen. Endlich hatte ich auch das geschafft und um 1 Uhr nachts kam ich – durchgefroren, hungrig und hundemüde – wieder auf den Gefechtsstand und wollte mich, nachdem ich dem Kommandeur gemeldet hatte, noch einmal schlafen legen. Aber um 1:40 Uhr geht der Teufel los. Mittlerweile hat der 27. Dezember begonnen. Ich werde wachgerüttelt. Grosse Aufregung! MG-Feuer ist zu hören. Und die Meldungen überstürzen sich: «Der Russe greift an!» – «Russe ist bereits im Dorf.» – «Die 3. Batterie schießt.» – «Der Russe ist nicht im Dorf.» – «Er ist bereits an der Kirche.» – «Der Russe greift auf dem Fluss von Nordwesten an.» ... Dann reissen alle Verbindungen ab und wir sitzen im Ungewissen.

Nach und nach gewinnen wir ein etwas klareres Bild. Der Russe war offenbar tatsächlich in die ersten Häuser am Dorfeingang eingedrungen. Der Vorgeschobene Beobachter der 3. Batterie musste ausweichen und schoss nun aufs Geratewohl in die Gegend. Auf die Infanterie ist kein Verlass mehr. Damit aber wird die Frage brennend, ob wir die Batterien am jenseitigen Ufer nicht herausziehen müssen. Denn wenn der Russe Mysslowo nimmt und bis zum Fluss durchstösst, dann kann er auch die drübere Uferstrasse einsehen, auf der unsere Batterien sich später werden zurückziehen müssen. Noch zögern wir. Ein Gegenstoss eigener Kräfte ist angesetzt. Aber er verläuft sozusagen im Sande, besser im Schnee. Unsere Leute wollen und können nicht mehr.

Immer stärker wird der feindliche Druck auf das Dorf. Um 5:45 Uhr kommt dann der Befehl, das Dorf sofort zu räumen. Jetzt wird es aber für uns höchste Zeit. Funkspruch an alle Batterien: «Stellungswechsel! Eile geboten!» Auch bei uns am Gefechtsstand wird jetzt fieberhaft gearbeitet, um alles Gerät zurückzubringen, nichts dem Feind zu überlassen. Wenn nur jetzt nicht, fünf Minuten vor Torschluss, noch eine Katastrophe passiert. Einmal noch muss es gut gehen!

Der Kommandeur entschliesst sich, zu Fuss voranzugehen, um am jenseitigen Ufer den Stellungswechsel der Batterien persönlich zu überwachen. Ich soll, wenn alles abgebaut ist, mit den Kraftfahrzeugen, das heisst dem Kommandeurs-Pkw und dem Funkwagen, nachfolgen.

Um uns herum wird es langsam recht lebendig. Das Dorf brennt bereits an allen Ecken und Enden. Durch die Dorfstrasse pfeifen Leuchtpur-Geschosse von Gewehren und MGs, Pak-Granaten ziehen ihre leuchtende Bahn, und in nächster Nähe krachen Granatwerfer-Einschläge. Von uns sind nur noch Nachhuten

am Nordrand des Dorfes. Sonst nichts mehr! Nun wird es aber Zeit für mich. Nichts wie weg! Aber da springt der Motor des Funkwagens nicht an. Alle Versuche fruchten nichts. Der Pkw wird ihm vorgepannt. Aber er ist zu schwach, wühlt sich im Schnee ein, rutscht ab, sitzt selber fest. Das Feuer wird immer heftiger. Häuser in unmittelbarer Nähe stehen in hellen Flammen. Wenigstens braucht man auf diese Weise keine Beleuchtung. Dazwischen aber bersten Einschläge. Und ich sitze mit diesen zwei Autos da und komme nicht vorwärts.

Im Stich lassen? Kommt ja nicht in Frage! Ein paar Infanteristen kommen an mir vorbei. «Bitte, helft mir doch!» Horuck, nochmals, noch einmal! Gott sei Dank, der Pkw ist frei und steht auf der Strasse. Nun noch den Funkwagen. Endlich springt auch er an und ist fahrbereit. Langsam wird es aber recht ungemütlich. Wir stehen da im Schein der Flammen und aus der Dunkelheit zischen und pfeifen die Leuchtspur-Geschosse.

Auf der Dorfstrasse sammelt Infanterie und rückt ab. Am Nordausgang knattern noch MGs. Ich will anfahren – aber da setzt der Motor des Funkwagens wieder aus. Also wieder kurbeln, mit dem Pkw anschleppen! Krach! haut ein Granatwerfer in der Nähe ein. Nur Ruhe! Nur die Ruhe kann es machen, rede ich mir ein. Endlich sind wir so weit, wir fahren. An der Kirche bleibe ich stehen und drehe mich nach dem Funkwagen um. Der steht 100 Meter hinter mir, ihm ist schon wieder der Motor abgestorben. Es ist zum Verzweifeln! Endlich setzen wir uns in Bewegung.

Am Weg zum Fluss hinunter wird nicht mehr viel passieren. Aber jenseits, die Uferböschung hinauf! Wenn wir da hängen bleiben, ist alles verloren. Tatsächlich kommen wir gut über den Fluss. Jetzt: die Uferböschung. Die Motoren heulen auf, ächzen. Langsam, immer langsamer schieben sich die Fahrzeuge hoch. Noch ein Stückchen, noch ein ... Dem Herrgott sei Dank! Wir sind oben. Habe doch leicht geschwitzt, obwohl der Morgen sehr kühl ist. Ich fahre am Ufer entlang. In Mysslowo knallt und kracht es, Häuser brechen in einem Funkenregen zusammen. Und schon kommen die ersten Schüsse von drüben auf unser Ufer. Auch hier herüber haben wir Glück gehabt. Fünf Minuten, bevor die letzten Schleier der schützenden Dunkelheit gewichen sind, hatte das letzte Fahrzeug der letzten Batterie die gefährdete, weil eingesehene Stelle passiert und war nun auf dem Weg in die «Winterstellung». Der Rückzug war gelungen. Nicht ein Geschütz, nicht ein Fahrzeug war verloren gegangen. Bei solchen Gelegenheiten ist es nicht falsch, wenn man Zeit hat oder sich Zeit nimmt, ganz still ein «Vaterunser» zu beten.

## Miagry, Winter 1941/42

Einer Veränderung der Lage verdanken wir es wohl, dass der Abteilungs-Stab den von mir im blanken Schnee erkundeten Gefechtsstand doch nicht bezog, sondern weiter nach Süden wanderte, in das Dorf Miagry.

Hier waren wir schon einmal gewesen, nämlich im Herbst vorigen Jahres, als wir der 18. Infanterie-Division (mot.) unterstellt waren. Damals lag hier der Divisions-Stab und der des Artillerie-Regiments dieser Division. Wo sind die wohl verblieben? Eines hat sich allerdings gebessert. Damals war die Dorfstrasse vom Regen so aufgeweicht, dass sie unpassierbar war. Heute ist sie ein ausgetretener, hart gefrorener Schneeweg, auf dem sich freilich Unbeschreibliches abspielt. In ununterbrochener Folge ziehen Truppen, Trosse, oft in zwei bis drei Kolonnen nebeneinander und mehr oder minder aufgelöst, durch das Dorf. Abgerissen, verdreht, ver mummt. So ungefähr dürfte der Rückzug von Napoleons «Grande Armee» im Winter 1813 ausgesehen haben. In den wenigen vorhandenen Häusern stehen Leute in den Hausfluren, dicht gedrängt, froh, nicht der eisigen Kälte ausgesetzt zu sein. In den «Zimmern» findet man bisweilen 30 bis 40 wildfremde Menschen vor, die sich dort zu erwärmen versuchen. Von unserer Division ist freilich nichts dabei, denn die ist bereits in Stellung, um dieses Chaos zu decken. Auch unsere Batterien, die stehen einfach im Schnee, bei 39 Grad Kälte!

Wir haben wieder einmal Glück gehabt. Am Süden de von Miagry haben wir in diesem überbelegten Dorf doch noch ein Haus ergattert. In einer Stube von etwa vier mal sechs Metern sind wir, der Stab, mit zwölf Mann untergekommen. Ein Ofen und zwei Bänke sind das gesamte Mobiliar. Zumindest ist es halbwegs warm. Am Silvesterabend hole ich mir aus meinem Gepäck eine kleine Sektflasche, die ich einmal mit der Feldpost bekommen habe. Aber ihr Inhalt ist so hart gefroren, dass nichts anderes übrig bleibt, als das Glas zu zerschlagen und den gefrorenen Sekt-Brocken in einem Kochgeschirr am Ofen aufzutauen. Nun denn: «Prost Neujahr!»

1. Jänner 1942: Man weiss eigentlich nicht, wozu man sich gratulieren soll? Für zwei Jahre Krieg? Oder weil man noch am Leben ist? Vielleicht! Aber da ist noch ein anderer Grund. An diesem stahlgrau-eisigen Neujahrmorgen sind mit der Dienstpost vom Regiment auch ein paar Eiserne Kreuze I. Klasse gekommen und die sollen nun durch die Abteilung «zugestellt» werden. Der Division scheint das zu



mühsam zu sein. Der Kommandeur hatte das Paket in Empfang genommen und beauftragte mich, nach dem Unteroffizier Weisskopf von der 1. Batterie zu telefonieren, damit er sich im Laufe des Nachmittags beim Gefechtsstand einfände, um seine Auszeichnung in Empfang zu nehmen. Und wie ich da mit der 1. Batterie telefoniere, sagt mir auf einmal der Fernsprecher: «Herr Oberleutnant, ich verbinde mit der Zwischenstelle, die verlangt dringend die Abteilung.» Was ist denn schon wieder? «Ich verbinde.»

Die Zwischenstelle der 1. Batterie war ein einsames Bahnwärterhaus an der Wolchow-Bahn, mitten im Wald auf einer kleinen Lichtung, etwas über drei Kilometer hinter der Front und etwas über zwei Kilometer von unserem Gefechtsstand entfernt. In diesem Häuschen sass ein Störungssucher-Trupp, um die lange Fernsprechlinie, die von der Feuerstellung zur B-Stelle am Wolchow verlief, instand zu halten. Es war eine alte, baufällige Bude mitten im Wald, aber man war ja froh, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben. In der Sprache der Front hiess sie nach der Kartenbezeichnung kurz «K 3». Man sah dort ausser Bäumen lediglich den toten Schienenstrang der Bahn aus einiger Entfernung kommen und in einer leichten Kurve wieder im Wald verschwinden. Meterhoher Schnee, nur ein schmal ausgetretener Pfad schlängelt sich an K 3 vorbei, um sich nach wenigen Metern wieder zwischen den Bäumen zu verlieren: der Weg zur Front. Aber nur selten kommt hier ein kleiner Trupp vorbei, Essenholer, Störungssucher, Melder, die sich hier ein bisschen aufwärmen, und dann ist wieder Stille um K 3. So auch an diesem Morgen des Neuen Jahres, als der Unteroffizier Zorn, um etwas frische Luft zu schnappen, aus der dumpfen Bude heraustritt. Nanu, denkt er sich, löst die Infanterie vorne ab? Da, in etwa einem Kilometer Entfernung, gerade wo die Bahngleise wieder im Wald verschwinden, ziehen Männer im Gänsemarsch über die Gleise, vom Wolchow kommend nach hinten. Und das hört gar nicht auf: 20, 30, 50, immer mehr. Er holt sein Fernglas und dann lässt er sich mit der Abteilung verbinden: «Es ist kein Zweifel, Herr Oberleutnant, es sind Russen. Ich erkenne ganz deutlich die Art der Maschinengewehre, alle auf Skiern und in Schneehemden.» – «Wie viele denn?» – «Bis jetzt etwa 200, aber die Bewegung hält an.» – «Schwere Waffen?» – «Nein, vielleicht ein paar Granatwerfer.»

Auf unsere Meldung hin fällt man allerorts aus den Wolken. Das Regiment, die Division, niemand ahnt etwas. Vorne bei den Infanterie-Regimentern weiss man auch von nichts. Die Front ist vollkommen ruhig. Man hat auch nichts gesehen. Das will freilich nichts heissen, denn da im Süden des Divisions-Abschnittes, da verläuft die Front nur auf der Karte. Bestenfalls verbindet die Spur eines Ski-Spähtrupps die kilometerweit auseinander liegenden Stützpunkte. Trotzdem glaubt man dem Ganzen nicht so recht. 500 Russen sollen es nach den letzten Meldungen sein. Die müssen doch irgendwo bleiben. Vorsichtshalber wird an alle Batterien eine Warnung erteilt, dann aber geht man zur Tagesordnung über. Was

soll man denn auch machen. Ein paar Spähtrupps werden ausgeschiedt und da wird man ja bald etwas hören.

Inzwischen kommt das Mittagessen. Auch aus den Protzen-Stellungen am Waldrand südöstlich unseres Dorfes steigt der Rauch der Feldküchen auf. Das Essen wird ausgegeben und bei der Stabs-Batterie der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 57 zahlt der Rechnungs-Unteroffizier den am Ersten eines jeden Monats fälligen Wehrsold. In langen Reihen stehen die Männer vor seinem Unterstand. Da fällt am Lagerende ein Schuss, man kann sich kaum umdrehen, da peitschen bereits MP-Salven zwischen den Bäumen und dann sind sie auch schon da – die Russen. Mit lautem «Urrä!» brechen sie ein. Die auseinanderstiebenden Männer rennen ihnen geradezu in die Bajonette. Wer zufällig ein Gewehr zur Hand hat, drückt ohne Besinnung in die Luft los. Der Zahltisch wird umgerissen, ein paar springen in irgendeinen Bunker und halten kopflos die Tür zu, bis sie eine durchs Fenster geworfene Handgranate in Stücke reisst. Der Hauptwachtmeister ist mit einem Sprung in seinem Unterstand, erwischt seine Maschinenpistole, kann sich den Ausgang frei schießen und zieht sich, mit ein paar Männern, die er noch zusammenbekommt, auf ein Nachbarlager zurück. Auch in die Protzen-Stellungen der 3. Batterie des AR 57 und der Beobachtungs-Abteilung 30 sind die Russen eingebrochen. Zum Teil konnten die Lager gehalten werden.

In Miagry war jetzt der Teufel los. Die Verbindung zur Division war weg. Was soll geschehen? Wird der Russe das Dorf, das beherrschend auf einer kleinen Anhöhe liegt, angreifen? Unser Regimentskommandeur, Oberst Fischer, organisiert die Abwehr. Zum Glück stösst der Russe nicht nach. Er plündert in den Protzen-Stellungen. Hemmungslos, gierig stürzen sich die halb verhungerten Russen auf die Marketenderwaren und Vorräte. Mit Schnapsflaschen und Zigaretten in der Hand werden sie dann zusammengeschossen. Zwei 2 cm Zwillings-Flak auf Selbstfahrlafetten werden herangezogen und am Ortsrand, gleich neben unserem Gefechtsstand, postiert. Schreiber, Melder und sonstiges Stabspersonal werden zu Alarmeinheiten zusammengestellt. Und ich?

Ich sitze wieder am Telefon, um die Meldungen von den Protzen-Stellungen und von K 3 durchzugeben, zu orientieren, an das Regiment zu berichten, dem Kommandeur die Lage vorzutragen und – zu warten. Das ist der Krieg der kleinen Adjutanten. Gefährlich? Gott, ja und nein, wer Pech hat, bricht den Finger in der Butterdose. Dann sollte man lieber erst gar nicht Soldat werden. Verantwortungsvoll? Entscheiden tut der Kommandeur. Der Adjutant hat nichts zu verantworten. Er kann nur sagen: Ich bin dabei gewesen und habe mich wichtig gemacht. Genau genommen ist er ein Büroschreiber mit Gefahrenzulage.

In einer Gefechtspause dieses ereignisreichen Nachmittags überreicht mir dann der Kommandeur das mir «vom Führer und Reichskanzler» verliehene Eiserne Kreuz I. Klasse. Meine erste Empfindung ist eher negativ. Der «Führer»! Der weiss ja gar nicht, dass ich überhaupt existiere. Und die Division hat, wie ich weiss, den Antrag bereits zweimal zurückgewiesen, weil unbegründet. Ja, wofür denn auch? Besondere Tapferkeit? Das müsste sich doch herumgesprochen haben. Nun ja, es gehört eben zur Ausrüstung und da hat der Kommandeur seinem Adjutanten diese Auszeichnung besorgt. Man weiss ja, wie das so geht. Eigentlich traurig. Aber zu Hause wird man sich doch darüber freuen.

Ich hatte mich zu dieser Prozedur kurz erhoben, hatte «gehorsamst gedankt», einige Hände geschüttelt und mich dann wieder gesetzt und zum Telefonhörer gegriffen. Und dann, ja dann hatte ich einen Moment nicht achtgegeben und gar nicht gehört, dass sich die Vermittlung bereits gemeldet hatte, denn ich hatte – ganz unauffällig natürlich – an meiner linken Brustseite heruntergesehen, dort wo der Kommandeur mir das Kreuz angeheftet hatte, und war daher einen Moment nicht ganz bei der Sache gewesen. Doch dann: «Verbinden Sie mich mit der 1. Batterie.»

In der Abenddämmerung trat dann ein herangeführtes Radfahr-Bataillon, angeblich Österreicher, zum Gegenangriff an. Die 2 cm Flak waren auf ihren Selbstfahrlafetten wie vorsintflutliche Ungeheuer den Hang vom Dorf zum Wald hinuntergerollt und hatten dabei ihre roten Leuchtspuren in die schwarzen Waldränder hineingeschleudert. Die Explosionen von Handgranaten und das Geknatter von Schüssen klangen herauf. Der Russe soll beim Einsetzen des Gegenangriffs nicht lange gehalten haben, sondern war auf dem alten Weg wieder zurückgekehrt. Über 50 tote Kanoniere hatte der Tag das Regiment gekostet. Etwa 200 Russen hat man später im Schnee gefunden. Die Infanterie behauptete später, von den über den Wolchow zurückkehrenden Russen nochmals 200 abgeschossen zu haben.

Es war unser erstes Zusammentreffen mit der sowjetischen 80. Kavallerie-Division, die mit etwa sechs Eskadronen auf Skiern über den Wolchow zu einem tiefen Raid in unser Hinterland aufgebrochen war. Es war unser beiderseitiges Pech, dass sie dabei mitten in unsere dicht besetzten Protzen-Stellungen hineingestossen waren. Der Vorfall gab jedenfalls zu denken, sowohl was die Abwehrkraft unserer Front anbelangte als auch was die Beweglichkeit russischer Ski-Truppen betraf. Und das schien auch nicht abzureissen. Am 3. Jänner wollten Flieger westlich von Miagry, in den Wäldern, hundert Russen beobachtet haben. Etwas weiter oben, bei Dratschewo, bereits im Abschnitt der 11. Division, sollten sich sogar über tausend Russen hinter unserer Front herumtreiben. Man hörte wohl auch etwas MG-Feuer von dort her. Auch aus der Gegend von Dedelewo, wo die Division ihren Gefechtsstand hinverlegt haben soll, war Gefechtslärm zu hören. Aber es war einem selbst irgendwie alles egal. Solange man nicht selbst ange-

griffen wurde, mochten sich die da hinten die Köpfe einschlagen, solange sie wollten. In dieser mörderischen Kälte – minus 30 Grad hatte man am Abend des 1. Jänner gemessen und nach einer kurzen Besserung war das Thermometer wieder auf minus 26 Grad gefallen. Bei solchen Temperaturen hörte sich langsam so alles auf, bei uns wenigstens. Beim Russen fing man offensichtlich erst an.

Man hat sie mit eigenen Augen sehen müssen, die «vorbereiteten Feuerstellungen» der Winterstellung: ein Pflock in gefrorenem Boden, mit einer Nummer drauf. Die Spaten und Schaufeln brachen, man musste die Erde sprengen. Da gingen oft auch ein Bein oder ein Arm gleich mit. Aber das war auch schon egal. Denn wenn man nicht rechtzeitig unter die Erde kam, dann waren Arme und Beine sowieso verloren. Täglich meldeten die Batterien Erfrierungen. Eine Zeitlang schien alles zum Stillstand zu kommen. Alles fror ein: Die MGs schossen nicht mehr, die Scherenfernrohre auf den B-Stellen arbeiteten nicht, die Verschlüsse an den Geschützen funktionierten nicht mehr richtig, Funkgeräte versagten, alles blieb im hohen Schnee stecken. In diesen Tagen begann dann auch das grosse Pferdesterben. Mit ungenügendem Futter standen die armen Tiere Tag und Nacht im Freien, meistens nur durch eine dünne Wand aus Ästen und Reisig gegen den eisigen Wind geschützt. Sie standen, ohne sich zu rühren, stumm, ergeben, bis sie eines Tages zusammenbrachen und die Pistole des Veterinärs ihren Leiden ein barmherziges Ende setzte. Ist das nur hier bei uns am Wolchow so, oder sieht es an der ganzen Front so aus? Man hört oft Gerüchte, dass es mancherorts noch ärger sein soll. Die 61. Infanterie-Division soll auf ihrem Rückzug von Tichwin fast die gesamte Artillerie eingebüsst haben. Man soll nicht allzu viel denken und vergleichen, sonst könnte man leicht auf die Idee kommen, dass da mit der Armee in geradezu verbrecherischer Weise umgegangen wurde und wird. Wer hat denn eigentlich den Angriff im Oktober aus unseren gut ausgebauten Stellungen in den russischen Winter hinein befohlen? Wer ist denn eigentlich dafür verantwortlich, dass unsere Männer bei 30 Grad Kälte in ihren dünnen Mänteln und den lächerlichen Ohrenschützern herumlaufen müssen? War es beim OKW unbekannt, dass es einen russischen Winter gibt? Hat der Reichspressechef, damals im Herbst 1941, tatsächlich geglaubt, der Krieg gegen die Sowjetunion sei bereits gewonnen und zu Ende? Leben wir denn in einer Welt voller Narren? Es muss wohl so sein. Wahrscheinlich sind wir langsam schon alle verrückt.

Die Übermüdung der Rückzugstage kam jetzt heraus. Und dazu immer zu sechst oder sieben auf ein paar Quadratmetern zusammengepfercht, in einem verlausten Zimmer, nur weil da drinnen eben ein winziger Ofen stand, ohne den man nicht auskam; nie eine Sekunde allein, nie aus den Kleidern; beim Essen, beim Briefschreiben, beim Telefonieren, beim Wäschewechseln, ununterbrochen sitzen Leute um einen herum, ständig stürzt man sich in einen Dienst, der in einem tödlichen Einerlei immer mühsamer, langsa-

mer, reibungsvoller läuft, und in dem man, weil er eben kein Ziel hat, sich endlich einmal gehen lassen möchte nach all diesen Anstrengungen. Hört denn das nie mehr auf? Werden wir immer hier am Wolchow sitzen, im Schnee ersticken, oder wird man uns an den nächsten Frontabschnitt holen und von dort wieder zu einem anderen, bis wir endlich verbraucht sind? Nein, nein, man darf sich nicht nachgeben. Man muss ... Ja, was denn? Ist ja ganz egal, nur nicht gehen lassen, sonst erfrieren wir trotz unserer geheizten Stube, wir, das Regiment, die Division, ja die ganze Front. Man ist so irrsinnig nervös auf einmal, man könnte beissen. Und da, an irgendeinem Abend, geraten wir aneinander, der Kommandeur und ich. Ein kleiner, dummer Anlass, eigentlich gar keiner. Irgendeine Meldung an das Regiment, die ihm nicht passte, ein Wort gab das andere, ich bin auf einmal wütend, will mich nicht immer als dummen Jungen behandeln lassen, schliesslich bin ich Oberleutnant und weiss als erwachsener Mensch, was ich verantworten kann. Natürlich haben all die anderen recht, die nicht bei Stäben arbeiten wollen. Draussen bei der Truppe, da muss man zwar auf ein paar Bequemlichkeiten verzichten, aber dafür ist man ein freier Mann. Was soll das Ganze hier? Mag er zusehen, wie er seinen Laden ohne mich hinkriegt. Mir hängt das sowieso schon alles zum Hals heraus. Wie komme ich dazu, immer seine Launen auszufressen. Natürlich, Launen hat er. Seit Jahren schon quält er mich damit. Ich bin der dumme Kopf, der nächtelang dasitzt, die Befehle ausarbeitet, sich um alles kümmern kann und er steckt die Belobungen ein. Wenn ich einmal irgendwo eine Schraube vergesse oder ein Buchstabe vertippt ist, dann bin ich unzuverlässig. Vielleicht findet er ja jemanden besseren. Und wie der Kommandeur in seinem Ärger sagt: «Wenn Sie wollen, können Sie morgen bereits eine Batterie führen, ich brauche beim Regiment nur nachzusehen!», da bin ich nur noch steif und sage sehr förmlich: «Ich bitte darum, Herr Oberstleutnant!»

Am nächsten Tag vertritt der Kommandeur drüben beim Regiment den Oberst. Der ist zum ArKo (Artilleriekommandeur) gefahren und es heisst, dass er diese Stelle in Kürze einnehmen wird. Zu Mittag gehe ich beim Regiment vorbei, um meinem Kommandeur eine Meldung zu machen. Ich hatte mich natürlich besonders angestrengt an diesem Tag, meine Aufgaben peinlich genau zu erfüllen. Er soll keinen Grund zu einer Klage haben, wenn er mich schon los sein will. Nachdem ich meine Meldung erstattet habe, sagt der Kommandeur: «Warten Sie noch einen Moment, dann gehen wir zusammen.» Na schön, wenn's sein muss.

Wir wandern die vereiste Dorfstrasse hinunter. Nichts ist mehr von dem Verkehr der Rückzugstage zu spüren. Sie liegt wie ausgestorben. Aus allen Häusern raucht es gegen den grauen Himmel. Übrigens wollten wir, das heisst der Abteilungs-Stab, heute umziehen in ein neues Quartier. Eine Luftwaffeneinheit war ausgezogen und da bekommen wir ihr Haus. Recht ordentlich, genau am entgegengesetzten

Dorfeingang, gegen Dratschewo hin. Ich hatte alles schon veranlasst. In etwa drei Stunden können wir umziehen. Der Kommandeur nickt zu meinem Bericht. «Ist gut. Im Übrigen, Allmayer, habe ich gehofft, dass Sie sich wegen gestern entschuldigen würden.» In mir spreizt sich alles: «Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!» Er soll nur merken, dass er die Schuld allein trägt. Woran eigentlich? Dass wir mit den Nerven fertig waren? Tut es ihm vielleicht auch leid? Wieso auch? Mir? – Na ja, als Oberstleutnant hätte ich es mir auch nicht gefallen lassen. Es war schon sehr pampig von mir. Aber gleich so grob zu werden, das war doch nicht nötig. Oder hatte er gerade irgendwelche Sorgen und da kam es ihm so heraus? Schliesslich muss er ja zusehen, wie er uns alle heil durchbekommt, immerhin 600 Mann, das ist eine Menge. Oder vielleicht ist etwas mit seinem Jungen los. Der ist ja erst vier Wochen alt und seine Frau zu Hause – in der Garnison macht sie ständig Schwierigkeiten. Sie verträgt sich doch mit niemandem. Wenn der Zinnober hier noch lange weitergeht, muss der Älteste auch einrücken. Und der Rückzug hat ihn genauso hergenommen wie uns alle, vielleicht mehr. Diese Verantwortung und was man so an Sorgen für sich noch mitschleppt, das ist viel für einen allein. Wie er so neben mir durch den Schnee stapft, die Hände in den Manteltaschen, mit einer tiefen Falte um den Mund. Geht er heute nicht ein bisschen gebückt – er, der Kommandeur? Na, sagen wir doch ruhig: mein Kommandeur! Wenn wir ehrlich sind, wissen wir doch, was wir aneinander haben. Ja, gewiss, er steckt die Erfolge ein, trägt aber auch viel, fast zu viel, wenn er nicht jemanden hat, mit dem er sich aussprechen, den er um seine Ansicht fragen kann, damit er nicht alles mit sich herumtragen muss. Jemanden, den er schliesslich auch einmal anfahren kann, wenn er es eben nicht anders herausbringt – und der ihn trotzdem versteht.

Es ist sonderbar, ich habe es bisher noch niemals erlebt, dass man bei einem Menschen sich durch Jahre reibt und stösst und immer wieder stösst und schon glaubt, es geht nicht mehr zusammen, und dann fällt plötzlich eine Wand und man ist durch. Man sieht ihn dann nicht schöner. Nein, nur klarer, schärfer, man versteht ihn. Dann stösst einen auch nichts mehr ab. Es ist ja alles so verständlich, er muss ja so sein, er kann gar nicht anders, er ist ja auch nur ein armer Teufel, wie wir alle, vielleicht nur ein viel ärmerer. Und das weiss er auch, denn warum behält er mich dann noch immer, obwohl mich das Regiment ja schon versetzen wollte. Und neulich, als ich das Eiserne Kreuz bekam, hat er mir nicht gratuliert, sondern mir nur die Hand geschüttelt und «Danke!» gesagt. Er hat sich bei mir bedankt! Er hat's gewusst, ich nicht! Ja, es gibt jenseits des Dienstreglements und der Vorschriften noch ein weites Feld für Adjutanten, man muss es nur kennen.

Nun sind wir übersiedelt. Gott sei Dank! Nun haben wir wieder etwas mehr Platz. Es ist das letzte Haus am Nordeingang des Dorfes, vor dem nun unser Gefechtsstander aufgepflanzt ist. In einer recht geräumigen Bauernstube, in der in der Ecke vor einer grossen Ikone der übliche Gummibaum steht, schlagen

wir, das ist der Kommandeur, Leutnant Sahner und ich, unser Quartier auf. Im Vorraum «wohnen» die Gefechtsschreiber, Melder und Zeichner. Man hat ein paar Tische zusammengeschoben, die Karten daraufgespannt und die Telefonleitungen verlegt. Für den Kommandeur ist sogar ein Bett mit einem Strohsack da. Wir anderen schlafen am Boden, aber das ist man ja schon gewohnt. So langsam kommt wieder Ordnung in unser Leben. Auch die Front scheint sich zu stabilisieren. Lediglich bei Irssa, also südlich von Kirischi, hat der Russe in den letzten Tagen einen kleinen Brückenkopf errichtet. Der wurde ihm nun am 13. Jänner vom Infanterie-Regiment 45 ausgeräumt. Es war fast wie in alten Zeiten. Mit den vordersten Stosstrupps gingen unsere Vorgeschobenen Beobachter mit und beim ersten Widerstand brach das Feuer los. Die Wirkung der in den Kronen der alten Wolchow-Bäume krepierenden Granaten mit ihren hochempfindlichen Zündern soll sehr eindrucksvoll, das Gebrüll der getroffenen Russen geradezu grauenvoll gewesen sein. Der Munitionsaufwand war auch bedeutend: 860 Granaten wurden verfeuert. Am Abend verlief unsere Front wieder am Fluss.

Zwei Tage später, am 15. Jänner 1942, versuchte der Russe nochmals herüberzukommen. Ich war gerade erst mit dem Frühstück fertig und wollte beginnen, die Dienstpost durchzugehen, als eine der Batterien meldete, in den Wäldern am anderen Flussufer wären starke Bewegungen festzustellen. Irgendjemand halte dort mit lauter Stimme anscheinend eine Rede. Diesmal wollten wir die Sache doch selbst in die Hand nehmen. Die Ziele werden festgelegt, der Kommandeur befiehlt die Feuerverteilung. Und als dann wie erwartet der Angriff tatsächlich anläuft, haut unser Feuerüberfall mitten in die erste Welle hinein. Vernichtend! Damit war auch endlich Ruhe. Freilich nicht überall. Nördlich von Nowgorod soll der Russe mit stärkeren Kräften über den Wolchow in unsere Linien eingebrochen sein, und zwar bei der 250. Division, den Spaniern. Die sollen sich übrigens hervorragend geschlagen haben. Dennoch sei der Einbruch ziemlich tief. Der Gegner habe nach dem Flussübergang mit Teilen auch auf Tschudowo eingedreht und sei angeblich bis auf sechs Kilometer an den Ort herangekommen. Alles habe an einem Haar geangen, dann aber sei er von der 61. Division aufgehalten worden. Bei dieser Division ist übrigens mein alter Batteriechef, der seinerzeitige Hauptmann Schulz, Kommandeur des Artillerie-Regiments.

Am Nachmittag kam dann noch Oberst Chill bei uns vorbei. Er berichtet nichts Schönes. Seine Leute wären halb erfroren, total verlaust, die Kompanien hätten nur mehr Stärken von einem Offizier zu zehn bzw. einem Offizier zu 16 Mann. Das ganze II. Bataillon habe nur noch 50 Mann. Umso erstaunlicher, was seine Leute da noch zusammenbrächten.

Die nächsten Tage verliefen ziemlich ruhig. Am 19. Jänner kommt dann das Gerücht auf, die Division solle in eine Sehnenstellung zurückgenommen werden. Angeblich sollte dann bis zur Bahn geräumt wer-

den. Wir empfinden dies einfach als eine Unverschämtheit. Wie viel Stellungen sollen wir denn noch beziehen. Kaum haben wir uns in die «Winterstellung» so halbwegs hineingekratzt, sollen wir schon wieder raus. Angeblich das alles nur, um die 254. Division als Armee-Reserve freizubekommen. (Tatsächlich wäre dies eine sehr kluge Massnahme gewesen, aber was wusste ein kleiner Oberleutnant damals schon von der grossen Lage?)

20. Jänner. Kaum dass das Artillerie-Sturmabzeichen eingeführt wurde, hat Major Anders, der Kommandeur der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 57, sich darum beworben. Wo hat der denn gestürmt? Es ist einfach zum Lachen. Die Feldmarschälle Bock und Leeb sind, wie man hört, gegangen. Der Verschleiss an höheren Führern ist in letzter Zeit ziemlich gross.

22. Jänner. Gestern hat der Russe im rechten Abschnitt erneut angegriffen, ist aber total zusammengehauen worden. Es sollen Hunderte von Toten vor unseren Stellungen liegen. Gefangene, die bei unserem Angriff am 15. Jänner gemacht wurden, sollen auch über die Zustände in Leningrad berichtet haben. Angeblich herrscht dort eine fürchterliche Hungersnot, was man sich ja leicht vorstellen kann. Unglaublich, dass sie da durchhalten.

25. Jänner. Die Tage verlaufen jetzt ziemlich gleichmässig – wenn man will, auch eintönig. Ich hatte heute den «Frühdienst», von 6 bis 8 Uhr. Die ganze Nacht über, von 10 Uhr abends an, muss immer ein Offizier auf dem Gefechtsstand wach sein, um einlaufende Meldungen entgegenzunehmen und minder Wichtiges gleich selbst zu erledigen. Zwei Stunden hat da ein jeder. Heute war ich der Letzte in der Reihe. Draussen ist es natürlich noch stockdunkel. Vor 8 Uhr dämmt es ja nicht. Die Morgenmeldungen von den Batterien bringen nichts Neues. Um 7 Uhr werden die Burschen geweckt, die dann Feuer machen und warmes Wasser herrichten. Dann fange ich bei Kerzenlicht mit der Morgenwäsche an. Alle können sich nicht auf einmal waschen, da wir auf dem Gefechtsstand nur eine Waschschüssel haben. Das ist schon ein Luxus. Um 8 Uhr steht der Kommandeur auf. Ich rasiere mich eben und erstatte, Seifenschäum im Gesicht, meine Morgenmeldung: «Verlauf der Nacht ruhig, leichtes feindliches Störungsfeuer ..., eigener Munitionsverbrauch ...» Auch die übrigen werden nun munter, das heisst, der Kommandeur sorgt dafür, dass sie munter werden. Dann begibt sich jemand an die Fenster, um die Verdunkelungsrahmen aus Packpapier abzunehmen und bei dem spärlichen Morgenlicht, das durch die vereisten Scheiben wie durch Milchglas hindurchdringt, wird nun das Hemd nach Läusen abgesucht.

Inzwischen ist es 9 Uhr geworden. Man ist mit der Toilette fertig und setzt sich nun um den Stuben tisch zum Frühstück. Es gibt, wie jeden Tag, eine Menge belegter Brote und schwarzen Kaffee, den man auch



mit Tee verwechseln könnte. Dann folgt die Lektüre der Zeitungen. Die Zeitungen – es sind dies meistens Front- oder Armeezeitungen, aber manchmal auch der «Völkische Beobachter» oder «Das Reich» – haben alle eines gemeinsam: Sie sind total veraltet. Drei Wochen brauchen sie bis zu uns. Aber man gewöhnt sich daran. Jetzt lesen wir eben mit Interesse, was um die Weihnachtszeit zu Hause passiert ist. Wirklich sehr interessant. Dann, um 11 Uhr, gibt es wieder etwas Aktuelleres, die Dienstpost vom Regiment: Artillerie-Befehle, besondere Anordnungen für die Versorgung, den Schlüssel für die Sicht- und Erkennungszeichen des nächsten Tages und sonstigen Kram des täglichen Dienstbetriebes. Dazwischen läutet das Telefon – zehnmal, fünfzehnmal – und um 1 Uhr werden dem Kommandeur die Befehle zum Unterschreiben vorgelegt. Kurz davor ist bereits ein Pferdeschlitten die Dorfstrasse heraufgetrottet und hat vor unserem Haus gehalten. Das Mittagessen aus der Protzen-Stellung, abgefüllt in einen Essträger. Es gibt den so beliebten Eintopf, gut und reichlich, aber auch etwas eintönig. Nach dem Essen geht man vielleicht noch irgendwohin, in eine Feuerstellung oder zu den Protzen, um nach dem Rechten zu sehen. Oder aber man bleibt zu Hause, ich arbeite dann an meinem Tagebuch oder schreibe einen meiner leider viel zu seltenen Briefe nach Hause. Dann um 3 Uhr dämmt es bereits wieder.

Um 4 Uhr wird gejausnet. Das ist ein Ritus, ein festlicher Höhepunkt, ein Versuch, aus der täglichen Treitmühle herauszukommen. Wir haben uns ein wenig echten Bohnenkaffee gespart und von zu Hause sind hie und da Bäckereien geschickt worden. Dann sitzen wir zu dritt um den Tisch, der Kommandeur, Sahner und ich, schlürfen unseren Bohnenkaffee und machen «Konversation». Nicht immer sehr tief-schürfend, aber immerhin. Manchmal laden wir auch jemanden ein, dann gibt es auch noch ein Gläschen Schnaps dazu. Aber das sind Sonderfälle. Für gewöhnlich kehren wir dann wieder an die Schreibtische zurück und arbeiten bis 7 Uhr. Da erscheint wieder die Ordonnanz und stellt eine grosse Schüssel mit belegten Broten auf den Tisch: das Abendessen. Nach diesem «Souper» sitzt man noch ein bisschen herum, liest erneut die Zeitungen, hört Radio und um 10 Uhr unvermeidlich den Sender «Belgrader Wachtposten»: «Lili Marleen!» Tja, und dann geht man schlafen, man zieht die Stiefel und den Uniformrock aus und streckt sich auf die Pritsche. Man spürt die harten Bretter überhaupt nicht mehr, obwohl ja nur eine dünne Decke darübergespannt ist. Aber wir haben uns doch mächtig verbessert. Als wir dieses Haus bezogen, schliefen wir, mit Ausnahme des Kommandeurs, noch alle auf dem blanken Fussboden. Nun aber haben wir an der Wand eine Pritsche, in zwei Lagen übereinander, die erstens Platz spart und zweitens auch den verwöhntesten Anforderungen entspricht. Sahner krabbelt mittels einer Art Leiter in das obere Stockwerk, während ich, meinem Rang gemäss, im Parterre wohne. Man liest vielleicht noch ein wenig, dann dreht der Kommandeur die Petroleumlampe aus und spätestens nach einer Minute sind wir weg.

Das war der übliche Tagesverlauf. Mal etwas interessanter, mal eintöniger, aber im Wesentlichen immer dasselbe. Und manchmal hatte ich das rasende Bedürfnis, einmal sauber gewaschen, in einer neuen Uniform, in einer netten Gesellschaft zu sitzen, mich mit irgendjemandem zu unterhalten und zwar über Kunst oder sonst ein geistiges Problem. Nicht immer nur zerlumpte Zivilisten, niedergebrannte Häuser, verendete Pferde sehen und über militärische Dinge sprechen müssen.

Dabei wäre gerade in militärischer Hinsicht manches zu erörtern gewesen. Aber seltsam genug, die Winterschlacht, die da seit Mitte Jänner 1942 südlich von Tschudowo tobte und in deren Verlauf es zu einem tiefen Einbruch in der deutschen Wolchow-Front gekommen war, berührte uns zunächst nicht sonderlich. Gewiss, um den 20. Februar herum waren die russischen Angriffsspitzen bereits etwa zehn Kilometer westlich von Ljuban aufgetaucht. Aber dass dies zu einer tödlichen Bedrohung für uns selbst werden konnte, das war uns auf dem Abteilungs-Gefechtsstand in Miagry gar nicht so klar. Obgleich auch uns «Strategen» doch einleuchten musste, dass, wenn der Gegner sich bei Ljuban auf die Rollbahn setzte und die Eisenbahn unterbrach, unser gesamter Nachschub für die Wolchow-Front nördlich von Tschudowo unterbunden war. Aber so ist es nun einmal im Krieg, wenn man nicht unmittelbar persönlich betroffen ist, lässt einen alles andere kalt. «Die da oben» werden es schon irgendwie schmeissen. Zu den Dingen, die uns unmittelbar betrafen, gehörten zu diesem Zeitpunkt hingegen die «Personalien», und die waren gegen Ende Jänner ganz erheblich in Bewegung geraten.

Da war einmal der für mich sehr bedauerliche Umstand, dass der von mir sehr bewunderte Regimentskommandeur, Oberst Fischer, das Regiment abgab, um den Posten eines Artilleriekommandeurs zu übernehmen. Sein Nachfolger wurde, eigentlich ganz logisch, mein bisheriger Kommandeur, Oberstleutnant Dr. Brechtel. Dieses Avancement wurde auf unserem Gefechtsstand natürlich gebührend gefeiert – mit dem Erfolg, dass ich am nächsten Tag keinen sehr klaren Kopf hatte. Dabei hätte ich gerade jetzt einen solchen gebraucht. Denn da geschah das für mich geradezu Unbeschreibliche: Da der neue Abteilungskommandeur noch nicht feststand, wurde ich, der Oberleutnant, vertretungsweise mit der Führung der Abteilung beauftragt. Für die Gesamtkriegführung war dies kein besonderes Risiko, denn der Regiments-Gefechtsstand und damit mein bisheriger Kommandeur befanden sich ebenfalls in Miagry, knapp 100 Meter vom Abteilungs-Gefechtsstand entfernt und damit war die Gewähr gegeben, dass ich keine Privatschlachten liefern konnte. Zudem war die Front bei uns eher ruhig – der Russe hatte alles, was er hatte, in die Schlacht am Wolchow geworfen – und schliesslich und endlich war ich lange genug Abteilungs-Adjutant gewesen, um zu wissen, wie man eine Abteilung führt.

Stolzgeschwellt, wenn auch mit etwas Kopfweh, übernahm ich am 27. Jänner 1942 mittags das Kommando über die Abteilung, allerdings mit dem kleinen Zusatz «i.V.», also «in Vertretung». Aber das tat

der Sache keinen Abbruch. Vor allem hatte sich meine eigene Situation schlagartig verändert. War vor ein paar Wochen noch davon die Rede gewesen, dass Sahner mich als Adjutant ablösen sollte, so war er nun mein Adjutant. Und das war auch klar: Wenn der neue Kommandeur kam, so musste ich ihn doch «anlernen» und war daher wohl unentbehrlich. Hatte ich noch vor rund zwei Wochen, beleidigt und ziemlich pampig, den Kommandeur gebeten, mich mit der Führung einer Batterie zu betrauen, so schien mir dies nun gar nicht mehr so erstrebenswert. Man lebte doch ganz angenehm in Miagry. So visitierte ich denn Feuerstellungen, gab Artillerie-Befehle hinaus, natürlich «i. V.», und fühlte mich als grosser Herr. Der Moment, an dem mir der Herrgott einen Nasenstüber geben würde, war freilich nicht mehr ferne.

Rund drei Wochen währte meine «Herrschaft». Dann erschien der neue Abteilungskommandeur. Natürlich im ungeeignetsten Augenblick. Es war Faschingsdienstag (17. Februar) und wir absolvierten auf dem Gefechtsstand unter meinem Vorsitz ein kleines Fest, als er erschien und natürlich alles verdarb. Er war auch ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Ich hatte mir einen jungen «Hüpfen» erwartet – doch es erschien ein für unsere Begriffe «alter Mann». Er mochte so um die 45 herum gewesen sein, ein Reserve-Major, namens Dr. Lange und im Zivilberuf Zweiter Bürgermeister von Frankfurt an der Oder. Zunächst einmal betrachteten wir ihn mit eher zurückgelegten Ohren. Aber dann entpuppte er sich als ein sehr netter Mensch. Er war alles andere als «forsch», vielmehr sehr freundlich und naturliebend, jeglichem Kanzleibetrieb abhold, ein Mensch, dem das Wohl seiner Männer offenbar sehr am Herzen lag. Und schliesslich musste er auch etwas können, denn als Reserveoffizier Major zu werden und eine Abteilung als Kommandeur zu bekommen, war damals noch eher selten. Man hörte eigentlich nie ein lautes Wort von ihm. Dennoch wusste er genau, was er wollte. Es dauerte nicht lange, da hiess er allgemein nur noch «Vater Lange» und das war als Ehrenname gedacht. Ich sollte seine Menschenfreundlichkeit bald benötigen.

Ich weiss nicht mehr, aus welchem Anlass, vielleicht wegen der Kommandoübergabe oder aus Routine, überprüfte ich den Bestand unserer Geheimakten. Es war alles in Ordnung bis auf ein Stück und das war ausgerechnet eine «Geheime Kommandosache», nämlich der ominöse Umschlag mit der Aufschrift «Indanthren», den wir ja seit Beginn des Russlandfeldzuges mit uns herumschleppten. Ich kehrte das Unterste zu oberst, das Ding blieb verschwunden. Unvorstellbar! Wenn ich das Kuvert nicht fand, war ein Tatbericht gegen mich unvermeidbar, und dann? Zuchthaus? Festung? Hatte ich mir als Abteilungsführer i. V. noch recht überheblich ausgerechnet, wann ich Hauptmann werden könnte, so konnte ich das jetzt, mit all meinen Zukunftsplänen, in den Ofen schieben. Nach tagelangem Suchen und nachdem ich mich auch mit dem mir befreundeten Regiments-Adjutanten besprochen hatte, kam ich zu der Ein-

sicht, dass ich die Sache nun werde melden müssen. Es war der Abend des 21. Februar, als ich verstört und verzweifelt die Dorfstrasse zu meinem Quartier entlangging und nun so etwas wie eine Abschlussbilanz machte. Warum, lieber Gott, so fragte ich, hast du mich die ganze Zeit durch alle Gefahren und Widerwärtigkeiten hindurchgeführt, nur damit ich jetzt hier über so ein blödes Stück Papier stolpere? Und ich weiss bestimmt, dass mein Vater, wenn er von der Sache hier wüsste, mir – wenn er es könnte – doch helfen würde. Du könntest es doch ganz bestimmt. Natürlich erhielt ich keine Antwort, oder sie war so leise, dass ich sie mit meinen ungeübten Ohren nicht hörte. Aber merkwürdigerweise kam ich doch etwas erleichtert auf unserem Gefechtsstand an.

Am nächsten Tag meldete ich die Angelegenheit dem neuen Kommandeur. Und dieser kehrte gar nicht den strengen Vorgesetzten heraus, sondern zeigte für meine Lage grosses Verständnis, ja Mitgefühl. Auch erlaubte er mir, in die Protzen-Stellung zu fahren und dort nochmals nachzusehen. Die Nachforschung verlief freilich ergebnislos. Sehr niedergeschlagen kehrte ich zurück. Nun gut, wenn es schon sein muss, dann geht es eben nicht anders. Es wird schon seinen Sinn haben. Und als ob dies der Punkt gewesen wäre, bis zu dem ich kommen sollte, erfolgte bald nach meiner Rückkehr ein Anruf aus der Protzen-Stellung, man habe noch einmal nachgesehen und das verdammte Kuvert gefunden! Es lag in jenem Fahrzeug der Stabs-Batterie, in dem beim Rückzug die Geheimsachen mitgeführt worden waren. Als unterstes Stück war es aber am Boden des Geheimfaches so fest gefroren, dass man bei der Räumung desselben gar nicht merkte, dass da noch etwas zurückgeblieben war. Ich war vor Freude dem Weinen nahe, aber auch nachdenklich. Offenbar lässt sich der Herrgott nicht vorschreiben, ob und wann er eingreift.

Das Regiment hat übrigens befohlen, dass wir unseren gemütlichen Gefechtsstand räumen müssten und uns ein paar Hundert Meter entfernt von hier, im Wald, Bunker bauen sollten. Das war nun gar nicht so unbegründet, denn «gemütlich» war es schon seit einer ganzen Weile nicht mehr. Fast jeden Abend, so gegen 10 Uhr, konnte man weit hinten im russischen Hinterland, einen Scheinwerfer wahrnehmen, der ununterbrochen, scheinbar sinnlos, Kreise in den Himmel zog. Wenn der zu spielen begann, dann war es so weit, dann konnte man in absehbarer Zeit mit dem Erscheinen des «Eisernen Gustavs» rechnen. Gesehen hat ihn eigentlich nie jemand, denn er kam immer nur bei Dunkelheit. Es musste sich um ein ziemlich veraltetes Flugzeug handeln, zumindest den Motorengeräuschen nach zu schliessen. Seine Aufgabe bestand offensichtlich darin, über dem deutschen Hinterland Flugzettel zu streuen und am Ende seiner Mission auch noch eine Bombe abzuwerfen. Sie dürfte nicht gezielt gewesen sein und störte uns auch weniger als das Feuer der leichten Flak, die nahe unseres Dorfes stand und sich immer wieder vergeblich bemühte, dem wahrscheinlich gar nicht sehr hoch fliegenden «Eisernen Gustav» beizukommen.

Nun blieb es aber nicht immer bei diesen gleichsam unverbindlichen Besuchen. Mag sein, dass der Russe doch erkannt hatte, dass in Miagry Stäbe einquartiert waren, jedenfalls wurde es in der Nacht vom 4. auf den 5. März doch recht ungemütlich. Sechsmal wurde unser Dorf mit seinen zwölf Häusern innerhalb von zwei Stunden angefliegen und mit Bomben belegt. Die nächste Nacht war dann zwar vollkommen ruhig, aber umso bewegter war dann der Morgen des 7. März. Ich lag um zirka 7:45 Uhr noch im Halbschlaf (unter Vater Lange durften wir etwas länger schlafen), als ich plötzlich unsere Flak ganz kurz schießen hörte. Dann heulte auch bereits ein Flugzeugmotor so dicht über unserem Hausdach, dass man meinen könnte, der Kerl wollte uns rammen. Und schon krachten in unmittelbarer Nähe Bomben. Während noch die Fensterscheiben klirrten und wir uns den Dreck, der von der Decke fiel, aus den Augen wischten, hörte ich draussen rufen: «Die Flak hat ihn erwischt, er brennt!»

Tatsächlich liegt der Russe 300 Meter von uns entfernt auf dem Schneefeld und brennt lichterloh. Ich daraufhin sofort auf Skier und hingelaufen. Tatsächlich ist es einer meiner Todfeinde: ein russischer Schlachtflieger, wie ich ihn noch von Nowgorod her in übler Erinnerung habe. Vorzüglich gepanzert und schwer bewaffnet. Aber was zu frech ist, ist zu frech. Die beiden Piloten sind tot. Wir holen noch ein paar Karten aus der brennenden Maschine und ziehen hoch befriedigt ab.

Zu Hause finden wir Oberstleutnant Brechtel vor, der bei uns Zuflucht gesucht hat, da bei ihm alle Fensterscheiben draufgegangen sind. Leider sind bei ihm auch zwei Mann durch Splitter ziemlich schwer verwundet worden. Mit französischem Cognac und holländischen Zigarren versuchten wir, ihm die Zeit zu vertreiben. Das gelang so gut, dass ich mein anschließendes Mittagsschläpfchen bis 6 Uhr abends ausdehnte. Als ich dann vor das Haus trat, um frische Luft zu schnappen, war der «Eiserne Gustav» wieder in der Luft. Man hörte ihn ganz deutlich kreisen. Glücklicherweise war kein Mond am Himmel.

Die Nacht vom 7. auf den 8. März war wieder recht lebhaft. Neun Bombenangriffe, über die ganze Nacht verteilt. Fünf Bomben davon im näheren Umkreis unserer Behausung. Wir lagen in unseren «Betten» und versuchten zwischen den Angriffen, mit wenig Erfolg, zu schlafen. Um 5 Uhr früh erfolgte dann der Schlusspunkt: Eine Bombe schlug rund 60 Meter neben dem Haus ein. Der erste Eindruck war: Jetzt ist es aus, jetzt bricht die Bude auseinander. Aber sie wackelte nur und Erdklumpen schlugen gegen die Hauswand. Da ist man denn auch ganz froh, dass der neue Gefechtsstand im Wald in den nächsten Tagen fertig wird, denn wir haben ja keinen Grund, den Helden zu markieren. Auch das Regiment geht – soviel ich höre – demnächst «unter die Erde». Die Temperatur hat wieder angezogen und ist in den letzten Tagen auf minus 27 Grad gefallen.

Nur wenige Tage waren nach dieser letzten «Bombennacht» vergangen, als eines Morgens der Regimentskommandeur plötzlich auf unserem Gefechtsstand erschien und meinem «Vater Lange» ohne viel Umschweife erklärte, dass er eine Personalveränderung vornehmen müsse. Gemäss einem Fernschreiben des OKH seien der bisherige Kommandeur der II. Abteilung, «Fritzchen» Brohm, und der Oberleutnant Schmodde zur «Führerreserve des OKH» (des Oberkommandos des Heeres) versetzt worden. Daher müsste der erst jüngst zum Hauptmann beförderte bisherige Regiments-Adjutant, Hauptmann Rothe, diese Abteilung übernehmen, ja – und da müsse er eben mich als Regiments-Adjutanten holen, zumal Major Lange mit dem Leutnant Sahner ohnehin einen tüchtigen Adjutanten hätte. Allgemeines Erstaunen und freudige Überraschung auf meiner Seite. Regiments-Adjutant, das war eine schöne Verwendung, immerhin eine Hauptmanns-Stelle, mit mehr Verantwortung, mit einem grösseren Gesichtskreis, und das noch dazu beim alten Kommandeur. Das liess sich sehen. Auf einmal sah die Welt wieder ganz anders aus.

Ich packte also meine Sachen und übergab die Geschäfte an Sahner, wobei nicht viel zu übergeben war, da er ja seit den Tagen von Jeloschnja mit mir eng zusammengearbeitet hatte. Beim Regiment – das ja, wie schon erwähnt, nur einige Hundert Meter von meinem bisherigen Quartier entfernt lag – bezog ich (auch ein Zeichen der Rangerhöhung) einen eigenen Bunker. Der ebenfalls in die Erde gegrabene Gefechtsstand sah aus wie eine Ansammlung von Maulwurfshügeln. Als Raum für die Feuerleitung und für «Feste» blieb freilich das Holzhaus an der Dorfstrasse weiterhin in Gebrauch. Ein Fest war auch bereits für den 13. März angesagt, um den Abschied von Major Brohm und Oberleutnant Schmodde «abzufeiern». Sämtliche Abteilungskommandeure waren dazu erschienen: Neben dem mir befreundeten Hauptmann Rothe und dem guten Major Lange der stets sehr korrekte, aber als «scharf<sup>t</sup> geltende Major Rips von der III. Abteilung und schliesslich der im Rang nur knapp unter Brechtel stehende, stets etwas arrogant wirkende und nie ganz durchsichtige Oberstleutnant Anders, der Kommandeur der schweren Abteilung I./AR 57. Natürlich endete alles wieder in einem riesigen Besäufnis. Und wie üblich war ich wieder bis zur letzten Minute stocknüchtern. Und das war diesmal von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Denn obwohl ich ja alle Anwesenden mehr oder minder gut kannte, ergaben sich unter der Einwirkung des Alkohols für mich nicht unwesentliche Hinweise. Am Schluss der Feier wusste ich ziemlich genau, worüber sich die Einzelnen freuten, worauf sie stolz waren, was sie bedrückte oder auch ärgerte. Ich konnte nun abschätzen, mit welchem Kommandeur ich leicht auskommen würde und bei welchem ich Vorsicht walten lassen musste. Dies alles war an diesem Abend, von mir bisher nur geahnt, klar zum Vorschein gekommen und sollte meine Arbeit in Hinkunft sehr erleichtern. Daneben lernte ich in der Folge eine Menge neuer Leute kennen: die Herren des Divisions-Stabes, des Stabes

des Artilleriekommandeurs 123, die Adjutanten der Artillerie-Regimenter der Nachbardivisionen und viele andere. Und damit ergab sich auch ein viel weiterer Blick über die allgemeine Lage.

Die war ja nun nicht sehr schön. Gewiss, den grossen Einbruch bei Tschudowo und den offensichtlichen Versuch der Russen, quer durch die Sümpfe nach Leningrad durchzubrechen, die schien man ja nun einigermaßen in den Griff bekommen zu haben. Aber wie sollte es im Grossen weitergehen? Wie sollten wir, wenn die Kräfte jetzt schon so angespannt waren, im Frühjahr wieder angreifen? Und in welche Richtung? Ich sass da oft am Abend in meinem Bunker vor einer grossen Karte und wusste mir, als kleiner Oberleutnant, keinen Rat. Ganz offensichtlich hatten wir die beiden Hauptziele des vergangenen Sommerfeldzuges, nämlich Leningrad und Moskau, nicht erreicht. Dazu kam, dass wir – zumindest soweit ich dies bei uns beurteilen konnte – infolge der enormen Pferdeverluste so gut wie unbeweglich waren. Und da sollte wieder zum Bewegungskrieg übergegangen werden? Nur gut, dass der Gesichtskreis und damit auch die Verantwortung eines Regiments-Adjutanten nicht allzu gross ist! Was den eigenen Bereich betraf, so konnte man sogar ganz zufrieden sein. Die Truppe und auch unsere Batterien hatten sich schliesslich doch so einigermaßen winterfest eingebaut, die Front war ruhig, kurz: Es liess sich leben. Aber so ein Zustand kann sich im Krieg schnell ändern, zumal, wenn sich Veränderungen in der näheren Nachbarschaft abzuzeichnen beginnen.

Seit Wochen schon stand nordwestlich von uns, an der Bahnlinie von Kirischi nach Leningrad, die 269. Division (XXVIII. Armeekorps) in schweren Abwehrkämpfen, wobei der Name des Bahnhofs Pogostje immer wieder auftauchte. Die Bezeichnung «Bahnhof ‘ war freilich etwas hoch gegriffen. Es war nicht mehr als ein Haltepunkt an dieser Bahnlinie, auf der früher einmal unter anderem die Produkte des Industriekombinats Kirischi nach Leningrad transportiert worden waren. In Pogostje selbst dürfte kaum jemals jemand aus- oder eingestiegen sein. Jetzt, da entlang dieser Bahnlinie die Front des I. und des XXVIII. Armeekorps verlief, wurde der Bahnhof Pogostje auf einmal zu einem operativen Brennpunkt. Welche Bedeutung ihm die sowjetische Führung, nämlich die 54. Armee, beimass, ging daraus hervor, dass die Truppen, die dort zum Angriff vorgeführt wurden, eine jener typischen, mit roten Fahnen draapierten Triumphforten zu durchqueren hatten, die die vielsagende Aufschrift trug: „Alles für den Sieg 1942“.

Davon wussten wir freilich damals noch nichts, vielmehr erfuhren wir es, Jahrzehnte nach dem Krieg, von ehemaligen russischen Teilnehmern. Aber die zunehmende Stärke der Angriffe liess erkennen, worauf es der sowjetischen Führung ankam: nämlich von hier aus auf Ljuban vorzustossen und der südlich dieser Stadt stecken gebliebenen 2. Stoss-Armee die Hand zu reichen. Nicht zu Unrecht erhoffte man sich von dieser operativen Zange einen entscheidenden Erfolg im Kampf um Leningrad. Bereits am 22.

Februar war der 54. Armee ein Einbruch bei Pogostje gelungen, der jedoch bis zum 3. März wieder bereinigt werden konnte.

Um allen Eventualitäten im Bereich des XXVIII. Korps, vor allem deren Rückwirkung auf die 11. und 21. Division, zu begegnen, verfügte das I. Korps, das durch die Kämpfe am Wolchow-Kessel selbst sehr in Anspruch genommen war, die Zusammenfassung dieser beiden Divisionen unter dem Befehl des Kommandeurs der 11. Infanterie-Division (und früheren Artilleriekommandeurs 123), des Generalmajors Siegfried Thomaschki, als Gruppe Thomaschki. Dadurch ergab sich für mein Regiment eine engere Fühlungnahme mit dem Artillerie-Regiment 11, sodass wir in der Folge auch über die Vorgänge im Raum Pogostje einigermaßen orientiert waren. Leider auch darüber, dass bereits am 9. März die 269. Division dem Druck des Gegners nicht mehr hatte standhalten können, und dass der dabei erzielte Einbruch am 14. März bereits fünf Kilometer tief war und sich täglich nach der Breite hin ausdehnte.

Infolge mangelnder Kräfte, aber auch mangels geeigneter Kommunikationen in den unter hohem Schnee liegenden Waldgebieten war es bisher lediglich gelungen, an den Rändern des Einbruchs die Gefechtsberührung mit dem Feind aufrechtzuerhalten, während über das, was sich in der Tiefe des Einbruchsraumes abspielte, zunächst nur Vermutungen angestellt werden konnten.



## Pogostje – Kirischi

Das war – wie im vorhergehenden Kapitel geschildert – die Lage, wie sie uns auf unserem Gefechtsstand in Miagry seit längerer Zeit bekannt war und die uns nicht sonderlich beunruhigte. Pogostje lag relativ weit von uns entfernt und wir waren ja seit Jahresanfang daran gewöhnt, dass grössere oder kleinere Feindgruppen hinter unserer Front herumfuhrwerkten. Als aber am Abend des 18. März 1942 beim Abendessen jemand die Bemerkung machte, auch bei der 11. Division, also unserem linken Nachbarn, sickere der Feind durch, rief ich nach dem Essen meinen «Kollegen», den Adjutanten des Artillerie-Regiments 11 an, um zu fragen, was es mit dem «Durchsickern» für eine Bewandnis habe. Der antwortete: «Sickern? Ist gut gesagt. Haben Sie eine Karte bei der Hand?» – «Jawohl.» – «Schön, also dann sehen Sie mal: bei Punkt 49,6 russische Marschkolonne 500 Mann. In der Schneise südlich davon 600 Mann. Auf der Strasse nach Senino eine Kolonne von 1.000 Mann. Südwestlich Senino ein Waldlager von 400 Mann.» Mein Gott! Das war wirklich kein Sickern mehr, das war ein klarer Durchbruch. Wo aber war die Masse des Gegners, wo seine Angriffsspitzen?

Diese Fragen lösten sich schneller als gedacht. Schon am folgenden Tag, in aller Frühe, griffen feindliche Ski-Truppen, 20 Kilometer von der Durchbruchsstelle entfernt und tief in unserem Rücken, das Dorf Lipowik an, in dem bis gestern noch unser Divisions-Stab residiert hatte. Nun war mit einem Schlag alles anders. Zwar wurde der auf Lipowik angreifende Gegner sehr schnell wieder in den Wald zurückgeworfen, aus dem er so überraschend aufgetaucht war. Aber ebenso schnell wurde klar, dass dies nicht ein Raid war, wie wir ihn am 1. Jänner mit dem Vorstoss der sowjetischen 80. Kavallerie-Division erlebt hatten. Es ging offenbar um mehr, um weit mehr. Relativ bald schon hatte unsere Aufklärung den Anmarsch weiterer starker Feindverbände von Norden her festgestellt. Nicht weniger als sechs Schützen-Divisionen (die 11., 80., 115., 177., 281. und 285.), dazu die 6. Marine-Brigade und das 273. Ski-Reserve-Regiment, wurden binnen Kurzem im Einbruchsraum festgestellt. Vielleicht waren es sogar mehr. Demgegenüber war es eine Selbsttäuschung zu glauben, mithilfe eines der Division zugeführten Regiments der 61. Division samt ein paar Panzern und mit Unterstützung durch unsere 9. Batterie den Einbruch abriegeln zu können. Das Unternehmen sah einen schnellen Flankenstoss in Richtung auf das Dorf Senino, das im Zentrum des feindlichen Einbruchsraumes lag, vor. Es wurde zwar ab 21. März ausgeführt

und erreichte tatsächlich mit den vordersten Teilen das Angriffsziel, konnte sich dort jedoch nicht halten und musste sich auf die gegenüberliegende Seite des Feindeinbruches durchschlagen. Der Hauptteil der auf dem mühsam gebahnten Weg von Dubowik nach Senino vorgehenden Kräfte wurde jedoch seinerseits von gegnerischen Ski-Truppen in der Flanke angegriffen und an mehreren Stellen durchbrochen. In der Folge waren die deutschen Truppen gezwungen, sich in eine Reihe von Stützpunkten aufzulösen und einzuigeln, während der Gegner dazwischen mehr oder minder unbehelligt weiter nach Süden vordrang.

Zunächst wirkte dieses gegenseitige Herumgeraue im winterlichen Wald einigermassen verwirrend. Aber wie bei einem Schachspiel enthüllte sich mit jedem weiteren Zug des Gegners schon sehr bald, um was es ihm tatsächlich ging. Wir, die 21. Division, waren nicht, zumindest vorerst nicht, wie wir vermeinten, das eigentliche Ziel seiner Operation. Das war wesentlich weiter gesteckt. Das Ziel hiess Ljuban. Die Ski-Brigade, mit der wir es bei Lipowik zu tun bekommen hatten, war lediglich der Flankenschutz für diesen in die Tiefe gerichteten Stoss. Mit einem Mal wurden damit aber aus uns, den bisher doch eher unbeteiligten Zuschauern, Betroffene, wenn auch zunächst noch indirekt Betroffene. Denn wenn es dem Feind gelang, die Zange bei Ljuban zu schliessen und sich mit der 2. Stoss-Armee zu vereinigen, dann waren das I. Korps und damit auch unsere Division eingeschlossen.

Freilich war die Lage damit für uns noch lange nicht aussichtslos. Eigentlich zweifelten wir nie daran, sie letzten Endes doch meistern zu können. Es kam nur darauf an, wer schneller war, wer – um beim Vergleich mit dem Schachspiel zu bleiben – als erster dem Gegner «Schach» ansagen konnte. Und da war unsere Lage gar nicht so schlecht. Am grossen Einbruch am Wolchow hatte sich nach monatelangen, oft krisenhaften Kämpfen die Lage einigermassen stabilisiert. Es war gelungen, den Einschliessungsring um die 2. Stoss-Armee enger und fester zu gestalten, wenngleich es noch immer nicht gelungen war, ihr den Nachschub über den Wolchow hinweg zu unterbinden. Das I. Korps hatte daher in den vergangenen Wochen und bis in die allerjüngste Zeit diesem Einschliessungsring alle nur irgendwie entbehrlichen Kräfte zugeführt. Auch unsere Division hatte Truppen dorthin abgegeben, beziehungsweise befanden sich solche auf dem Weg dorthin.

Diese Abgaben bedingten aber auch, dass die Verteidigungsabschnitte der am Wolchow eingesetzten Divisionen immer weiter ausgedehnt werden mussten. Allein der Frontabschnitt, den unsere Division zu halten hatte und zu dem auch als neuralgischer Punkt der Brückenkopf Kirischi gehörte, betrug in diesen Tagen rund 23 Kilometer. Das schien tragbar, weil nicht zuletzt auch wir von unserem kleinen Haus in Miagry aus vermeinten, über unsere dünn besetzten Infanterie-Stellungen am Wolchow einen ausreichen-

den artilleristischen Schutzschirm aufgespannt zu haben. Die Nachrichten, die bisher von den Abwehrkämpfen bei Pogostje zu uns, aber auch zu den höheren Stäben gelangt waren, hatten gegenüber der Kesselschlacht am Wolchow Nachrang gehabt. Nun aber war auf einmal alles anders. Wir hatten jetzt plötzlich nicht nur eine Ostfront, sondern auch eine Westfront zu verteidigen. Wohin sollte der Schwerpunkt gelegt werden?

Wir hatten zwei Batterien an die neue Front vorgeschoben, liessen einzelne Batterien in ihren Feuerstellungen die Rohre um 180 Grad schwenken, stellten aus Abgaben der schweren Abteilung eine neue schwere Batterie mit Schussrichtung Westen zusammen. Der artilleristische Schwerpunkt blieb aber zunächst im Osten und das sollte sich als richtig erweisen. Von einer Feuerleitung in grossem Rahmen konnte an unserer «Westfront», bei den dortigen buschkriegsartigen Verhältnissen, ja ohnehin keine Rede sein. Vielmehr mussten wir die artilleristische Unterstützung am Pogostje-Einbruch den Abteilungsstäben und vor allem unseren Beobachtern überlassen, die dort hinter der Infanterie durch den Schneewatten und selbst kaum Sichtfeld für ein beobachtetes Feuer hatten. Und selbst dann, wenn dies der Fall war, nicht schiessen konnten, weil die Feuerstellungen ihrer Batterien, wie etwa die der nach Dubowik vorgeschobenen 9. Batterie, plötzlich aus dem Busch heraus selbst angegriffen wurden und sich im direkten Richten verteidigen mussten. Wir beim Regiments-Stab konnten eigentlich nur melden, orientieren und für Nachschub sorgen. Allerdings trugen wir auch die Verantwortung dafür, dass die Verteilung der artilleristischen Kräfte der jeweiligen Gesamtlage Rechnung trug.

In den nächsten Tagen zeigte sich immer deutlicher, dass die Stützpunktlinie auf dem Weg von Dubowik nach Senino nicht zu halten war. Ein Stützpunkt nach dem anderen musste geräumt und zurückgenommen werden. Ein Versuch des Korps, durch Einsatz der neu zugeführten 5. Gebirgs-Division den Pogostje-Einbruch von Westen her abzuriegeln, scheiterte vollkommen. Die wackeren Gebirgsjäger waren für die Berge, aber nicht für den Kampf im verschneiten Sumpf ausgebildet. Dafür versuchte der Feind nun in immer stärkerer Masse, unsere «Westfront» von Süden her zu umgehen und damit aus den Angeln zu heben. Das mochte damit Zusammenhängen, dass auch er erkannt hatte, dass auf der einen Seite ein Durchstoss nach Ljuban doch nicht möglich war und dass auf der anderen eine Vereinigung mit der 2. Stoss-Armee auch nicht mehr infrage kam. Damit war der Ansatz der «grossen Zange» gegen das I. Korps missglückt und es stellte sich für die russische Führung die Frage, ob man aus dem Pogostje-Einbruch nicht wenigstens eine «kleine Zange» ansetzen konnte, mit anderen Worten: einen Angriff nach Osten zu führen, um durch einen Stoss von Dubowik auf Miagry wenigstens unsere 21. und die nördlich davon stehende 11. Division einzukesseln.

Damit aber waren wir nun direkt im Visier des Gegners und die Kämpfe nahmen einen bisher ungeahnten Grad an Heftigkeit an. Zunehmend warf der Gegner nun Panzer ins Gefecht, die hier so richtig ihre haus-

hohe Überlegenheit ausspielen konnten. Während die wenigen Panzer, die wir zur Verfügung hatten, abseits der mühsam gebahnten Wege kaum manövrierfähig waren, schafften die russischen das spielend. Wegen ihrer starken Bewaffnung, der schweren Panzerung und ihrer Geländegängigkeit gestaltete sich ihre Bekämpfung als äusserst schwierig. Wir hatten einzelne Geschütze zur Panzerbekämpfung eingesetzt. Aber die Beweglichkeit dieser von Pferden gezogenen Geschütze war natürlich begrenzt. So musste improvisiert werden: Panzer mit aufgesessener Infanterie und einem angehängten Geschütz wurden als Reserven für den Gegenstoss bereitgestellt. Aber nicht selten mussten sich Batterien von ihrer Feuerstellung in der vordersten Linie aus im direkten Richten an der Abwehr von Angriffen beteiligen. Was sich da knapp acht Kilometer von uns entfernt abspielte, hatte eigentlich mehr den Charakter eines artilleristischen Nahkampfes, als den einer Feuerleitung im gewohnten Sinne. Dazu kam noch, dass – als der Russe zunehmend den Verbindungsweg von Miagry nach Dubowik bedrohte – die Munition für die bei Dubowik stehende Batterie durch die Soldaten getragen werden musste: 160 Kanoniere schleppte täglich 120 schwere Granaten fünf bis sechs Kilometer weit quer durch den Sumpf. Um auf alle Fälle sicherzugehen, das heisst, um die durch Miagry nach Norden zur 11. Division verlaufende Nachschublinie zu sichern, wurde vom Regiment aus den Trossen eine Kanonier-Kompanie zusammengestellt und mit ihr knapp westlich Miagry eine hauchdünne Sicherungslinie nach Westen hin aufgebaut.

Brennpunkt der Kämpfe wurde immer mehr das Dörfchen Dubowik, das in der Folge mehrmals den Besitzer wechselte. Man musste sich eigentlich fragen, wie kam dieses verlassen, einsam im Sumpf liegende Dorf, dessen Weltabgeschiedenheit gewissermassen garantiert war, dazu, Schauplatz derart mörderischer Kämpfe zu werden? Das ist wohl eine der vielen Fragen, die ein Krieg aufwirft und auf die man keine rationale Antwort geben kann.

Die Verluste waren schwer. Beim Russen müssen sie fürchterlich gewesen sein. Aber immer wieder warf er neue Verbände in die Schlacht und auch auf unserer Seite wurden ausgeblutete Bataillone durch immer neue ersetzt, die von den verschiedensten Divisionen abgegeben wurden, zumal am Wolchow-Kessel immer mehr Kräfte frei wurden. Aber schliesslich musste man auch von ganz oben her aushelfen. Teile der 7. Flieger-Division (der späteren 1. Fallschirmjäger-Division) wurden zugeführt. Sie schlugen sich in dieser für sie eigentlich nicht vorgesehenen Verwendung hervorragend.

Erfreulicherweise wurden gerade in diesen Tagen der schwersten Kämpfe der Truppe endlich neue Kampfmittel zur Panzerbekämpfung zur Verfügung gestellt. Unter anderem die sogenannten Haft-Hohl-ladungen, bei denen die Infanterie freilich die feindlichen Panzer anspringen musste, um diese mit einem

Magneten versehenen Sprengmittel anbringen zu können. Das gelang nicht immer. Wichtig war für uns die Erfahrung, dass die russischen Panzer auf den Beschuss mit Nebelmunition empfindlich reagierten. Die Panzermotoren saugten nämlich den Nebel in die Panzer hinein und dieser zwang die Besatzung, auszubooten. Doch das alles waren nur Notlösungen, bis dann die sogenannte «Rot-Munition» geliefert wurde, das waren Granaten, die infolge ihrer Hohlladung auch die dicksten Panzerungen durchschlugen. Aber ihr Gebrauch war limitiert und zudem gelang es nicht oft, die im dichten Sumpfwald stehenden russischen Panzer ins Visier zu bekommen.

Pogostje – das war die erste grosse Abwehrschlacht, die meine Division und damit auch mein Regiment zu bestehen hatten. Für uns beim Regiments-Stab widerspiegelte sie sich freilich nur im Fernsprech- und Funkverkehr. Für mich selbst wurde in diesen Tagen und Wochen der Unterschied zwischen operativer beziehungsweise taktischer Führung und physischem Kampf überdeutlich. Denn trotz des dramatischen Geschehens, nur wenige Kilometer von uns entfernt, änderte sich an unserer Lebensführung nicht viel. Wir heizten unsere Öfen, assen zu Mittag unseren Eintopf und abends unsere belegten Brote. Für den beliebten Doppelkopf blieb freilich jetzt keine Zeit und die Nachtruhe war nicht mehr so regelmässig wie bisher, ja nicht selten vielfach unterbrochen. Auf Stunden höchster Aktivität folgten dann oft nicht selten solche des Wartens, ja der gespannten, bangen Erwartung. Aber es war doch ein weitgehend geordnetes Leben, in dem natürlich auch der Papierkrieg sein Recht forderte. Vormittags kam die Post von der Division, mittags legte ich dem Kommandeur die Unterschriften vor, nicht anders, als wir es vom Friedensbetrieb her gewohnt waren. Nur wenn man gelegentlich vor das Haus oder den Bunker trat, um in der scharfen, aber trockenen Winterluft die Lunge einmal ordentlich durchzuatmen, klangen von Ferne her dumpfe Schläge an das Ohr. Sie machten einem sehr deutlich bewusst, dass hinter dem gewiss sehr zutreffenden Lagebild, das sich für uns aus den Befehlen, Meldungen und Funksprüchen ergab und das seinen exakten Niederschlag in den fein säuberlichen Einzeichnungen auf unseren Lagekarten fand, doch noch eine andere Realität stand, die sich nicht so ohne Weiteres reproduzieren liess. Dann schoss einem wohl plötzlich der Gedanke durch den Kopf: Die armen Schweine dort vorn, hoffentlich halten sie durch, denn sonst nützt die «straffste» Führung, die minuziöseste Stabsarbeit nichts, gar nichts.

Eines Tages, zu Mittag, es herrschte strahlendstes Wetter, rauschte es plötzlich über uns: ein russischer Flieger, ein Jäger. Er warf aber keine Bomben, sondern vollführte, ein paar Hundert Meter von unserem Gefechtsstand entfernt, eine Bauchlandung. Anscheinend war ihm der Sprit ausgegangen und so schaffte er die paar Kilometer bis zum Wolchow nicht mehr, die ihn in Sicherheit gebracht hätten. Pech! Der Pilot war unverletzt und versuchte wohl auch zu fliehen, aber da hatte er natürlich keine Chance. Während er

abgeführt wurde, untersuchten wir, die wir sofort herausgestürzt waren, die Maschine. Der Kommandeur, der auch in solchen Fällen immer sofort wusste, worauf es ankam, liess sich die Borduhr herausmontieren. Ein feines Ding, sozusagen ein Ostergeschenk von der Gegenseite, denn – so fiel uns ein – es war ja Karfreitag.

Von Osterfrieden konnte allerdings keine Rede sein. Die Kämpfe gingen vielmehr unverändert weiter. Immer deutlicher zeigte sich, dass der Gegner nunmehr aufs Ganze ging, dass er unter allen Umständen einen Durchbruch auf Miagry erzwingen wollte. Er mochte wohl ahnen, dass die Zeit gegen ihn arbeitete. In der Karwoche hatte es plötzlich mit ziemlicher Geschwindigkeit zu tauen begonnen. Die Folgen liessen sich für uns zunächst nicht annähernd übersehen. So sass ich denn, nichts Böses ahnend, an einem dieser Tage in meinem Bunker, als ich aus einer Ecke desselben plötzlich ein sonderbar rieselndes Geräusch vernahm. Und als ich hinsah, lief dort in der Ecke ein kleines Bächlein die Wand herunter. An sich kein Grund zur Aufregung, denn dass der bisher steinhart gefrorene Boden auftauen würde, war ja vorauszu-sehen gewesen. Zudem hatte ich im Boden meines Bunkers ein ziemlich grosses Sickerloch anbringen lassen, in das schon eine gute Portion Wasser hineinging. Aber schon am nächsten Tag nahm die Angelegenheit ungeahnte Dimensionen an. Es floss nun von allen Wänden das Wasser herunter, sodass ich meinen Burschen kommen liess und ihm befahl, Wasser zu schöpfen. Und er schöpfte: zehn, zwanzig, fünfzig, achtzig, weit über hundert Kübel und es hörte nicht auf. Es plätscherte auch die ganze Nacht weiter, sodass sich mein Bursch noch einen weiteren Soldaten holen musste, um nun abwechselnd zu schöpfen. Nichtsdestotrotz stand am nächsten Morgen das Wasser im Bunker fünf Zentimeter hoch und am Abend dieses zweiten Tages waren über 400 Kübel ausgeschöpft. Ich war schon nahe daran, meinen so geliebten Bunker aufzugeben, als mir der Bursche meldete: «Herr Oberleutnant, es rinnt nicht mehr.» Tatsächlich: Rund zwei Tage später war der Bunker vollkommen trocken. Aber so glimpflich lief es nicht überall ab. Es gab auf dem Gefechtsstand Bunker, die teilweise einstürzten und unsere beiden Ordonnanzoffiziere waren einen halben Vormittag lang buchstäblich verschüttet und mussten richtig ausgegraben werden. Noch viel folgenreicher aber war, dass sich nun alle Wege und «Strassen» in Schlammbahnen verwandelten, ganz so, wie wir es ja im vergangenen Herbst eben hier bereits einmal erlebt hatten. Ein Verkehr mit Kraftfahrzeugen war jetzt fast ausgeschlossen, pferdebespannte Kolonnen konnten, wenn alles gut ging, pro Tag etwa zwölf Kilometer zurücklegen. Allein das Überqueren der Dorfstrasse wurde zu einem Problem. Man steckte sofort bis zu den Waden im Schlamm und wollte man den Fuss aus dem Brei herausziehen, so zog dieser einem fast die Stiefel aus. Unvorstellbar, was sich unter diesen Umständen vorne in den Stellungen abspielen musste. Man durfte eigentlich gar nicht daran denken. Aber selbst wenn man der Situation nur mit dem kühlen Generalstabsdenken gegenübertrat, sie wurde immer problematischer.

Seit den letzten Apriltagen liefen immer wieder Meldungen bei uns ein, dass der Russe auch im Brückenkopf Kirischi zunehmend aktiv wurde. Man beobachtete Schanzarbeiten, das Infanteriefeuer wurde lebhafter, anscheinend wurden auch neue Batterien eingeschossen. Wir rechneten mit einem möglichen Angriff etwa um den 1. Mai herum und lagen mit dieser Beurteilung gar nicht so schlecht.

Am 30. April um 4 Uhr früh erwachte ich in meinem Bunker durch ein ungewohntes Geräusch. Es hörte sich an wie ein Rumpeln und Poltern, wie ein fernes ununterbrochenes Rollen. Und dann wurde mir plötzlich klar: Das war Artilleriefeuer, und zwar Trommelfeuer. Jetzt merkte ich auch, dass die Fensterscheiben meines Bunkers ganz leicht vibrierten. Eine Rückfrage beim Offizier vom Dienst bestätigte meine Ahnung: «Seit einer halben Stunde schießt der Russe Vorbereitungsfeuer auf den Brückenkopf.» Ja, aber was für ein Feuer! Man konnte die Einschläge gar nicht unterscheiden. So etwas hatten wir eigentlich noch nie erlebt. Es war ein «Feuerzauber», an dem alle Kaliber beteiligt waren, vom leichten Feldgeschütz bis zu 22 cm Mörsern und natürlich auch Salvengeschütze. Und das dauerte noch zwei volle Stunden, in denen man nur abwarten konnte – bei uns, beim Regiment und wohl auch bei der Artillerie-Gruppe Anders, die für den Brückenkopf verantwortlich war.

Aber wie sah es an der Front aus? Um 6 Uhr meldete die Artillerie-Gruppe: «Gegner greift Stellungen an der Nordostseite des Brückenkopfes an. Sämtliche Batterien liegen im Sperrfeuer!» Gott sei Dank! Das klappte wenigstens. Hier kann man noch Feuerleitung machen. Zwei Stunden später war alles erledigt, der Angriff eines russischen Schützen-Regiments im Feuer aller Waffen zusammengeschossen. Hunderte von Toten sollen vor unseren Stellungen liegen, die kein einziger der Angreifer erreicht hatte. Die eigenen Verluste seien erfreulich gering gewesen, hiess es. Was aber hatte das zu bedeuten? War das schon der Versuch gewesen, den Brückenkopf im Handstreich zu nehmen? Hatte der Gegner gehofft, wir hätten die Brückenkopf-Besatzung wegen des Pogostje-Einbruchs so geschwächt, dass er mit einem einzigen Regiment und entsprechender Artillerie-Unterstützung uns über den Haufen rennen könnte? Nun, so weit waren wir noch lange nicht.

Freilich, im Sumpfwald um Dubowik und Lipowik sah es nicht schön aus. Wenige Tage vor dem Angriff auf den Brückenkopf hatte der Gegner an der Westfront mit zunehmender Wucht angegriffen. Nur mit grösster Mühe und Aufopferung hatte die Front noch einigermaßen gehalten werden können, wenn in einem solchen Gelände der Ausdruck Front überhaupt erlaubt ist. Und nun liess die Vernehmung von Gefangenen darauf schliessen, dass in Kürze ein neuer, vielleicht entscheidender Angriff bevorstand.

Am 8. Mai 1942 war es dann so weit. Auch hier eine trommelfeuerartige Artillerie-Vorbereitung, der dann Angriffe mit starker Panzer-Unterstützung folgten. Drei Tage dauerten die Kämpfe an. Während

der Nacht belegten Nachtbomber unsere Nachschubwege mit Bomben, um die Zuführung von Verstärkungen zu verhindern. Am ersten Tag hielt die Front, am zweiten gab sie etwas nach, am dritten Tage brach der Russe durch. Der Weg nach Westen wurde ihm allerdings durch einen infolge des Tauwetters selbst für die russischen Panzer unpassierbaren Sumpf verlegt. Er musste versuchen, über Dubowik sich einen Ausweg aus dieser Wildnis zu erkämpfen. Selbst von unserem «Logenplatz» in Miagry aus betrachtet, war es unfassbar, was die Truppe leistete. Immer wieder brachen Feindangriffe im letzten Moment im direkten Schuss unserer vorgezogenen Batterien zusammen. Auch Stuka-Angriffe brachten Entlastung. Aber Einbrüche in unsere Linien waren nicht überall zu vermeiden. Und kaum, dass der Angriffsschwung des Gegners nur ein wenig erlahmte, befahl das uns vorgesetzte Korps bereits einen Gegenangriff, um die alte Stellung wiederzugewinnen. So wurde noch einmal alles nur irgendwie Greifbare zusammengekratzt, um eine Angriffsgruppierung zustande zu bringen: drei Infanterie- und ein Pionier-Bataillon, ein Sturmgeschütz und drei Panzer, eine Infanteriegeschütz-Kompanie – das war so ziemlich alles, buchstäblich das «letzte Aufgebot».

Am 16. Mai begannen wir diese unsere «letzte Karte» auszuspielen. Nach zweitägigen Kämpfen war es klar, dass sie nicht stach. Im Gegenteil, der Gegner beantwortete unsere Versuche mit starken Gegenstößen. Wiederum stand er fast unmittelbar vor den Knotenpunkten unserer Verteidigung, waren wichtige Querverbindungen unterbrochen, kurz: Am Abend des 17. Mai waren die letzten Kräfte aufgezehrt. Es bedurfte nur noch einer letzten Kraftanstrengung des Gegners, um die Riegel aufzusprengen, die vor Dubowik und Lipowik mit knapper Not gehalten worden waren.

Es ist schon sonderbar, wenn man in so einer Lage ist, in der man eigentlich nur noch warten kann, was der Gegner tut, um dann, so gut es geht, darauf zu reagieren. Und wenn es nicht geht... ? Wie lange braucht eigentlich ein russischer Panzer von Dubowik nach Miagry, wenn man ihn nicht aufhalten kann? Das sind Gedankenspiele, die sich in solchen Lagen anbieten. Aber merkwürdig genug, dergleichen haben wir nicht ernstlich erwogen. Irgendetwas würde uns schon einfallen und notfalls würden wir mit unseren Batterien schon noch ordentlich «dazwischenhalten».

Freilich, gespannt waren wir schon am Morgen des 18. Mai, wie es nun weitergehen würde. Aber es erfolgte nichts. Rückfrage bei den Abteilungen und Batterien: Nein, alles ruhig. Anfrage bei der Division: Auch dort aufatmende Verwunderung, bis dann im Lauf des Tages klar wurde – der Gegner hatte die Schlacht offenbar abgebrochen! Warum, war vorderhand unklar, aber auch gleichgültig. Wir hatten es wieder einmal durchgestanden, das heisst die armen Teufel, die da seit Wochen zunächst in Eis und Schnee und jetzt in Schlamm und Nässe lagen. Hatte sich der Gegner verblutet? Wir waren nur zu gerne bereit, das anzunehmen. Aber wahrscheinlich hatte es doch andere Gründe.



Natürlich bestand kein Zusammenhang zwischen dem Ende der Schlacht um den Pogostje-Kessel und dem Anbruch, ja Einbruch des Frühlings. Aber dieser Wechsel belebte uns doch sehr. An der Front vor unserem Abschnitt war Ruhe eingetreten, zumindest im Vergleich zu dem Zustand, der bisher geherrscht hatte. Die Artillerie-Tätigkeit war auf beiden Seiten gering, sogar die lästigen Nachtbomber blieben jetzt aus. Kurz, die Spannung der Schlacht hatte sich gelöst. Da hatte man nun Zeit, Dinge wahrzunehmen, die man früher kaum beachtet hätte. So zum Beispiel, als ich Ende Mai im Zuge der Umgruppierung unserer Batterien im Raum von Dratschewo Feuerstellungen zu erkunden hatte. Es war ein warmer, sonniger Frühlingstag. Das erste Grün zeigte sich, und wie ich so über die Wiesen südlich des Dorfes hinschritt, sah ich plötzlich zu meinen Füßen ein Veilchen, ein richtig duftendes Veilchen. Dass es so etwas überhaupt noch gibt! Ich konnte nicht umhin, es zu pflücken und mir an die Kappe zu stecken. Im Dorf Dratschewo selbst machte ich die nächste Entdeckung. Ganz nah von den Hütten, in denen wir im September des Vorjahres gehaust hatten (sehr viel war davon nicht mehr da), bemerkte ich mehrere flache, längliche Erdgruben, immer mit ein paar Metern Abstand voneinander. In ihnen spross, zum Unterschied zu der noch ziemlich braunen Wiese, helles, frisches Grün hervor. Einen Moment lang war mir nicht klar, was das wohl bedeuten mochte. Aber dann fiel es mir doch gleich ein: Natürlich, hier hatten sich im vergangenen September, gerade als wir als Verstärkung einlangten, Infanteristen der 18. (mot.) Division, als sie zum Angriff bereitgestellt wurden, schnell mal eingegraben und hatten sich, um nicht in der feuchten Kule liegen zu müssen, aus den nahen Scheunen ungedroschenes Korn als Unterlage geholt. Nun trieb das aus. Wo aber waren die verblieben, die sich hier eingegraben hatten? Waren sie inzwischen selbst begraben worden? Und noch etwas: Wir waren seither über die von diesen Schützenlöchern markierte Linie kaum hinausgekommen. Nach einem Dreivierteljahr standen wir eigentlich noch immer an derselben Stelle. Nun ja, im Mittel- und Südabschnitt der Ostfront schien jetzt eine neue und vielleicht diesmal entscheidende Offensive anzulaufen. Da müssen wir eben jetzt stillhalten – und im Grunde war das mir persönlich gar nicht unangenehm. Man musste ja nicht bei allem dabei sein. Im Gegenteil. Das Leben hatte nach Ende der Kämpfe am Pogostje-Einbruch einen fast behäbigen Stil angenommen.

Wir hatten unseren Gefechtsstand weiter ausgebaut, aber keineswegs kriegsmässig, sondern eher auf eine Idylle hin. Auf einem Sandplatz zwischen unseren Wohnbunkern, etwa drei mal drei Meter gross, hatten wir einen «Garten» angelegt, das heisst, wir hatten dort Gemüse angepflanzt. Etwas weiter entfernt war ein kleiner Kartoffelacker angelegt worden. Ich hatte mir aus Birkenstämmen und etwas Sackleinwand eine Art von «Liegestuhl» bauen und davor auch einen Tisch zimmern lassen, an dem ich bei dem herrlichen Frühlingswetter auch im Freien arbeiten konnte. Lästig waren freilich die Stechmücken. Sie hatten, wie wir, ja vielleicht noch besser, den Winter überstanden und fielen nun in Schwärmen

über uns her. Besonders arg war es bei der Truppe in den Stellungen und in den Waldlagern, die sehr darunter litten. Wir in Miagry sassen aber auf einer kleinen Anhöhe und blieben dadurch von diesen Biestern eher verschont. Ja, hier liess es sich wirklich leben. Dazu kam noch, dass die Tage jetzt schnell an Länge zunahmen: die berühmten weissen Nächte. Um halb elf Uhr abends konnte man noch bequem im Freien Zeitung lesen. Im Norden blieb sogar immer ein heller Streifen am Horizont erhalten.

Anfang Juli ging mein Kommandeur auf den heiss ersehnten Heimaturlaub und Oberstleutnant Anders, der Kommandeur der schweren Abteilung, vertrat ihn. Genau genommen fühlte aber ich mich als der eigentliche Regimentsführer. Zweifellos war auch ich durch dieses eher biedermeierliche Leben etwas bombastisch geworden, was sich auch in den beinahe selbstgefälligen Briefen ausdrückte, die ich nach Hause an meine Eltern schrieb. Das Regiment, das war eigentlich – so schien es mir – der einzige für mich passende Rahmen. Hier, so vermeinte ich, wusste man, was im Grossen gespielt wurde und wie alles zusammenhängt – und wie wichtig man selbst war. Mit unserer 21. Division, deren Gefechtsstand nicht allzu weit entfernt lag, war ich in enger Verbindung, zumal ich dort im Ersten Ordonnanzoffizier, dem Oberleutnant Dr. Friedrich, einen besonderen Freund gewann. Er war Reserveoffizier und im Zivilberuf ein höherer Beamter bei der Justizverwaltung in Elbing. Als Junggeselle wusste er die Delikatessen des Lebens zu schätzen und war, aufgrund dieser Kenntnisse, eine Art von «Maitre de plaisir» beim Divisions-Stab. Er kannte alle und wusste alles. Für den Divisionskommandeur, Generalleutnant Otto Sponheimer, auch «Spontanheimer» genannt, der selbst einen etwas «imperialen» Stil liebte, war er geradezu unersetzlich. Selbst immer auf das Tadelloseste «adjustiert», hielt Dr. Friedrich viel auf gepflegte Umgangsformen. Ich habe manchen Abend bei ihm verbracht und gewann durch ihn, bei einer Flasche französischen Rotweins, natürlich Burgunder, auch den einen oder anderen Einblick in die Interna der Divisions-Führung. Der wichtigste Mann im Divisions-Stab war natürlich der Erste Generalstabsoffizier, Major i. G. von Prittwitz und Gaffron, gewiss kein Clausewitz, aber dafür ein höchst umgänglicher, jovialer Generalstäbler, der, wenn ich ihm die tägliche Morgenmeldung über das Regiment erstattete und er gut aufgelegt war, mich auch mit «Barönchen» zu titulieren pflegte. Es herrschte also ein fast familiärer Ton.

An manchen Abenden, nach dem Essen, machte ich dann – oft auch in Begleitung unseres Ordonnanzoffiziers – einen kurzen Spaziergang durch das Dorf beziehungsweise durch dessen Reste. Zivilbevölkerung gab es offenbar keine mehr. Im Winter hatte man sie noch gelegentlich gesehen, wenn ein paar verummte Frauen und auch mal ein alter Mann am Strassenrand ein totes, steif gefrorenes Pferd zersägten. Von was mochten sie sonst noch gelebt haben? Feldküchen gab es ja keine hier. Unsere Verpflegung kam aus den Protzen-Stellungen. Da wird nicht viel für sie abgefallen sein. Vielleicht hat man

sie nach hinten abgeschoben. Jetzt jedenfalls war das Dorf menschenleer. Dafür war, etwa hundert Meter von unserem Gefechtsstand entfernt, anstelle eines abgekommenen Hauses ein kleiner Friedhof angelegt worden. Er hatte sich während der Kämpfe ziemlich vergrössert. Wie zu einem Appell angetreten, standen die aus hellem Birkenholz vollkommen gleich gefertigten Kreuze am Strassenrand. In Reih und Glied. Ich hatte nicht wenige Bekannte darunter. Hier ein Vorgeschobener Beobachter der 2. Batterie, dort der Richtkanonier der 9. Batterie. Da wiederum ein Stosstruppführer und ein mir bekannter Leutnant eines Infanterie-Regiments. Ja, die hölzernen Kreuze wurden immer zahlreicher. Vielleicht tritt doch jetzt eine kleine Pause ein.

Man könnte elegisch werden. Manchmal wird man es tatsächlich. So etwa am Abend des 7. Juli. Ein schöner, ruhiger Sommertag war zu Ende gegangen, die Dämmerung hereingefallen, nur im Norden, in Richtung Ladoga-See, war der Himmel in tiefem Orange gefärbt. Da hob in den Wäldern, in denen die Protzen-Stellungen lagen, auf einmal eine Trompete an, eine zweite fiel ein, und nun bliesen sie gemeinsam die langgezogenen, etwas schwermütigen Töne des «Zapfenstreichs» – 1.000 Kilometer von der Heimat entfernt, wie einst im Frieden, in der guten alten Garnison: «Soldaten müssen schlafen gehen ... « Ein Ruf der Sehnsucht nach einem Zuhause? Ich stand mit ein paar Herren des Stabes vor unseren Wohnbunkern. Keiner sah den anderen an, alle schauten ins Leere. Als die Trompeten schwiegen, stiegen auch wir schweigend in unsere Behausungen hinab.

Am 13. Juli kam mein Kommandeur vom Urlaub zurück, und mit ihm auch der Regen. Es schüttete fast ununterbrochen und damit kehrten unversehens die Tage der «Schlammperiode» wieder. Fast augenblicklich waren die Strassen wieder grundlos, und das im wahrsten Sinn des Wortes. Unser Veterinär wäre dabei fast umgekommen. Er war auf der «grossen» Strasse geritten, als sein Pferd in ein durch Wasser und Schlamm verstecktes Granatloch trat, stürzte, und er unter dem Pferd zu liegen kam. Beinahe wäre er ertrunken. Fast wünscht man sich wieder den Winter herbei. Da gab es wenigstens trockene und feste Wege.

Inzwischen war so etwas wie eine «Truppenbetreuung» angelaufen. Den Anfang machten die Wehrmachtspfarrer der Division. Zuerst kam der evangelische, Pastor Dr. Surkau, dann der katholische, Pfarrer Baumgartner. Es war zum ersten Mal seit über einem Jahr, dass ich wieder einer Messe beiwohnen und kommunizieren konnte! Einfach wunderbar und, wie ich dann nach Hause schrieb, «seit Kriegsbeginn einer der schönsten Tage». Anscheinend ging es nicht nur mir so. Der Gottesdienst war stark besucht und zu meiner Verwunderung erwies sich das gesamte «Geschäftszimmer» des Regiments-Stabes, vom ersten Gefechtsschreiber bis zum letzten Meldeläufer, als katholisch. Es stimmt wohl schon: «Not lehrt beten!»

Die nächste «Attraktion» waren dann Theater- und Kino-Vorfürungen. Der Kolchos-Stall unseres Dorfes war sozusagen als «Mehrzweckhalle» umgerüstet worden. Natürlich wollte auch ich so eine Darbietung nicht versäumen. Für das «Theater» hatte ich leider keine Zeit, aber am 19. Juli schaffte ich, «ins Kino» gehen zu können. Das letzte Mal war ich vor über einem Jahr mit meiner Mutter im Kino gewesen. Die jetzige Vorstellung kam da nicht ganz mit. So etwa erfuhr ich bis heute nicht den Titel des Filmes, da der Streifen so schadhafte war, dass der Anfang nicht gezeigt werden konnte. Auch in der Folge riss er zehn- oder zwölfmal, wobei die dadurch nötigen Pausen mit Schallplattenmusik überbrückt werden mussten. Wahrscheinlich war der Film sehr lustig, aber richtig lachen konnte ich doch nicht. Das hatte seinen Grund aber in den äusseren Umständen, denn während uns in der Wochenschau die Kämpfe auf der Halbinsel Kertsch vorgeführt wurden und auf der Leinwand die Granaten kreppten, konnte man durch die schlecht schliessenden Stalltüren das eigene und das russische Artilleriefeuer grollen hören.

Nicht von ungefähr. Schon seit Anfang Juni war der Brückenkopf Kirischi, der von der 11. Infanterie-Division verteidigt wurde, Schauplatz heftiger Kämpfe gewesen. Ab dem 21. Juli griff der Russe aber vehement an, und obzwar wir davon zunächst nicht betroffen waren, verfolgten wir das Geschehen doch sehr aufmerksam. Mir persönlich blieb es ein Rätsel, wie der Gegner es zustande brachte, in dieser Schlammwüste, in die der Brückenkopf durch den dauernden Regen verwandelt worden war, ununterbrochen anzugreifen. Nachts schoss er Vorbereitungsfeuer und ab Morgengrauen – und das setzte so um 3 Uhr früh ein – griff er laufend an. Bisher hatte die 11. Division gehalten. Aber man konnte sich ausrechnen, wie lange das noch der Fall war. Dann waren wohl wieder wir an der Reihe.

Der Brückenkopf! Ich erinnerte mich noch gut daran, wie wir Ende Oktober des Vorjahres durch das dortige Gelände durchgezogen waren. Es war ein Gewirr von scheusslichen Fabriken und Bretterbuden, von Holzzäunen und Telefonmasten gewesen, das von einer leidlich guten Strasse durchzogen wurde. Zu meinem damaligen Ärger verlief die Strasse jedoch nicht gerade in unserer Vormarschrichtung, sondern sie machte einen ziemlichen Winkel, den wir ausmarschieren mussten. Der Punkt, an dem die Strasse dann wieder in unsere Marschrichtung einschwenkte, war der Punkt 27,7, ein völlig bedeutungsloser Punkt, der mir nur deshalb in Erinnerung geblieben war, weil er für mich damals einen scheinbar sinnlosen Umweg bedeutete. Niemand von uns, die wir damals darüber gedankenlos hinwegzogen, konnte ahnen, dass man neun Monate später an dieser Stelle nicht einmal den Kopf heben konnte, dass dieser Codierungspunkt zu einem der am härtesten umkämpften Brennpunkte der Schlacht um den Brückenkopf Kirischi werden sollte.

In den letzten Juli-Tagen 1942 war die 11. Division so weit, dass sie abgelöst werden musste. Und zwar durch uns! Das war ein komplizierter Vorgang, denn unsere, die 21. Division, war ja voll am Pogostje-Kessel eingesetzt und konnte ihre Verbände nur Zug um Zug frei machen, um damit im Brückenkopf abzulösen. Auch für mein Regiment war es nicht einfach, bedeutete dies doch, dass wir, wie auf einer Drehscheibe, unsere Batterien wieder einmal von West nach Ost schwenken mussten, und auch das nicht auf einmal. Einige Batterien mussten weiter nach Westen Feuerschutz geben. Obwohl die 11. Division zunächst auch weiterhin im Brückenkopf die Führung innehatte, übernahmen wir, das Artillerie-Regiment 21, bereits am 31. Juli die artilleristische Verantwortung dort. Und das zu einem Moment, als wieder heftige Kämpfe tobten. Die nächsten Tage waren daher recht unerfreulich. Wir mussten unser Beobachtungsnetz neu aufbauen, Verbindungen knüpfen, besonders zu dem in Stellung befindlichen schweren Heeres-Artillerie-Regiment 782 und zum benachbarten Artillerie-Regiment 269. Unsere Beobachter mussten sich überhaupt erst im Gelände zurechtfinden. Da tauchten ganz neue Bezeichnungen auf wie «Panzermulde», «Minenwäldchen», Sperrfeuerräume «Rostock», «Warnemünde» und Ähnliches. Die Folge war, dass die Infanterie sich ungenügend unterstützt fühlte. Und beinahe wäre am 3. August, gerade als unsere Division auch die Gesamtführung übernahm, der Brückenkopf verloren gegangen, wenn nicht der Brückenkopf-Kommandant, Oberst Alfred Hermann, der Kommandeur des Infanterie-Regiments 3, sich dem Gegner mit ein paar Männern persönlich entgegengeworfen hätte – und dabei auch fiel.

Endlich waren wir so weit, dass wir die Feuerleitung im Griff hatten und am frühen Morgen des 6. August konnten wir dann für einen Gegenangriff auf die «Einbruchsstelle» vom 3. August einen recht eindrucksvollen Feuerzauber veranstalten. Leider erfolglos, der Angriff schlug nicht durch. Nun lernten auch wir, hinten auf unserem Gefechtsstand, was wir bisher noch nicht, auch nicht am Pogostje-Kessel, kennengelernt hatten, nämlich wie die «Materialschlacht» aussah. Auf jeden unserer Angriffe erfolgte prompt der Gegenangriff, und zwar vor allem mit Panzern, denen wir nichts entgegenzusetzen hatten, da die Division

mangels an Übersetzmöglichkeiten keine Panzer oder Sturmgeschütze in den Brückenkopf bringen konnte. Am 7. August war es fast wieder soweit. Der Russe brach neuerlich ein, stiess fast bis zur sogenannten «Ziegelei» vor, sodass ich an diesem Abend nur kurz notierte: «19:00 Uhr. Alles hängt nur an einem Haar. Mit dem Fabriksgelände fällt und steht der Brückenkopf.» Wieder gelang es, den Gegner aufzuhalten, aber erneut um den Preis hoher Verluste. Zwar müssen auch die Verluste des Feindes gewaltig gewesen sein, nicht zuletzt infolge der Sperrfeuerwände, die wir vor ihm aufzurichten vermochten. Aber das schien ihn nicht zu beeindrucken.

Am 13. August erreichte die Heftigkeit der Kämpfe einen neuen Höhepunkt. Den Angriffen ging jeweils eine erhebliche, trommelfeuerartige Artillerie-Vorbereitung voraus, auch Schlachtflieger setzte der Gegner ein, während unsere Luftwaffe kaum in Erscheinung trat. Dabei ereignete sich ein seltener «Glücksfall»: Fünf rote Schlachtflieger griffen im Tiefflug unsere Feuerstellungen an. Die leichte Flak erzielte beim ersten einen Treffer in die Bomben, die noch an der Unterseite hingen. Die Maschine wurde daraufhin wie ein Knallbonbon in der Luft zerrissen. Von den herumfliegenden Trümmern flog ein Teil der Tragfläche der nachfolgenden Maschine genau in den Propeller, worauf auch diese wie ein Stein abstürzte. Eine dritte wurde von der Flak in Brand geschossen und stürzte ebenfalls ab. All das freilich hatte auf den Erdkampf keinen besonderen Einfluss, eher schon, dass wir unser Möglichstes taten, um durch wuchtige Feuerschläge die Infanterie zu entlasten. Hier, am Brückenkopf, war – anders als seinerzeit am Pogostje-Kessel – eine Feuerleitung im Grossen durchaus möglich und liess bei uns nicht das flauere Gefühl aufkommen, wir sässen nutzlos auf unserem Gefechtsstand herum.

Am Abend dieses Grosskampftages gab es noch einmal Alarm. Der Gegner schoss auf einmal Nebelgranaten. Wollte er damit eine neue Bereitstellung verdecken? Wir legten auf den fraglichen Bereitstellungsraum (ich glaube, es war die «Panzermulde») einen Feuerüberfall von 15 Batterien, so dass dort buchstäblich «die Heide wackelte». Das schien auch zu genügen. Vielleicht aber hatte der Russe ohnehin schon genug gehabt und wollte mit dem Nebel nur seinen Rückzug decken. Egal, jetzt war jedenfalls Ruhe. Allgemeine Erleichterung. Der Oberbefehlshaber der 18. Armee und auch der Kommandierende General des XXVIII. Korps sprachen der Division am Abend ihren Dank aus. Auch wir bekamen von der Division für die hervorragende artilleristische Unterstützung der Infanterie die besondere Anerkennung ausgesprochen.

Aber das bedeutete noch nicht das Ende der Kämpfe. Vorderhand griff der Gegner weiter an. Unsere Batterien konnten in den nächsten beiden Tagen bei der Abwehr der Angriffe sieben Feindpanzer teils in Brand, teils bewegungsunfähig schießen. Dann liess die Stosskraft des Feindes doch etwas nach, aber sein Wille, das, was er erobert hatte, festzuhalten und mit allen Mitteln zu verteidigen, schien ungebrochen. So scheiterten auch alle unsere Versuche, mit kleinen oder grösseren Stosstrupp-Unternehmen die feindlichen Einbrüche zu bereinigen. Es gelang, sie zu verengen, aber nicht den Gegner daraus zu vertreiben. Dafür wurde immer klarer, dass die Division nach etwa einmonatigen Kämpfen fast ausgeglüht war und dringend der Ablösung bedurfte. Auch für mich näherte sich der Zeitpunkt, an dem ich meinen ja schon längst fälligen Heimaturlaub antreten konnte.

Knapp bevor es so weit war, es dürfte Ende August gewesen sein, fand auf dem Divisions-Gefechtsstand ein Vortrag für die Kommandeure statt. Irgendein Professor für Wirtschaftswissenschaft referierte über

die sowjetische Industrie und speziell, wie weit es den Sowjets gelungen sei, mit ihr hinter den Ural auszuweichen. Mein Kommandeur, der auch zugegen war, erzählte mir danach in kurzen Zügen darüber und schloss mit der Bemerkung: «Wenn das alles stimmt, was der Professor uns da erzählt hat, dann weiss ich nicht, wie das da hier ausgehen soll.» Ich war da nicht so skeptisch. Irgendeine Lösung wird sich schon finden. Auf die Dauer wird der Russe diese Verluste, wie er sie auch hier am Brückenkopf wieder erlitten hat, nicht verkraften können. Einmal muss ihm ja die Puste ausgehen. Dazu kommen noch die fabelhaften Erfolge im Süden der Ostfront. Es wird schon greifen. Kurze Zeit darauf stieg ich in Tschudowo in den Urlauberzug und liess Russland, von Kirischi bis zum Ural, weit hinter mir.

## An der Tigoda

Als ich fast einen Monat später, etwa um den 24. September 1942, wieder zu meinem Regiment zurückkehrte, war alles anders. Die Division war inzwischen zur «Erholung» an einen etwas ruhigeren Abschnitt der Wolchow-Front, nämlich südlich der Tigoda, eines kleinen Flüsschens, das in den Wolchow mündete, verlegt worden. Der Divisions-Gefechtsstand befand sich in dem Dorfe Dedelewo und unser Regiments-Gefechtsstand lag nicht weit davon entfernt im leicht eingeschnittenen, schütter bewaldeten Tigoda-Tal. Als ich eintraf, war man eben damit beschäftigt, den Regiments-Gefechtsstand auszubauen, so als ob wir mindestens die nächsten zwei Jahre dort verbringen würden. Freilich, in Miagry hatten wir immerhin acht Monate verbracht, und wenn es hier wieder so lange dauern sollte, dann stand sich die Mühe schon dafür, zumal ja wieder einmal der Winter vor der Tür stand – und vielleicht würde er diesmal wenigstens etwas ruhiger verlaufen als der vergangene. Ich erhielt, ähnlich wie in Miagry, auch hier meinen eigenen Bunker, sehr komfortabel, ja geradezu gemütlich, in den oberen Rand der Uferböschung hineingebaut. Nicht weit davon entfernt lag der Bunker meines Kommandeurs. Es gab dann noch eine Art Kasino-Baracke, natürlich auch aus Holzstämmen gebaut, und dann auch die entsprechenden Bunker für die Fernsprecher, Funker und Melder.

Man konnte es hier also durchaus aushalten, zumal die Gefechtstätigkeit relativ ruhig blieb. Auf beiden Seiten bereitete man sich offenbar auf den Winter vor und uns fehlte zudem auch die Kraft zu irgendwelchen Angriffsunternehmungen, selbst wenn es sich nur um eine minimale Verbesserung der Frontlinie handelte. Ende Oktober hatte das Infanterie-Regiment 24 ein solches Unternehmen versucht und sich dabei leider blutige Köpfe geholt. Der Gegner hatte nicht nur unsere Vorstöße abgewehrt, sondern war sogar zum Gegenangriff übergegangen, der zu einem Einbruch führte. Wir, das Artillerie-Regiment 21, hatten dieses Unternehmen nach bestem Können, aber eben erfolglos unterstützt.

Inzwischen lag schon wieder hoher Schnee, und der Kommandeur beschloss, diese anscheinend heikle Stelle in der Front persönlich in Augenschein zu nehmen. Ich fuhr mit ihm auf einer viele Kilometer langen «Holzschienebahn» bis zu dem Dorf Kurnikoff-Ostrow, wo sich der Gefechtsstand des IR 24 befand, und von dort wanderten wir dann bis nach Selenzy und darüber hinaus bis zu dem «kleinen



Handtuch-Wald», in dem sich vein bis zwei Wochen davor die erwähnten Kämpfe abgespielt hatten. «Kleiner Handtuch-Wald» war die kartenmässige Bezeichnung eines relativ lichten, um diese Jahreszeit bereits völlig entlaubten Baumbestandes von mässiger Ausdehnung. Im Jargon der Truppe hiess er jedoch der «Wald der nackten Ärsche». Das kam mir sehr eindrucksvoll zu Bewusstsein, als wir uns, mit aller gebotenen Vorsicht, dem Schauplatz des Gefechts näherten. Zwischen den Bäumen lagen im Schnee die Leichen von Russen, die bei der Abwehr ihres Gegenangriffs seinerzeit gefallen waren. Einen solchen Anblick waren wir zwar gewohnt. Was ihn aber besonders grausig machte, war die Tatsache, dass bei einer Reihe der Gefallenen tatsächlich der nackte Hintern aus dem Schnee herausragte. Wieso das? Nun, an eine Bestattung der Toten so nahe hinter der vordersten Linie war, zumal bei dem bereits hart gefrorenen Boden, nicht zu denken. Aber die dick wattierten Hosen der Russen waren für die Landser eine nicht zu verachtende Ergänzung der eigenen Winterbekleidung gewesen. Etwas wortkarg kehrten wir zu unserem warm geheizten Gefechtsstand zurück.

Dafür trat nun für mich ein wesentlich erfreulicheres Ereignis in den Vordergrund. Schon bald nach meiner Rückkehr vom Urlaub hatte mich die Nachricht erreicht, dass mein Bruder Max, der als Unteroffizier in einer überschweren Haubitze-Batterie (Kaliber 28 cm) diente, mit seiner Einheit von der Krim an den Einschliessungsring um Leningrad verlegt worden sei. Sogleich versuchten wir, ein «Brüdertreffen» zu organisieren, wobei es natürlich an mir war, ihn zu besuchen. Ein erster Versuch (am 6. Dezember) scheiterte zu unserer allergrössten Enttäuschung im letzten Moment. Bei der II. Abteilung war dem unglücklichen Adjutanten ein geheimes Dokument abhandengekommen. Es handelte sich um das verfluchte Kuvert «Indanthren» – vor einem knappen Jahr war mir das in Miagry ja fast selbst passiert. Ich war auch überzeugt, dass bei dem Rückzug vor Moskau den Russen dieser Mist wahrscheinlich dutzendfach in die Hände gefallen war, aber trotzdem galt es noch immer als «Geheime Kommandosache» und ich musste darüber Meldung machen. Ich hoffe, dass dem armen Leutnant Ruhnke, dem das Unglück passierte, nicht allzu viel geschehen ist. Aber ich konnte, solange die Sache nicht erledigt war, natürlich nicht von unserem Gefechtsstand weg.

Max war namenlos enttäuscht, als ich absagte. Er und seine Kameraden hatten schon umfangreiche Vorbereitungen getroffen, und nun fiel alles ins Wasser. Aber dann, knapp vor Weihnachten, am 13. Dezember 1942, gelang es doch. Ich fuhr – soviel ich mich erinnere – von Tschudowo aus mit irgendeinem Nachschub- oder Urlauberszug los. Irgendwo hinter Tosno wurde dieser Zug auf offener Strecke von Max angehalten und während die übrigen Passagiere erstaunt über diesen unvermuteten Halt die Köpfe beim Fenster herausstreckten, fielen sich am Bahndamm ein Oberleutnant und ein Unteroffizier in die Arme.

In seiner Unterkunft, die in einem nahen Dorf, ziemlich weit hinter der Front, und zwar in einem richtigen Haus sich befand, war alles auf das Rührendste vorbereitet. Ein Quartiergenosse – ebenfalls ein Unteroffizier, im Zivilberuf jedoch Kunsthistoriker und, wie ich glaube, Landeskonservator von Breslau (heute Wroclaw in Polen) – hatte eine prachtvolle Torte gebacken und bei den köstlichsten, bisher sorgsam aufgesparten Weinen wurde nun erzählt und erzählt bis in die späte Nacht. Am nächsten Morgen ging es dann leider wieder nach Hause zurück – «nach Hause» in meinen Bunker eben.

Das nächste Fest liess aber nicht lange auf sich warten. Am 20. Dezember wurde mein Kommandeur zum Obersten befördert und aus diesem Anlass wurde er, aber auch ich, zu einem Abendessen beim Divisions-Stab eingeladen. Der Divisionskommandeur weilte zwar auf Urlaub, aber der Generalstabschef, Oberstleutnant von Prittwitz, und der Divisions-Adjutant gaben sich neben ein paar anderen Offizieren die Ehre. Wie leicht vorauszusehen, wurde es ein «rundes» Fest, von dem wir gegen halb 7 Uhr früh, recht beschwingt wieder heimkehrten.

Zu diesem zumindest für die Stäbe fast friedensmässigen Fronteinsatz passte auch das geradezu prachtvolle Winterwetter, das uns in diesen Tagen beschieden war. Die Tigoda war fest zugefroren und über allem lag eine etwa 50 cm hohe Schneedecke. Es war daher keine schlechte Idee, als mein frisch beförderter Oberst den Entschluss fasste, mit mir auf der Tigoda eine kleine Schlittenfahrt zu unternehmen. Wie zwei russische Bojaren, dick in Decken gewickelt, sassen wir im Fond eines bequemen Schlittens und liessen uns auf dem verschneiten, aber vollkommenen ebenen Flussbett die Tigoda entlang galoppieren. Ich kannte dergleichen nur aus den Bilderbüchern meiner Jugend, es war wie eine Fahrt durch eine Märchenwelt. In Tausenden von Eiskristallen glitzerte die Sonne und über allem spannte sich wie eine Halbkugel ein intensiv blauer Winterhimmel. War wirklich Krieg? Zumindest hier bei uns im Tigoda-Tal konnte man es fast nicht glauben. Und fest stand auch, dass in wenigen Tagen Weihnachten war: die vierten Kriegsweihnachten.

Am 24. Dezember 1942, wieder so ein strahlender Wintertag, brach ich zu Mittag den «Krieg» für mich ab und war von da an dienstlich nur noch sehr ungern zu erreichen. Nach einem köstlichen, schon sehr vorweihnachtlichen Mittagessen und einer kurzen Siesta in meinem Bunker, auf der Ofenbank neben dem gemütlich knisternden «Ofen», der in Wahrheit ein ausgedientes Benzinfass war, begann ich zusammen mit meinem Burschen, dem guten Gulz, einen kleinen Weihnachtsbaum aufzuputzen. Viel war da nicht aufzuputzen, aber immerhin, und es rührte mich, mit welcher Sorgfalt Gulz den Christbaum «seines» Oberleutnants schmückte. Als das beendet war, zog ich meinen «guten Rock» mit allen «Orden und Ehrenzeichen» an, löschte die Petroleumlampe und begab mich in die Stabs-Baracke zur «offiziellen» Weihnachtsfeier, während in dem nun dunklen Bunker «mein» Baum zu duften begann.

Es war geradezu unfasslich, was in diesem Jahr den Soldaten von der Marketenderei geboten wurde. Jeder bekam einen Weihnachtsstriezel, Faschingskrapfen, eine Flasche Sekt und Cognac, Schokolade, Drops, Zigaretten und sonst noch eine Kleinigkeit. Es war freilich ein bisschen zu laut und die Beleuchtung zu grell – aber es könnte ja auch ganz anders sein. Der Kommandeur sprach ein paar Worte. Was soll man da auch schon viel sagen? Was hat Weihnachten mit Krieg zu tun? Und an diesem Tag mochte jeder am liebsten ganz woanders sein, nur nicht hier. Also sagte der Oberst auch nicht viel. Er hatte ja selbst vier Kinder zu Hause. «Was sein muss, muss sein; es hilft nichts, sehen wir zu, dass wir das alles bald zu einem guten Ende bringen. Prost, Kameraden!» Es kam nicht oft vor, dass der Oberst zu seinen Männern «Kameraden» sagte. Er war kein Mann der neuen «volksverbundenen» Tour, im Gegenteil. Wenn er es aber einmal sagte, dann meinte er es auch so, der Oberst Brechtel. Und wer ihn kannte, der wusste auch, dass dieser sonst gefürchtete Kommandeur, dieser Fanatiker des Dienstes, heute nur eine Sehnsucht kannte: mit seinen Kindern unter dem Christbaum zu spielen. Mir war es sehr recht, dass er daher viel lieber in seinen Bunker zurückkehrte und auch ich mich in den meinen zurückziehen konnte. Als wir beide in die Winternacht hinaustraten, in der nur die Sterne bläulich vom Himmel herab glitzerten, legte sich die Kälte mit einem fast spürbaren Druck auf die Uniform. «Frohe Weihnachten, Christoph!» – «Gehorsamsten Dank, Herr Oberst!» Dann stapfte er, im Dunkel verschwindend, seinem Bunker zu und ich wandte mich mit einem geradezu kindlich erwartungsvollen Gefühl dem meinen zu.

Ich machte wieder Licht, holte die Briefe und Päckchen von zu Hause heran und feierte «Bescherung». In einem Päckchen waren Christbaumkerzen. Ich steckte sie an meinen Baum und öffnete die Briefe. Von den Eltern erhielt ich eine schöne Lithografie der Stephanskirche. Sie wurde gleich an der Wand neben meinem Schreibtisch aufgehängt. Noch einmal zogen die Weihnachten der letzten Jahre in meinem Gedächtnis vorüber. Wie viele Kriegsweihnachten würden noch kommen?

Das Telefon klingelte: «Herr Oberleutnant, bitte zum Abendessen.» Auch drüben im Kasino-Bunker brannte ein grosser Christbaum und war der Tisch mit grünem Reisisig geschmückt. Die Stimmung unter den Offizieren des Stabes war zunächst ein wenig einsilbig. Man merkte deutlich, auch sie hatten ihre Briefe von zu Hause gelesen und waren noch nicht ganz wieder da. Als ich mich aber um 23 Uhr erhob und verabschiedete, war alles wieder ganz gelöst und in bester Stimmung. Ich aber hatte noch etwas ganz Besonderes vor. In meinem Bunker zog ich schnell einen kurzen Pelz an und dann stand bereits mein erster Gefechtsschreiber, Wachtmeister Gehrman, vor der Tür und holte mich zur Mitternachtsmesse ab.

Mit noch einem anderen Unteroffizier marschierten wir auf der gefrorenen Tigoda nach Dedelewo, dem Divisions-Gefechtsstand. Jetzt stand der Mond gross am Himmel und leuchtete uns den Weg. Es herrsch-

te eine geradezu unbeschreibliche Stille. Kein Laut ausser dem Stampfen unserer Schritte. Totenstille auch an der Front. So gehört es sich wohl für die «Heilige Nacht».

Der Fluss machte nun eine leichte Biegung, und dann lag sie vor uns: die mächtige Tigoda-Brücke bei Dedelewo, mit dicken Schneebauschen auf allen ihren Vorsprüngen, was die an sich dürre Holzkonstruktion im Mondlicht schwer und massig erscheinen liess. Hoch oben auf der Brücke stand ein Posten in einem mächtigen, weissen Pelzmantel. «Parole?» Ich kannte sie nicht, und antwortete daher nur: «Mitternachtsmesse». Das genügte. Offenbar war dies auch die allgemeine Parole für diese Nacht. Denn als wir uns dem Dorfe näherten, sahen wir von überall her die Teilnehmer an dieser Feier kommen, einzeln oder in kleinen Gruppen, zu Fuss, auf Skiern oder mit Schlitten. Manche dürften stundenlang unterwegs gewesen sein zu dem grossen Kolchosstall am Ortsrand von Dedelewo. So mögen einst auch die Hirten in Bethlehem zusammengeströmt sein. Der Stall war ausgeräumt, um einen einfachen Feldaltar standen Tannenbäume mit Lichtern und davor ein paar roh zusammengeschlagene Bänke für je drei bis vier Personen, mit jeweils einer brennenden Kerze. Die übrige Weite des Stalles verlor sich im Dunkeln. Aber im Lichtkreis um den kleinen Altar knieten und sassden Soldaten aller Dienstgrade und Waffengattungen, darunter auch zahlreiche Protestanten, und feierten Weihnachten. Ein bisschen rau, aber doch sehr andächtig klang das «Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden». Man hat es gewiss auch draussen noch gehört, und vielleicht vernahm es auch der Posten auf der Brücke.

Es war zwar nicht der Stern von Bethlehem, aber doch eine zunächst rätselhafte Erscheinung, die man da eines Abends am nächtlichen Himmel beobachten konnte. Zunächst glaubten viele, es handle sich um den Widerschein eines Bombardements auf Leningrad, zumal die Himmelsrichtung so ungefähr stimmte. Aber so etwas müsste doch ganz anders aussehen. Eher erinnerte es an das Spielen von riesigen Flak-Scheinwerfern, die ununterbrochen in Bewegung waren, gleichsam über den Himmel huschten. Aber in eine derartige Höhe reichten auch die stärksten Scheinwerfer nicht. Schliesslich fand sich die Lösung: Es war ein sehr starkes «Nordlicht», in diesen Breiten zwar keine allzu grosse Seltenheit, aber doch eine irgendwie unheimlich anmutende Erscheinung. Ein böses Vorzeichen? Nein, daran glaubte keiner von uns. Und doch hätte man es im Rückblick so deuten können.

Ich bin in diesen Tagen, wenn der alltägliche Kram erledigt war, am Abend oft in meinem Bunker über einer Lagekarte gesessen, die ich mir selbst aus allen möglichen Informationen zusammengestellt hatte. Man konnte es drehen und wenden, wie man wollte, die Initiative war einwandfrei an die Russen übergegangen und es gab kaum ein Mittel, sie wiederzugewinnen. Natürlich hatte ich für meine Beurteilung

der Lage lediglich die Front der 18. Armee, der wir angehörten, zur Verfügung. Aber allein in diesem Abschnitt sah es eher katastrophal aus. Genau genommen konnten wir lediglich stillhalten und abwarten, an welcher Stelle wir mit überlegenen Kräften angegriffen wurden. Jede auch noch so erfolgreiche Operation unsererseits, über den Wolchow hinweg, hätte lediglich ins Uferlose oder nur zu einer neuen, bestenfalls gleich langen Front geführt und uns damit wiederum in die gleiche Lage versetzt. Der Vorteil der inneren Linie schien sich in einen gewaltigen Nachteil verändert zu haben. Wir sassen wie in einem Gefängnis. Der Sommerfeldzug 1942 war, trotz aller grossartigen Erfolge, offenbar doch nur ein Schlag ins Wasser gewesen. Ich sah eigentlich kaum eine Möglichkeit, in dieser Lage eine strategische Wendung herbeizuführen. Aber dann warf ich nach all diesem Nachdenken doch wieder die Karte in die Ecke und tröstete mich damit, dass es für mich doch unmöglich wäre, die tatsächliche Lage zu übersehen. Wahrscheinlich hatte ich Fakten ausser Acht gelassen, mit denen die oberste Führung entscheidend rechnete. Aber da war noch etwas, was mich bedenklich stimmte. Da hatte doch, kurz nach Weihnachten, der Kommandeur von der Division – vorerst eher gerüchteweise – die Nachricht gebracht, dass im Süden, bei Stalingrad, um das ja seit Monaten gekämpft wurde, eine grosse «Schweineerei» im Gange sei. Starke eigene Kräfte sollen dort vom Russen eingeschlossen sein. Natürlich war nicht zu zweifeln, dass sie in Kürze entsetzt würden. Aber dass so etwas überhaupt möglich sein konnte!?

Nun, wie auch immer, wir hier am Wolchow und südlich des Ladoga-Sees hatten das Unsrige zu tun, die Stellungen zu halten und das Weitere würde sich schon finden.

## Diezweite Ladoga-Schlacht, 1943

Als ich am 12. Jänner 1943 in der Früh aus meinem Bunker trat, um hinüber in den Kasino-Bunker zum Frühstück zu gehen, brummte und rummelte es, aber nicht von der Front, vom Wolchow her, sondern aus Nordwesten. Ein Fliegerangriff? Eine Anfrage bei der Division schaffte schnell Klarheit: Seit heute früh war der Russe auch bei Schlüsselburg zum lange erwarteten Grossangriff angetreten. Die Knochenmühle war wieder einmal in Bewegung gesetzt und es blieb die Frage, wie lange es dauern würde, bis wir drankommen. An die Abteilungen wurden von uns nur allgemeine Orientierungen durchgegeben. Sie werden das Nötige schon rechtzeitig genug erfahren.

Im Augenblick berührte uns aber etwas anderes. An eben diesem 12. Jänner fand nämlich ein Wechsel in der Führung unserer 21. Infanterie-Division statt. Der bisherige Kommandeur, Generalleutnant Otto Sponheimer, der die Division über drei Jahre geführt hatte, war durch das OKH in die Führerreserve versetzt worden, um – seinem Herzenswunsch gemäss – dann als Kommandierender General ein Korps zu bekommen. Die üblichen Abschiedsbefehle waren erlassen und die entsprechenden Abschiedsreden gehalten worden. Eigentlich waren wir ganz froh, ihn loszuwerden. Das heisst, dem Mann in der Truppe war es überhaupt vollkommen gleichgültig. Der hatte seinen General höchst selten zu Gesicht bekommen, höchstens bei einer Feier oder sonst einem offiziellen Anlass, aber fast nie, wenn es irgendwo hart auf hart ging. Dank guter Generalstabsoffiziere war die Division freilich auch nicht schlecht geführt worden. Aber im Grossen und Ganzen schien er uns überreif. Wir Artilleristen kannten ihn als einen eher soupçonösen, misstrauischen Infanteristen, der mit Vorliebe gewaltige Sentenzen von sich gab, die seine ziemliche Ahnungslosigkeit in Bezug auf unsere Waffe bekundeten. Doch – das war nun die Frage – würde etwas Besseres nachkommen?

In der Tat: es kam. Eines Tages rief die Division an, der neue Kommandeur wünsche unsere Stellungen zu besichtigen und mein Oberst möge ihn um 11 Uhr beim Divisions-Gefechtsstand abholen. Ich war bei dieser Besichtigung nicht dabei, doch mein Oberst kam davon mit einem undefinierbaren Gesicht zurück und war auch in seinem Urteil ausserordentlich zurückhaltend. Er meinte, der neue Kommandeur wäre zwar auch «nur» ein Infanterist (tatsächlich war er jedoch Generalstäbler), aber es schiene, dass er sich durchaus kein X für ein U vormachen liesse. Wenige Tage später hatte ich bei der Division

zu tun und liess mich durch den la (den Ersten Generalstabsoffizier) dem neuen Kommandeur vorstellen. Eine kleine, fast zarte Erscheinung in einer tadellos geschnittenen, eleganten Uniform, ohne Auszeichnungen (obwohl er schon im Ersten Weltkrieg mehrfach dekoriert und auch mehrfach verwundet worden war). Sehr feine, schmale, gepflegte Hände. Spiegelglatt rasiert machte das Ganze eher den Eindruck eines Salonsoldaten als den eines Frontkämpfers. Auch das Gesicht wies keinen harten Zug auf. Nur die Lippen waren etwas schmal und die an sich fast weichen, blauen Augen blickten ruhig, aber tief. Mit ein paar Schritten ging der General auf mich zu, um mich zu begrüßen. Und dieser jugendlich federnde Gang verriet viel. Das war kein Kraftbulle, sondern der Typ eines militärischen Führers von ganz eigenem Format. Da stand ein Mann, vom Scheitel bis zur Sohle ein Herr, der nicht durch Brillen und Strafen seine Untergebenen regierte, sondern durch das blosses Heben der Augenbrauen die gleiche Wirkung erzielte. Und dann sprach er. Nicht abgehackt, betont «wirsch», sondern nur deutlich, ruhig und ausserordentlich klar. Aber nicht nur durch seine Art zu sprechen beeindruckte er, sondern auch durch das, was er sagte. Er redete keine konventionellen Phrasen.

Mit Generalmajor Gerhard Matzky erhielt die Division genau im richtigen Augenblick den richtigen Mann. Denn schon wenige Tage nach dem 12. Jänner 1943 drang bis zu uns das Gerücht durch, dass es dem Russen gelungen sei, südlich des Ladoga-Sees, am Flaschenhals, den Einschliessungsring um Leninograd aufzusprengen. Die ganze Front von dort oben bis zu uns am Wolchow war nun hüben und drüben von einer gewissen Nervosität erfasst, obwohl gerade unser Frontabschnitt besonders ruhig war. Aber gerade das war ja das Verdächtige. Man belauerte sich ständig und jeder Späh- und Stosstrupp hatte nur eine Aufgabe: nämlich festzustellen, ob auf der anderen Seite des Flusses der Feind von gestern auch heute noch da war, oder ob auch ihn jener geheimnisvolle Zug erfasst hatte, der seit Tagen, zumindest bei uns, zu beobachten war. Da wurde ein Regiment, dort ein Bataillon oder eine Artillerie-Abteilung aus der Front herausgelöst, um sie auf den Marsch zu schicken in jenen Raum, der tagtäglich als Kampfraum südlich des Ladoga-Sees im Wehrmachtsbericht aufschien. Wie ein Stein, der, ins Wasser geworfen, immer grössere Wellen nach allen Seiten hin aussendet, so strahlte auch diese Schlacht auf immer weitere Frontabschnitte aus und zog mit fast magnetischer Kraft alle verfügbaren Reserven an sich.

Aus dem eher sicheren Gefühl heraus, dass der Friede bei uns nicht mehr sehr lange andauern würde, arbeitete ich in den folgenden Tagen noch alle Rückstände auf, denn das kannte man ja: Auf einmal hiess es dann schnell, schnell raus aus der Stellung, und dann konnte man zusehen, wie man zurechtkam. Tatsächlich kam an einem Nachmittag, es muss der 25. Jänner gewesen sein, ein Vorbefehl mit der Weisung: «Adjutanten zum Befehlsempfang zum Divisions-Gefechtsstand!»

Es war schon gegen Abend, als ich im Mondschein mit einem Krad zur Division fuhr. Am Nachthimmel hingen einige Leuchtbomben russischer Nachtaufklärer und pendelten, ihr weissliches, diffuses Licht verstrahlend, langsam zur Erde. Das Motorengebrumm der Apparate klang ziemlich unbestimmbar aus dem dunklen Himmelsraum zu mir. Die waren natürlich auch daran interessiert, zu wissen, ob da wieder neue Reserven in den Hexenkessel bei Schlüsselburg geworfen werden sollten.

Im grossen Kasino-Bunker der Division, wo die Adjutanten versammelt waren, lag eine Karte mit wenigen Einzeichnungen auf dem Tisch und nach den ersten Begrüssungs- und Einleitungsworten blieb der Zeigefinger des la der Division auf einen bestimmten Punkt gerichtet liegen. «Hier», so erläuterte er, «befinden sich die sogenannten Sinjawino-Höhen. Aus der Karte geht das nicht so deutlich hervor, aber, meine Herren, das ist ein ganz markanter Höhenblock, von dem man eine beherrschende Sicht bis zum Ladoga-See hat und an dessen Fuss zur Zeit die Front verläuft. Die Division wird in der Nacht vom 26. zum 27. Jänner diesen Abschnitt übernehmen. Der Gegner greift die Höhen laufend an und zwar mit sehr guter und starker Artillerie-Unterstützung, die weit in das eigene Hinterland reicht, etwa bis hier zur «Elektroschneise». Daher Vorsicht beim Anmarsch. Mit starkem Flieger- und massiertem Panzer-Einsatz ist zu rechnen. Das IR 3 steht bereits seit gestern dort oben und hatte bisher schöne Abwehr-erfolge. Mehr kann ich Ihnen zur grossen Lage nicht sagen. Im Einzelnen ...» Also Sinjawino-Höhen; niemals gehört. Nun, man wird sich überraschen lassen. Tags darauf war Kommandeur-Besprechung beim Regiment: Die III. Abteilung wird beschleunigt herausgezogen, die übrigen Abteilungen folgen. Der Stab der Artillerie-Gruppe Mitte wird die Übergabe der Abschnitte und das Herausziehen der Batterien überwachen. Der Regimentskommandeur mit engstem Stab wird früh an den neuen Frontabschnitt vorausfahren und die Vorbesprechungen für den Einsatz führen. Die Abteilungskommandeure melden sich in Mga, beim Meldekopf des Regiments. Der bisherige Frontabschnitt der Division wird durch die Nachbardivisionen, 24. ID rechts, 217. ID links, je zur Hälfte übernommen. Ein paar Bau-Bataillone werden im Wesentlichen die alten Stellungen der Division besetzen. Der Kommandeur schloss seine Ausführungen: «Beten Sie zu Gott, meine Herren, dass der Russe von alldem nichts merkt.»

Die folgende Zeit vergeht mit Telefongesprächen, Abfertigungen von Meldern, Rücksprachen mit dem Kommandeur und Einpacken. Mein Bursch, der gute Gulz, ist wieder unermüdlich. Das Stichwort «Kleines Fluchtgepäck» genügt ihm. Der ganze andere Kram, die Tagebücher und Bilder und was sich so in Zeiten des Stellungskrieges angesammelt hat, verschwindet in den grossen Koffer und wandert zum Tross. Dann wird frische Wäsche und warmes Zeug angezogen, nochmals rasiert, denn man weiss ja nicht, wo man heute abends sein wird. So eine Winterschlacht kann kühl sein, wir kennen das ja von Wolchowstroj her.



Die Zeit der Ruhe ist also aus. Ungemütlich ist es jetzt im Bunker. Papier liegt herum; er ist auch nicht mehr ordentlich geheizt. Die Petroleumlampe, ein Luxusartikel ersten Ranges, ist auch bereits irgendwo verpackt. Draussen rumoren Fernsprechleute und bauen die Leitungen ab. Ein paar Stunden bleiben noch, um auf meiner Pritsche zu liegen. Sie war zwar hart, aber ich hatte mich inzwischen völlig daran gewöhnt, auf blossen Brettern zu liegen. Und überhaupt: Ich hatte ihn wirklich liebgewonnen, meinen guten, alten Bunker an der Tigoda. Was wird aus ihm werden? Und aus mir? Was hatten wir hier nicht alles erlebt? Die Beförderung des Kommandeurs zum Obersten und all die anderen netten Feste, und vor Kurzem noch Weihnachten! Wie hatten wir doch diesen Gefechtsstand ausgebaut. An jeder Ecke hing eine Erinnerung. Es ist vielleicht ganz gut, dass wir wieder einmal weiter müssen. Man wird ja richtig unbeweglich – und man hat ja so genug von alldem!

8 Uhr früh. Ich komme vom Frühstück zurück, um noch einmal im Bunker nachzusehen, ob alles verstaut und nichts vergessen ist. Gulz schafft gerade die letzten Sachen weg. «Na, dann los in Gottes Namen.» Ich gehe zum Wagen, der schon vorgefahren ist. Die Bunkertür bleibt offen und der eisige Wind bläst in den leeren Raum. Beim Divisions-Stab gibt es bei der Abmeldung noch einen Abschiedsschnaps, «Hals- und Beinbruch und auf Wiedersehen in Mga», und dann rollt unser Wagen auf dem Knüppeldamm nach Westen, der grossen Rollbahn nach Leningrad zu, die Wolchow-Front bleibt hinter uns zurück.

Es ist ein eisiger Morgen, die Fenster des Wagens sind bald frostbeschlagen. Vorn neben dem Fahrer, dem altbewährten Wachtmeister Nickel, sitzt der Kommandeur. Neben mir im Fond unser erster Ordonnanzoffizier, Leutnant Badowsky. Er ist 21 Jahre alt, mit dem entsprechenden Schwung und Leichtsinn, bei der Arbeit jedoch noch nicht ganz verlässlich. Er ist erst ein paar Monate auf diesem Posten, und der Kommandeur verlangt etwas von seinem Ordonnanzoffizier. Aber er ist wohlgezogen und lässt sich auch etwas sagen. Er kam direkt aus der Heimat, wo er bei einem Ersatz-Truppenkörper herumgesessen hatte und sich langweilte, soweit nicht Mädchen in erreichbarer Nähe waren. Aber auch das war ihm mit der Zeit zu viel geworden und er hatte sich an die Front gemeldet. Verständlich! Seine übrigen Kameraden liefen alle schon mit dem EK II herum und er hatte noch nichts, und das alles nur, weil er wegen einer dummen Krankheit im Lazarett gelegen war. Das musste ihm freilich passieren, dass er statt einer wirklichen Frontverwendung nun bei einem Stabe Bleistifte spitzen und Befehle austragen musste. Es war eben sein Pech, dass er ein bisschen gut aussah, auf seine Uniform etwas hielt, adrett war und gute Umgangsformen besass. Der Kommandeur hielt nun einmal etwas auf gut aussehende Ordonnanzoffiziere, denn irgendwie sind sie ja die Visitenkarte eines Regiments. Sie sind es ja, die meist mit den

Nachbarn Verbindung aufzunehmen haben und den Kommandeur irgendwohin begleiten. Da muss man schon ein bisschen «auf Draht» sein und wissen, wo und wie. Heute freilich sass Badowsky etwas schläfriger da und wir beide froren rechtschaffen, während der Wagen von der grossen Rollbahn wieder abzweigte, um die Strasse nach Mga einzuschlagen.

Hier war zunächst von dem Zauber dort vorne nicht viel zu merken. Stabsflaggen an den Strassen und Hinweisschilder, einige Kolonnen, in den Dörfern und Unterküften das übliche Leben. Auch etwas Zivilbevölkerung steht herum. Der Himmel war grau verhangen.

In Schapki wurde ein kurzer Halt eingelegt. Eher steif stiegen wir aus dem Auto; das zweite mit dem Veterinär und dem Nachrichtenoffizier war auch heran. Ein Schluck Cognac wärmte etwas auf und man vertrat sich die Füsse. Plötzlich aber war man aufmerksam geworden: Was ist denn das für ein Gerumm? Das war doch früher nicht! Sind das Flieger? Nein, das ist etwas anderes, denn mal ist es stärker und mal schwächer. Man konnte ja auch ganz deutlich mitten drinnen schwere Explosionen unterscheiden. Karte her! Bis Mga sind es noch 15 Kilometer, das konnte doch nicht... Und doch, das war fernes Artilleriefeuer und zwar mit einer Stärke, wie wir dies bisher nur bei unseren eigenen Grossangriffen erlebt hatten. Mein Gott! Das war die Schlacht! Dort stand das Infanterie-Regiment 3, und dabei auch unsere Kameraden vom Mohrunger Bataillon, bereits im Kampf. Es war, als riefen sie uns, mit diesem fernen, dumpfen Trommelwirbel. Angespannt lauschten wir nach Norden und sahen uns schweigend an. «Los! Weiter!», rief da der Kommandeur. Die Motoren sprangen wieder an und wir stiegen ein. Aber nicht mehr widerstrebend, wie wir es noch gestern waren. Nein, wir kommen!

Bei Solugabowka (es sind dies alles völlig neue Namen für uns) biegt die Strasse nach Woitolowo ab. Acht Kilometer bis Mga, steht auf den Wegschildern. An einem Strassenrand steht der Stand der Gruppe Hilpert (d.h. des verstärkten LIV. Korps unter General der Infanterie Carl Hilpert) und daneben der des Höheren Artilleriekommandeurs. Der Kolonnenverkehr hat inzwischen mächtig zugenommen. Wir hatten offensichtlich den rückwärtigen Rand der angegriffenen Front erreicht. Das Artilleriefeuer war nunmehr auch mächtig angeschwollen und riss nicht mehr ab. Es war wie ein ununterbrochenes Brodeln und Grollen und klang nun auch schon sehr nahe. In den Wäldern lagerten Truppen aller Waffengattungen und Divisionen. Teilweise waren es abgekämpfte, die von vorne kamen, und teilweise frische, die in Eile herangezogen wurden, um in Kürze eingesetzt zu werden. Dazu gehörten auch wir.

Nicht ein einziger freier Platz war mehr beiderseits der Strasse vorhanden. An den Munitions-Ausgabestellen türmten sich Berge von Leermaterial. In dicken Bündeln liefen Fernsprechkabel entlang der Strasse und überquerten sie. Feldgendarmen regelten an Engpässen und Knotenpunkten den Verkehr. Es war offenbar ein gewaltiger Apparat, in den wir hier hineingeschleust wurden und der ständig wie

eine grosse Arterie pulste, und das alles nur, um ein paar Häuser, einige Kilometer Graben, ein Stück zertrommelter Erde, kurz ein Stück der gewaltigen Ostfront zu halten. Denn dass wir nur noch verteidigten und nicht mehr angriffen, war inzwischen ja ziemlich klar.

Aber verteidigen konnten wir uns sehr wohl. Unter ohrenbetäubendem Motorengeheul zog über uns eine Stuka-Staffel hinweg. Fast gleichzeitig schoss, im Walde links neben uns, unter gewaltigem Bersten ein riesiger rostroter Rauchpilz in die Höhe. Wir begriffen nicht gleich, um was es sich handelte: Ein 24 cm Eisenbahngeschütz hatte das Feuer eröffnet. Hier herrschten wohl andere Verhältnisse, als wir sie bisher gewohnt waren, an unserer Sumpffront am Wolchow.

Wir meldeten uns beim Höheren Artilleriekommandeur 113, dem Obersten Hans-Joachim Fouquet. Ein etwas sonderbarer Herr, mit ungewöhnlichen Allüren. Mein guter Oberst, der Artilleriekommandeure ohnehin wie der Teufel das Weihwasser hasste, war nur mit Mühe in Ruhe zu halten. Man sagte einander noch einige Höflichkeiten, hinter denen versteckte Grobheiten lauerten, und dann ging es nach vorn, nach Mga hinein, immer näher an diesen Glutöfen in der Winterkälte heran.

Mga war der Schlüsselpunkt der ganzen Front. Es war nicht nur das Angriffsziel der Russen, sondern auch die Basis unserer Verteidigung. Von hier führten die Nachschubwege zur Front, hier war auch der Endpunkt der Bahn. Der gesamte Nachschub lief über diesen ungemein frontnahen Bahnhof. Es war auch der Ort der Zahlmeister und älteren Reserveoffiziere. Am späten Nachmittag trafen wir hier ein. Vor einem Bunker am Ortsrand, im rechten Strassengraben, fanden wir den Stander unserer Division. Es war das Vorkommando mit dem Ic, das sich hier etabliert hatte. Fast hätten wir in der Abenddämmerung, im Trubel der Autos und Kradmelder das Zeichen übersehen. Und so lächerlich es scheinen mag, so waren wir doch froh, in diesem Etappengewirr wieder einer bekannten Seele zu begegnen. Das Vorkommando war schon so glücklich, ein Dach über dem Kopf zu haben, während wir noch nicht ahnten, wo wir heute Nacht unterschlupfen werden. Haben wir eigentlich schon Mittag gegessen? Nein, aber jetzt steht es sich auch nicht mehr dafür. Es ist ja schon fast 5 Uhr abends und fast dunkel.

Bei der Division erhielt ich ein Telegramm aus Wien ausgehändigt, in dem mir Vater mitteilte, dass der «weisse Onkel», mein Grossonkel Max Wladimir Freiherr von Beck, vor Kurzem verstorben war. Als ehemaliger k.k. Ministerpräsident unter Kaiser Franz Joseph und danach jahrzehntelanger Präsident des Rechnungshofes war er für uns alle eine Respektsperson gewesen. Auch für mich. Er hatte mir, als ich in die Wehrmacht übertrat, sehr kluge Worte auf den Weg mitgegeben, und ich weiss auch, dass er stets sehr auf Nachrichten von mir gewartet hatte. Nun war die Nachricht von seinem Tod wie ein Lebens-

zeichen aus einer fernen Welt an mich, der sich am äussersten Rand derselben zu befinden schien. Der Kommandeur kondolierte mir ganz förmlich und dann sassen wir herum und wussten eigentlich nicht genau, was wir tun sollten. Die Batterien waren ja noch weit zurück auf dem Marsch.

Schliesslich wurde in einem nahen Haus etwas gewaltsam Quartier gemacht. Die Herren dort, ein paar Trossknechte, wollten nicht zusammenrücken. Sie wussten allerdings nicht, dass sie damit an Oberst Brechtel gerieten. Schnell wurde eine Fernsprechleitung zur Division gelegt, damit man auf dem Laufenden blieb, dann ein paar Brote heruntergeschluckt, schliesslich wickelten wir uns in die Decken, rollten uns auf der Ofenbank oder am Boden zusammen und schliefen traumlos ein. Einer blieb als Offizier vom Dienst immer wach und sah zu, dass das Feuer im Ofen nicht ausging.

Durch die laute Stimme des Kommandeurs erwachte ich. Sein Bursch hatte von einer Feldküche in der Nähe eine Schale warmen Kaffee gebracht. Die Morgentoilette war rasch erledigt. Sie bestand im Wesentlichen darin, dass man sich den Uniformkragen, den man am Abend beim Schlafengehen geöffnet hatte, wieder schloss und mit einem Kamm durch die Haare fuhr. Dann: «Kraftfahrer, fertigmachen!», noch ein paar Anweisungen an den zurückbleibenden Nachrichtenoffizier, und los ging es, nach vorne.

Es ist doch immer wieder ein sonderbares Gefühl, wenn man einer bisher unbekanntan Front entgegentritt. Man kennt weder das Gelände, noch weiss man, wo die eigentlichen Gefahrenzonen beginnen, und tausend neue Eindrücke stürmen auf einen ein. So ging es uns auch jetzt, als wir den sogenannten «Balzerweg», den einzigen Nachschubweg im Frontabschnitt Sinjawino – P. 6 hinauffuhren. (Die nummerierten P.-Ortsnamen bezogen sich auf «Posjolok rabochich» genannte Arbeitersiedlungen, von denen sich über ein halbes Dutzend südlich des Ladoga-Sees befanden.) Dieser «Weg» war ein nur vier Meter breiter Knüppeldamm, der unter der gewaltigen Beanspruchung des Grosskampferverkehrs an mehreren Stellen zusammenzubrechen drohte beziehungsweise diese Drohung schon wahr gemacht hatte. Rechts und links davon, in Waldstücken, die von Bomben und Artilleriefuer derartig zerfetzt waren, dass nur noch kahle, zersplitterte Stämme gegen den grauen Winterhimmel emporragten, waren Erdbunker, «Finnenzelte», Sperrholzhütten und alle möglichen Arten von Unterschlupfen und Lagern errichtet. Man konnte ganz deutlich feststellen, wie sich die rückwärtigen Dienste in diesem Gebiet, das ja noch vor ein paar Wochen tiefstes Hinterland gewesen war, mit aller Bequemlichkeit eines sorglosen und ruhigen Stellungskrieges eingerichtet hatten. Nun war die Herrlichkeit zu Ende und in die in aller Eile geräumten Pferde-Lazarette und Kraftfahrzeug-Werkstätten hatte sich die Fronttruppe mit Feuerstellungen, Gefechtsständen und Reserveunterkünften festgesetzt. Da standen noch vergessene Schilder «Zur Rollbahn nach Schlüsselburg» usw. – tja, das war einmal.

Im Vorfahren hatten wir noch beim Gefechtsstand der SS-Polizei-Division, die zur Zeit den Abschnitt Sinjawino – P. 6 verteidigte, kurz Halt gemacht, um uns zu melden und einweisen zu lassen. Der Kommandeur, ein Generalleutnant der Waffen-SS, dem das Eichenlaub zum Ritterkreuz lose neben dem geöffneten Rockkragen baumelte, empfing uns. SS-Obergruppenführer Alfred Wünnenberg machte einen eher abgespannten Eindruck und sprach die Hoffnung aus, mit seiner Division so schnell wie möglich herausgezogen zu werden, denn diese sei am Ende. Die SS-Infanterie-Regimenter waren auch tatsächlich nicht mehr in ihren Stellungen. Waren sie aufgerieben oder abgelöst? Wahrscheinlich beides. Jedenfalls wurde ihr bisheriger, etwa vier Kilometer breiter Abschnitt bereits im Wesentlichen von unserem Infanterie-Regiment 3 gehalten. Heute schien es etwas ruhiger zu sein, meinte der General, aber gestern sei noch ein sehr heisser Tag gewesen.

Nach dieser nicht sehr hoffnungsreichen Einweisung wollten wir zum Gefechtsstand des SS-Artillerie-Regiments fahren, der auch im Bereich des «Balzerwegs» lag. Aber irgendwie mussten wir ihn übersehen haben und daran vorbeigefahren sein, denn plötzlich lichtete sich der Wald oder besser gesagt das Stangengewirr, das von ihm übrig geblieben war, und gab die Sicht frei auf eine etwa einen Kilometer entfernte, halb rechts liegende Anhöhe. Ihr Erdreich, von Granattrichtern aller Kaliber aufgewühlt, lag wie eine schwarze Wunde in dem sonst schmutzig-grauen Schneefeld. Am linken Abhang waren durch das Glas einige Trümmer und Hausreste zu erkennen: Sinjawino.

Dort, auf diesem Rücken, hatte also das berüchtigte Dorf gestanden. Die paar Balken und Sparren am ehemaligen Dorfausgang waren alles, was davon noch übrig war. Dort drüben hatten einmal Menschen gewohnt, gewiss nicht sehr komfortabel, aber friedlich. Man hatte die Dorfstrasse entlanggehen können und wahrscheinlich war da und dort auch ein Topf mit Blumen im Fenster gestanden. Die freie, wüste Fläche zwischen uns und dem Dorf: Das waren einmal die Felder gewesen. Jetzt lag das alles still, tot da, ausradiert. Ein paar MGs knatterten dort vorne, und ab und zu knallten Gewehrschüsse. Und richtig: An dem uns zugekehrten Hinterhang krabbelte auch eine Gestalt, ein Melder oder Essenholer. Da, plötzlich, war er verschwunden in irgendeinem Loch zwischen den Trümmern, wie ein Tier. Und wieder lag alles bewegungslos und verödet. Aber irgendetwas musste da doch los gewesen sein, denn auf einmal brüllte, unmittelbar neben uns, eine Stimme aus einem Bunker: «Feuerkommando!» und schon stürzten, ich weiss nicht woher, fünf oder sechs Gestalten, den Stahlhelm noch im Laufen aufsetzend, auf einen grossen Reishaufen zu. Die Tarnung flog zur Seite, ein Schutzschild, ein Rohr, eine 8,8 Flak wurde sichtbar. Der Verschluss klinkte auf.»AZ-Granaten» brüllte es wieder von irgendwoher, das Rohr schwenkte: «Feuer!» Ein peitschender Knall, das Geschütz bäumte sich förmlich auf, es stank nach Ex-

plosionsgasen, die rauchende Kartusch-Hülse flog zu Boden, der Verschluss klickte wieder ein: «Feuer!» Granate auf Granate heulte nach vorne. Man sah das Ziel nicht. Es musste jenseits von Sinjano liegen. Wieder krachte es. Von vorne meldeten sich MGs. Wir haben keine Lust, als Schlachtenbummler den Heldentod zu sterben. Daher kehrt und ab.

200 Meter weiter hinten, in einem lichten Sumpfwald, fanden wir schliesslich den verborgenen Gefechtsstand des SS-Artillerie-Regiments. In einem halb verfallenen Erdbunker, der früher zweifellos das komfortable Quartier irgendeines Trossführers war (die delabrierte Wandverkleidung aus Sperrholz zeugte davon) treffen wir den Obersten mit seinem Adjutanten. Man ist freundlich, recht erschöpft und eher schimmerlos. Verbindung zu ihren Abteilungen haben die Herren so gut wie keine. Ist ja auch bei dieser heldenhaften Frontnähe des Gefechtsstandes gar nicht anders denkbar. Jede Leitung ist sofort zerschossen. Das Regiment führt einen recht gemischten Haufen von allen möglichen Abteilungen, die zu verschiedenen Divisionen gehören, die zur Verstärkung zugeführt wurden. Nur vom eigenen Regiment sind lediglich zwei Abteilungen noch in Stellung, von denen eine noch heute herausgezogen wird. Man bietet uns einen Cognac an und versucht auch, uns zu trösten: «In spätestens einer Woche ist auch Ihre Division zerschlagen, dann werden auch Sie abgelöst. Alt werden Sie in dieser Stellung nicht werden!» Na, vielen Dank!

Zum Glück waren bei den SS-Polizei-Artilleristen noch die militärischen und nicht die SS-Dienstgrad-Abzeichen im Gebrauch. Das war kein Zufall. Das Regiment war ursprünglich als Artillerie-Regiment ein Truppenkörper des Heeres gewesen, die Herren des Regiments-Stabes waren daher Heeres-Offiziere, die man einfach der SS zugeteilt hatte, weil die SS-Polizei-Division zunächst über keine Artillerie verfügte hatte. Uns konnte das nur recht sein, denn mein Oberst und ich wären in Verlegenheit gewesen, da wir uns mit den Streifen und Litzen der SS und ihren eigenen Dienstgraden nie ernstlich befasst hatten.

Dann ging es weiter, um die Stellungsräume für unsere Batterien zu erkunden, die freilich noch einige Zeit brauchen würden, bis sie da waren. Wenigstens die III. Abteilung war im Anrollen und das war schon etwas, worauf man sich verlassen konnte. Gegen 10 Uhr abends trafen wir dann auf dem rückwärtigen Gefechtsstand des SS-Artillerie-Regiments ein. Er war nicht sehr viel schöner als der Vorge-schobene: Ein in die Erde eingelassener Holzbunker, vielleicht vier mal vier Meter gross, aber immerhin war ein Ofen drinnen und der fremde Regimentskommandeur war nach einigem Zureden auch bereit, uns denselben zu überlassen. Ein erster Erfolg.

Ein Kerzenstummel verbreitet etwas Licht. Viel zu besprechen ist nicht mehr und so legen wir uns denn zum Schlafen nieder. Es bleibt für mich aber mehr beim guten Vorsatz, denn ununterbrochen kommen

Meldungen und Anfragen, und ich muss – obwohl das Ganze mich eigentlich noch nichts angeht, denn noch führt das SS-Regiment – immer dabei sein, um schnell ins Bild über die Lage zu kommen. Da treten tausend Geländebezeichnungen auf, die mir bisher völlig fremd waren: P. 6, Moorbahn, Feuerwachturm. Man muss sie ständig mühsam auf der Karte suchen und möchte doch so gerne schlafen.

Die Leuchtziffer meiner Uhr zeigt Mitternacht. Da befehle ich der Vermittlung: «Sammelverbindung Abteilungs-Adjutanten!» Binnen Kurzem melden sie sich: «II./SS?» – «Hier!» – «III./AR 161?» – «Hier!» – «II./AR 28?» – «Hier!» Verrückt: drei Abteilungen und jede von einer anderen Division. Nur von der eigenen ist noch keine dabei. «Hier Adjutant AR 21. Meine Herren, das Regiment hat ab 0 Uhr die artilleristische Führung im Divisionsabschnitt übernommen! Haben Sie eine Frage? Uhrenvergleich ... « Dann danke ich und lege auf. Hinter mir schnarchen mein Oberst und die beiden SS-Offiziere. Beneidenswert; vor allem die Letzteren. Für sie kann jetzt die Front einstürzen. Sie haben sie bisher gehalten, nun schlafen sie sich aus. Morgen werden sie sich rasieren, gut frühstücken, uns alles Gute wünschen und dann irgendwohin nach hinten verschwinden. Wir aber werden führen!

Ja, wir führen! Das heisst, wir hatten es zumindest vor. Als aber dann in den Morgenstunden das feindliche Artilleriefeuer sehr schnell zum Trommelfeuer anwuchs und die ganze Front im Abschnitt des Infanterie-Regiments 3 bis in die Tiefe der Abteilungs-Gefechtsstände nur noch krachende, splitternde Erdfontänen war und die Fenster unseres Gefechtsstandes pausenlos unter der Wucht der Einschläge zitterten, da waren innerhalb von Minuten sämtliche Verbindungen unterbrochen, gestört, zerfetzt. Nur über die Funkgeräte kamen bruchstückweise kurze Meldungen durch. Doch dann sprang das Feuer fast ruckartig weiter nach rückwärts, auf die eigenen Feuerstellungen. Nun wussten wir, dass es vorne so weit war, und langsam sickerte es bis zu uns durch, was sich da abspielte: dass da nämlich im Niemandsland, aus den Trümmern der Arbeitersiedlung P. 6 heraus, schnell zwei, sechs, zwölf, fünfundzwanzig, nein dreissig Panzer T-34 mit sonderbar eckigen Bewegungen und immer lauterem Motorengebrumm auf unsere Stellungen zufuhren. Dahinter liefen und sprangen kleine dunkle Gestalten, nahmen Deckung in Mulden und sammelten sich in Trauben hinter den Panzern. Und wir? Vereinzelt meldeten sich einige Batterien, aber von einer geschlossenen Feuerleitung durch das Regiment war nicht die Rede. Der Kommandeur lief wie ein Tiger im Gefechtsstand auf und ab. Immer wieder wurden Störungssucher in das wahnsinnige Feuer hinausgehetzt, immer neue Funksprüche abgesetzt. Aber es half nichts, wir waren ausgeschaltet, hatten die Führung einfach nicht im Griff und konnten der Division immer wieder nur melden, dass wir keine Verbindung haben! Es war zum Verzweifeln! Noch heute früh hatte ich mit dem Adjutanten des IR 3 gesprochen und er war so zuversichtlich gewesen:

«Wenn wir nur wieder unser eigenes Artillerie-Regiment hinter uns haben, dann wird es schon klappen.» Und jetzt diese Pleite! Es ist nicht auszudenken, wenn da vorne was passiert. Dann tragen wir mit an der Verantwortung.

Am Abend wird es ruhiger. Endlich kommen auch die Verbindungen wieder zustande und, gottlob!, die Abteilungen haben wenigstens selbstständig eingreifen können. Die Stellungen sind so ziemlich gehalten worden. Aber so etwas darf uns nicht noch einmal passieren. Die Nacht über wird pausenlos gearbeitet, Lagenkarten zusammengestellt, Leitungen nachgebessert, neue Funklinien eingesetzt. Endlich bekommen wir eine Übersicht über die Munitionsbestände, ein geordnetes Meldewesen läuft an, die Zusammenarbeit mit den fremden Abteilungen spielt sich ein und endlich ist auch unsere III. Abteilung heran.

In den folgenden Tagen greift der Russe zwar weiter mit wechselnder Stärke an, aber wir sitzen jetzt im Sattel und werden uns nicht so leicht herausheben lassen. So sind wir auch nicht mehr überrascht, als am 29. Jänner 1943 die 2. russische Stoss-Armee mit etwa fünf Schützen-Divisionen und zwei Brigaden zu einem neuen Grossangriff, diesmal gegen das Infanterie-Regiment 45 auf den Sinjawino-Höhen selbst, antritt.

Wieder brodeln es vorne. Die Fenster beginnen wieder zu vibrieren. Mitunter sind besonders schwere Detonationen herauszuhören. Alles ist in Alarmbereitschaft. Aber diesmal funktioniert das Verbindungsnetz: von vorne «Nichts Neues!» Schweres Trommelfeuer auf dem gesamten Divisions-Abschnitt. Man kann vorerst nichts tun als warten, aber die Rohre aller Batterien stehen auf «Sperrfeuer ganze Front», jeden Augenblick bereit, loszuschlagen. Der Gegner jedoch hat anscheinend Zeit. Er trommelt. Melder kommen schon lange keine mehr durch, die Leitungen sind natürlich zum Teufel, aber der Funk funktioniert. Von der Decke unseres Unterstandes tropft ununterbrochen eine teerige, schwarze Sosse auf Uniformen, Karten, Befehle. Aber das ist jetzt ziemlich gleichgültig. Der Uhrzeiger rückt nur ganz langsam vor. Wie mag es jetzt vorne aussehen? Die armen Teufel in den Schneelöchern bei diesem Feuer! Man kann gar nicht daran denken. Da – Meldung von einer Batterie: Rote Schlachtflieger über der Front! Aha, jetzt geht es gleich los. Und da kommen auch schon die Meldungen der anderen Batterien: Russe greift mit Panzern aus P. 6 heraus an!

«Sammelverbindung, alle Abteilungen!» Die Adjutanten sind bereits am Apparat, mein Ordonnanzoffizier gibt die Meldung schon an die Division durch, draussen wird sie an den Artilleriekommandeur durchgefunkt. Durch alle Netze und Funkstellen läuft jetzt die Meldung: Gegner greift bei P. 6 an! Dazwischen kommen neue Orientierungen: Russische Panzer drehen auf «Kastenwald» ein. Schlachtflieger greifen unsere Stellungen bei Sinjawino an. Alle Anmarschwege zur Front liegen zur Zeit unter schwerem Feuer. Gleich, ganz bald sind wir so weit. Nur die Ruhe nicht verlieren. Die Feuerverteilung



für das Regiment liegt fest. «Geschlossener Feuerüberfall des Regiments in fünf Minuten!» Die Stoppuhren laufen. Der Ordonnanzoffizier gibt mir einen Telefonhörer herüber: «Herr Oberleutnant, das Regiment der Nachbardivision!» – «Morgen! Wie es bei uns aussieht? Angriff auf P. 6. Wir legen gleich los. Können Sie uns helfen? Ja? Dann hauen Sie bitte nachher noch auf P. 6 hin, und bitte laufend Störungsfeuer auf die Moorbahn!» – «Herr Oberleutnant! Das Regiment fragt an, wo die Unterstützung bleibt?» – «Sagen Sie ihm ...» In diesem Moment brüllt der Wald auf. Rechts, vor uns, hinter uns scheint die Hölle los zu sein. Die Batterien haben so schlagartig das Feuer eröffnet, dass man die Abschüsse kaum noch unterscheiden kann. Von der Decke rieselt der Dreck herunter. Nun melden sich auch die Batterien rechts von uns; die Nachbardivision hat eingegriffen. Von der Front dröhnt und grollt es herüber.

Die Division ruft an: «Herr Oberst, für Herrn General bitte!» Wir haben uns hier, zum ersten Mal, eine neue Einrichtung gebastelt, indem wir den Wehrmachts-Rundfunkempfänger mit dem Divisionsapparat gekoppelt haben. Während der Kommandeur das Mikrofon zur Hand nimmt, schalte ich den Empfänger ein. Klar, ruhig, gesammelt klingt die Stimme des Divisionskommandeurs aus dem Lautsprecher: «Hier General Matzky. Morgen, Brechtel! ... Wie sieht es denn bei Ihnen aus?» Der Kommandeur entwickelt seine Lagebeurteilung, während ich ihm jeweils die nötigen Unterlagen, Meldungen und Tabellen zuschiebe. «Feinddruck hält auf dem ganzen Abschnitt an. Schwerpunkt bei Kastenwald. Das alte Übel: Feindinfanterie bleibt in unserem Feuer liegen, aber die Panzer stellen sich in Entfernung auf und schießen unsere schweren Waffen auf Klumpen.» ... «Jawohl» ... «Laufend Schlachtflieger mit Bordwaffen» ... «Verbindungen funktionieren, von den Abteilungen nach vorn natürlich nur Funk» ... «Jawohl, Herr General! Starker, russischer Funkverkehr, die funken vielfach auf unseren Wellenlängen» ... «Wie meinen? ... Jawohl, dort sitzt ein VB.» ... «Nein, das kann er nicht sehen.» ... «Munition? Kolonnen sind unterwegs. Wenn nichts dazwischenkommt, wird es klappen.» ... «Jawohl, Herr General, gehorsamsten Dank!»

Wir arbeiten schon fast wie Maschinen: Ferngespräche, Funksprüche, Meldungen, Munitionsberechnungen, Feuerpläne, das alles rollt unter den ständig wechselnden Lagen ab, während vorn mit höchstem menschlichem Einsatz den ganzen Tag gerungen wird. Um den sogenannten «Kastenwald» bei P. 6 wird erbittert gekämpft. Dort liegt ein Vorgeschobener Beobachter der III. Abteilung des Artillerie-Regiments 161. Wir haben von ihm bisher nur als einer zahlenmässigen Grösse Kenntnis genommen. Es genügte uns zu wissen, dass dort in einem Granattrichter ein VB sass. Mehr war für uns im Moment auch nicht nötig. Aber dann kam auf einmal, bei irgendeiner Meldung an diesem Tag, sein Name durch: Leutnant Krumm. Krumm? Ja, natürlich, das war der ehemalige Wachtmeister Krumm von unserer 1. Batterie, als

ich dort noch als Oberfähnrich eingeteilt gewesen war, damals in Mohrungen. Er war damals sozusagen die erste Geige im Unteroffizierskorps, ein etwas verschlossener, aber tüchtiger Unteroffizier und absolut verlässlich. Er war dann abgestellt worden, eben zur 61. Division, und ich hatte ihn damit aus den Augen und wohl auch aus dem Gedächtnis verloren, bis er heute, plötzlich, als eine der wichtigsten Figuren auf dem Brett unserer Lagenkarte auftauchte. Donnerwetter ja! Nun jetzt in diesem Tohuwabohu war es natürlich nicht möglich. Aber nachher muss ich wirklich versuchen, ihn an die Strippe zu bekommen, um ihn zu begrüßen.

Nachher? Gegen Mittag verschärfte sich die Lage im «Kastenwald» zusehends. Der russische Druck nahm zu und dann rollten, unter einem Orkan von Feuer, die russischen Panzer nochmals an. Das Sperrfeuer unserer Batterien lag gut. Wieder blieb die russische Infanterie im Feuer liegen, aber die Panzer rollten weiter. Immer näher an den VB heran, der mit seiner Batterie im beobachteten Feuer die T-34 bekämpft. Er bleibt auch an seinem Platz, als die eigene Infanterie auszuweichen beginnt. Die Panzer stehen teilweise bereits in der eigenen Hauptkampflinie. «Einbruch im Kastenwald!» kommen die Meldungen nun auch von anderen Stellen. «Der Russe ist durch!» Der VB meldet immer noch von seinem alten Standpunkt und dann auf einmal einen Erfolg: Ein russischer Panzer brennt. Artillerieschlag! Dann endlich die Meldung: «Wir bauen ab und weichen aus! Bleiben Sie auf Empfang!» Und dann? Es gab kein Nachher. Mit diesem letzten Funkspruch riss die Verbindung für immer ab.

Als der Abend hereinbricht, konnte der Gegner ausser Tausenden von verfeuerten Granaten, Bergen von Toten und zahlreichen verlorenen Panzern nur einen Geländegewinn von 250 Metern Tiefe und ebensolcher Breite für sich buchen.

31. Jänner 1943. Die Nacht ist verhältnismässig ruhig, aber sie lässt für den Morgen einiges erwarten. Ab 3 Uhr früh melden verschiedene Beobachter das Einströmen russischer Infanterie in bereits erkannte Bereitstellungsräume. Es müssen wieder neue Kräfte sein, die da von hinten aus einem anscheinend unerschöpflichen Menschenreservoir nach vorne gepumpt werden. Nimmt das denn überhaupt kein Ende? Haben wir davon eigentlich nicht schon genug totgeschlagen? Wie Ungeziefer quillt es aus uns unerreichbaren, verborgenen Räumen. Oder sind das auch Menschen wie wir? Man kann es sich fast nicht vorstellen, angesichts dieses rücksichtslosen, fast herdenmässigen Einsatzes, dieses primitiven Vortreibens eines scheinbar empfindungslosen Kanonenfutters. Sind das nicht eher Roboter, gleich ihren Panzern nur Maschinen, hinter denen aber eine ungeheure Kraft steht, die ungerührt und unberührt von noch so grossen Verlusten nur ein Ziel zu kennen scheint: Sinjawino zu nehmen und den Riegel davor aufzubrechen.

Um 6 Uhr geht der Zauber los. Zunächst beginnt ein kurzer Ablenkungsangriff aus der Einbruchsstelle beim Gleisdreieck und um 8 Uhr tritt der Feind regimenterweise beiderseits von Sinjawino an. Nach ei-

nem geringfügigen Einbruch nordwestlich des Dorfes bleibt er liegen. Aber er gibt sein Spiel nicht so schnell verloren. Ununterbrochen schiebt er Menschen und Panzer in diese Einbruchsstelle hinein, während seine Flieger laufend unsere Stellungen angreifen. Doch der Gegner hat sich verrechnet. Wir sind durch die Erfahrungen der letzten Tage klug geworden und haben die ganze Nacht hindurch ununterbrochen aufmunitioniert. So können wir, als es nun hart auf hart geht, auf der Tastatur unseres artilleristischen Befehlsnetzes die stärksten Register ziehen. Schon unter den anmarschierenden Kolonnen räumt das beobachtete Feuer der Batterien und Abteilungen furchtbar auf. Das, was sich danach noch nach vorne in die Bereitstellungsräume retten kann, wird dort von unserem zusammengefassten Feuer buchstäblich niedergebügelt. Es kommt zu keinem weiteren Angriff mehr. Die Einbruchsstellen können am frühen Nachmittag, wenigstens teilweise, durch Gegenstöße eigener Bataillone bereinigt werden.

Das Wetter wird in den nächsten Tagen wärmer. Nach einem ganz kurzen Tauwetter herrscht dann milder Frost bei grauem, bedecktem Himmel. Die Schlacht und damit der «Betrieb» auf unserem Gefechtsstand gehen unverändert weiter. Und doch hat sich einiges verändert. Die Unsicherheit und Aufgeregtheit der ersten Tage ist einem Professionalismus gewichen, der zweifellos die Effizienz der Verteidigung erhöht, aber auch gleichzeitig das Kampfgeschehen in gewisser Weise zu einer entseelten Tastatur werden lässt.

Der Ausgangspunkt dafür liegt weit über uns, in der Atmosphäre jener höheren Stäbe, wo der Krieg nur noch eine Angelegenheit der Karte, des Rechenstiftes und der Zahlentabellen ist. Dort, wo die psychischen Belastungen des Gefechtsfeldes ausgeschaltet sind und ausgeschaltet bleiben müssen, damit – wie es heisst – nach «höheren Gesichtspunkten» geführt werden kann. Gefühl gilt nichts mehr, Berechnung ist alles. Es war eine sehr nüchterne, fast eiskalte Atmosphäre, die da von oben in diesen Tagen langsam bis zu uns herunter vordrang. Das Problem, um das es geht, war – artilleristisch gesehen – relativ einfach. Das XXVI. Armeekorps hatte auf dem etwa 15 Kilometer breiten Frontstreifen, der beiderseits Sinjawino angegriffen wurde, fünf Divisionen in der Front eingesetzt. Deren Artillerie umfasste, zusammen mit sieben Abteilungen Heeres-Artillerie, rund 100 Batterien oder 300 Geschütze. Dem standen auf russischer Seite zehn Schützen-Divisionen, eine Schützen-Brigade und Reste von mehr oder minder angeschlagenen Panzer-Formationen gegenüber, die schätzungsweise ebenfalls über 100 bis 120 Batterien verfügten. Diese Feindartillerie zu bekämpfen, war Sache des Artillerie-Regiments z. B. V. 782 und seiner Fernkampfgruppen. Uns, der Divisions-Artillerie, oblag der artilleristische Nahkampf; das heisst, wir hatten konkret dafür zu sorgen, dass jede gegnerische Bewegung im Abschnitt vor der 21. Infanterie-Division unmöglich gemacht wurde.

Das war alles durch sehr genaue Kampfaufträge festgelegt und in entsprechenden Artillerie-Befehlen von uns an die Abteilungen hinausgegeben worden. Der springende Punkt bei all dem war lediglich das «Material» in seinen verschiedenen Varianten: Da ging es um den Ersatz von Munition (an Grosskampftagen rund 150 Tonnen!), Nachrichtenmitteln oder Ersatzteilen, um neue Rohre, um den Nachschub an Pferden und Zugmitteln und letzten Endes auch um das «Menschenmaterial» – um Vorgeschobene Beobachter, Funker, Fernsprecher und sonstige Spezialisten. All das wurde in diesen Grosskampftagen des Stellungskrieges zu einer Menge, einer Quantität, einer blossen Komponente im Kräftespiel des Materials.

Man kann nicht sagen, das Material töte den Geist. Ganz im Gegenteil! Der artilleristische Grosskampf war von einem fast sadistischen Raffinement, gegen das der Angriffsschwung des Bewegungskrieges geradezu primitiv anmutete. Man musste nur etwas haben, um damit geistreich sein zu können.

Und wir haben es diesmal. Nichts kann uns daher aus der Ruhe bringen. Wir sind sozusagen tiefgekühlt, wir schütteln unsere Vernichtungs-Feuerschläge, Sperrfeuer-Wände und Störungsfeuer-Aufträge nur so aus dem Ärmel. Wir liefern artilleristische Präzisionsarbeit, die sich sehen lassen kann.

Wir haben es freilich auch verlernt, uns beeindruckt zu lassen. Wir wissen mit einem sehr sicheren Gefühl, aus den Meldungen, die von vorne zu uns gelangen, den «sachlichen Gehalt» herauszulesen. Wenn dort vorne das russische Trommelfeuer zu einem Erdbeben anschwillt und die russischen Panzer mit ihren breiten Ketten sich auf unsere halb erfrorenen Männer zuwälzen und die russische Infanterie mit heiserem «Urrä» stürmt, dann kann das als «stärkerer Feinddruck» bei P. 6 oder sonstwo bezeichnet werden. Es bildet sich so eine ganze Litanei gefühlsmässig neutraler, «sachlicher», undurchsichtiger Ausdrücke, mit denen der wahre Sachverhalt dort vorne, die Tragödie eines MG-Nestes, der Untergang einer Pak-Bedienung und Ähnliches als für die Gefechtsführung im Grossen belanglos übergangen wird. Die Kälte des Grosskampfes! Ist es Leichtsinn, Dummheit, Frivolität? Es ist mehr traurige Notwendigkeit, nämlich das einzige und letzte Mittel, um die Freiheit des Entschlusses gegenüber den apokalyptischen Visionen des Gefühls zu sichern. Die grauenvolle Wirklichkeit, die sich täglich, stündlich, auch jetzt im Augenblick, nur dreieinhalb Kilometer von uns entfernt abspielt, kennen wir im Grunde nicht. Wir erfassen dieses Ringen um jeden Meter, diesen ständigen Wechsel von Stoss und Gegenstoss, dieses hilflose Daliegen auf den zerplügten Schneefeldern unter den Angriffen russischer Schlachtfieger nur aus telefonischen Meldungen und Funksprüchen. Und das genügt. Wir nehmen auf, notieren, zeichnen ein und befehlen. Es ist nicht der Geist, die Seele geht dabei verloren.

Und nicht nur wir, auch die Landschaft um uns, dieses zerquälte Stück Erde, hat sich zersetzt, hat seine Seele eingebüsst. Das, was auf unseren Karten verzeichnet steht, existiert ja längst nicht mehr. Der grüne Wald, der da eingezeichnet ist, ist nur noch ein Bestand von zerhackten Stangen, die kaum mehr eine Sichtdeckung bieten; die Häuser und Dörfer auf unserer Karte sind eine reine Fiktion, höchstens dass da einmal, andeutungsweise, ein Holzbalken aus einem undefinierbaren Haufen herausragt. Die eingezeichneten Wege sind wegen des Feindbeschusses unbenützlich, die wirklichen Verbindungen verlaufen in eingeschnittenen Bachläufen und uneingesesehenen Mulden.

Den grössten Teil dieses Geländes haben wir mit eigenen Augen nie gesehen. Der Feuerwirbel der russischen Offensive hat uns zu rasch in unserem eigenen Netz der Feuerleitung gefangen, uns an den Gefechtsstand gekettet, sodass eine wirkliche Einsichtnahme in das Gelände nicht mehr möglich war. Damit war freilich ein sehr wesentliches Band der geistigen Verbindung zwischen uns und den Trichtern, Schützenlöchern und Laufgräben da vorne zerrissen, bevor es noch geknüpft war. Aber entscheidend war dies eigentlich nicht. Denn selbst der Kompaniechef, der dort vorne in der Wüste lag, hatte oft Schwierigkeiten, anzugeben, wo er sich nun tatsächlich, kartenmässig, befand. Uns aber interessierte nur das, was sich koordinatenmässig festlegen liess. Und daraus haben wir uns die Landschaft, die man in dieser Lage braucht, selbst geschaffen. Sie ist kein Abklatsch der Natur, nein, wir haben unsere eigenen Elemente. Und in diesem Sinn sind wir fast so etwas wie Künstler und zwar abstrakte. Wir brauchen keinen Baum, kein Haus, keinen Strauch und schon gar keine Blumen. Unsere «Natur» besteht aus Planquadraten, Zielpunkten, Schwenkbereichen, Feuer-Zusammenfassungen, Sperrfeuerräumen, Abschnittsgrenzen und Bereitstellungsräumen, die irgendwelche willkürliche Namen tragen. Das alles bildet ein Gemälde, das mit der Wirklichkeit auf den ersten Blick nichts zu tun hat und dennoch mit ihr durch tausend feine Drähte verbunden ist. Und manchmal – in diesen Tagen eigentlich fortlaufend – glühte an irgendeiner Stelle dieser abstrakten Karte gleichsam ein rotes Licht auf, das bedeutete: Gefahr! Und dann schlagen wir eben so lange darauf zu, bis es erlischt. So zum Beispiel am 2. Februar, als der Gegner während der Ablösung unserer Division durch Gruppen der 11. Infanterie-Division im Abschnitt Sinjawino die diesem Dorf vorgelagerte Höhe 43,3 nehmen konnte. Ein gleichzeitiger Angriff von zwei russischen Bataillonen aus dem «Kastenwald» heraus blieb aber in unserem Sperrfeuer liegen.

Diesmal bekommen wir aber die Quittung und damit die Verbindung zur Realität postwendend ausgestellt. Nach einem etwas stärkeren Funkverkehr mit unserem ArKo pflastern zwei russische Batterien in wenigen Minuten etwa 50 Schuss mittleren Kalibers genau zwischen unsere Gefechtsstands-Bunker. Wie eine Sandburg, die von spielenden Kindern einen Fusstritt bekommen hat, so sah unsere Umgebung da-

nach aus. Vorsichtig nach allen Seiten ausspähend und vor allem horchend, erschienen die ersten Gestalten nach dieser Überraschung vor ihren Schlupflöchern. Verluste? Eine Granate war auf der Stiege zum Eingang eines voll besetzten Bunkers krepirt. Etwas verstört, aber wie durch ein Wunder ohne Schaden, kommen die Leute heraus. «Funkpeilung» nennt dies der Fachmann sachlich-kühl. Hoffentlich halten uns die Kollegen von drüben jetzt für tot. Denn es ist ja kein sehr angenehmes Gefühl, zu wissen, dass dort beim Gegner mindestens zwei Batteriechefs die haargenau richtigen Feuerkommandos für unseren Gefechtsstand besitzen. Es ist etwa so, wie wenn ein Kerl mit geladener Pistole vor einem steht und es nur von seiner Laune abhängt, ob er abdrückt oder nicht.

Sie haben nicht mehr losgedrückt, aber dafür den ganzen Tag und auch die folgenden hindurch angegriffen. Zwischendurch haben wir unseren Frontabschnitt etwas nach Westen verschoben, alte Abteilungen an den Nachbarn abgegeben und über neue die Führung übernommen. Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Ein paar neue Namen kommen hinzu, alte Namen, deren Nennung meist schon eine Krise bedeutete, verlieren plötzlich an Interesse. Mag der Nachbar sich damit abquälen. Bei aller Übersicht, die wir zu besitzen vermeinen, ist unser Gesichtskreis doch recht klein geworden.

Dennoch in all diesen Tagen vor dem 4. Februar gab es täglich einen kleinen Augenblick, in dem alles um uns herum für Momente vergessen war, die Umwelt mit ihren fernen Detonationen, den manchmal tiefer und dann wieder heller brummenden Motoren der russischen Flieger, die Meldungen, Befehle und Feueraufträge und daneben der nie ruhende, lästige Kleinkram des Papierkrieges. Einmal am Tag hielten wir kurz inne, wenn es hiess: «Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt...» Seit etwa einem halben Monat wussten wir, dass starke deutsche Kräfte bei Stalingrad eingeschlossen waren. Der Kommandeur hatte diese Nachricht von der Division mitgebracht, als wir noch an der Tigoda lagen. Wir hatten uns damals wohl gewundert, dass so etwas überhaupt möglich war, aber an der Befreiung dieser Kräfte nicht einen Augenblick gezweifelt. Aber mit der Zeit kamen uns dann doch Zweifel. Ein Offizier unserer III. Abteilung, Oberleutnant Korff, ein Schwiegersohn des Generals der Panzertruppe (und späteren Generalobersten) Hans-Valentin Hube, wusste von vergeblichen Einsatzversuchen zu erzählen. Und dann war es eben so weit, dass wir einzusehen begannen, dass man «höheren Orts» anscheinend «höherer Gesichtspunkte» wegen eine Armee zu opfern bereit war. Das hätten wir eben verstehen müssen. Aber fast jeder von uns hatte irgendeinen Bekannten oder Freund dort unten bei der 6. Armee und da ging eben das Herz, das sonst so kühle Herz, einfach durch. Wir hatten ja auch schon manches erlebt und manche Einzeltragödie aus der Ferne mit ansehen müssen. Aber eine solche ungeheure Katastrophe, den Untergang ganzer Armeekorps, anhand von Radioreportagen verfolgen zu müssen, das hatte in seiner Unfassbarkeit schon noch Anspruch auf Originalität. Gewiss, wir hätten es uns ja nicht anhören müssen. Und doch

doch schalteten wir in den letzten Tagen, obwohl wir wussten, dass es kein Entrinnen mehr gab, immer wieder den Rundfunk-Empfänger ein, wie man eben auf die immer schwächer werdenden Klopfsignale eines Verschlütteten lauscht, dem Hilfe zu bringen nicht mehr möglich ist.

4. Februar 1943, nachmittags. Es dunkelt schon sehr stark, in unserem kleinen Bunker flackert die Petroleumlampe, von der Decke tropft wie an allen Tagen der Teer der Dachpappe. Wir sitzen auf unseren Pritschen und hören den letzten Bericht aus Stalingrad. Der Kampf dort ist zu Ende, die 6. Armee existiert nicht mehr. Das Lied vom guten Kameraden ist die amtliche Besiegelung. Draussen am bleigrauen Himmel ziehen Wolkenfetzen. Wir wagen es nicht, uns anzusehen. Gott sei Dank ist der Russe bei uns am Gleisdreieck in Kompaniestärke durchgebrochen, Gegenstösse sind im Gange und wir haben uns der Sache anzunehmen. Das lenkt ab. Nur beim Abendessen (wie fast täglich ein Pferdebraten, denn die Munitions-Staffeln haben laufend Ausfälle) sieht der Kommandeur kurz auf: «Das ist eine der grössten Niederlagen unserer Geschichte!»

Ab dem 15. Februar flaut dann die Gefechtstätigkeit bei uns ab. Nur noch einmal, am 22., setzen vor der Gesamtfrent des XXVI. Armeekorps nochmals schwere Angriffe ein. In einer steilen Kurve schnellt der Munitions-Einsatz des Korps von 560 auf 1.200 Tonnen pro Tag hinauf. Hinter einer Feuerwalze von ungeheurer Wucht greifen die roten Regimenter unter einem Schirm von Schlachtfliegern und hinter Schwärmen von Panzern den Höhenblock von Sinjawino noch einmal an. Vier Stunden nach Angriffsbeginn liegt der Russe vor der gesamten Front unserer Division fest. Auch rechts von uns, bei der 11. Division vor Sinjawino, kommt er nicht vorwärts. Im ununterbrochenen Feuer unserer Batterien bröckelt der Angriffsschwung sichtbar ab. Der folgende Tag bringt noch vereinzelte, teilweise recht kräftige Stösse kleinerer Verbände, aber sie vermögen am Gesamtausgang der Kämpfe um den Höhenblock nichts mehr zu ändern. Die 11. und 21. Division sowie die 28. Jäger-Division haben den Beweis erbracht, dass die Sinjawino-Höhen frontal nicht zu nehmen waren. Wir waren Sieger geblieben. Erschöpft, ausgebrannt und buchstäblich aus tausend Wunden blutend, aber im Besitz der uns anvertrauten Stellungen, behaupteten wir nach vierwöchigem ununterbrochenem Kampf das Feld. Weit über 100 Angriffe hatte die Division abgewehrt. Neun Schützen-Divisionen und zwei Brigaden waren im Verlauf der Kämpfe allein vor unserer Division aufgetreten und ihre blutigen Verluste wurden nach Aussagen von Gefangenen vorsichtig auf 18.000 Mann geschätzt. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord liess uns seine Anerkennung aussprechen.

Die Armee, das Korps, sogar die Division lobten Führung und Truppe. Es gab Auszeichnungen in rauen Mengen und auch unser Regiment wurde bedacht, um vor allen die Vorgeschobenen Beobachter, Funker

und Fernsprecher auszeichnen zu können. Bei uns im Stab erhielt der Erste Ordonnanzoffizier, der Leutnant Badowsky, die von ihm so heiss ersehnte Auszeichnung. Damit verhielt es sich aber so: Schon bald nachdem wir uns an der Sinjawino-Front so einigermaßen eingelebt und eingearbeitet hatten, wurde Leutnant Badowsky merklich unruhig. Es war ja wieder so gekommen, wie er es vorausgesehen hatte. An der Tigoda war es ja beim Stab des Regiments recht langweilig gewesen, aber bei den Batterien auch, vielleicht sogar noch mehr. Hier aber, auf dem Regiments-Gefechtsstand, das sah er ganz genau, war während der grossen Abwehrkämpfe für ihn bestimmt nichts zu holen. Die Erfolge mochten ja recht beachtlich sein, aber er hatte wirklich keine Lust, die Artillerie-Befehle nur auf Tippfehler durchzusehen und die Tagesmeldung des Regiments am Fernsprecher dem Divisions-Schreiber durchzudiktieren. Bei Gott, nein! Wo doch täglich dort vorne, ausserhalb dieser unterkühlten, unbeteiligten Atmosphäre hier, die wildesten Touren gedreht wurden. Da schoss der Chef der 3. Batterie am helllichten Tag ein geschlossen anmarschierendes russisches Regiment zu Klumpen, ein anderer jagte ein Munitionsdepot in die Luft und junge Unteroffiziere schossen den anrollenden T-34 die Fetzen aus dem Leib. Da konnte man noch etwas gewinnen, da herrschte noch Schwung. Bis man sich hingegen beim Regiments-Stab das Eiserne Kreuz verdiente, rieselte einem bereits der Kalk aus den Knochen.

Mein Kommandeur hatte für derartige Überlegungen wenig Verständnis. Seiner Ansicht nach war der Krieg nicht dazu da, um Orden zu gewinnen, sondern um gewonnen zu werden, und das erreichte man dadurch, dass jeder dort seine Pflicht tat, wo er hingestellt wurde. Leutnant Badowsky sah dies jedoch in keiner Weise ein. Vielmehr hegte er den Verdacht, seine angebliche Unentbehrlichkeit beruhe lediglich auf dem Umstand, dass der Kommandeur seinen gut eingespielten Stab nicht durch solche personellen Veränderungen gefährdet sehen wollte. Wahrscheinlich hatte er mit dieser Ansicht nicht so unrecht. Sei dem wie immer, jedenfalls wusste Badowsky nach Abflauen des Grosskampfes seine Bitte um Ablösung nochmals vorzubringen. Der Kommandeur, leicht irritiert, wandte sich hilfesuchend an mich. Aber ich wusste schliesslich auch nicht, was da zu tun sei. Auf alle Fälle schien mir ein eifriger VB wünschenswerter als ein schwungloser Ordonnanzoffizier. «Na schön», meinte schliesslich der Kommandeur, «sauen Sie los!» Dann aber wurde der barsche Ton, in dem sein ganzer Unwillen über dieses störrische Verhalten lag, plötzlich wesentlich milder, ja bittend: «Bloss das eine, Badowsky, machen Sie mir keine Dummheiten. Geben Sie acht, das andere findet sich schon.»

So packte denn Badowsky eines Tages in der Früh seine Sachen zusammen und zog, selig, den ganzen Kram los zu sein, als B-Offizier nach vorne zu einer Batterie in der sogenannten «Einbruchsstelle». Tage vergingen. Einmal noch rief er mich über irgendeine Leitung an, nur aus Spass, um sich zu erkundigen, wie der Laden, dem er entflohen war, ohne ihn weiterlief. Vielleicht war auch ein bisschen Heimweh



dabei nach den alten Kameraden, der gewohnten Arbeit. Und schliesslich war die «Einbruchsstelle» kein Erholungsheim. Na ja, irgendwann konnte er auch wieder zurückkommen. «Lassen Sie sich bei Gelegenheit mal ansehen», sagte ich ihm noch, und «Hals- und Bein- und Waffenschwein!» Viel los war in diesen Tagen an der Front nicht mehr. Es war aber noch kaum eine halbe Woche vergangen, dass Badowsky sich abgemeldet hatte, da wurde der Kommandeur an den Fernsprecher gerufen: Leutnant Badowsky sei soeben auf dem Weg zu seiner B-Stelle gefallen!

Am Abend wurde er dann zu unserem Gefechtsstand gebracht. Der Kommandeur und ich gingen allein hinaus, wo der Schlitten vor dem Bunker hielt. Auf eine dichte Schicht von Tannenreisig hatte man ihn gebettet. Er trug die Winteruniform, in der er sich seinerzeit abgemeldet hatte, adrett und sauber. Ganz friedlich lag er da, als ruhe er sich nur von seinem Nachtdienst aus. Lediglich das blonde Haar war ein wenig zerzaust. In der linken Brustseite, da wo wir unser EK I trugen, war die Wunde: ein kleiner Granatwerfersplitter mitten im Herz. Lange stand der Kommandeur vor dem Schlitten, dann machte er einige Schritte auf diesen zu und legte mit einer, bei ihm ungewohnt behutsamen Geste eine Zeltbahn über seinen toten Ordonnanzoffizier. Noch am selben Tag wurde über Antrag des Regiments durch den Divisionär dem Leutnant Badowsky posthum das EK II verliehen.

Und damit ist die Geschichte aus. Das heisst, eines wäre noch nachzutragen: Als wenige Tage später der Kommandeur gerade im Begriff war, die Mutter vom Tod ihres Sohnes zu verständigen, kam ein Fernschreiben, man möge dem Leutnant Badowsky mitteilen, dass sein Vater an der Ostfront gefallen sei.

## **Einsatz bei Karbusel und an der Newa, Frühjahr und Sommer 1943**

In der ersten Märzhälfte 1943 flauten die russischen Angriffe im Raum von Sinjawino merklich ab. Unsere Division wurde daraufhin sukzessive aus der Front gezogen. Auch mein Regiment räumte nach und nach seine Stellungen und Gefechtsstände. Es hiess, wir kämen in ein Ruhequartier. Das wäre ja fast zu schön, um wahr zu sein. Als Reserve hinter der Front zu liegen, das war seit Beginn des Russland-Feldzuges noch nie der Fall gewesen. Verdienen würden wir es gewiss. Immerhin waren wir über anderthalb Monate vor Sinjawino eingesetzt gewesen.

Aber ganz war dem Frieden doch nicht zu trauen. Unsere III. Abteilung wurde bereits wieder im Rahmen der 223. Infanterie-Division zu deren Verstärkung eingesetzt. Diese Division hatte am Westrand des Pogostje-Kessels einen sehr ausgedehnten Abschnitt zu verteidigen, auch wenn dort augenblicklich – zumindest dem Anschein nach – ziemliche Ruhe herrschte. Dass unser Armeekorps mit baldigen Angriffen in diesem Abschnitt rechnete, wussten wir «kleinen Leute» natürlich nicht. So klang es ganz beruhigend, dass unser Regiments-Stab den Auftrag erhielt, hinter der Front die «zweite Mga-Stellung» zu erkunden. Nicht sehr interessant, aber uns sollte es recht sein. Der Regiments-Stab quartierte sich in Lesje ein, einem kleinen Dorf, in dem es zu unserem Erstaunen noch Zivilbevölkerung gab. Wir, die wir aus der Wildnis der Sinjawino-Höhen kamen, hatten so etwas schon lange nicht mehr gesehen. Hier in Lesje dürfte es auch gewesen sein, dass mir meine Beförderung zum Hauptmann, mit Wirkung vom 1. März 1943, bekannt gegeben wurde. Grössere Feiern hatte dies aber nicht zur Folge, denn wir hatten zu viel zu tun. Der Kommandeur fuhr mit mir ständig durch das Gelände, um diese ominöse «Mga-Stellung» zu erkunden. Lange sollte dies aber auch nicht dauern, denn bereits am 18. März setzten schwere russische Angriffe gegen den Abschnitt der 223. Infanterie-Division ein und damit begann, wie man sich bei den höheren Stäben ausdrückte, die «dritte Phase der zweiten Ladoga-Schlacht».

Für uns war es freilich egal, wie man die Schweinerei benannte, die sich anscheinend sehr schnell anzubahnen begann. Dafür waren wir uns sicher, dass wir dabei sehr bald zum Handkuss kommen würden. Und das war auch der Fall. Bereits nach ein bis zwei Tagen, als ich gerade von einer Erkundung ins

Quartier kam, wartete auf mich der Befehl, sofort in das benachbarte Dorf Sologubowka zu kommen, wo sich unser Divisions-Stab eingerichtet hatte, und zwar sinnigerweise in einem ehemaligen Erholungsheim.\* Dort eingetroffen, erhielt ich den Einsatzbefehl für unser Regiment. Es ging also wieder los. Schnell noch ein warmes Mittagessen hinuntergeschlungen, wobei ich mir in der Eile noch die Hälfte auf die Uniform schüttete. Dann – notdürftig gesäubert – ins Beiwagen-Krad und zu meinem Kommandeur, der inzwischen den Anmarsch unserer Abteilungen überwachte. Zusammen fuhren wir dann zum Gefechtsstand des Artillerie-Regiments 223, um dort den Einsatz unserer Batterien abzusprechen.

Dieses Regiment hatte sich ostwärts von Sologubowka, am Rande eines riesigen Sumpfes, in der zurückliegenden, ruhigen Zeit einen sehr komfortablen Gefechtsstand gegraben. Ich hatte so etwas noch nie gesehen. Tief in den Boden war ein ganzes System von unterirdischen Gängen und Kammern gebaut, fast wie ein kleines «Führer-Hauptquartier», nur leider völlig unbewohnbar – denn es stand mittlerweile kniehoch unter Wasser. Kein Wunder, wenn man sich so an den Rand eines Sumpfes hinbaute, zumal inzwischen Tauwetter und damit die Schlammperiode eingesetzt hatten. Der Stab des Artillerie-Regiments hatte diesen schönen Gefechtsstand daher bereits geräumt und sich auf ein etwas trockeneres Plätzchen zurückgezogen, wo man freilich weniger komfortabel eingerichtet war. Aber das war momentan eher nebensächlich, denn an der Front sah es nicht sehr schön aus. Der Gegner hatte ziemlich überraschend angegriffen und erhebliche Einbrüche erzielt. Die 8. Batterie unserer bereits hier eingesetzten III. Abteilung war dadurch mit ihrer Feuerstellung in die vorderste Frontlinie geraten und musste sich bereits im direkten Richten verteidigen. Sie aus der Stellung herauszuziehen war infolge der unmittelbaren Feindberührung nicht mehr möglich. Sie musste daher in dieser äusserst exponierten Lage etwa zehn Tage lang aushalten – und tat es auch.

Die ersten Tage nach Beginn der russischen Offensive behielt das Artillerie-Regiment 223 die artilleristische Führung, während wir uns darum kümmerten, unsere allmählich eintreffenden Batterien in Stellung zu bringen. Erst am 23. März übernahmen wir auch die Feuerleitung im bisherigen Abschnitt der 223. Infanterie-Division, nachdem unsere Division – sozusagen als «Korsettstange» – eingeschoben worden war. Es folgten sehr schwere Tage, da es dem Russen um ein Haar gelang, an der Südspitze

---

\* Bezüglich dieses Dorfes ist eine Besonderheit anzumerken: Hier wurde in den Neunzigerjahren, auf Initiative des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. und in Zusammenarbeit mit russischen Stellen, zum ersten Mal nach Ende des Zweiten Weltkrieges in Russland eine deutsche Kriegsgräberstätte für die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges errichtet. Bis dahin waren alle, während des Krieges entstandenen deutschen Soldatenfriedhöfe von den Sowjets systematisch beseitigt worden. Dieser Friedhof wurde am 9. September 2000 eingeweiht. Am 20. September 2003 konnte auch die daneben befindliche russisch-orthodoxe Kirche geweiht und der Gemeinde übergeben werden – sie wurde im Rahmen dieses Projektes restauriert; in ihrem Kellergewölbe befindet sich ein Gedenkraum für die Gefallenen.

seines Einbruchs, bei Karbusel, durchzubrechen, was sehr schlimme Folgen für die gesamte Front hätte haben können. Das Kampfgebiet erinnerte stark an das seinerzeitige am Pogostje-Kessel bei Lipowik und Dubowik: ein Sumpfwald, in dem wir dem Gegner mit massiven Feuerschlägen, wie bei Sinjawino, nicht beikommen konnten. Die Hauptlast des artilleristischen Kampfes lag dabei bei den Vorgesetzten Beobachtern und den Abteilungs-Stäben, während wir vom Regiment aus hauptsächlich nur logistisch helfend eingreifen konnten. Buchstäblich im letzten Moment traf unsere Schwester-Division, die 121. Infanterie-Division, ein und mit ihrer Hilfe liess sich die Lage so weit stabilisieren, dass mit Monatsende die russischen Angriffe abflauten. Die zweifellos hohen Verluste und die Einsicht, dass bei fortschreitendem Tauwetter in diesem völlig verschlammten Gelände keine grösseren Fortschritte zu erzielen seien, dürfte die sowjetische Führung veranlasst haben, die Schlacht abzubrechen.

Damit war aber auch der Moment gekommen, dass man sich höheren Orts entschloss, unsere 21. Infanterie-Division wieder herauszuziehen und an einen wirklich ruhigen Frontabschnitt, nämlich an die Newa, am Einschliessungsring von Leningrad, zu verlegen. Dafür sollte die bis dahin dort eingesetzte 5. Gebirgs-Division unseren bisherigen Abschnitt bei Karbusel-Woronowo übernehmen. Leider galt dies nicht für die Artillerie. Bei den herrschenden Witterungsverhältnissen war es praktisch unmöglich, unsere Batterien aus den Stellungen zu ziehen und das bisher oft geübte Verfahren des Geräteaustauschs – das heisst, die eigenen Geschütze der Ablösung zu übergeben und dafür die des Ablösenden in dessen bisherigem Abschnitt zu übernehmen – liess sich nicht durchführen, da wir ja unsere Feldhaubitzen nicht gegen Gebirgsgeschütze tauschen konnten. Also blieben wir weiterhin in Stellung und traten am 6. April 1943 unter den Befehl der 5. Gebirgs-Division.

Das war nun ein sehr stolzer Haufen, der da in unseren bisherigen Abschnitt einrückte, dessen Kommandeur der Generalleutnant Julius Ringel war, ein Österreicher. Der General war zunächst nicht anwesend, was vielleicht ein Glück war. Denn Ringel und Brechtel waren zwei Persönlichkeiten, von denen man im Vorhinein sagen konnte, dass dies nicht gut gehen würde. Aber auch so war vorauszusehen, dass die Mischung von Salzburger Gebirgsjägern mit ostpreussischen Artilleristen keine sehr glückliche sein würde. Wir kannten ja die Division von den Kämpfen um den Pogostje-Kessel her, wo sie nicht besonders glorreich abgeschnitten hatte. Zumindest in unseren Augen nicht, denn Kampf im Sumpfwald und Kampf im Gebirge sind nun einmal zwei ganz verschiedene Hute und vom ersteren glaubten wir inzwischen doch mehr zu verstehen als die «Gebirgler». Die jedoch waren offenbar der entgegengesetzten Ansicht. Und so gab es denn bald zwischen meinem Kommandeur und dem Stab der Gebirgs-Division, die vertretungsweise von einem Oberst i. G. Anton Glasl, dem Kommandeur des Gebirgsjäger-Regi-

ments 100 geführt wurde, kleinere Reibereien. Mir fehlen leider aus dieser Zeit persönliche Aufzeichnungen. Nur anhand von Befehlen und meiner Erinnerung lässt sich das Folgende rekonstruieren: Offenbar bestand, unmittelbar nachdem die Gebirgs-Division den Abschnitt übernommen hatte, die Absicht, in einem grösseren Unternehmen wenigstens einen Grossteil der von den Russen bis dahin erzielten Einbrüche zu bereinigen. Wir, beim Regiment, waren uns aufgrund der bisherigen Erfahrungen einig, dass so etwas nur mit stärkster Artillerie-Unterstützung, auch von Seiten der Nachbar-Divisionen und der Heeres-Artillerie, durchgeführt werden könnte. Dementsprechende Feuerpläne und Befehle wurden auch von uns ausgearbeitet. Doch anscheinend glaubte die Division mit einer wesentlich geringeren artilleristischen Unterstützung, dafür überraschend, auch zum Ziel zu kommen. Mein Kommandeur riet zwar von dieser Handstreichtaktik dringend ab, drang jedoch nicht durch. Dementsprechend war auch das Ergebnis. Als die Division am 11. April das «Unternehmen Schnepfenstrich» startete, ging dieses, wie man zu sagen pflegt, «voll in die Hose». Es soll, soviel man hörte, nachträglich recht unerquickliche Auseinandersetzungen mit dem Korps gegeben haben. Ende des Monats plante die 5. Gebirgs-Division noch einmal ein grösseres Stosstrupp-Unternehmen und zwar diesmal mit ausreichender Artillerie-Unterstützung. Es ist mir jedoch zweifelhaft, ob es dazu noch kam. Jedenfalls war mein Regiment nicht mehr daran beteiligt. Denn Anfang Mai waren die Wege bereits so weit abgetrocknet, dass an einen Stellungswechsel unserer Batterien gedacht werden konnte. So erfreulich dies im Grunde auch war, so brachte es für mich noch einmal eine grössere Herausforderung, denn Ende April war mein Kommandeur auf Urlaub gegangen und «Vater» Lange, der Kommandeur unserer I. Abteilung, übernahm vertretungsweise die Regiments-Führung. Da wir uns ja schon vom Winter 1942 her kannten, wo ich eine Weile hindurch sein Abteilungs-Adjutant gewesen war, und da Lange zudem ein besonders liebenswürdiger Vorgesetzter war, klappte alles ganz gut.

Nach und nach wurden die Feuerstellungen an das Gebirgs-Artillerie-Regiment 95 übergeben, unsere Abteilungen herausgezogen und nach der Newa in Marsch gesetzt bzw. verladen. Ab 16. Mai 1943 waren wir wiederum unserer alten Division unterstellt und hatten die artilleristische Führung im Divisions-Abschnitt an der Newa übernommen. Beim Abschied vom neu eingetroffenen Regiments-Stab des Artillerie-Regiments 95 in Sologubowka traf ich zufällig wieder einen alten Bekannten aus Wien, den Major Gobert Graf Sternbach, der allerdings ein gutes Stück älter als ich war. Das tat aber der Wiedersehensfreude keinen Abbruch.

Mit der Übersiedlung an die Newa brach nach den schweren Kämpfen des Winters nun endlich ein fast friedlich zu nennender Zeitabschnitt an. Der gesamte Frontbereich war von Laubwald bedeckt, der sich im ersten frischen Grün präsentierte. Vor allem die zahlreichen Birken boten einen zauberhaften An-

blick. Auf kleinen eingestreuten Lichtungen befanden sich die Feuerstellungen. Ausser unseren Batterien waren dem Regiment noch «Beutegeschütze» zugewiesen: zwei französische 22 cm Mörser und eine russische 15 cm Haubitze. Die Mörser hörten auf die Namen «Max» und «Moritz», während die Haubitze «Olga» getauft wurde. Der Regiments-Stab war in einem vom Gebirgs-Artillerie-Regiment 95 errichteten grösseren, lang gestreckten Holzhaus untergebracht, das stark an das Quartier der «Sieben Zwerge hinter den sieben Bergen» erinnerte. In der Mitte des Hauses verlief ein breiter Gang, auf den die rechts und links angeordneten Zimmer mündeten. Meines lag gleich am Eingang rechts; gegenüber wohnte der Kommandeur. Das Einzige, was an diesem Gefechtsstand unangenehm war, war die fast unerträgliche Gelsenplage. Nachts konnte man nur mit einem Moskitonetz schlafen und tagsüber sass ich mit Mütze, Mückenschleier und Handschuhen an meinem Schreibtisch, um nicht aufgefressen zu werden. Dafür aber lag um den Gefechtsstand herum ein geradezu ideales Reitgelände, fast wie im Wiener Prater. Gelegentlich ritt ich mit dem Kommandeur, manchmal aber auch ganz allein stundenlang durch den eher lichten Wald, auf weichen, von der Sonne gesprenkelten Wegen. Die Gefechtstätigkeit, zumindest die artilleristische, war minimal. Mit der Munition sollte gespart werden, zudem fehlte es an «lohnenden» Zielen, da der Russe sich auch relativ ruhig verhielt. Man sah ihn, über die Newa hinweg, im Hinterland exerzieren und ausbilden. Das Einzige, was zu denken gab, war seine bis dahin unbekannte artilleristische Gewandtheit. Kaum dass eine unserer Batterien irgendeinen Feuerauftrag ausgeführt hatte, bekam sie auch schon sehr gut liegendes gegnerischen Artilleriefeuer in die Feuerstellung. Es musste auf der gegnerischen Seite ein sehr gut funktionierendes Aufklärungssystem und wohl auch einen aussergewöhnlich guten Artillerieführer geben. In den uns vom Korps zugehenden «Feindnachrichtenblättern» war auch von einer zunehmenden Verstärkung und Verbesserung der sowjetischen Artillerie die Rede. Ohne dass wir uns dies eingestanden, hatten wir hier, an der friedlichen Newa, die bisher fast selbstverständliche artilleristische Feuerüberlegenheit über den Gegner verloren. Wie konnte das sein? Wir waren etwas ratlos. Jedenfalls schränkten wir auch aus diesem Grund unsere Gefechtstätigkeit ein.

Dafür intensivierten wir den Stellungsbau und waren überhaupt bemüht, uns in dem Abschnitt «wohlich» einzurichten – ganz so, als ob wir hier den «Rest des Krieges» verbringen würden. Zum ersten Mal gab es betonierte Unterstände, hinter der Front wurden Knüppelstrassen angelegt, auf der ebenfalls parallel zur Front verlaufenden Eisenbahnlinie wurde ein Draisinenverkehr eingerichtet, für unsere Toten (denn bei aller «Friedlichkeit» gab es doch auch weiterhin Verluste) wurde bei dem Dörfchen Gory, über das auch ein grösserer Teil unseres Nachschubs lief, ein würdiger Soldatenfriedhof angelegt. Natürlich blühte auch, wie immer in ruhigen Zeiten, das «gesellige Leben».

Man besuchte einander auf den Gefechtsständen. Es gab auch verschiedene Arten von Truppenbetreuung.

Für mich gab es Anfang Juni 1943 allerdings noch eine besondere Attraktion. Vom Regiment aus waren irgendwelche Akten (Berichte oder Unterlagen) zum Höheren Artilleriekommandeur bei der 18. Armee zu bringen. Das sollte durch mich erfolgen. Das Stabsquartier des HArKo befand sich am Sitz des Oberkommandos der 18. Armee in Siwerskaja und damit in erstaunlicher Frontnähe. Das liess nun bei mir einen verwegenen Gedanken aufkeimen. Wie wäre es, wenn ich die Gelegenheit benützen würde, meinen Bruder Max, der ja noch immer mit seiner schweren Haubitze-Batterie am Einschliessungsring um Leningrad lag, einen Besuch abzustatten? Ja, vielleicht könnte ich meinen Bruder auf dem Rückweg gleich mitnehmen und ihm einmal meinen Frontabschnitt zeigen? Mein Kommandeur war mit diesem Vorschlag durchaus einverstanden und so begab ich mich am frühen Morgen des 7. Juni mit dem Kommandeurs-Pkw und einem Fahrer auf die Reise.

Der Weg nach Siwerskaja war nicht sehr weit, rund 60 bis 70 Kilometer und dies auf relativ guten Strassen. Von Tosno aus, einem Ort an der grossen Rollbahn von Tschudowo nach Leningrad, verlief mein Weg – und das war etwas über die Hälfte der Gesamtstrecke – durch ein riesiges Waldgebiet, in dessen Mitte sich eine markante Strassengabel, der sogenannte Mercedes-Stern, befand. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich auf dieser doch stundenlangen Fahrt durch die Wälder auch nur einem einzigen Menschen, geschweige denn einem Fahrzeug begegnet wäre. Ich gebe zu, dass der Gedanke, hier in dieser Waldeinsamkeit mit einer Panne liegen zu bleiben, mir nicht gerade angenehm war. Aber warum sollte ich auch? Und so verscheuchte ich diese Vorstellung. Es würde schon nichts passieren. Und tatsächlich passierte auch nichts. Dabei hatte ich eine ganz andere Möglichkeit überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Erst viel später ersah ich aus einer Lagenkarte, dass gerade der Raum um den Mercedes-Stern herum das Zentrum eines ausgedehnten Partisanengebiets war. Aber offenbar legte man bei den «Waldbrüdern» zu diesem Zeitpunkt keinen Wert darauf, durch den Abschuss eines eher harmlosen deutschen Pkw die Sicherungskräfte unnötig zu alarmieren, und so verlief denn meine Fahrt durchaus planmässig. Mehr Nervosität löste hingegen bei mir die Ankunft in Siwerskaja aus. Der Dunstkreis hoher und höchster Kommandostellen erzeugte in mir ein Gefühl ehrfürchtigen Unbehagens.

Es gelang mir aber ohne besondere Schwierigkeiten und ohne irgendwelchen Generälen oder hohen Generalstabsoffizieren in die Hände zu laufen (wozu ja auch gar keine Veranlassung bestand), die für mich zuständige Schreibstube ausfindig zu machen und dort meinen Auftrag zu erledigen. Dann setzte ich mich über die Vermittlung des Höheren Artilleriekommandeurs mit der Batterie meines Bruders bezie-

hungsweise mit ihm persönlich in Verbindung. Der fiel aus allen Wolken, da ich ihm nichts angekündigt hatte. Dann verabredeten wir ein Treffen auf seinem Abteilungs-Gefechtsstand. Dort wurde ich denn auch sehr nett empfangen. Mittagessen und schwarzer Kaffee, dann Besuch in der Feuerstellung, die sich etwa 30 Kilometer nördlich von Siwerskaja, etwa zehn Kilometer hinter dem Frontabschnitt bei Puschkin, befand.

Das waren nun tatsächlich gewaltige Dinge, die da aufgefahren waren. 24 cm Skoda-Haubitzen, die ganz wie die guten, alten k.u.k. 30,5 cm Mörser auf einer in den Boden eingelassenen Stahlbettung standen. Ihre Reichweite war allerdings nicht allzu gross. Ich glaube, sie reichte nicht einmal bis zum Stadtzentrum von Leningrad. Aber das war auch nicht nötig, da – wie mir Max sagte – der Beschuss der Stadt verboten war.

Meine Bitte an den Batteriechef, er möge Max für 24 Stunden beurlauben, damit ich ihn zu meinem Abschnitt mitnehmen könne, wurde anstandslos bewilligt. Und nicht nur das. Der reizende Hauptmann schenkte uns ausserdem noch 20 Liter Benzin und riet uns, wir sollten doch durch den schmalen Flaschenhals, der seit den August-Tagen von 1941 zwischen der Stadt und dem grossen russischen Seebrückenkopf bei Oranienbaum bestand, bis an die Küste vorfahren, von wo man einen guten Überblick über den Hafen gewinnen könne.

Gesagt, getan. Um 14 Uhr starteten wir und fuhren über einige Seitenwege nach Krasnoje Selo und von dort auf der schnurgeraden, leider jedoch unter Feindeinsicht stehenden Strasse (aber was scherte uns das?), bis wir bei Strelna die Küste erreichten. Hier «inspizierten» wir (ein Hauptmann und ein Unteroffizier!) eine 13 cm Küsten-Batterie der Kriegsmarine. Sie würde, so wurde uns berichtet, oft von der Hafentmole aus (die wir gut sehen konnten) beschossen; dürfe aber das Feuer nicht erwidern, sondern nur auf See-Ziele schießen. Dann ging es auf der Uferstrasse weiter nach Peterhof, das an der Westseite des Flaschenhalses lag. Der Ort sah ziemlich mitgenommen aus. Nach Erledigung einiger Formalitäten gelang es uns, die Kirche des Ortes Peterhof zu besteigen. Im Obergeschoss befanden sich drei Artillerie-Beobachtungsstellen, davon eine finnische. Wie die hierher kam, war uns rätselhaft, war uns aber auch egal. Dafür hatte man von dort oben einen wunderbaren Blick auf Oranienbaum, Kronstadt mit dem dort verankerten Schlachtschiff «Marat» (eines der vier Schiffe der Gangut-Klasse, die zu Beginn des Ersten Weltkriegs in Dienst gestellt worden waren) bis hinüber auf die Stadt Leningrad, die freilich etwas im Dunst lag. Dankend verliessen wir diesen einzigartigen Aussichtspunkt und begaben uns wieder zu unserem Auto. Die grösseren und kleineren Schlösser aus der Zarenzeit, die an der Uferstrasse lagen, waren leider alle in einem ziemlich bösen Zustand. Auch die Parks, die sich meistens von der Strasse sanft zum Meer hin senkten, waren eher verwildert. In einem Park, wohl noch in Strelna, stiessen wir auf einen oder sogar zwei recht verwüstete Eisenbahnwaggons. Irgendjemand, den wir danach fragten, was die



hier sollten, erklärte uns, dass in einem dieser Waggon der letzte Zar, Nikolaus II., im Jahre 1917 in Pskow (Pleskau) die Abdankungsurkunde unterzeichnet hätte. Also das sowjetische Gegenstück zu dem berühmten französischen Eisenbahnwaggon im Walde von Compiègne. Max und ich liessen uns noch von meinem Fahrer vor diesem historischen Stück fotografieren, und dann traten wir die Heimreise an.

Auf der Strasse von Strelna nach Krasnoje Selo konnten wir aber, trotz Feindeinsicht, der Versuchung nicht widerstehen, kurz anzuhalten, um von hier aus noch einmal einen Blick auf Leningrad zu werfen, zumal wir – im Gegensatz zu Strelna – hier weniger den Hafen als vielmehr die eigentliche Stadt wie in einem Panorama vor uns liegen sahen. Die Kuppel der Admiralität und die spitze Nadel der Kirche auf der Peter-und Pauls-Festung waren im Glas deutlich auszunehmen. Und im Vordergrund die Pulkower Höhen, eine Schlüsselstellung der Verteidigung, die im Herbst 1941 schon in deutscher Hand gewesen waren, dann aber wieder aufgegeben werden mussten. Wir hätten noch lange verweilen können, aber dann siegte die Vernunft. Denn wer konnte schon garantieren, dass nicht irgendeine russische Batterie gerade auf dieses Strassenstück eingeschossen war und ihr Beobachter unser Verhalten nicht doch zu provozierend fand. So setzten wir unsere Fahrt fort.

Wieder durchfuhren wir die riesige Waldlandschaft um den Mercedes-Stern unangefochten und erreichten spätabends wohlbehalten meinen Regiments-Gefechtsstand, wo Max sehr freundlich aufgenommen und für eine Nacht einquartiert wurde.

Am nächsten Tag, nach der Erledigung der Dienstgeschäfte, besuchte ich mit Max noch die Feuerstellung von «Max», dem französischen 22 cm Mörser, und dann hiess es Abschied nehmen. Wer weiss, wann und wo wir einander wiedersehen würden? Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie er wieder zu seiner Einheit zurück gelangte. Jedenfalls mit dem Zug, denn ursprünglich wollte ich ihn zum Bahnhof Gory bringen, da von dort, bzw. von Mga her, ständig Transportzüge nach Krasnogwardeisk (das alte Gattschina, rund 45 Kilometer südlich von Leningrad) verkehrten. Als wir uns aber Gory näherten, lag dieses gerade unter schwerem russischem Artilleriefeuer. Die dort aufsteigenden Explosionswolken wirkten nicht sehr einladend, sodass ich meinen Bruder wohl zu einem anderen Bahnhof an der Strecke gebracht habe. Jedenfalls erreichte er anstandslos, wenn auch erst am nächsten Morgen, seine Batterie. Es war unser letztes «Brüdertreffen» an der Front. Bald darauf wurde Max mit seiner Einheit in den Raum von Newel – weiter südlich von uns – verlegt, wo er sehr schwere Kämpfe mitmachen musste.

Inzwischen war auch für Oberst Dr. Brechtel die Stunde des Abschieds gekommen. Mitte Mai verliess er das Regiment, um den Posten eines Artilleriekommandeurs irgendwo im Südabschnitt der Ostfront zu übernehmen. Fast fünf Jahre lang war er auf den verschiedensten Stufen mein Chef gewesen. Wir hatten

uns buchstäblich zusammengerauft und waren schliesslich ein Herz und eine Seele geworden. Er war zweifellos ein guter Artillerist und ein Könnler, wenn auch bei der Truppe mehr gefürchtet als geliebt. Und das galt wahrscheinlich auch für seine Offiziere. Dennoch sollte er würdig verabschiedet werden. Ich hatte mir für den Tag seiner Abreise eine besondere Überraschung ausgedacht. Zu dem Zeitpunkt, an dem er den Regiments-Gefechtsstand verlassen würde, sollten sämtliche Batterien des Regiments einen Abschiedssalut schießen. Es gelang mir auch, die neben unserem Divisions-Abschnitt liegenden Abteilungen der Nachbar-Artillerie-Regimenter für diese Narretei zu gewinnen. Tatsächlich donnerten in dem Moment, als sich der Kommandeur verabschiedete, auf der gesamten Front die Geschütze. Aufgeregte Rückfragen von der Division und anderen Dienststellen, was das bedeuten sollte, erledigte ich mit der Erklärung, dass wir probeweise eine Feuerzusammenfassung geübt hätten. Der Russe nahm diese Provokation anscheinend gelassen hin. Nachdem der Feuerzauber beendet war, bestiegen der Kommandeur und ich den Pkw und fuhren in Begleitung einer berittenen Eskorte, bestehend aus den Offizieren des Regiments-Stabes, zum Divisions-Stab, wo er sich abmeldete. Auch ich nahm dort bewegten Abschied. Würde man einander wiedersehen?

Mit Oberst Brechtels Versetzung begann auch für mich ein neuer Abschnitt. Am 27. Juni 1943 traf der neue Regimentskommandeur ein. Es war Oberst Wolf Henger, ein Württemberger. Er kam aus dem Mittelabschnitt der Ostfront und hatte bereits dort ein Regiment geführt. Von eher kleiner Gestalt, drahtig und mit einem etwas verwitterten Gesicht mit zwei sehr lebhaften, fast jugendlich wirkenden Augen, die zwar recht freundlich blickten, aber alles zu sehen schienen. Und tatsächlich wollte er auch alles sehen. Unermüdlich war er unterwegs, besichtigte Feuerstellungen, besuchte B-Stellen und nahm Verbindung mit den übrigen Regimentskommandeuren der Division auf. Er war sehr verbindlich, aber entschieden und wusste sich ohne besonderen Aufwand durchzusetzen. Für seine Männer hatte er ein Herz und wusste auch, ihnen dies unaufdringlich zu zeigen. Darüber hinaus war er ein Kavalier der alten Schule. Ich habe ihn nie (anders als zuweilen meinen guten Oberst Brechtel) aus der Rolle fallen sehen. Er war auch einer der ganz wenigen Artillerie-Regimentskommandeure, die mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurden. Aber da war ich schon lange nicht mehr beim Regiment.

Vorerst freilich blieb ich noch paar Wochen sein Adjutant, um ihm das Einarbeiten in die für ihn doch neuen Verhältnisse zu erleichtern. Dann aber sollte ich, wie ja schon seit Langem geplant, nach so vielen Jahren der Stabsarbeit «ausgelüftet» werden, also eine Batterie übernehmen, nicht zuletzt im Hinblick darauf, dass als Vorbedingung für eine Generalstabs-Ausbildung mindestens ein halbes Jahr Truppendienst vorgeschrieben war. Ich hatte aber seit dem Winter 1939 keinen Batteriedienst mehr gemacht. Als

mein Nachfolger auf dem Posten des Regiments-Adjutanten war Hauptmann Scheunemann vorgesehen, der bisher die 7. Batterie geführt hatte. Er war ein etwas rangälterer Jahrgangskamerad von mir und ebenfalls für die Generalstabs-Ausbildung in Aussicht genommen.

Um diesen Wechsel vorzubereiten, kam Scheunemann Anfang Juli zu uns auf den Regiments-Gefechtsstand, nicht so sehr um sich einzuarbeiten, denn er kannte das Regiment so gut wie ich, sondern auch, um mich zu vertreten. Denn bevor ich seine Batterie übernehmen sollte, war mir noch ein Heimaturlaub genehmigt worden, da mein letzter fast schon ein Jahr zurücklag.

Über Anregung und Vermittlung eines Freundes beim Divisions-Stab wählte ich für den Urlaubsantritt eine sonst nicht allgemein übliche Form. Es war bekannt, dass die Lufthansa, aber auch die finnische Aero, regelmässige Flugverbindungen zwischen Reval und Berlin unterhielten. Dafür musste man freilich einen gewissen, aber nicht allzu hohen Betrag bezahlen. Die Strecke von Gattschina über Narwa nach Reval und von Berlin nach Wien konnte ich mit einem Militärfahrschein kostenlos zurücklegen. Trotz der Notwendigkeit, mehrmals umzusteigen und ausserdem eine Nacht in Reval zu verbringen, bedeutete diese Form des Urlaubsantritts doch eine Zeitersparnis und ausserdem eine wesentlich bequemere Art des Reisens. So feudal würde ich nicht mehr so bald auf Urlaub fahren.

Anfang August war es so weit. Mit minimalem Urlaubsgepäck, dafür aber mit dem Gefühl eines Hochstaplers, trat ich von Krasnogwardeisk (Gattschina) aus meine Reise an. Erste Station war Narwa, wo es einen längeren Aufenthalt gab. Ich benützte ihn, um zunächst durch das anscheinend völlig intakte Städtchen zu wandern und dann zur Ruine der Hermannsfeste hinaufzusteigen. Die Hermannsfeste war eine Burg des Deutschen Ordens gewesen, die seinerzeit an der Grenze des Ordenslandes gegen Russland, am Ufer des Grenzflusses Narwa, erbaut worden war und von der noch bedeutende Reste erhalten geblieben waren. Jenseits des Flusses, unmittelbar gegenüber der Ordensburg, lag das russische Gegenstück, die breit hingelagerte Festung Ivangorod. Eine mächtige Schildmauer verhinderte, selbst vom Turm der Hermannsfeste aus, den Einblick in das Innere dieses gewaltigen Bollwerkes. Sinnfälliger konnte die strikte Abschottung nicht zum Ausdruck gebracht werden, die dieses Riesenreich des Ostens seit Jahrhunderten, sei es unter den Zaren, sei es unter den Sowjets, gegenüber dem Westen aufrechterhalten hatte. Selten wo hatte ich so deutlich das Gefühl, an einem Grenzübergang zwischen zwei Kulturbereichen zu stehen.

Auf der Weiterfahrt überholten wir in den einzelnen Stationen immer wieder Güterzüge, deren Waggon mit Gesteinsbrocken voll beladen waren: Ölschiefer (aus den Vorkommen bei Narwa), wie mir ein Reise-

begleiter erklärte. Wie und was für ein Öl man daraus gewinnen konnte, blieb mir rätselhaft. Aber offenbar stand sich der Abbau dafür.

Am Nachmittag erreichten wir Reval. Ich fuhr vom Bahnhof gleich zum Erholungsheim der Division, wo ich bereits angemeldet war. Es lag etwas westlich der Stadt, unmittelbar an der Küste und führte den stolzen Namen «Rocco al Mare». Hier einen Erholungsaufenthalt verbringen zu dürfen, galt als hohe Auszeichnung und die Betreuung auch als vorzüglich. Ein Mann wie Podehl hätte sich hier bestimmt wohlfühlt. Ich wollte aber nur eine Nacht hier verbringen und hatte auch keine besonderen Wünsche. Vielmehr beeilte ich mich, in die Stadt zu kommen.

Dort herrschte reges Leben, das Stadtbild war nicht anders als bei uns in Deutschland, die Stadt selbst ziemlich unversehrt. Während ich inmitten dieses Trubels etwas verloren am Hauptplatz umherging, begegnete ich zu meiner Überraschung plötzlich meinem alten Regimentskommandeur, Oberst Fischer. Grosse Wiedersehensfreude auf beiden Seiten! Nachdem wir einander erzählt hatten, wie jeder von uns hierher kam – der Oberst war, soviel ich mich erinnere, zu einem Divisions-Führer-Lehrgang kommandiert –, fragte er mich, ob ich etwas Besonderes vorhätte? Natürlich nicht! Ob ich mit ihm abendessen wolle? Aber gewiss! Vorher allerdings fühlte er mir – wie es so seine Art war – etwas auf den Zahn, was ich über die Geschichte Revals wüsste. Das war leider wenig und so schloss sich bei einem kurzen Rundgang ein kleines Privatissimum an, denn nach Ansicht des Obersten – das wusste ich schon von früher – konnte man sich an einem Ort nicht aufhalten, ohne Näheres über ihn zu wissen. Er wusste es natürlich.

Nach diesem «Belehrungs-Spaziergang», für den ich sehr dankbar war, erstiegen wir den Dom-Berg, wo sich neben der Kirche ein sehr nobles Restaurant befand, das freilich nur für Offiziere, und zwar vom Stabsoffizier aufwärts, zugänglich war. Hier sassen tatsächlich auch die Generäle und Admiräle wie Schwammerln nebeneinander. Aber ich hatte ja einen mächtigen Schutzengel an meiner Seite, sodass mir nichts passieren konnte, wengleich mich auch etwas verwunderte Blicke trafen. Wir speisten vorzüglich – natürlich auf Rechnung des Gastgebers – und plauderten bei einem Glas Wein noch lange, wobei ich über meine Pläne hinsichtlich der Generalstabs-Ausbildung berichtete, was offenbar die Zustimmung des Obersten fand.

Am nächsten Tag fuhr ich relativ früh zum Flugplatz, der sich ostwärts der Stadt, ziemlich nahe der Küste, befand. Meine Maschine stand als einziges Flugzeug auf dem Rollfeld und war auch nur mässig besetzt, hauptsächlich mit Zivilisten, offenbar mit Funktionären der Verwaltung. Es war mein erster Flug, wenn ich von einem kurzen Rundflug absehe, den ich während meines Einjährig-Freiwilligen-Jahres 1937 über dem Flugfeld von Aspern absolviert und der nur wenige Minuten gedauert hatte.

Es herrschte strahlendes Sommerwetter und das Flugerlebnis war für mich so faszinierend, dass mir gar nicht in den Sinn kam, dass Krieg war und wir theoretisch von feindlichen Fliegern angegriffen werden könnten. Tatsächlich befanden wir uns ausserhalb der Reichweite sowjetischer Jäger. Nach einer kurzen Zwischenlandung in Riga erreichten wir unbeanstandet Berlin-Tempelhof. Auch hier waren wir anscheinend die Einzigen, die da landeten. Das ausgedehnte, ziemlich neu errichtete Flughafengebäude machte einen ziemlich vereinsamten Eindruck. Aber das störte mich nicht weiter, denn ich musste mich beeilen, den Zug nach Wien zu erreichen. Der war allerdings gerammelt voll. Mit Mühe und Not ergatterte ich noch einen Platz in einem Coupé 2. Klasse. Und da fand ich schon wieder einen Bekannten, Hauptmann Wolf, einen Jahrgangskameraden aus Wiener Neustadt. Er war Luftwaffen-Offizier und bei einem höheren Stab in Afrika eingeteilt gewesen. Erfreulicherweise hatte er eine Flasche vorzüglichen spanischen Cognac bei sich, die mich schnell in eine euphorische Stimmung versetzte. In dieser Laune diskutierten wir die augenblickliche Kriegslage, die im Spätsommer 1943 tatsächlich eine solch rosige Stimmung zu rechtfertigen schien. Die Ostfront hatte sich offenbar stabilisiert, wenigstens in meinen Augen. Die Kämpfe bei Kursk und Orel schienen abgeflaut zu sein, man hatte Frontverkürzungen vorgenommen, was mir vernünftig erschien. Allerdings war inzwischen Afrika aufgegeben worden und auf Sizilien wurde gekämpft. Knapp vor meinem Urlaubsantritt war Mussolini gestürzt worden. Von den Leistungen unserer italienischen Verbündeten war mein Freund ohnedies nicht sehr beeindruckt. Aber Italien schienen wir fest im Griff zu haben. Und das europäische Festland würde man gegen die Alliierten doch wohl halten können. Weniger gefiel mir, was Wolf über die erdrückende britische Luftüberlegenheit zu berichten wusste. Das hatte ich eigentlich nicht für möglich gehalten. Aber davon wollte ich mir den Urlaub auch nicht verderben lassen. Der ging momentan allem vor.

## Die dritte Ladoga-Schlacht

Es war ein herrlicher Fronturlaub, den ich da im August 1943 in Baden verbringen konnte. Das Wetter war herrlich und abgesehen von den Einschränkungen in der Verpflegung spürte man vom Krieg nicht allzu viel. Das Leben lief dahin, wie es während der «Ferien» in Baden schon zu meiner Schulzeit verlaufen war. Vormittags ging man ins Strandbad. Dort sassen die alten Herren wie eh und je auf den Bänken in der Sonne. Gerade, dass man ihnen eben etwas von der «Front» erzählen musste. Dann ging's zum Mittagessen, in der kühlen Villa. An einem der ersten Urlaubstage allerdings, es war der 13. August, gab es kurz nach dem Mittagessen, als wir uns eben zur gewohnten Siesta niederlegen wollten, «Fliegeralarm». Mein Vater und ich standen im Hof der Villa, als plötzlich die Sirenen aufheulten. Wir sahen einander verwundert an. Das musste doch wohl ein Irrtum sein, oder war das am Ende gar nur ein Probealarm? Es war weder etwas zu sehen noch zu hören. So gingen wir einfach zur Tagesordnung über und registrierten es nicht weiter, als nach einiger Zeit Entwarnung gegeben wurde. Erst später am Nachmittag drang dann das Gerücht durch, Wiener Neustadt sei angegriffen worden. Wie war denn so etwas überhaupt möglich? Wir ahnten nicht, dass mit diesem Alarm für Österreich eine grundlegende Wendung im Luftkrieg eingeleitet worden war – es war dies der erste alliierte Angriff auf österreichisches Gebiet gewesen, von Nordafrika aus geflogen. Damals freilich schien dies bloss ein Einzelfall gewesen zu sein, denn nichts störte in den kommenden Tagen die sommerliche Ruhe.

Zum ersten Mal seit acht Jahren konnte ich meinen Geburtstag wieder in Baden feiern, wie dies während meiner Schulzeit immer der Fall gewesen war. Freilich – von dem alten Ritual war nichts übriggeblieben, aber dafür war in einer unendlich mühsamen Bahnfahrt meine Schwägerin Marietheres aus Innsbruck mit ihrem ältesten Sohn Maxi angereist, um mich zu sehen. Mein altes Zimmer im linken Flügel des Hauses konnte ich diesmal allerdings nicht bewohnen, denn hier war eine Frau Jäger, die Gattin eines Offiziers, die irgendwo im Reich ausgebombt worden war, einquartiert worden. So wohnten denn Marietheres, ich und Mares in den Fremdenzimmern des ersten Stockes. Abends, wenn meine Eltern schon schlafen gegangen waren, schlichen wir uns zu dritt aus dem Haus und gingen noch auf das «Feld» hinaus, d.h. auf den schmalen Fahrweg, der, bald hinter unserem Haus beginnend, zwischen den Feldern

der Doblhoff'schen Herrschaft nach Sooss und von dort weiter nach Vöslau führte. Ich weiss nicht mehr, um was sich unsere Gespräche drehten, ich weiss nur, dass sie lang und sehr intensiv waren und wir meistens spät wieder heimkehrten. War das eine unbestimmte Ahnung, dass wir das «Feld» in dieser Form nie mehr wiedersehen würden? Was würde man überhaupt noch wiedersehen?

Der 23. August war der letzte Urlaubstag. Vorzubereiten für die Abreise gab es ja nicht viel. Am Vormittag war ich noch im Strandbad gewesen. Es waren kaum Badegäste anwesend. Allerdings traf ich Marielene Herz, eine Freundin von Mares, die ich schon bei einem früheren Fronturlaub kennengelernt hatte. Wir tollten sehr vergnügt im Wasser herum und ich glaube, dass dabei mein Puls etwas schneller ging. Der von Marielene dürfte sogar noch um ein paar Schläge schneller gewesen sein. Aber was sollte das schon? In ein paar Stunden sass ich im Zug an die Front. Ich fuhr auf meinem Fahrrad nach Hause. Dort in der Villa gab es noch ein schönes, gemütliches Mittagessen wie all die Tage bisher, aber nun doch von der Abschiedsstimmung gezeichnet. Nicht, dass wir uns gegenseitig angejammert hätten. Wozu auch? Nur, dass ich plötzlich die Dinge schärfer, mit einer fast schmerzenden Intensität wahrnahm: Da lag der Garten mit seinen alten Bäumen sonnendurchflutet; der warme Mittagswind raschelte im wilden Wein, der die eine Seite des Hauses überzog. In der Linde, in der Mitte des Hofes, summten die Bienen. So sieht der Frieden aus.

Nach dem Essen zog ich mich schnell um: frische Wäsche (wie lange wird sie frisch sein?), dann die Uniform. Wie üblich, machte Vater noch ein Abschiedsfoto. Mutter und Marietheres wollten mit mir nach Wien mitfahren. Der kleine Maxi kam auch mit. Er war wohl der Einzige, dem dies Spass machte. Wir hatten zur Fahrt zum Josefs-Platz, wo die «Badner Elektrische» ihre Endstation hatte, einen Fiaker angefordert. Er war pünktlich zur Stelle.

Der Abschied von den Zurückbleibenden ging sehr rasch. An der Ecke des Marienspitals zur Weilburgstrasse blickte ich mich noch einmal schnell um. Alle standen vor der Haustür und winkten. Mein armer Vater regte sich sehr auf, wusste er doch, dass ich nunmehr eine Batterie übernehmen würde. In Wien angelangt, gingen wir noch schnell in die Wohnung. Alles war eingesommert, die Fensterläden heruntergelassen. Mutter blieb mit dem kleinen Maxi da. Sie wollte nicht zur Bahn mitgehen. War ja auch besser so. Marietheres würde mich begleiten. Langsam wurde es Zeit, zum Nordbahnhof zu fahren. An der Glastür nahm ich von Mutter Abschied. Sie sagte nicht viel, machte mir nur ein Kreuz auf die Stirne: «Gott schütze dich!», und brachte es sogar zustande, zu lächeln. Sie war ja immer eine unerhört tapfere Frau gewesen. Dann schlug die Tür zu und ich hätte nicht den Mut gehabt, noch einmal zurückzugehen.

In der Sonnenglut des Augustnachmittags lag der Nordbahnhof in seiner ganzen protzigen neugotischen Pracht vor uns. Von allen Seiten strebten Soldaten, beladen mit Gepäck und in Begleitung ihrer Angehörigen, ihm zu. Wie ich ihn hasste, diesen Bahnhof! Wie oft schon war ich von ihm weggefahren und wie oft würde ich von ihm noch wegfahren müssen? «Weisst du», sagte ich zu Marietheres, als wir die Strasse vor dem Abfahrtsgebäude überquerten, «weisst du, es mag ja ehrenvoll sein, in einer grossen Zeit zu leben, aber mir hängt sie zum Hals heraus. Ich gäbe etwas für ein spiessbürgerliches Zeitalter!» In der Kassenhalle wimmelte es von verschwitzten Soldaten und verweinten Frauen. Berge von Paketen, merkwürdig verschnürte Pappdeckelkoffer, Gasmasken. Ja, das war nun wieder meine Welt, da musste ich wieder hinein. Die 14 Tage bis heute, das Bad am Vormittag, die Villa und der stille Garten in der Schimmergasse, das war ein Teil meiner Kindheit gewesen, etwas, das eigentlich gar nicht mehr existieren konnte. Das war ein Stückchen imaginären Friedens gewesen. Hier, dieses unappetitliche und doch so traurige Gewühle, da war das richtige Leben, mein Leben.

Es war gut, dass Mutter nicht da war, so ging es schnell: «Adieu!» – «Machs gut!», und da war ich auch schon durch die Sperre. Draussen, auf dem ersten Gleis, stand der SF-Zug («Schnellzug für Fronturlaub-ber»). In einem 2. Klasse-Abteil, voll von Offizieren, fand ich noch einen Platz am Fenster. Auf die Minute pünktlich ruckte der Zug an. Die Frau, die eben noch, auf dem Perron stehend, vor dem Nachbarcoupé geschluchzt hatte, stand auf einmal vor mir und verschwand dann nach hinten. In immer schnellerer Folge zogen nun weinende, winkende Gestalten an mir vorbei und blieben zurück. Hart klimperte der Zug über die Weichen von Rangiergeleisen, und während hinten noch ein paar weisse Tücher geschwenkt wurden, ging es bereits an Remisen und abgestellten Garnituren vorbei. Nach dem Halbdunkel der Bahnhofshalle brannte die Sonne nunmehr doppelt glühend zum Fenster herein. In diesem Augenblick, als nun endgültig alles vorbei war, erschien mir auch das trostlose, in der Hitze brütende Grau der Zinskasernen und der verstaubten Strassen liebenswert. Dann bog der Zug auf die Donaubrücke ein und gab noch einmal den Blick auf die Stadt frei. Die Donau war diesmal wirklich blau, der Kahlenberg und der Leopoldsberg grüssten herüber. Auf der Alten Donau kreuzten ein paar Segelboote und Mädchen in Badeanzügen winkten von dort her zu uns herauf. Für sie war es ein Tag wie jeder andere, vielleicht sogar ein Urlaubstag. Für uns aber ... Nur nicht sentimental werden: Es war vorbei.

In Lundenburg (Břeclav in Südmähren) wurde die Lokomotive gewechselt, dann ging es hinein ins Protektorat. In Brünn (Brno) Aufenthalt. Wenn nicht der ganze Zug voll von Soldaten und mein Coupé voll von Offizieren gewesen wäre, hätte man glauben können, es handle sich hier um eine nette Urlaubsreise. Abgesehen von den Posten an den Brücken und Tunneleinfahrten war vom Krieg nichts zu merken. An



den Verladerampen standen Arbeiter, die Feierabend machten und dem einlaufenden Zug zusahen. Auf den Perrons warteten Leute auf die Ankunft von irgendwelchen Bekannten und Freunden. Wir in unseren schäbigen Felduniformen wirkten fast deplatziert. Die Sonne sank und tauchte die ganze Stadt in ein goldiges Rosa, das dieses Feierabendgefühl noch verstärkte. Ja, hier müsste man bleiben können, obwohl man hier nicht zu Hause war, niemanden kannte und keine Unterkunft gehabt hätte. Aber dieser Abend in einer friedlichen Welt war doch wunderschön.

Doch schon ging es weiter. Es war niemand ein- und niemand ausgestiegen. Wir waren ja auch nur ein Fremdkörper gewesen. Die erwarteten Freunde würden wohl erst mit dem nächsten Personenzug eintreffen und so wird es auch niemand der Mühe wert gehalten haben, dem Zug nachzusehen, der nunmehr im Schnellzugstempo in die einfallende Dunkelheit hineinfuhr.

Der verdunkelte Zug rast durch die Landschaft, die der aufgehende Mond in Umrissen erkennen lässt. Nach dem Leuchtzeiger meiner Uhr kann es bis zur nördlichen Protektoratsgrenze nicht mehr sehr weit sein. Da läuft auch schon ein drittes und viertes Gleis parallel mit uns, Weichen klirren, Signalanlagen huschen vorbei, rote und blaue Lichter schimmern auf einmal aus der Dunkelheit. An Lastzugsgarnituren geht es vorbei. Wie von unsichtbarer Hand geführt, wechselt unser Zug von einem Gleis aufs andere, dann zischen dumpf die Bremsen. Wir stehen auf einem weiten Verschiebebahnhof. Vorne ruft eine dünne Stimme etwas aus. Am Gang draussen vor dem Coupé sagt einer: «Oderberg». Stille.

Ich lasse das Fenster herunter und beuge mich hinaus. Die Nachtluft ist angenehm kühl. Von halb links vorne hört man das Klirren rangierender Waggons. Kein Mensch weit und breit. Auch unser Zug steht still, wartend auf dem Gleis. Die Signale wechseln lautlos ihre Farben. Wie von Geisterhand geschoben, rollen dort drüben plötzlich zwei Waggons daher. Mit hartem Klang stossen sie auf eine stehende Garnitur. Dann wieder Ruhe. Jetzt kommt von vorne auf dem Nebengleis, wie ein Leuchtkäfer, ein tanzendes Licht auf uns zu. Es ist die geschwungene Laterne eines Bahnbediensteten, der auf dem Trittbrett eines Waggons hängt, der die Spitze einer langen Garnitur bildet, die sich geräuschlos aus der Finsternis auf uns zuschiebt. Diese Waggonreihe besteht aus einer Anzahl offener Loren, auf denen, ineinander geschoben und fest verzurrt, fabrikneue Panzerabwehr-Geschütze stehen. Matt schimmert das Metall herüber, grotesk ragen die langen Rohre mit den Mündungsbremsen in den Nachthimmel. Im Hintergrund, ganz am Rande der Gleisanlage, zieht wieder so eine schwenkende Laterne vorüber. Die Loren neben uns erhalten einen leichten Stoss, gleiten langsam an mir vorbei und verschwinden.

Mitternacht ist längst vorüber. War es wirklich erst vor zwölf Stunden, dass ich im Badner Strandbad gebadet hatte? Heute Nachmittag werde ich in Tauroggen sein und dieser nächtliche Verschiebebahnhof

ist ein weiterer Übergangspunkt von einer Welt in eine andere: Gestern ging es noch von der Heimat weg, aber jetzt, sobald der Morgen graut, geht es nur noch der Front entgegen.

Tauroggen, 24. August 1943. Man hatte fast das Gefühl, dass der Teer der Dachpappe auf den Barackendächern der Durchgangsstation unter der Glut der Nachmittagssonne herunterzutropfen begänne. Hier in Tauroggen war die verhältnismässig bequeme Reise aus und es ging mit einem ziemlich primitiven Frontzug weiter. Ich hatte meine Urlaubspapiere gleich nach der Ankunft abstempeln lassen und musste nun etwa drei Stunden auf die Fortsetzung der Reise warten. So wanderte ich ins «Kino», das es da zum Zeitvertreib für die Durchreisenden gab. Unter dem Begriff «Kino» war eine lange Holzbaracke zu verstehen, die man behelfsmässig abgedunkelt hatte. Nichtsdestoweniger fielen durch die Ritzen der Holzwände die Sonnenstrahlen wie kleine Scheinwerfer und liessen in ihrem Licht Milliarden von Staubteilchen tanzen. Der Raum war gesteckt voll, Kopf an Kopf sassen Urlauber und Rückkehrer auf rohen Holzbänken, aber auch in den Querbalken der Dachkonstruktion hatten sich einige eingenistet. Für mich blieb, wie für viele andere, nur ein «Stehplatz» übrig. Die Luft war zum Schneiden, die Hitze mörderisch. Ich musste mir den Kragen aufmachen, mein schönes, frisches Hemd klebte mir bereits verschwitz am Körper. Die körperliche Metamorphose zum Frontsoldaten schritt unaufhaltsam fort, während die Gedanken sich anhand des Films «Frau Luna» noch immer ein bisschen zurückzutasten suchten. «Vorne» würde es dergleichen nicht mehr geben.

Dann war die Vorstellung aus und ein Schwall stinkender, schwitzender Menschen schwappte mich auf den staubigen Platz vor der Kinobaracke. Plötzlich grüsste mich ein Unteroffizier. Er war von meinem Regiment und fuhr auf Urlaub. Ich wünschte alles Gute und fragte nach dem Regiment. «Wir sind ziemlich drangekommen, Herr Hauptmann!» – «So? Wo ist denn der Haufen jetzt?» – «Sinjawino, Herr Hauptmann.» Sinjawino! Da war ich ja nun richtig. Na schön.

Um die Restzeit bis zur Abfahrt des Zuges totzuschlagen, ging ich noch in den Ort Tauroggen. Das, was ich zu sehen bekam, blieb unter den Erwartungen. Beiderseits der Strassen waren nur noch die Grundrisse der Häuser zu sehen, über die auch schon Gras gewachsen war. Das muss alles am Morgen des 22. Juni 1941 passiert sein. Die Strassen selbst waren jedoch sauber und man hätte den Eindruck haben können, zwischen römischen Ausgrabungen spazieren zu gehen. Wo wohl die Windmühle des alten Yorck – der hier im Dezember 1812 die «Convention», d.h. den Waffenstillstand mit den Russen geschlossen hatte – gestanden haben mag? Ich hatte mir seinerzeit in der Schule diesen Ort der welthistorischen preussisch-russischen Convention anders vorgestellt, jedenfalls nicht als Entlausungsstation, als

die er jetzt hauptsächlich funktionierte. Aber schliesslich war ja auch der ganzen Convention nichts mehr übriggeblieben. Sinjawino hatte für mich jetzt grössere Bedeutung.

26. August. 37 Stunden Bahnfahrt 3. Klasse auf harten Holzbänken war nicht gerade ein Vergnügen, vor allem dann, wenn man sich dem Ziel nicht entgegensehnte. In Krasnogwardeisk (Gattschina) machte die Reichsbahn Schluss und ich musste auf einer wohl von der Armee neu gebauten Bahn weiter nach Norden fahren. Gegen 22 Uhr kam ich endlich an und ein Pkw holte mich ab, um mich für diese Nacht zum Regiments-Tross zu bringen. Da war ich also nun wieder. Vorbei der Urlaub mit der langen Vorfreude, nichts war geblieben als ein noch halbwegs gepflegter Anzug und eine schöne Erinnerung.

Der Pkw rumpelte langsam über die Knüppeldämme und hämmerte mir damit gleichsam ein, dass ich nun wieder da war, wo ich hingehörte. Über den Bäumen am Waldesrand erschien manchmal für Sekunden ein schwacher Lichtschein, der gleich wieder verglomm: Leuchtkugeln der fernen Front. Irgendwo im nächtlichen Raum standen ein oder zwei Leuchtfallschirme eines russischen Nachtaufklärers am Himmel und in weiter Ferne, fast schemenhaft, drehte sich ein russischer Scheinwerfer unablässig im Kreise. Wenn man aufmerksam lauschte, konnte man ganz schwach vereinzelt dumpfe Einschläge hören. Die Division, so wurde mir bestätigt, hatte tatsächlich den Abschnitt Sinjawino. Der Regiments-Gefechtsstand lag hart nördlich der «Elektro-Schneise» in den alten Bunkern, die das Artillerie-Regiment 161 in der Winterschlacht bewohnt hatte. Ich kannte die Gegend. Nun war ich also, am anderen Ende der langen Reise, «zu Hause» angelangt. Aber noch nicht ganz.

26. August. Am Vormittag traf ich am Regiments-Gefechtsstand ein. Als das Auto vor demselben hielt, war ich einen Moment ratlos – nämlich, wie ich von dort in den Gefechtsstand-Bunker gelangen sollte. Es existierte nicht ein einziger Fleck, über den man trockenen Fusses hätte hingelangen können. An sich kein unlösbares Problem, aber ich kam eben aus dem Urlaub und versuchte daher immer noch, den Pfützen auszuweichen. Dabei war alles nur ein Schlamm, ein Kot, der an einigen Stellen an der Luft zu einer dünnen Kruste ausgetrocknet war. Da gibt es auf die Dauer kein Ausweichen, und zwar in keiner Hinsicht. Und erst wenn man diese Einsicht gewonnen hat, wenn man physisch und geistig mit den schönen «Urlaubsstiefeln» in den Dreck steigt, dann ist man wirklich wieder zu Hause bei seinem Regiment.

Die Begrüssung war herzlich. Und dann erzählten die anderen, was in der Zwischenzeit passiert war. Es hatte schwere Kämpfe um die Höhen gegeben, sehr arge Verluste, aber die Division hatte ihre Stellung gehalten. Seit ein paar Tagen hat die Gefechtstätigkeit nachgelassen.

Der Oberst war noch im Gelände. Als er zurückkam und ich mich gemeldet hatte, wurde gleich meine nächste Zukunft besprochen. Es war ja mein Wunsch gewesen, als Regiments-Adjutant abgelöst zu werden, um als Vorbereitung für die Generalstabs-Ausbildung noch für etwa ein halbes Jahr ein Truppenkommando, eben zunächst als Batteriechef, zu übernehmen. Das Regiment erwies sich als ungemein grosszügig. Ich sollte zunächst zur Einarbeitung zur 1. Batterie gehen, die mein alter Freund Hauptmann Arndt führte, und mich hier in aller Ruhe in den Truppendienst einarbeiten. Ich sollte volle Bewegungsfreiheit haben, konnte tun und lassen, was ich wollte, und vor allem diesen Zustand aufrechterhalten, solange ich es für nötig erachtete. An sich hatte ich das alles bereits vor Antritt meines Urlaubs mit meinem Obersten vereinbart, aber in der Urlaubsvorfreude war dies alles ein bisschen untergegangen. Erst jetzt wurde mir so richtig klar, was sich für mich verändern würde. Durch anderthalb Jahre hatte es beim Regiment keinen Befehl, keine Meldung gegeben, von der ich nicht gewusst hätte. Der innere Dienst war nach meinen Anordnungen verlaufen, ich war gewohnt gewesen, im Rahmen der Division zu denken, und war meist auch über die Lage des vorgesetzten Korps unterrichtet. Das sollte nun alles mit einem Schlag aufhören. Ich würde auf dem Regiments-Gefechtsstand zwar gewiss immer ein sehr gerne gesehener Gast sein, aber was dort befohlen und angeordnet wurde, ging mich nichts mehr an. Ich hatte das nur noch auszuführen. Natürlich würden auch die kleinen Bequemlichkeiten des Stabslebens wegfallen. Aber da war nun nichts zu machen, als eben die Zähne zusammenzubeissen. War da wirklich nichts zu machen? O doch, da kam noch eine grosse Versuchung. Eben an jenem Vormittag, an dem ich mich zurückgemeldet hatte, war ein Brief meines alten Regimentskommandeurs, des Obersten Dr. Brechtel, an mich eingetroffen. Brechtel, der da irgendwo in Ostpreussen als ein neuer Artilleriekommandeur seinen Stab zusammenstellte, machte mir klipp und klar das Angebot, zu ihm als la, also als Chef des Stabes zu kommen. Nun, la bei einem ArKo-Stab, das war schon eine Sache. Dreimal so interessant als beim Regiment. Da ging es um die Artillerie-Führung im Rahmen eines Armeekorps. Das wäre nicht nur kein Abstieg, sondern sogar noch ein Aufstieg. Wenn ich ja sagte, dann ginge mich diese im Grunde blödsinnige Batterie nichts mehr an. In drei Wochen wäre dann vielleicht sogar ein Artillerie-Regiment für mich nur noch eine untergeordnete Einheit. Warum sollte ich mir da vorne, in einem Schützenloch, die Birne einschlagen lassen, wenn ich bei einem Korps-Stab sitzen kann? Freilich, die Generalstabs-Ausbildung musste ich dann fahren lassen. War aber der Spatz in der Hand nicht besser als die Taube auf dem Dach? Ich habe sehr lange überlegt und auch den Herrgott um Erleuchtung gebeten. Und dann habe ich Oberst Brechtel abgesagt und bin tags darauf, zusammen mit meinem alten, treuen Bur-schen, dem Obergefreiten Gulz, zu Fuss nach vorne in die Feuerstellung der 1. Batterie gewandert.

28. August. Die Feuerstellung der 1. Batterie lag rechts des grossen Versorgungsweges, etwa zweieinhalb Kilometer vor Sinjawino. Der Weg bestand aus einem riesigen, grundlosen Schlammstreifen, der einmal ein Knüppelweg gewesen sein mochte. Hier und da ragten noch Reste davon aus dem Morast heraus. Links davon verlief die «Holzbahn», das waren Gleise aus dünnen Baumstämmen, auf denen kleine, selbstgebaute Wägelchen von Pferden gezogen wurden, und mit denen Verpflegung und Munition nach vorne und Verwundete nach hinten geschafft wurden. Die Holzbahn war an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit und Haltbarkeit angelangt und musste mithilfe ständiger Reparaturen in Betrieb gehalten werden. Fiel sie aus, dann war die Front vorne praktisch abgeschnitten. An dieser Lebensader lag also die Feuerstellung der 1. Batterie. Der Karte nach und wohl auch tatsächlich muss hier einmal eine Waldblösse gewesen sein. Aber von dem sie umgebenden Wald war nur noch ein Gewirr von zwei bis drei Meter hohen, kahlen, am oberen Ende zersplitterten Stangen übrig geblieben. Nur noch vereinzelt waren da und dort noch einzelne Baumwipfel zu erkennen. Zwischen diesem «Gehölz» reihte sich ein Granattrichter an den anderen, alle mit verdorrten, zerhackten Ästen und grösseren Holzsplittern gefüllt. An den Trichterrändern wuchsen Disteln und langes vertrocknetes Gras, während auf dem Grund der Trichter, durch das Holzgewirr hindurch, schwarzes, mooriges Wasser schimmerte. Schwärme von Gelsen und Mücken umtanzten die Trichter. In dieser Mondlandschaft standen, von Erdwällen umgeben, auf hölzernen Plattformen die Geschütze der Batterie, untereinander durch hölzerne Laufstege verbunden, auf denen ein Posten patrouillierte. Etwas nach rückwärts abgesetzt befanden sich dann die Wohnbunker, etwa zur Hälfte in die Erde eingelassen, da der hohe Grundwasserspiegel eine tiefere Versenkung nicht zuließ. Neben der Holzbahn, sozusagen am «Eingang» zur Feuerstellung, lagen zwei riesige Berge von Kartusch- und Geschosskörben: das Leermaterial, das von den letzten Kämpfen übrig geblieben und noch nicht nach rückwärts abtransportiert worden war.

Da war ich also nun wieder zu meinen Anfängen zurückgekehrt. Bei der 1. Batterie hatte ich 1938 als Oberfähnrich begonnen, mit ihr war ich als Leutnant nach Polen eingerückt, und nun kehrte ich als Hauptmann wieder. Ein paar Männer waren noch da, die mich von damals her kannten, aber das war schon lange her.

Der Bunker des Batteriechefs, in dem ich nun mit Willy Arndt zusammenwohnen würde, lag am äussersten rechten Flügel der Stellung. Zwanzig Schritt weiter war, unter Ausnützung eines gewaltigen Bombentrichters, die Latrine in Form einer quergelegten Stange installiert. Und dann hörten die Laufstege und damit die Welt auf. Jenseits davon begann das absolute Chaos, zumindest stellte ich mir dies so vor. Doch selbst da gab es Orientierungspunkte: Etwas hinter der Stellung lag ausgeglüht und verrostet ein schwerer russischer Panzer. Damals, bei der ersten Ladoga-Schlacht, im Sommer 1942, waren hier, in diesem Raum, die durchgebrochenen sowjetischen Panzer eingeschlossen und vernichtet worden.

Der Panzerkoloss war nicht das einzige Relikt aus dieser Zeit. In der Tiefe der zerhackten Moorlandschaft konnte man da und dort, zwischen Stümpfen und Trichtern, noch weitere Panzertrümmer, wie die Skelette prähistorischer Riesenechsen, erkennen. Es war alles so unwirklich, weil man gar nicht glauben konnte, dass die Welt so verwüstet sein kann. Mir war, als sähe ich mir in einem höchst merkwürdigen Schauspiel selbst zu, denn das konnte doch nicht sein. Und doch, das war die Wirklichkeit und ich war auch keineswegs nur besuchsweise da, sozusagen auf Inspektion, wie dies ja früher oft in Begleitung des Regimentskommandeurs der Fall gewesen war. Nein, ich gehörte hierher, hatte mich ganz aus freiem Willen hier einteilen lassen und war nun nichts anderes mehr, als es die Mehrzahl meiner Kameraden schon seit Jahren war.

31. August. Ich hatte mich einigermaßen eingewöhnt. Hatte nicht mehr ununterbrochen das Bedürfnis, mir die Hände zu waschen. Mein schmutziger Kragen störte mich nur noch wenig und ich fürchtete auch, die ersten Läuse zu haben. Mir war, als wäre ich das erste Mal im Krieg. Daran war freilich auch die völlig veränderte, tägliche Beschäftigung schuld. Ich hatte auf einmal sehr viel Zeit, konnte ja tun und lassen, was ich wollte. Es gab für mich keinen Papierkrieg mehr, dafür studierte ich Vorschriften und suchte mein handwerkliches artilleristisches Wissen aufzufrischen. Über die Technik zusammengefasst der Feuerschläge in Regimentsstärke war ich mir natürlich vollkommen klar. Aber wie man ein Geschütz einrichtet, wusste ich nicht mehr ganz sicher. Wie sehr sich meine Lage verändert hatte, war mir tags zuvor an einer Kleinigkeit fühlbar geworden: Ich sass in meinem Bunker und studierte, als plötzlich eine Batterie in der Nähe lebhaft zu feuern begann. Andere schlossen sich an. Da wurde offensichtlich Sperrfeuer oder so etwas Ähnliches geschossen, denn vorne lebte auch Gefechtslärm auf. Ich sprang auf und lief hinaus. In der Feuerstellung kümmerte sich jedoch kein Mensch um das Geschiesse. «Was ist denn los?», fragte ich den nächsten Unteroffizier. Er wusste es nicht. Aber da muss man doch gleich rückfragen, denn die Division wird es ja auch wissen wollen, ging es mir durch den Kopf. Aber warum denn? Es geht dich ja nichts mehr an. Lass es schiessen, du wirst deine Befehle schon bekommen. Richtig, es geht dich nichts mehr an! Etwas niedergeschlagen verkroch ich mich wieder in meinen dunklen Unterstand. Erst später erfuhr ich auf Umwegen, dass es ein kleinerer russischer Angriff gewesen war, der da abgewehrt wurde.

Heute war es wenigstens so schön, dass man im Freien in der Sonne sitzen konnte, die hier genauso schön scheint wie im Badener Strandbad. Aber abends, wenn der Himmel klar ist, dann steige ich auf das Dach meines Bunkers: das Spiel der Scheinwerfer am dunklen Nachthimmel, das Aufsteigen und Verlöschen der Leuchtkugeln, die Bahnen der Leuchtspur-Munition, das Aufblitzen der Geschütze und Nebelwerfer und nicht zuletzt das grosse «W» der Kassiopeia – man könnte dem stundenlang zusehen.

Nachdem ich mich nun in der Feuerstellung etwas umgesehen hatte, beschlossen Arndt und ich, dass ich für eine Woche auf die B-Stelle der Batterie als Beobachter übersiedeln sollte. Die B-Stelle lag am südwestlichen Ende des ehemaligen Dorfes Sinjawino, und zwar am Vorderhang, in einem Stützpunkt mit dem Namen «Micki-Micki», von anderen auch «Luki-Luki» genannt, was wohl eine Verballhornung von Velikiye Luki war, der alten Festungsstadt, die damals als Brennpunkt der Kämpfe an der Nordfront allgemein bekannt war. Und wo sich, ohne dass ich es wusste, auch mein Bruder befand.

5. September. Abends bei einfallender Dämmerung brachen wir, d.h. Arndt, ich und ein Melder, auf. Bei untergehender Sonne, die wie eine riesige rote Scheibe hinter dem zerhackten Wald unterging, balancierten wir auf dem Knüppeldamm nach vorne. Am «Waldausgang», beim Gefechtsstand der vorgeetzten I. Abteilung, der ich durch lange Jahre angehört hatte, meldeten wir uns, wurden mit Zigaretten, Schokolade und Keksen versorgt und mit einem herzlichen «Hals- und Beinbruch!» auf die Reise geschickt. Was ich bisher nicht für möglich gehalten hätte, wurde nun Realität. Hier, hinter dem Gefechtsstand, oder besser gesagt, in seinem Vorfeld hörte nun der letzte Rest von «Zivilisation» auf. Vor uns lag der berühmte Höhenzug von Sinjawino, bisher schon Brennpunkt dreier Schlachten, eine kahle, 30 bis höchstens 40 Meter hohe Erhebung, durchaus ähnlich dem sogenannten «Eichberg» bei Baden, der heute freilich keine Eichen mehr trägt, sondern Weinreben. Hier freilich gab es weder Eichen noch Weinreben, sondern vielmehr Stacheldraht, zerschossene Panzer und eine Unzahl von Granattrichtern. Die Dämmerung war endgültig da, an der Front gingen die ersten Leuchtraketen los. Die Flugbahnen von Leuchtspur-Munition tasteten über die Höhe und auf den tagsüber vollkommen toten Höhen wurde es plötzlich gespensterhaft lebendig. Ablösungen hasteten nach vorne, schweigend wie ein Totenzug, nur das Klappern der Waffen verriet, dass es sich hier um eine reale Erscheinung handelte. Dann tauchte aus der Dunkelheit plötzlich ein Pferdewagen auf, an dem ebenso lautlos Verpflegung ausgegeben wurde; dort wurde Munition umgeschlagen. Störungssucher und Melder huschten vorbei. Ohne Führer wäre man hier verloren. Aber Arndt und der Melder wussten natürlich genau Bescheid. Hier galt es, einem riesigen Bombentrichter auszuweichen, dort eine Drahtsperre zu überwinden, dann den Eingang zu einem Laufgraben zu finden, der hier die zweite Linie bildete. Man konnte ihm allerdings nur kurze Zeit folgen. Dann blieb Arndt plötzlich stehen. Vor uns lag eine seichte Mulde. Sie war tagsüber vom Gegner eingesehen, seine Granatwerfer waren auf diesen Platz genau eingeschossen. Man tat daher gut daran, die «Granatwerfermulde» möglichst rasch zu überqueren. Also «Stahlhelm auf», dann schwangen wir uns über die Grabenböschung, um diesen eisenhäftigen Ort zu überqueren. Gelegentlich hörte man in der Ferne vereinzelt Granatwerfer-Einschläge, auch das eine oder andere Infanterie-Geschoss summt über uns wie ein fleißiges Bietchen vorbei, aber sonst herrschte gottlob Ruhe. Wir liefen nicht, aber unser Schritt war doch

etwas schneller geworden. Auch fehlte die Musse, um – wie an früheren Abenden – den prachtvollen Sternenhimmel zu bewundern, der sich hier über dem offenen Gelände noch viel eindrucksvoller ausspannte als über der Feuerstellung. Alles zu seiner Zeit. Es ist besser, jetzt sehr aufmerksam auf ein etwaiges hartes Knacken von jenseits der Höhe zu lauschen, denn das würde bedeuten, dass dort eine Wurfgranate einen russischen Granatwerfer verlassen hat und sich möglicherweise auf dem Weg zu uns befindet. Aber es bleibt alles ruhig. So friedlich wie in Baden, geht mir der Gedanke durch den Kopf, wo jetzt – es ist eben 8 Uhr – wohl vom Marienloster herüber die Angelus-Glocken läuten müssen, unsere Hausgehilfin das Essen aufträgt und Vater noch die Nachrichten im Radio hört.

Über ein paar Geschosskörbe und Granatkisten, die weiss Gott wie lange hier schon liegen, balancieren wir über einen Sumpfstreifen und dann tauchen aus der Dunkelheit plötzlich Gestalten, Brustwehren und Gräben auf: der Stützpunkt Luki-Luki. Die erste Sinneswahrnehmung ist fast betäubend: Es riecht unerträglich nach Urin und dem Desinfektionsmittel DDT! An einem Posten vorbei, der unbeweglich an der vorderen Grabenböschung lehnt und unverwandt in die Nacht hinausspäht, geht es zum Bunker der B-Stelle. Er ist an sich geräumig, etwa neun bis zehn Quadratmeter gross, aber dafür muss er auch sieben Mann Unterkunft bieten. Obwohl der Raum nur von einer einzigen Kerze beleuchtet wird, sieht man auf den ersten Blick, wie ungemein schmutzig seine Bewohner sind. Man sieht förmlich die Läuse herumlaufen. Wir machen noch einen kurzen «Antrittsbesuch» beim Kompaniechef der hier eingesetzten Kompanie. Nach einer kurzen Einweisung und Übergabe ziehen die abgelösten Männer ab und wir legen uns schlafen, so wie wir sind, mit angezogenen Stiefeln. Der Stahlhelm liegt griffbereit daneben. Zudecken braucht man sich nicht. Die sieben Mann und der kleine Grabenofen heizen genügend.

Eine Woche habe ich auf diesem Stützpunkt verbracht. Sie verlief ruhig, ohne «besondere Vorkommnisse», wie ich in meinen täglichen Meldungen an die Abteilung durchgeben konnte. Tagsüber sass ich meistens, oft stundenlang, an meinem Scherenfernrohr, das in einem besonderen gedeckten Beobachtungsstand aufgestellt war, wie ein Jäger auf seinem Hochsitz. Das Blickfeld war in der Tat einzigartig. Vor mir fiel das Gelände nach Norden hin ab und ich konnte nun all die Punkte, die ich von früheren Kämpfen von der Karte her so genau kannte, jetzt in natura vor mir sehen: «Posjolok [rabochich] 4», die Sumpfbahn und die ungeheure Ausdehnung der Torfstiche. Am Horizont ein feiner heller Streifen: der Ladoga-See. Davor konnte man an klaren Tagen gelegentlich einen Zug fahren sehen. Es war das die Bahn, die die Sowjets, gleich nachdem sie in der zweiten Ladoga-Schlacht den deutschen Flaschenhals aufgesprengt hatten, unmittelbar am Südufer des Sees gebaut hatten und über die sie nun das eingeschlos-



sene Leningrad versorgten. Aber so weit reichte ich mit meinen Geschützen natürlich nicht. So beschränkte ich mich darauf, gewissermassen zum Zeitvertreib die Schiessgrundlagen für gewisse Zielpunkte zu überprüfen beziehungsweise diese in der weiten Ebene, die keinerlei Anhaltspunkte bot, überhaupt erst auszumachen. Denn das war ja das fast Unvorstellbare, dass in dieser Moor- und Torflandschaft, die scheinbar völlig leer und verödet vor mir lag, nichtsdestoweniger Tausende, wenn nicht Zehntausende Menschen hausten, dass da Hunderte von Granatwerfern und Geschützen in Stellung waren, dass es da Depots, Kommandostellen und Nachrichtenzentralen geben musste.

Und wie es sie gab. An einem Nachmittag, die Sonne stand schon weit im Westen, sodass die einzelnen Gegenstände in der Ebene längere Schatten warfen, war ich gerade wieder dabei, mit einem meiner Geschütze in der Gegend «herumzukleckern», oder – wie es fach technisch richtiger hiesse – «das Gefechtsfeld im scharfen Schuss zu vermessen». Die Einschläge lagen wie auf dem Präsentierteller, schmutziggelbe braune Wattebausche in einer ebenso schmutziggelben Umgebung. Doch da, nach einem neuerlichen Einschlag, rührte sich plötzlich etwas im Blickfeld meines Scherenfernrohres: kleine braune Mäuse, konnte man meinen. Aber nein, das waren Menschen, eine Handvoll Russen, die da mein Einschlag in irgendeiner für mich unsichtbaren Kule aufgeschreckt haben mochte. Da liefen sie wie die Hasen kopflos durch die Gegend. Wären sie in ihrer Kule geblieben, ich hätte sie gar nicht bemerkt. So aber erfasste mich plötzlich der Spieltrieb der Katze mit der gefangenen Maus. Das Okular meines Fernrohres wurde für mich zum Auge eines Riesen, der da auf der Höhe sass und mit seiner eisernen Pfote nach den herumrennenden Russen tappte. Ich empfand keinerlei Mordlust, auch war das Ziel so unbedeutend, dass es den Munitionseinsatz eigentlich gar nicht lohnte. Es machte mir nur Spass und so befahl ich an die Batterie: «Zweites [Geschütz] 100 [Meter] mehr». Prompt lag der Schuss wieder ganz nahe vor den armen Narren, die da umherhasteten. So schickte ich ihnen noch ein paar Granaten nach. Aber ganz plötzlich waren sie auf einmal verschwunden. Sie mussten da wohl einen Unterstand erreicht haben. So beschloss ich, ihnen noch einen Abschiedsgruss nachzusenden: «Ganze Batterie, die selbe Entfernung!» Wieder rauschten vier Granaten hinüber, aber als sie einschlugen, schoss auf einmal ein vielleicht 50 Meter hoher Rauchpilz in die Luft und der dumpfe Explosionsschlag drang bis zu mir herauf. Ich hatte ganz offenbar ein Munitionsdepot getroffen; versehentlich, wie ich mir wohl eingestehen musste. Durch puren Zufall hatte ich den Schleier, der über der Ebene lag, an einer winzigen Stelle etwas gelüftet.

Am 10. September kehrte ich von meinem «Fronteinsatz» wieder wohlbehalten in die Feuerstellung zurück und nun erschien sie mir auf einmal als eine höchst komfortable Unterkunft. Es kommt eben nur darauf an, von welcher Seite man die Dinge betrachtet. Mein Gulz nahm mir gleich meine verlauste

Wäsche ab, ich konnte mich nach Tagen endlich gründlich waschen und rasieren – und war ein anderer Mensch. Es war auch Zeit gewesen, zurückzukehren, denn nach diesen paar Tagen sah die Welt, die mich umgab, bereits wieder ganz anders aus. Niemand von uns, weder bei der Abteilung noch beim Regiment und auch, wie ich später hörte, bei der Division, ahnte, dass ein neuer russischer Grossangriff auf die Sinjawino-Höhen unmittelbar bevorstand. Die paar hohen Sprengpunkte, die die russische Artillerie am Nachmittag des 14. September über unseren Abschnitt setzte, hätten ja eigentlich jedem Kundigen sagen müssen, dass hier neue Batterien eingeschossen wurden; doch sie wurden nicht näher beachtet. Ich persönlich hatte auch wenig Zeit, mich darum zu kümmern, denn ich fühlte mich hundeeelend, hatte Kopfweg, Fieber, Durchfall und legte mich, ohne zu Abend gegessen zu haben, nieder, lag aber fast die ganze Nacht, von Schüttelfrösten gebeutelt, wach. Erst gegen Morgen schlief ich leicht ein.

15. September 1943. Als ich dann erwachte, fühlte ich mich etwas besser, nur noch immer sehr schwach. Mein Freund Arndt sass bereits beim Frühstück, und auch ich wollte mich eben zu ihm setzen, als plötzlich ein tiefes Brummen vernehmbar wurde, dem gleich darauf mehrere Detonationen folgten: ein Reihenwurf von Fliegerbomben. Wir stürzten zum Bunkerausgang und sahen gerade noch eine Kette russischer Schlachtflyer in etwa 400 Meter Höhe abfliegen. Aber da kam, ganz tief, noch einer auf uns zu. Die leichte Flak, die da irgendwo in unserer Nähe stehen musste, hämmerte wie rasend und offenbar hatte der Pilot das Gefährliche seiner Lage erfasst. Er riss die Maschine, knapp über uns, in einer Steilkurve hoch, aber zu spät. Die Flak hatte ihn gefasst und so schmierte er über einen Flügel in den Wald ab. Stichflamme, Explosion, pechschwarzer, öliger, langsam abziehender Qualm.

Wir hatten aber kaum Zeit, dem zuzusehen, als vorne die Front richtig aufbrüllte. Man konnte Abschüsse und Einschläge kaum unterscheiden. Da kamen auch schon die ersten Granaten in unsere Stellung. Es war 8:45 Uhr, als die Hölle ausbrach.

Während um uns die Granaten einschlugen, zog ich mich schnell fertig an. Arndt packte auch seine Sachen zusammen, denn von vorne kamen bereits die ersten Feueranforderungen. Für den Moment war es allerdings ganz ausgeschlossen, ihnen nachzukommen, denn es lag ein derartiges Feuer auf unserer Stellung, dass die Bedienung gar nicht an die Geschütze konnte. Die Bunker schaukelten und der Sand rieselte von der Decke. Aber unser Feuer musste unter allen Umständen hinaus. Wir stülpten uns also die Stahlhelme auf und zwischen zwei Lagen hetzten wir zum Batterieoffiziers-Bunker. Und kurz darauf verliesen auch die ersten Granaten unsere Rohre. Der Gefechtslärm hatte einen Höhepunkt erreicht. Während das russische Feuer weiter nach rückwärts wanderte, feuerten wir, aber auch die Batterien um uns herum, pausenlos. Von vorne wurde ein starker Angriff gemeldet, auch soll es zu Einbrüchen gekommen sein.

Es war allerdings weniger unser Vorgeschobener Beobachter, bei dem ich neulich eingesetzt gewesen war, der das Feuer anforderte, als vielmehr die Abteilung und wohl auch das Regiment, das mit wichtigen Feuerzusammenfassungen die Angreifer aufzuhalten versuchte.

Gegen 11 Uhr wurde es etwas ruhiger. Arndt und ich gingen daraufhin in unseren Bunker zurück, um ihn aufzuräumen, da er durch das Artilleriefeuer etwas verwüstet war. Dann setzten wir uns zum Mittagessen nieder. Sehr viel Appetit hatte ich noch nicht, vielmehr ass ich mehrere Pillen und Medikamente und war eher lustlos. Während des Essens meinte Arndt: «Es scheint ja zu Einbrüchen gekommen zu sein. Jetzt fehlt nur noch, dass man da als AVKo (Artillerie-Verbindungs-Kommando) oder als VB zu einem Gegenstoss oder so was Ähnlichem nach vorne in diese Schweinerei hineingeschleust wird. Das wünsche ich meinem Todfeind nicht!» Weder er noch ich ahnten, dass binnen Kurzem ich dieser «Todfeind» sein würde. Um 15 Uhr, ich hatte mich gerade, da ja Feuerpause war, zu einem kleinen Mittagsschlaf niedergelegt, wurde ich von Arndt geweckt, der mir mitteilte, die Abteilung hätte eben fernmündlich befohlen, ich sollte mich als AVKo beim Abteilungs-Gefechtsstand melden.

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Ich hatte eine wahnsinnige Wut, denn erstens ist AVKo zu spielen nicht gerade die Aufgabe für einen ausgewachsenen Hauptmann und zweitens lockte es mich, in meinem momentanen Zustand, gar nicht, Krieg zu führen. Ich schimpfte mich also zunächst gründlich aus, packte dann mein Zeug zusammen und wanderte, begleitet von Gulz, nach vorne zum Abteilungs-Gefechtsstand. Beiderseits des Nachschubweges, auf dem ununterbrochen Munitions-Kolonnen sich nach vorne und Verwundete und Melder nach hinten bewegten, lag leichtes Störungsfeuer, das uns aber nicht weiter beirrte. Beim Abteilungs-Gefechtsstand, am «Waldrand» angekommen, konnte man die Höhen vor sich liegen sehen, ohne eine besondere Gefechtstätigkeit auf ihnen wahrnehmen zu können. Allerdings schlugen auf ihnen ständig Granaten ein, was die Sache nicht besonders einladend erscheinen liess. Vor uns, um den Gefechtsstand herum, lagerte Infanterie in kleineren Gruppen: das III. Bataillon des Grenadier-Regiments 24, die Divisions-Reserve.

Bei der Abteilung erfuhr ich Genaueres. Der Russe hatte heute früh, nach kurzem Trommelfeuer, die in der Front eingesetzten Teile des Grenadier-Regiments 24 aus der Stellung gedrängt und das II. Bataillon des Grenadier-Regiments 3, das in Sinjawino eingesetzt gewesen war, aus den Angeln gehoben. Das alte Infanterie-Regiment 3 war im Oktober 1942 – wie alle anderen Infanterie-Regimenter – in «Grenadier-Regiment» umbenannt worden. Der Bataillonskommandeur, Major Gablik, ein lieber, alter Freund aus meiner Mohrunger Zeit, war dabei wohl mit dem Grossteil seines Bataillons-Stabes gefallen, die 7. Kompanie so gut wie vernichtet. Die beiden anderen Kompanien und Teile des I. Bataillons waren vorne ein-

geschlossen, verteidigten sich aber wie Löwen. Der Russe war aber auch über den Gefechtsstand Gabliks hinaus vorgestossen, hatte fast das gesamte Grabensystem aufgerollt und stand nun 500 Meter von unserem Gefechtsstand entfernt. Eigene Absicht: «Das III./GR 24 führt einen Gegenstoss, wirft den Gegner, schliesst die Lücke und entsetzt die eingeschlossenen Teile [des] GR 3. Der Hauptmann Allmayer-Beck begleitet dabei das Bataillon als AVKo. Der Bataillonskommandeur befindet sich gleich nebenan, am Gefechtsstand des GR 3.» In Wien würde man dazu sagen: «Küss die Hand!», hier war es aber angebrachter «Zu Befehl!» zu sagen und sich unverzüglich zum Bataillonskommandeur des III./GR 24 zu begeben.

Ich fand ihn vor dem Regiments-Gefechtsstand des Grenadier-Regiments 3, wie er missmutig die vor uns liegenden Höhen betrachtete, auf denen sich das russische Artilleriefeuer soeben wieder zum Sperrfeuer gesteigert hatte. Pausenlos spritzten Dreck- und Rauchfontänen gegen den schon langsam verblasenden Abendhimmel. Jenseits des Höhenrandes, da, wo die eingeschlossenen Teile sitzen mussten, brodelte das Infanteriefeuer. Die ersten Leuchtkugeln stiegen fahl empor. Ein Durchkommen durch diese Feuerwand erschien zunächst ausgeschlossen. Nichtsdestoweniger sammelte sich das III. Bataillon, um zu munitionieren und sich für den Angriff fertig zu machen. Aus Erfahrung wusste ich, dass das noch einige Zeit dauern würde, und da nicht vorauszusehen war, wann sich wieder die Gelegenheit bieten würde, beschloss ich, noch ein kleines Schläfchen im Regiments-Gefechtsstandbunker einzuschieben. Und um meinen verdorbenen Magen zu kurieren, bot sich kein anderes Mittel als eine Konserve, Linsen mit Würstchen, zu vertilgen. Das war gewiss keine Diät, aber ich war damit gesund.

Während der Nacht, ich war schon längst wieder hoch, kamen nun laufend die Meldungen von vorne, das Bataillon war tatsächlich angetreten und hatte die Ausgänge der beiden Versorgungsgräben erreicht, in denen sich die Russen festgesetzt hatten. Während die Eingeschlossenen vorne alle Angriffe abschlugen, kämpften sich unsere Angriffsspitzen langsam, meterweise voran.

16. September. Um 4 Uhr morgens war es dann so weit, dass Major Babel, der Bataillonskommandeur, und ich unseren Gefechtsstand nach vorne verlegten. Das Artilleriefeuer hatte nachgelassen. Minutenlang fiel gar kein Schuss. Der Morgen dämmerte. Auf unserem Weg begegneten wir zwei Stahlkolossen, wie ich sie noch nie gesehen hatte: Tiger-Panzer. Dieser neue deutsche Panzertyp war schon seit einiger Zeit hier im Raume Sinjawino zum Einsatz gekommen, aber ich hatte diese Ungetüme mit ihrer mir riesenhaft erscheinenden Kanone vom Kaliber 8,8 cm noch nie gesehen. Sie schienen mir aus einer anderen Welt zu kommen.

In dem Bunker einer verlassenen Infanterie-Geschütz-Stellung richteten wir unseren neuen Gefechtsstand ein. Der Bunker war so dunkel, dass man auch tagsüber darin Kerzen brennen musste. Wir sassen

wie in einer Sardinenschachtel. Immerhin hatten wir ein Dach über dem Kopf, von dem es allerdings zweifelhaft war, ob es einen Volltreffer aushalten würde. Aber der Rest der Nacht verlief ohne Krise, die eingeschlossenen Teile hielten nach wie vor stand, aber der Anschluss an sie war nicht da. Und am späten Vormittag war klar, dass unser Gegenangriff sich festgelaufen hatte. So entschloss sich Major Babel etwa um 3 Uhr nachmittag, selbst nach vorne zu gehen und die Verhältnisse in Augenschein zu nehmen. Mich stach der Hafer, oder genauer gesagt, das verdammte Pflichtgefühl, und so bot ich ihm an, mitzugehen, um auch einen persönlichen Eindruck von der Lage zu erhalten, der mir auch prompt zuteilwerden sollte. Der Führer einer Sturmgeschütz-Batterie, übrigens ein Linzer, schloss sich uns an.

Wir hatten den Einstieg zu einem der Versorgungsgräben noch nicht erreicht, als bereits russisches Granatwerferfeuer einsetzte. Volle Deckung! Die nächsten Einschläge hauten unmittelbar daneben ein. So schnell es der schmale Graben erlaubte, hetzten wir nun in langen Sätzen voran. Das Fortkommen war dadurch erschwert, dass der Graben voller Leichen lag. Alles Russen, die gestern bis hierher bereits vorgedrungen waren, als sie von unserem Gegenstoss erfasst wurden. Die Lehmwände des Grabens hatten inzwischen unter den Einschlägen da und dort nachgegeben, sodass die Toten, über die wir nun hinweg hasteten, teilweise schon wieder verschüttet waren. Oft ragten nur noch Arme und Beine aus dem Boden. Waffen und Ausrüstungsgegenstände bedeckten die Grabensohle. Diese toten Sturm-Soldaten trugen fast durchwegs neben ihrem olivgrünen Stahlhelm auch noch einen Brustpanzer in der gleichen Farbe, sodass sie – so wie sie da hingestreckt lagen – Insekten oder gar grossen, zertretenen Käfern nicht unähnlich sahen. Zu derartigen zoologischen Betrachtungen war jetzt freilich keine Zeit. Ziemlich ausser Atem erreichten wir die Einmündung des Versorgungsgrabens in den hintersten Kampfgraben, der von der eigenen Truppe besetzt war, über den hinaus sie aber nicht hatte vorstossen können. Auch dieser Graben war durch das Feuer fast eingeebnet und höchstens nur noch 60 bis 80 cm tief. Die Grenadiere hatten sich daher in die Grabensohle richtige Fuchslöcher gebuddelt, in denen sie nun bleich und lehmverschmiert kauerten.

Das feindliche Feuer hatte inzwischen wieder etwas zugenommen, sodass wir nur geduckt vorwärtskamen. So war ich ganz froh, als eine Stauung im Graben mir eine kleine Verschnaufpause ermöglichte. Umso ärger war es, als ich dann den Grund dafür erkannte: Zwei Grenadiere zogen einen ihrer Kameraden aus seinem Loch. Bei einem der letzten Einschläge hatte es ihn erwischt. Er lebte noch, atmete schwer und ein dünner Blutfaden floss aus einem Mundwinkel. Seine Augen, die scheinbar starr auf mich gerichtet waren, sagten mir, dass hier kein Mensch mehr helfen konnte. Ich werde sie so schnell nicht vergessen. Seine Kameraden betteten ihn sanft auf die Grabensohle. Und ich sprang über ihn hinweg, weiter dem Bataillonskommandeur nach.

Endlich hatten wir den Kompanie-Gefechtsstand erreicht: ein winziger Unterstand, bereits jetzt fast zum Bersten voll angefüllt. Wir drängten uns hinein und sanken erschöpft auf Munitionskisten nieder.

Es war Zeit gewesen, denn während sich die Lungen langsam beruhigten, steigerte sich draussen das Feuer zum Orkan. Es war, als ob Riesenfäuste in rasendem Takt auf die Erde trommelten. Alles schwankte, Sand rieselte, Explosionsgase zogen durch den Bunker und dazwischen schmetterten wie Paukenschläge die unmittelbar neben dem Bunker liegenden Einschläge. Das Trommelfell vernahm keinen einzelnen Ton mehr, sondern nur noch ein unausgesetztes Dröhnen, das bei den ganz nahen Einschlägen durch ein schmerzhaftes Reissen im Ohr unterstrichen wurde. Und doch sassen wir uns alle stumm gegenüber, als ob wir einem Konzert lauschen würden, rauchten Zigaretten und hingen unseren Gedanken nach. Es war merkwürdig: Obwohl mir klar war, dass unser Bunker keinen einzigen Volltreffer aushalten würde, kam mir eigentlich nicht eine Sekunde lang die Möglichkeit einer Gefahr zu Bewusstsein. Eher war es das Staunen eines Kindes, wenn es vor einer ungewohnten Erscheinung steht.

Da flog die Tür auf. Ein Verwundeter taumelte herein. Er wurde schnell, ohne viele Worte, verbunden und verkroch sich in eine Ecke. Ein paar Verwundete, die bereits dort lagen, stöhnten auf. Das Feuer draussen wütete unvermindert weiter. Da ging wieder die Tür auf, ein Mann kroch herein. Stumm drängte er sich zu uns, antwortete auf keine Frage. Er war vollkommen teilnahmslos. Nach und nach kamen noch ein paar angekrochen. Das Beispiel machte offenbar Schule. Verständlich: Auch wenn sie hier nicht sehr viel sicherer waren, so hatten sie doch so etwas wie die Illusion eines Schutzes, während sie draussen schutzlos in den Löchern kauerten und dieses entsetzliche Feuer über sich ergehen lassen mussten. Es war ja ein Wunder, dass sie überhaupt noch lebten. Trotzdem mussten sie wieder auf ihren Posten. Der Kommandeur redete ihnen sehr ruhig, fast kameradschaftlich zu und schaffte es tatsächlich, dass sie wieder in dieses Inferno zurückgingen.

Nach einer uns freilich endlos erscheinenden Viertelstunde liess das Trommelfeuer nach, hörte ganz auf. Jetzt also würden sie angreifen! Alles drängte aus dem Bunker hinaus. Aber nichts passierte. Es hat auch verhältnismässig geringe Verluste gegeben. Hier und da war einer in seinem Loch zusammengesunken. So gingen denn der Kommandeur und ich, nachdem wir einen sehr nachhaltigen Eindruck von der Lage erhalten hatten, wieder «nach Hause». Als ich an der Stelle vorbeikam, an der sie bei unserer Ankunft den schwer verwundeten Soldaten geborgen hatten, lag er noch da, tot und von Lehm schon wieder fast verschüttet. Ich weiss nicht, ob er noch ein eigenes Grab bekommen hat oder ob er im Dröhnen der Explosionen langsam in der Erde versank. Es war ja auch egal. Zu Hause würde man nur wissen: «Ge-fallen bei Sinjawino.»

Als wir aus dem Versorgungsgraben wieder heraustraten, standen die zwei Tiger-Panzer noch immer fast an der gleichen Stelle. Gelegentlich feuerten sie auf ein unsichtbares Ziel. Die Russen ärgerte dies offensichtlich und ihre Artillerie schoss immer wieder hierher. Aber die beiden vorsintflutlichen Ungetüme kümmerte das nicht.

17. September. Der Tag brachte zunächst nichts Neues. Die Wucht des russischen Angriffs schien erlahmt zu sein. Aber auch unser Gegenangriff war überall liegen geblieben. Die vorne eingeschlossenen Teile wehrten sich noch immer. Zeitweise gab es eine Verbindung dorthin, zeitweise riss sie wieder ab. Das beiderseitige Artilleriefeuer war aber nach wie vor ausserordentlich stark und kostete ständig Verluste. «Unser» Bataillon, das III./GR 24, war fast bis zum südlichen Strassenknie in Sinjawino vorgezogen, konnte hier dann aber keinen Schritt weiter. Pausenlos tobte dort in den Sappenspitzen der Handgranatenkampf, der laufend Verluste forderte. Unter diesen Umständen war der Angriff eingestellt worden. Am Vormittag waren Offiziere des Grenadier-Regiments 333 der 225. Division zur Einweisung erschienen. Diese Division hatten wir seinerzeit bei Karbusel abgelöst. Jetzt sollte sie zur Durchführung eines Gegenangriffs bei uns herangeführt werden.

18. September. Um halb zwölf Uhr nachts war ich plötzlich zum Abteilungs-Gefechtsstand der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 21 – «meines» Regiments – befohlen worden. Es war stockfinster, aber die Front verhältnismässig ruhig und der Weg dorthin ja nicht sehr weit. In dem engen Bunker des Gefechtsstandes war wieder das übliche Gedränge: Melder, Nachrichtenleute und anderes Volk. Ich meldete mich und fragte nach einem Befehl. Ja, also: Bei Morgengrauen sollte ein Gegenangriff starten. Das III./GR 24 und ein Bataillon vom Grenadier-Regiment 151 der 61. Division sollten das Strassenknie rechts gewinnen, den alten Bataillons-Gefechtsstand Gablik nehmen und dann Verbindung nach links herstellen. Das alles natürlich unter entsprechender Artillerievorbereitung. Und dazu müsste ein Befehl hinaus.

Gut, ich war damit vollkommen einverstanden, setzte mich in eine Ecke und wartete, dass der Befehl geboren würde. Denn offensichtlich hatte man mich ja zum Befehlsempfang hierher gesprengt. Dem war aber nicht so. Nach einigem Herumreden wurde mir durch die Blume angedeutet, ob ich den Artilleriebefehl für den Angriff nicht selbst diktieren könnte. Als ehemaligem Regiments-Adjutanten dürfte mir das doch nicht so schwer sein und schliesslich wüsste ich dann genau, was ich zu tun hätte, wenn ich mir sozusagen den Befehl dazu selbst geben würde.

Na also, warum nicht gleich. Karte und einen Schreiber her. Der Abteilungs-Adjutant, der prächtige Oberleutnant Sahner, gab mir noch ein paar technische Anmerkungen und dann ging's los. Es war ja albern, aber ein bisschen freute ich mich doch, wieder einmal eingreifen und wie in der schönen, alten

Zeit disponieren zu dürfen. Um halb 2 Uhr morgens war der Befehl fertig, unterschrieben und mit ihm in der Tasche trat ich, begleitet von Segenswünschen des guten «Vaters» Lange, des Abteilungskommandeurs, wieder in die Nacht hinaus. Herrlich, die Kühle nach der stickigen Luft im Bunker. Also tief Atem geholt, aber dann los, denn es gab noch viel zu tun.

Der Mond stand gross und blass am Himmel. Vor mir lag lang hingestreckt, schwarz und undurchdringlich die Silhouette der Höhe von Sinjawino. Von rechts, da wo in hundert Metern Entfernung der Gefechtsstand des GR 3 lag, kamen vielfache Geräusche: Die Kompanien des GR 151 waren eben eingetroffen und stellten sich bereit. Zwischen den Gruppen der Männer, die da herumsassen und ihr Sturmgepäck fertig machten, fragte ich mich nach dem Bataillonskommandeur durch, stellte mich kurz vor und wanderte dann zu «meinem» Bunker hinüber. Dort fand ich bereits die Chefs der beiden Angriffs-Kompanien, Leutnant Herbst und Leutnant Tubach, vor. Beide blutjung, kaum älter als zwanzig Jahre. Wir besprachen zusammen den Angriffsverlauf noch einmal genau durch. Sachlich, kühl, wie man eben ein «Unternehmen» auf der Karte durchbespricht, nach Uhrzeiten und Angriffszielen. Ich erklärte ihnen auch noch genau den Artillerieeinsatz. Sie würden davon zwar nicht viel merken, wenn sie dann dort vorne durch die Trichter springen müssen. Aber es ist immer gut zu wissen, dass man nicht ganz allein ist, dass jemand da ist, der einem hilft.

Dann verabschiedeten sich die beiden voneinander, denn ihre Kompanien wurden getrennt eingesetzt. Es gab keine langen Szenen, jeder nahm seine Maschinenpistole, schüttelte dem andern die Hand: «Machs gut! Viel Glück und Waffenschwein!» Sie lächelten sogar. Vielleicht ein wenig skeptisch. Aber ganz aussichtslos war es ja nicht. Vielleicht haben sie noch einmal tatsächlich Schwein. Vielleicht, es ist ja schon öfter gut gegangen. Vielleicht kommen sie auch diesmal zurück. Wie oft aber noch?

Also los, in Gottes Namen. Auch ich hole meinen Stahlhelm, denn ich will mit einer der Angriffs-Kompanien, der 3./GR 151, mitgehen, um die Artillerie-Beobachter persönlich einzuweisen. Von Einweisern der Stellungstruppe geführt, schlängeln wir uns durch den Graben nach vorne. Seitdem ich das letzte Mal hier war, und das waren nur knapp 48 Stunden, ist hier alles wieder anders. Nur der Melder, der uns führt, scheint sich wie zu Hause auszukennen. Nun tauchen im Graben Gestalten auf: die Stellungstruppe vom GR 24. Die Leute hocken am Boden und unterhalten sich im Flüsterton. Es ist gerade ziemlich ruhig und so hat der eine oder andere schnell eine Kante Brot oder sonst was herausgeholt. Wie früher über die Toten müssen wir jetzt auch über die Lebenden hinwegsteigen, um vorwärtszukommen.

Die eigene Artillerie beginnt eben mit dem verstärkten Störungsfeuer auf die russischen Gräben. Ein Blick auf die Uhr: Ja, es stimmt gemäss Feuerplan genau. Es ist der Mechanismus einer Höllenmaschine,



der da zu laufen beginnt. Um das besonders eindringlich zu illustrieren, heulen von Zeit zu Zeit auch die Salven der Nebelwerfer heran. Es gibt kaum eine infernalisere Waffe als diese Dinger. Man sieht die Geschosse deutlich, wenn sie in unserem Stellungsraum, hinter dem Wald, aufsteigen, lange feurige Schwänze hinter sich herziehend und unter widerlichem Geheul, das ihnen bei den Russen den Namen «die brüllende Kuh» eingetragen hat. Dann rauscht der ganze Segen über unsere Köpfe hinweg und drüben in der Senke beim Gegner bricht die Hölle aus. Unter Explosionen, die die Erde erbeben lassen und bei denen man glaubt, der eigene Graben schwanke, schießen dort Blitze und Stichflammen serienweise aus dem Boden. Es dröhnt, kracht, knattert. Und plötzlich ist alles wie weggewischt, Finsternis und lautlose Stille lagern wieder über der Stätte, als wäre das nur eine Vision, ein Scherz des Teufels gewesen.

Hinter uns, gegen das Mondlicht, kann man in nächster Nähe, über die Grabenkante, leichte Bewegungen wahrnehmen, manchmal auch den blassen Schimmer eines Stahlhelms. Das ist die Sturm-Kompanie, die in die Ausgangsstellung zieht. Manchmal fällt ein Gewehrschuss, steigt eine Leuchtkugel auf und platzt mit einem dumpfen Laut. Dann erstarrt alles für einen Augenblick; fahles, zittriges Licht liegt auf den Gräben. Dann fällt die Dunkelheit wieder ein und die Schlange der Kompanie schiebt sich weiter vor.

In einem der Erdlöcher treffe ich meinen Vorgeschobenen Beobachter. Wir besprechen nochmals alles ganz genau. Dann schleuse ich auch noch einen VB der I./AR 223 an seinen Platz. Und schliesslich habe ich auch noch Feldpost mitgebracht. Damit ist meine Aufgabe erfüllt und ich wandere nun allein nach hinten.

Es ist schon eine merkwürdige Rolle, die ich hier – wie bisher immer – spiele: Es läuft ein Unternehmen, ich habe an der Vorbereitung und Durchführung mitgearbeitet, habe in meinem Sektor die spielenden Personen – oder sind es bloss Marionetten? – angesetzt und instruiert, wie sie zu agieren haben. Und dann ziehe ich mich elegant zurück. Nicht, dass ich die Pflicht hätte, hier vorne zu bleiben. Im Gegenteil, es wäre pflichtvergessen und vorschriftswidrig. Ich bin in der angenehmen Lage, zurück zu müssen. Ich werde dort mehr gebraucht, kann dort besser eingreifen, vielleicht entscheiden. Die Lage, die Vorschrift, sogar die Vernunft spricht für mich, aber irgendwo sagt da einer unerbittlich «Nein!» und zeigt auf einen kleinen, kümmerlichen Wicht, der heilfroh ist, hinten sitzen zu dürfen, ja zu müssen.

Um 3:30 Uhr geht von mir an die Abteilung die Meldung der artilleristischen Gefechtsbereitschaft und genau eine Stunde darauf schwillt das eigene Artilleriefeuer zu einem ununterbrochenen Rollen und Dröhnen an: X-Zeit! In kurzen Zeitabständen wird unser Bunker von ganzen Detonationsserien geschüt-

telt: Die Do-Werfer (d.h. die nach dem Konstrukteur Walter Dornberger benannten Mehrfach-Raketenwerfer im Kaliber 15 cm) arbeiten. Dann kommen die ersten Meldungen über Funk: Die Infanterie ist angetreten, die Sache scheint ganz gut zu laufen. Scheint – denn was nun weiter passiert, weiss man nicht. Funksprüche kommen keine mehr durch. Was ist vorne los? Einzelne von unseren Batterien schiessen noch, sogar eher lebhafter. Aber auch der Russe greift nun ein. Vorne auf der Höhe klopft er mit schweren Granatwerfern herum. Ein paar Verwundete kommen von vorne zurück. Die Leute erzählen alles Mögliche, aber man kann dem nichts entnehmen, was für die Führung brauchbar wäre. Mit dem hilflosen Gestammel von verstörten, mit den Nerven fertigen Menschen kann man nichts anfangen. Sie wissen nur, dort vorne wird geschossen, wahnsinnig geschossen. Die Russen? Die haben sie gar nicht gesehen. Sicher waren sie da, wahrscheinlich sogar viele. Und dann hatte es sie eben erwischt, sie dachten schon, jetzt wäre es aus, aber dann hatten sie doch noch kriechen können und jetzt sind sie da. Na schön: «Nehmen Sie einen Schluck!» Da endlich kommt ein vernünftiger Mensch, Major Babel, der bis zum Anlaufen des Angriffs vorne gewesen war. Langsam steigt er die Stufen zum Bunkereingang herunter, nimmt den Stahlhelm ab: «Scheisse, mein Lieber, alles im Eimer!» Dabei ging die Sache prima an. Das Feuer lag hervorragend, die Stosstrupps kamen tadellos voran, bis zum Strassenknie. Da plötzlich stand der Russe wie ein Mann auf, empfing unsere Infanterie mit einem Hagel von Handgranaten und trat selbst zum Gegenstoss an. Der ging natürlich auch restlos in die Binsen. Einer der beiden Kompaniechefs ist gefallen, vom anderen weiss man nichts.

Während er noch erzählt, kommt mein Vorgeschobener Beobachter, Unteroffizier Browatzki, von der 2. Batterie meines Regiments mit verbundenem Kopf herein: Streifschuss! Glück gehabt, ab zum Verbandsplatz. Ersatz wird geregelt. Neue Verwundete drängen nach. Langsam füllt sich der Bunker. Draussen wird das Feuer immer ärger. Scheint nun auch nach rückwärts, auf uns zu zu springen. Da haut es auch schon in der Nähe ein, nochmal, nochmal und noch vier, fünf Einschläge. Die Kerze flackert, beim letzten Einschlag sitzen wir im Dunkeln. Von aussen klatschen Erdklumpen gegen die Holzbretter, die die drei Fenster verschliessen. Stickige Explosionsgase ziehen durch den Raum. Na, das war nicht sehr weit ab. Stalin-Orge! Einer zündet den Kerzenstumpf wieder an. Ein scheuer Blick nach der Decke. Sie ist in Ordnung. Neue Einschläge. Wieder ist das Licht aus. Bei jedem neuen Krach geht am Ausgang die Tür auf und Menschen drängen wie verängstigte Tiere herein. Die ganze Stiege ist schon dicht besetzt. Die Luft zum Ersticken. Im schwachen Lichtschein sieht man nur die Umriss der Helme und Gesichter. Nur ganz unten, unmittelbar bei der Kerze, sitzen der Major und sein Adjutant im Licht. Ein Rembrandt-Motiv. Mir ist aber nicht nach Kunstbetrachtung, auch wenn es momentan nichts zu tun gibt. Die Fernsprechleitungen sind alle zerfetzt, man kann nur warten, ob der Bunker einen Volltreffer kriegt oder nicht.

Da ruft von draussen einer: «Tür frei! Verwundeter!» Durch den schmalen Schacht, der den Ausgang bildet, wird in einer Zeltbahn ein Bündel «Mensch» heruntergetragen. Es ist der Funker des zweiten Vorgeschobenen Beobachters, der vorne beim Angriff eingesetzt war. Der VB-Trupp war aus irgendeinem Grund zurückgegangen und knapp 200 Meter vor unserem Bunker hat ihn die Stalinorgel erwischt. Ausser dem Nachrichten-Unteroffizier, der sich kurz darauf bei mir meldete, und diesem Funker fand man von den übrigen keine Spur mehr. Dem Funker selbst war durch einen Splitter der Arm zerschmettert. Er brüllt wie ein Tier vor Schmerzen und ruft unausgesetzt nach seinem toten Kameraden. Er muss einen furchtbaren Schock erlitten haben. Er wird auf eine Bahre gebettet, verbunden und man redet ihm gut zu. Er aber sucht immer noch den anderen Funker und stösst grauenhafte Naturlaute aus, bis er endlich bewusstlos wird.

Die Spannung dieses Morgens, die verbrauchte Luft im Bunker und schliesslich dieser Verwundete waren mir fast zu viel. Ich spürte ein Würgen im Hals und hatte das Gefühl: Jetzt drehe ich durch! Ich hatte mich gleich wieder in der Hand, aber ich musste aus diesem Käfig, wenn auch nur für ganz kurz, hinaus. So warte ich noch ab, bis der Verwundete abtransportiert ist, und steige dann selbst die Stiege hinauf, die an die Oberfläche führt. An ihrem oberen Ende sitzt, im Zwielflicht des Morgengrauens, ein Feldweibel der Infanterie. Ein grosser, kräftiger Mann mit einem markanten, scharf geschnittenen Gesicht. Er hatte den Stahlhelm auf, aber das Sturmband über den vorderen Helmrund geschnallt. So recht ein Soldat, wie ihn unsere derzeitigen Bildhauer gerne als Modell für Stosstruppführer auswählen. Er raucht in aller Ruhe eine Zigarette und macht in keiner Weise Anstalten, mir den Weg freizugeben, geschweige denn eine Ehrenbezeugung zumindest anzudeuten. «Was machen Sie eigentlich hier?», frage ich ihn, mit einem leicht barschen Unterton. «Ich warte auf die Sanitäter», kam die Antwort. «Was fehlt Ihnen denn?» Er deutet nur mit dem Kinn in Richtung seiner Füsse und da sehe ich erst, dass ihm der linke Stiefel fehlt und der Fuss in einem total durchgebluteten Verband steckt – soweit der Fuss überhaupt noch da ist. «Was war denn das?», frage ich nun teilnehmend. «Schützenmine», kam die trockene Antwort. Schützenmine – ohne Kommentar oder Klage. Und ich renne vor dem Gebrüll eines Schwerverwundeten davon! Grusslos mache ich kehrt und gehe in meinen Bunker zurück.

Der Fehlschlag unseres nächtlichen Angriffsunternehmens hatte zur Folge, dass die vorne eingeschlossenen Teile des I. Bataillons des Grenadier-Regiments 3 zurückgenommen werden mussten. Wenigstens die Räumung der Stellung schien im Wesentlichen geglückt zu sein. Jedenfalls bot sich uns am Nachmittag ein seltsames Bild. Zunächst wussten wir nicht recht, um was es sich dabei handelte, als wir von unserem Gefechtsstand aus eine lange Reihe von Männern im Gänsemarsch von der Höhe 50,1 herabsteigen sahen. Da viele keine Waffen trugen, vermeinte ich zuerst, dass es sich um Kriegsgefangene

handle. Aber dafür schritten sie zu selbstbewusst einher. Auch war keine Begleitmannschaft zu sehen. Obwohl man als Soldat den Ausdruck nicht gerne gebraucht, muss ich doch gestehen, dass das Ganze auf mich irgendwie einen heroischen Eindruck machte. Ich hätte nicht sagen können weshalb. Es muss in der Haltung der Männer gelegen haben. Erst viele Jahre später, als ich in Zürich Ferdinand Hodlers berühmtes Fresko «Der Rückzug von Marignano» zu Gesicht bekommen hatte, wusste ich, dass ich das in Wirklichkeit bereits einmal gesehen hatte, nämlich am 18. September 1943 bei Sinjawino. Die Männer, die da gewiss vielfach verwundet und erschöpft, jedoch in stolzer Haltung, weil unbesiegt, das Gefechtsfeld verliessen, waren die Männer vom I./GR 3, die durch vier Tage alle Angriffe abgewehrt und ihre Stellung gehalten hatten.

19. September 1943. In der Nacht war der Befehl gekommen, dass die 28. Jäger-Division unsere Division ablösen würde. Das III./GR 24 hatte an das III./JgR 49 zu übergeben. Nur die Artillerie hätte noch weiter in Stellung zu bleiben.

Das III./GR 24 verliess mit einer Kampfstärke von einem Offizier, sechs Unteroffizieren und 27 Mann (ohne den Bataillons-Stab) das Kampffeld. Dabei sollte ein Bataillon einen Stand von 500 bis 800 Mann haben! Im Einzelnen waren die Stärken: 9. Kompanie: 0/1/3; 10. Kompanie: 1/4/18; 11. Kompanie: 0/1/6. Die 12. Kompanie ist nicht eingerechnet.

Der Tag selbst verging ruhig. Das Feuer hatte wesentlich nachgelassen. Leider fiel doch noch einer meiner VBs, der Unteroffizier März, durch Kopfschuss. Sonst aber «auf den Sinjawino-Höhen nichts Neues». Dementsprechend lakonisch war auch der Bericht der 18. Armee über die dritte Ladoga-Schlacht: «... dass Wochen später das aufgefrischte XXX. Garde-Schützen-Korps vom 15. bis 18. September, unter Verzicht auf grössere Ziele, die Sinjawino-Höhen angriff und wenige Hundert Meter an Boden gewinnen konnte, vermag am Ausgang der Schlacht nichts zu ändern!» Nun, aus der Ferne, von hoch oben, sieht das immer etwas anders aus. Auch wenn diese Feststellung durchaus zutraf, es kommt doch immer auf die Optik an.

Am Abend, so gegen 21 Uhr, kam der Regimentskommandeur des Jäger-Regiments 49 der 28. Jäger-Division, um den neu übernommenen Stellungsabschnitt abzugehen. Major Babel und ich schlossen uns diesem «Spaziergang» an. Es herrschte leidliche Ruhe. Im Bunker der vordersten Kompanie erfolgte die Einweisung in die Lage und dann schickten sich der Oberst und Major Babel an, wieder zurückzugehen. Ich weiss nicht, warum ich mich noch etwas länger aufhielt. Mag sein, dass ich der neu eingesetzten Kompanie noch den Artillerie-Einsatz näher erläutern wollte, jedenfalls stürzte auf einmal ein Mann atemlos in den Bunker: «Der Russe kommt. Sie brüllen schon Urrä!» Alles, was nur irgendwie kann, schnappt sich ein paar Handgranaten und nichts wie hinaus. Dort ist bereits der Teufel los. Pausenlos

zischen Leuchtkugeln hoch und geben dem Ganzen eine gespenstische Beleuchtung. Maschinenpistolen hämmern und von allen Seiten fliegen Handgranaten. Nun setzt auch bereits unsere Artillerie ein. Leider zu kurz, sodass uns die Dinger unangenehm um die Ohren fliegen. Bloss vom Russen ist nichts zu sehen und zu hören. Offenbar blinder Alarm. Aber nun war auch der Russe aufmerksam geworden und antwortete mit Granatwerfern. Als ich merkte, dass er nicht angriff und das Ganze nur auf eine mehr oder minder sinnlose Schiesserei hinauslief, verabschiedete ich mich und trat den Rückzug an. Der fand, von Granattrichter zu Granattrichter und von Brustwehr zu Brustwehr springend, in einem eher üblen Granatwerferfeuer statt. Mal rutsche ich in ein Loch, in dem schon ein paar Leute sitzen, dann war wieder die einzige Gesellschaft in einem Trichter ein toter Russe. Gerade, als ich an einer Grabenwand geleht ein bisschen verschnaufe, werde ich von einem ohrenbetäubenden Schlag fast umgeworfen. Für den Bruchteil einer Sekunde vermeine ich über der Grabenkante, im spärlichen Licht, eine grosse weisse Gestalt zu sehen. Ist das ein Engel? Oder gar der Tod?, durchzuckt es mich. Aber da war die Erscheinung schon längst zerflossen, verweht: die Explosionswolke einer mittleren Werfer-Granate. Das war reichlich knapp. Ein Engel dürfte da schon im Spiel gewesen sein. Den Rest des Weges legte ich kriechend zurück und kam schweissgebadet am Gefechtsstand an. Dort fanden sich später auch noch andere Leute ein, Männer einer Strafkompagnie, die in unserem Abschnitt eingesetzt war, um Munition vorzubringen und Tote zu bergen. Diese zum Teil «schweren Jungs» waren auch in das Feuer geraten, das mich erwischt hatte. Nun sammelten sie sich beim Gefechtsstand. Einen von ihnen, einen vierschrötigen Kerl mit dem Gesicht eines ausgesprochenen «Schlägers», fragte der Bataillonskommandeur, wo er denn im Zivilberuf gewesen sei. «Bei der christlichen Seefahrt in Hamburg», kam die Antwort. Genau so sah er aus.

20. September. Der Tag brachte nichts Besonderes.

21. September. Am Vormittag kam dann die Ablösung für mich. Ich blieb zwar noch 24 Stunden zur Einweisung auf meinem Posten, aber am Vormittag des 22. September ging es dann endgültig zurück in die Feuerstellung der 1. Batterie, wo ich mich zum ersten Mal nach einer Woche ordentlich waschen und rasieren konnte. Dann schlafen, essen, Briefe schreiben und vor allem ausruhen.

Aber damit war Sinjawino für mich persönlich noch nicht erledigt. Am 23. September kam bereits der neue Einsatzbefehl, nämlich am nächsten Tag die 7. Batterie als Batterieführer zu übernehmen. Für den folgenden Tag war ein Gegenangriff der 28. Jäger-Division auf die so heiss umkämpfte «Einbruchsstelle» am Strassenknie in Sinjawino vorgesehen. Der Angriff sollte mit stärkster Artillerie-Unterstützung durch ein Bewährungs-Bataillon, das für solche Himmelfahrtskommandos mit Vorliebe herangezogen wurde,

durchgeführt werden. Am Abend kamen noch die Unterlagen für die Artillerie-Vorbereitung, aber da das mich nichts mehr anging, ging ich früh zu Bett.

24. September. Um halb 6 Uhr morgens erwachte ich vom Dröhnen der Artillerie-Vorbereitung. Sämtliche Batterien des Abschnitts schossen Trommelfeuer. Doch fast gleichzeitig antwortete auch der Russe. Ein Artillerie-Duell im wahrsten Sinne des Wortes schien in Gang zu kommen. Ich überlegte, ob ich aufstehen sollte oder nicht. Nach kurzem Schwanken siegte meine Faulheit, ich beschloss, liegen zu bleiben, und das rettete mir vielleicht das Leben. Denn kaum hatte ich mich wieder umgedreht, um weiterzuschlafen, als ein ungeheurer Knall mich wieder hochriss. Zunächst konnte ich nichts sehen. Es roch nach Staub und Pulverdampf und erst allmählich gewahrte ich, durch den Rauch hindurch, dass an der Stelle, an der vor ein paar Augenblicken noch die Tür meines Bunkers gewesen war, ein riesiges Loch gähnte. Eine schwere Granate war einen Schritt vor meiner Türe eingeschlagen und hatte meine gesamte Bunkereinrichtung wie Tisch und Stuhl an die gegenüberliegende Wand geschleudert. Von einer Flasche, die sehr sinnreich zu einem primitiven Lautsprecher für das Radio umgebastelt worden war und die nur 30 bis 40 Zentimeter vom Kopfende meines Bettes von der Wand hing, baumelte nur noch der Flaschenhals am Draht herab. Ich selbst aber, der im toten Winkel des Einschlags gelegen war, hatte nicht einen Ritzer abbekommen. Mein Eingang war ziemlich verschüttet. Ich kletterte über die Trümmer hinweg, alarmierte meinen Burschen und fischte mit ihm aus dem Schutt, was noch zu retten war. Dann nahm ich etwas beschleunigt Abschied von der so ungastlich gewordenen 1. Batterie und begab mich auf den Gefechtsstand der III. Abteilung, Kommandeur Hauptmann Wendig, um dort die Übernahme der 7. Batterie zu melden.

In der Zwischenzeit hatte der Gegenangriff zu einem vollen Erfolg geführt. Wie später aus Gefangenaussagen hervorging, hatte der Gegner für diesen Tag ebenfalls einen Angriff aus der Einbruchsstelle heraus geplant gehabt, und dafür die 43. Schützen-Division vorgesehen. Dieselbe war noch in der Nacht aus ihrem Bereitstellungsraum nach vorne geführt worden und hätte um 2 Uhr nachts angreifen sollen. Aus irgendeinem Grund verspätete sich ein Regiment und der Angriff musste auf 5 Uhr (nach deutscher Zeit 6 Uhr) verschoben werden. Dadurch gerieten die Angriffs-Regimenter in unser Trommelfeuer und wurden vollständig zerschlagen. Der Tag soll dem Gegner gekostet haben: 1.000 Tote, 112 Gefangene, 2 schwere und 2 mittlere Panzerabwehr-Kanonen, 10 schwere und 17 leichte Granatwerfer, 33 schwere und 34 leichte Maschinengewehre, 82 Maschinenpistolen, 7 Panzer-Büchsen, 20 Mehrlade-Gewehre und 483 Gewehre.

Damit waren die Kämpfe um die Sinjawino-Höhen im Wesentlichen abgeschlossen. In den drei Angriffstagen vom 15. bis zum 18. September 1943 wurden insgesamt 54 Angriffe von mindestens Kompaniestärke abgewiesen. Die Erbitterung der Kämpfe geht auch daraus hervor, dass nur 15 Gefangene

gemacht wurden, wenn man von den zuletzt Eingebrachten absieht. Die Gesamtverluste der Sowjets in den Sommer- und Herbstkämpfen um die Sinjawino-Höhen wurden auf 12.000 bis 15.000 Mann geschätzt. In der Zeit vom 14. August bis 20. September wurden 74 Panzer vernichtet beziehungsweise bewegungsunfähig geschossen und 187 Angriffe abgeschlagen.

Nachdem ich nun bei «meiner» 7. Batterie angelangt war, zog ich zunächst in den Schreibstuben-Bunker ein. Die Feuerstellung war auch hier trostlos. An einem vollkommen verschlammten Nachschubweg gelegen, war die Stellung selbst ein Trichterfeld, das, wie überall hier, ehemals in einem «Wald» gelegen war, von dem natürlich auch nichts mehr übriggeblieben ist. Auch hier die Panzer-Skelette aus der ersten Ladoga-Schlacht. In allen Bunkern wimmelte es vor Ratten.

Meine erste Amtshandlung war nicht gerade erfreulich. Es war ein Tatbericht gegen einen Mann der Batterie und ein Brief an die Angehörigen eines Gefallenen. Zwischendurch besichtigte ich die Batterie und begrüßte die Unteroffiziere. Auch dieser Eindruck war nicht besonders erhebend. Zum Unterschied zur 1. Batterie hatte ich mit dieser nie etwas zu tun gehabt. Der Batterieoffizier war Leutnant Nisswandt, ein alter Unteroffizier, der zum Leutnant befördert worden war. Ich hatte mit ihm keinen glücklichen Fang gemacht. Zwar verfügte er über gute artilleristische Kenntnisse und aufgrund seiner langen Dienstzeit auch über die entsprechende Erfahrung, sodass ich in dieser Hinsicht eine Menge von ihm hätte lernen können. Er war sich dessen aber auch vollkommen bewusst und liess mich dies auf eine nicht sehr taktvolle Weise merken. Im Übrigen war er sehr ehrgeizig und gegen Belehrungen irgendwelcher Art ausserordentlich empfindlich. Mit einem Wort, ein eher schwieriger Untergebener. Und trotz grösster Mühe meinerseits, ihn entsprechend seiner Eigenart zu behandeln, gestaltete sich unser Verhältnis in der Folge eher schwierig. Durch ein verhältnismässig langes Interregnum, in dem die Batterie von den verschiedensten Offizieren geführt worden war, war sie auch ziemlich verlottert. Es stellten sich mir als Neuling also grössere Schwierigkeiten in den Weg, die ich, «Gott sei Dank», noch nicht sofort überblickte.

24. September. Um die Mittagszeit begab ich mich auf die B-Stelle, das heisst, es war mehr ein Artillerie-Verbindungs-Kommando bei dem Bataillon, in dessen Abschnitt ich lag. Der Weg dorthin war abenteuerlich und ergänzte das Bild meiner Fronterfahrung um einige weitere Facetten. Zuerst ging es durch das Trichterfeld und schliesslich durch einen versumpften, zum Teil unter Wasser stehenden, von Bomben und Granaten schwersten Kalibers zerwühlten Wald. Der Weg, den ich nahm, war freilich nur ein Fusspfad, denn der Fahrweg, der zum Gefechtsstand führte, war bei Tag nicht benutzbar. Durch den russischen Einbruch am 15. September verlief die Front derart ungünstig, dass der befahrbare Nachschubweg zunächst durch die vordersten Posten hinaus ins Niemandsland führte und erst nach einer ge-

wissen Strecke von dort wieder zu den eigenen Linien zurückkam. Dieser Weg, wie auch der Bataillons-Gefechtsstand selbst, der nur 150 Meter hinter den vordersten Postierungen lag, war natürlich tagsüber vom Gegner voll eingesehen.

Auf dem Waldweg, den ich benützte, kam man nahe des Gefechtsstandes nicht nur an der Latrine, sondern, gleich daneben, an einem besonders grausigen Punkt vorbei. Eine grosskalibrige Fliegerbombe hatte in dem Lehmboden einen etwa 2,5 Meter tiefen Trichter ausgeworfen, dessen Umfang am oberen Trichterrand etwa 5 Meter betragen haben mochte. In der Trichterwand aber, etwa einen Meter unter der Bodenoberfläche, war durch den Einschlag die Leiche eines deutschen Soldaten sichtbar geworden. Sie war in die Wand so eingebettet wie die Larve eines Käfers in einem Baum, an dem man die Rinde abgenommen hatte. Die gelbe Lehmwand rief auch die Erinnerung an Insekten wach, die man oft im Bernstein eingeschlossen finden kann. Wer war der Tote? Wie kam er hierher? Das schien hier niemanden zu interessieren. Ihn zu bergen war wegen der Feindnähe auch kaum möglich. So schien man darauf zu warten, dass ein neuerlicher Einschlag dem auf so bizarre Weise aus dem Totenreich Zurückgekehrten wieder seine Grabesruhe schenken würde.

Der Gefechtsstand selbst war auch ziemlich ramponiert, da er in den Grosskampftagen vom Russen überannt worden war und nur nach längerem Handgranaten-Kampf wiedergenommen werden konnte. Ich teilte den Unterstand mit noch vier Mann. Wie gewöhnlich, war er so dunkel, dass man auch tagsüber bei Kerzenlicht sass.

Was für mich diesen Bataillons-Stab bemerkenswert machte, war der Umstand, dass es sich hier offenbar um eine Versuchs-Einheit handelte. Offizier wie Mann waren mit einer neuartigen Uniformjacke ausgerüstet, die ich bisher noch nicht gesehen hatte. Sie war auf der einen Seite feldgrau und auf der anderen weiss und konnte je nach Jahreszeit mit der entsprechenden Seite nach aussen getragen werden. Dazu gab es auch eine mir neue Waffe: einen Maschinenkarabiner, ein Mittelding zwischen dem Infanterie-Gewehr und der Maschinenpistole. Das sollte die Waffe der Zukunft werden. Das wird freilich noch etwas dauern.

Die Zeit vom 25. September bis zum 1. Oktober verlief ohne besondere Ereignisse, falls man es nicht als ein solches betrachtet, dass wir fast vier Tage ohne warme Verpflegung blieben. Das eine Mal brachte die Feldküche zu wenig mit, das andere Mal stürzte die Küche beim Anmarsch in der Dunkelheit in einen Granattrichter und verschüttete alles.

Am 28. September besuchte ich meinen Vorgesetzten Beobachter bei einer Kompanie, die nur 100 Meter dem Russen gegenüber lag. Die Gräben dort vorne sind meist nur einen Meter tief und stehen fast bis zur halben Höhe unter Wasser. Darin zu planschen ist nicht lustig, aber die Feindnähe lässt es nicht



ratsam erscheinen, auf die Grabenkante auszuweichen. Der VB-Bunker selbst steht natürlich auch unter Wasser. Da er aber auch vom Gegner eingesehen ist, kann er bei Tag nicht ausgeschöpft werden und so bleibt den armen Teufeln darin nichts anderes übrig, als den Tag auf den Pritschen und Tischen zu verbringen. Gelegentlich hört man dort, ganz nahe, hinter der Höhenkante, starken Motorenlärm: Der Russe lässt seine Panzer warmlaufen. Mein Eintreffen im VB-Bunker war insofern wenig glücklich, als der Russe meine Ankunft offenbar bemerkt hatte. Sofort eröffnete er das Feuer mit einer Pak. Wir sassen drinnen mit etwas gemischten Gefühlen, da er sich ganz deutlich auf den Bunker einschoss. Schliesslich erzielte er auch einen Treffer, den der Unterstand aber erfreulicherweise aushielt. Und damit gab unser Gegenüber das Spiel auf.

Inzwischen war die 28. Jäger-Division durch die 223. Infanterie-Division abgelöst worden, bloss das Artillerie-Regiment 21 blieb weiterhin in Stellung. Offenbar zählte es nicht zur Fronttruppe. Mit dem neuen Bataillonskommandeur, der die Jäger ablöste, machte ich eines Morgens die übliche Frontbegehung. Wir brachen um 4 Uhr früh auf. Es war noch stockdunkel und so kam es, dass wir durch die nur stützpunktartig besetzte Front, ohne es zu merken, in das Niemandsland hinausliefen, oder besser stolpten. Wir fanden zwar dann die Richtung, kamen aber von vorne auf ein eigenes Schützenloch zu. Der Mann, der darin vor sich hindöste, muss uns erst im letzten Moment bemerkt und dann natürlich für Russen gehalten haben, denn er knallte uns aus fünf Schritt Entfernung eine Kugel um die Ohren. Lediglich seiner schlechten Schiessausbildung verdankten wir es, dass wir mit heiler Haut davonkamen. Was der Kommandeur seinem Posten daraufhin zu sagen hatte, war kurz, aber eindrucksvoll. Die einsetzende Dämmerung ermöglichte jetzt auch einen etwas besseren Überblick über die einzelnen Stützpunkte. In dem völlig versumpften Wald (in jeder Fussspur sammelte sich sofort das Wasser) war an ein Eingraben nicht zu denken. Die Männer hatten sich daher an der oberen Kante von Bomben- oder Granatrichtern kleine Kulen gegraben und eine Zeltbahn darübergelegt. So lagen sie, in Decken gewickelt, in Wind und Regen. Auch nur die geringste Bewegung beantwortete der Gegner sofort mit Feuer. Die Leute sahen auch dementsprechend aus.

Da es nun schnell lichter wurde, hielten wir unseren Rundgang für beendet. Und um ihn etwas abzukürzen, durchquerten wir wiederum ein kleines Stück des Niemandslandes. Es war das ewige Seiltanzen über Trichter, Wurzelreste und Baumstümpfe, unter denen das Wasser stand. Wir steuerten dabei einen Bunker an, der zwischen den Baumstangen hindurch sichtbar war und wohl zum Bataillons-Gefechtsstand gehörte. Allerdings gefiel mir die Richtung nicht ganz, bis wir auf einmal merkten, dass wir mehr

oder minder deckungslos auf 100 Meter einem russischen Kampfstand gegenüberstanden. Wir verkrochen uns eiligst und hatten das Glück, dass die Bunker-Besatzung uns offenbar gar nicht bemerkt hatte.

Endlich schlug auch für uns die Stunde der Ablösung. Nachdem alles übergeben und ich mich beim Bataillonskommandeur abgemeldet hatte, blieb mir und dem B-Stellen-Personal nur noch übrig, den Weg in die Protzen-Stellung zurückzulegen, wo wir uns noch ein paar Stunden auszuruhen gedachten, bis wir am nächsten Morgen mit der Batterie im Fussmarsch zunächst nach Ljuban abzurücken hatten. Der «Weg» in die Protzen-Stellung war an sich nicht sehr weit, vielleicht zwei, höchstens drei Kilometer, aber es war leider kein «Weg» im eigentlichen Sinn des Wortes, sondern höchstens eine etwas ausgetretene Spur, die zwischen Granattrichtern, über Baumstrünke und an moorigen Tümpeln vorbeiführte. In der Dunkelheit war diese Spur mehr zu ahnen und allenfalls mit dem Fuss zu erfühlen als wahrzunehmen. Manchmal verlor sie sich ganz und dann musste man die «allgemeine Richtung» einhalten. Wichtig war nur, dass man die Sinjawino-Höhen zur rechten Hand immer im gleichen Winkel behielt. Die Höhen waren auch das Einzige, was mit einiger Deutlichkeit wahrzunehmen war, denn fast pausenlos stiegen auf ihnen oder knapp dahinter Leuchtpatronen hoch, in deren Licht sich die Konturen des Höhenzuges deutlich abzeichneten.

Was man freilich nicht erkennen konnte, war, in welchem Abstand man sich von der Höhenlinie befand. Denn zwischen ihr und uns klaffte ein schwarzes Loch, von dem man nicht sagen konnte, ob es einen Kilometer oder nur 200 Meter tief war. Auffallend war die Ruhe, die über diesem zerpflogten, nächtlichen Schlachtfeld lag. Höchstens, dass von den Höhen her gelegentlich einzelne Gewehrschüsse zu vernehmen waren. Sonst war nichts zu hören. Wir begegneten auch niemandem, obwohl doch gewiss – genauso wie wir – auch sonst noch zahlreiche Wanderer unterwegs sein mussten. Wir kamen nur sehr langsam vorwärts, denn in meinem «Tross» befanden sich ja auch meine Funker, die ihre schweren Geräte zu schleppen hatten und damit auf diesem ungunstigen Weg doppelt behindert waren. So schien sich denn unser Abstand zu den Höhen nicht zu vergrößern. Es war, als wanderten wir auf der Stelle, als wollte Sinjawino von uns nicht so schnell Abschied nehmen. So mochten denn Stunden vergangen sein, bis wir endlich ohne Zwischenfall den Waldrand, oder besser dessen Reste erreichten, der das offene Feld der Sinjawino-Höhen nach Süden hin begrenzte. Jetzt war es nicht mehr weit, freilich wurde unser Marsch jetzt noch schwieriger, denn der Weg war mit zersplitterten Baumstämmen und Ästen bedeckt, durch die der Fuss immer wieder durchbrach, was das Gehen zu einem ständigen Balanceakt machte. Nur schrittweise, gleichsam tastend, kamen wir vorwärts. Doch endlich tauchten aus dem Dunkel die Umrisse eines Erdbunkers auf, in dem sich mein Hauptwachtmeister mit den Unteroffizieren der Protzen-Stellung befinden musste. Die Aussicht auf einen warmen Kaffee und dann auf ein paar Stunden

Johann Christoph Allmayer-Beck

Ruhe beflügelten meine Schritte – und das war ein Fehler, denn keine zehn Meter vor dem Bunkereingang stolperte ich und als ich Halt fand, stand ich bis zu den Knien im eisigen Wasser eines Granattrichters, das mir von oben in die Stiefel lief. Welch ein Glück, dass mir das erst hier und nicht schon auf dem Weg passierte! Sinjawino liess noch einmal grüssen.

## Der Kirchberg von Wodosje

«Grau wie der Himmel liegt vor mir die Welt» – das hätte auch für mich das Motto sein können, als ich mich mit meiner Batterie, aus der Feuerstellung vor Sinjawino abrückend, auf dem Marsch zu meiner Division am Wolchow befand. Die erste Etappe sollte Ljuban sein, rund 85 Kilometer südöstlich von Leningrad an der Tigoda gelegen. Bis dahin waren es gut über 40 Kilometer. An sich nichts Besonderes, aber ich war derlei nicht mehr gewöhnt. Zudem drückte ein Stiefel und ich bekam Blasen an den Füßen. So befand ich mich in einem nicht sehr munteren Zustand, als ich gegen Abend des ersten Marschtages mit der Batterie in Ljuban einrückte und am Stadtrand in irgendwelchen leeren Gehöften, die uns angewiesen wurden, Quartier bezog. Obwohl fast bis zum Umfallen müde, überwachte ich persönlich das Ausspannen und Abstellen der Fahrzeuge, visitierte noch die recht primitiven Unterkünfte und begab mich dann auf mein «Zimmer», einen völlig leeren Raum, in dem ein Bettgestell stand. Mein guter Gulz hatte das ausgewählt, auch ein paar Pferdedecken besorgt, die er als Unterlage auf das Gestell gebreitet hatte, und als ich dann endlich auf mein «Zimmer» wankte, da stand er und brachte mich wie ein müdes Kind ins Bett. Mir unvergesslich, wie er mit einer fast zärtlichen Bewegung eine Decke über mich breitete, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn er noch gesagt hätte: «Nun schlaf mal schön!» Das tat ich denn auch und am nächsten Tag sah die Welt doch wieder anders aus. Diesmal war auch der Marschweg bedeutend kürzer.

Am Nachmittag erreichten wir dann die uns zugewiesene Feuerstellung, etwa 15 Kilometer nördlich von Tschudowo, am äussersten linken Flügel unserer Division. Ich hatte hier eine Batterie des 196. Artillerie-Regiments (der 96. Infanterie-Division) abzulösen, die zufälligerweise von einem Kameraden von der Wiener Neustädter Akademie, Hauptmann Eberle, geführt wurde. Die Begrüssung war freilich nur kurz und nachdem meine Batterie eingefahren war, machten wir uns auf den Weg zur B-Stelle.

Die Feuerstellung lag in einem eher schütter bewaldeten Gelände, hart westlich der von Tschudowo nach Wolchowstroj führenden Eisenbahnlinie. Hatte man diese nach Osten hin überschritten, so öffnete sich sehr bald eine etwa zwei mal zwei Kilometer grosse, völlig freie Fläche, mit braunem, steppenartigem Bewuchs. Da und dort einsam stehende, verrostete Gestelle, Skeletten ähnlich, wohl Reste landwirt-

schaftlicher Maschinen, wiesen darauf hin, dass hier vor zwei Jahren noch bewirtschaftete Felder gewesen sein mögen. Am östlichen, also feindwärtigen Rand dieser öden Fläche konnte man eine etwa zwanzig Meter hohe Erhebung wahrnehmen: den Kirchberg von Wodosje. Dass es sich um den Kirchberg handelte, war allerdings nur aus der Karte zu entnehmen, da auf derselben auf dem Hügel eine Kirche eingezeichnet war. Tatsächlich war von ihr nichts mehr wahrzunehmen. Und erst recht nicht von dem Dorf, das sich zu Füßen des Kirchberges befunden haben sollte. Wo war das verblieben?

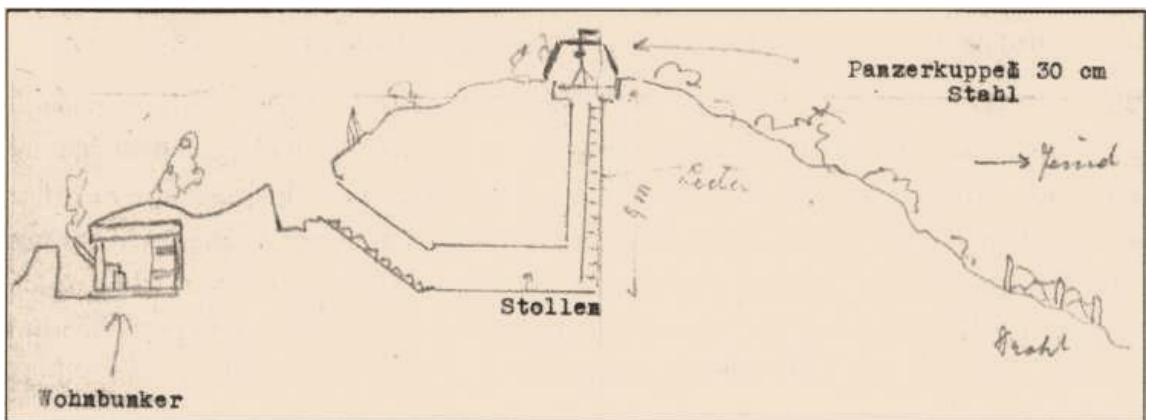
Etwa hundert Meter nachdem wir den Wald verlassen hatten, standen wir am Einstieg zu einem nach vorne verlaufenden, fast mannstiefen Graben. Er sollte zweifellos dazu dienen, auch bei heftigen Kampfhandlungen die Annäherung an den Kirchberg sicherzustellen. Er war dementsprechend auch hervorragend ausgebaut, die Grabenwände durch Flechtwerk abgestützt. Sein einziger Nachteil war, dass er fast fusshoch unter Wasser stand. Wir wanderten deshalb ausserhalb des Grabens an seinem oberen Rand entlang, bereit, bei eventuell einsetzendem Beschuss sofort «ins Wasser» zu springen. Aber davon war keine Rede, vielmehr herrschte absolute Stille. Weit und breit.

Als wir uns dem Kirchberg auf etwa hundert Meter genähert hatten, bemerkte ich auf einmal eine leichte Veränderung des Bodens, auf dem wir dahinwanderten. Er war beiderseits des Grabens etwas ebener und auch weniger bewachsen. Und dann wurde mir plötzlich klar, dass wir durch das bisher vermisste Dorf Wodosje wanderten und der Laufgraben genau in der Mitte der ehemaligen Dorfstrasse verlief, denn rechts und links waren jetzt Zaunreste und Spuren von Hausfundamenten zu sehen. Sonst aber kein Baum, kein Busch – das Dorf war buchstäblich rasiert. Wann? Von wem? Hier hatten doch kaum Kämpfe stattgefunden. Und doch muss es hier einmal recht heiss zugegangen sein, denn als wir das «Dorf» durchschritten hatten und nun leicht nach links gegen den Kirchberg einbogen, fanden sich nicht nur zahlreiche Granattrichter, sondern auch auffallend viele russische Blindgänger: 22 cm Granaten. Da war also ganz schön «hergepflastert» worden und dem könnte natürlich das Dorf zum Opfer gefallen sein. Sei es, dass es einfach «weggeblasen» wurde oder bis zur Spurlosigkeit abbrannte. Das Ziel dieses Beschusses war natürlich nicht das Dorf, sondern der Kirchberg gewesen, auf dem noch vereinzelt stehende Grabkreuze daran erinnerten, dass hier auch einmal der Dorffriedhof gewesen war.

Wir wandten uns der vom Feind abgekehrten Seite des Hügels zu, und nun entdeckte ich in den Hang eingegraben ein oder zwei Unterstände: unsere B-Stelle. Man begrüßte das anwesende B-Stellen-Personal, liess sich kurz einweisen und dann erst enthüllte sich das Geheimnis des Kirchberges von Wodosje. Gleich neben den Unterständen führte ein fachmännisch einwandfrei abgestützter Stollen in den Hügel, der sich auch sehr bald in Stichstollen verzweigte, sodass man sich beinahe verirren konnte. Der Haupt-

stollen aber endete an einem senkrecht nach oben führenden Schacht, durch den man mit Steigleitern in den eigentlichen Beobachtungsstand gelangte. Derselbe war nichts anderes als die Kuppel eines schweren russischen Panzers, aus der natürlich das Geschütz ausgebaut worden war. Aus der offenen Einstiegs Luke ragte unser Scherenfernrohr nur einige Zentimeter weit heraus und gab einen geradezu atemberaubenden Blick frei. Mindestens zehn Kilometer weit konnte man in das russische Hinterland hineinsehen, das freilich in der Au-Landschaft des Wolchows sehr unübersichtlich war. Man musste das Gelände erst im scharfen Schuss «vermessen», um sich halbwegs auszukennen. Manchmal sah man weit hinten am Horizont, etwa im Raum von Oskuj, ruckartige Rauchwolken aufsteigen: der Nachschub-Bahnhof des Gegners. Leider weit ausserhalb unserer Reichweite. Innerhalb derselben lag nur der russische «Nahverkehr», uralte Lkw und kleine Panjewagen, die da gemächlich einherfuhren. Sie wussten genauso gut wie ich, dass sie keine «lohnenden Ziele» darstellten und daher kaum etwas zu befürchten hatten. Dennoch streute der Gegner gelegentlich den Kirchberg mit leichten Granatwerfern ab, um zu zeigen, dass er genau wüsste, dass wir hier unsere B-Stelle hatten. Und eines Tages landete er tatsächlich einen Volltreffer auf der Panzerkuppel. Gott sei Dank sass ich zu diesem Zeitpunkt nicht in der Kuppel, sonst hätten mir die Ohren ganz schön gedöhnt. Die Kuppel selbst verzog freilich nicht im Geringsten die Miene, nur das Scherenfernrohr war kaputt und musste ausgetauscht werden.

Angeblich sollen Festungspioniere dieses Kunstwerk von einer B-Stelle hergestellt haben, das selbstverständlich auch den Beschuss mit 22 cm Granaten aushielt. Ich machte mir seinerzeit natürlich einen Plan von diesem Stollensystem, der aber nach Kriegsende leider verloren ging. Nur eine Skizze aus einem Brief vom 16. Oktober 1943 an meinen Vater, die dieser kopierte, hat sich erhalten:



Die Stellung unserer Infanterie verlief zirka 300 bis 400 Meter vor dem Kirchberg. Es waren nicht anderes als mit Holzstämmen verstärkte Erdwälle, da ein Eingraben infolge des hohen Grundwasserspiegels fast unmöglich war. Die russischen Stellungen waren so gut wie unsichtbar. Sie dürften etwas abgesetzt im Wald gelegen haben und man musste schon sehr genau beobachten, um von einem Tag zum anderen irgendwelche Veränderungen im Vorfeld wahrnehmen zu können. Aber wahrscheinlich waren die kleinen Erdaufwürfe, die man dann konstatieren konnte, doch nur Vorpostenstellungen.

Weniger attraktiv war meine Feuerstellung, in der ich mich pro Woche jeweils zwei bis drei Tage aufhielt, um den «inneren» Dienstbetrieb abzuwickeln. Es gab zwar auch hier für mich einen eigenen, sogar recht geräumigen Bunker, aber auch eine an Trostlosigkeit grenzende Einsamkeit. Mir, der ich in den letzten Jahren doch das eher gesellige Leben bei einem Stab gewohnt war, fehlte ganz einfach die Ansprache. Ausser mir gab es in der Batterie keinen Offizier. Mich in den Unteroffiziers-Bunker zu setzen erschien mir nur dann am Platz, wenn ich mit meinem prächtigen Hauptwachtmeister Preuss, der von der Protzen-Stellung nach vorne kam, die «Schreibstubenarbeiten» erledigte. Nachmittags und abends sass ich dann in meinem Bunker, allein und ohne Licht. Petroleumlampen wie beim Stab gab es natürlich nicht. Wir mussten froh sein, wenn uns Kerzen zugewiesen wurden; die Tage nahmen schnell ab und die Abende wurden immer länger. Hätte ich da ständig bei Kerzenlicht gesessen, hätte ich die Ration für die gesamte Batterie in ein bis zwei Tagen aufgebraucht. So konnte ich weder schreiben noch lesen, sondern sass oft stundenlang im Dunkeln und hing meinen Gedanken nach, die nicht immer die rosigsten waren. Gerade in diesen Tagen erreichte mich wieder ein Brief meines alten Obersten Brechtel, ob ich nicht doch noch zu seinem Stab kommen möchte? Erster Gehilfe bei einem Artilleriekommandeur mit unterstellten 100 (!) Batterien, das wäre doch etwas ganz anderes, als hier im Bataillons-Rahmen Krieg zu führen. Ich habe lange geschwankt und dann doch, zum zweiten Mal, abgesagt. Man soll – so eine alte Soldatenerfahrung – den Stecken schwimmen lassen, wie er schwimmt.

Bisher, das heisst bis Ende Oktober 1943, war wenigstens das Wetter recht angenehm gewesen: kühles, aber sonniges Herbstwetter – so wie wir es 1941 gebraucht hätten; aber auch jetzt war es nicht unerwünscht. Bei der ruhigen Gefechtslage hatte man fast glauben können, im Wiener Prater oder in der Lobau Übungen abzuhalten. Und um Übungen ging es zum Teil auch. Aus meinen damaligen Notizen entnehme ich, dass ich von meiner Abteilung, der III., mit irgendeinem Lehrgang betraut worden war. Worum es konkret ging, ist mir entfallen. Ich glaube aber, dass es um die Ausbildung von Vorgeschobenen Beobachtern ging, womit ich Leutnant Nisswandt betraute, den ich dadurch los war und der das gewiss auch sehr gut konnte. Wohl in der ersten Novemberhälfte endete der Kurs mit einer Besichtigung

durch den Abteilungskommandeur, Major Otto Wendig, einen alten Bekannten aus der Mohrunger Zeit, und den Regimentskommandeur, Oberst Wolfgang Henger, und zwar zu deren vollen Zufriedenheit.

Dann erfolgte ein totaler Szenenwechsel: Das Wetter schlug um. Zwar gab es noch keinen Frost, aber zunächst einmal etwa zehn Zentimeter Schnee, dann wurde Major Wendig selbst zu einem Lehrgang abkommandiert und ich wurde an seiner Stelle mit der Führung der III. Abteilung betraut.

Stolz geschwellt bezog ich den für meine damaligen Begriffe recht komfortablen Gefechtsstand der Abteilung in einem lichten Birkenhain, nahe am Knüppeldamm nach Tschudowo. Im Grunde war es ja grotesk, aber die Führung einer Abteilung lag mir natürlich viel mehr als die einer Batterie. Aufgrund meiner bisherigen Ausbildung und Tätigkeit beherrschte ich den Betrieb mit dem kleinen Finger. Zudem hatte ich jetzt wieder einen Stab von Offizieren um mich, mit denen ich mich auch ausserdienstlich unterhalten konnte. Mein Adjutant war Oberleutnant Möllenkamp, ein etwas zurückhaltender, aber sehr angenehmer und verlässlicher Offizier. Obwohl ich damit wieder in «grössere» Verhältnisse zurückgekehrt war, hatte ich, wie auch die Herren meines Stabes, von der wirklich «grossen Lage» nicht die geringste Ahnung. Und das war gewiss ganz gut, denn sonst wären uns wohl die Haare zu Berge gestanden. So aber fühlte man sich im Rahmen des alten Regiments sehr wohl, fast geborgen. Anfang November 1943 veranstaltete das Regiment, ganz wie es sich gehörte, bei Tschudowo eine regelrechte Hubertusjagd, zu der auch ich eingeladen wurde und bei der mir – als besondere Aufmerksamkeit des Regiments – jenes Pferd zur Verfügung gestellt wurde, das ich seinerzeit beim Regiment geritten hatte. Es war ein schönes Fest! Man sah viele alte Freunde und für kurze Zeit konnte man den Krieg fast vergessen.

Tatsächlich blieb die Front am Wolchow auch ziemlich ruhig. Das Regimentskommando lag etwa 20 Kilometer entfernt und ich wusste, dass der prächtige Oberst Henger, der sich sehr schnell das Vertrauen und die Sympathie nicht nur des Regiments, sondern der ganzen Division erworben hatte, auch mir durchaus gewogen war. Mit ihm besprach ich auch im Laufe des Dezembers meinen weiteren Werdegang: Bis zum Jahresbeginn sollte ich noch die III. Abteilung führen, dann bis Februar 1944 nochmals die 7. Batterie übernehmen. Für die Zeit vom 4. bis zum 24. Februar war die Kommandierung zu einer Spezialausbildung am Bodensee vorgesehen, von der ich allerdings nicht mehr weiss, worin sie bestehen sollte. Anschliessend stand sogar ein Heimaturlaub auf dem Programm. Für den Monat April war dann an eine Verwendung als Batteriechef oder Abteilungsführer, oder auch als Ordonnanzoffizier beim Divisions-Stab gedacht. Und dann, ab 1. Mai, hoffte ich am Ziel zu sein, denn dann sollten die Waffenkommandos (d.h. die Bereisung der einzelnen Waffengattungs-Schulen) im Rahmen der Generalstabs-Ausbildung anlaufen, was freilich auch den endgültigen Abschied von meinem Regiment und der 21.



Division bedeutete. Eigentlich erstaunlich, wie präzise man in eine mehr als ungewisse Zukunft hineinplante. Dass sich überall die düstersten Wolken auftürmten und die gesamte Front vor Leningrad eigentlich nur noch ein Kartenhaus war, das beim geringsten Anstoss in sich zusammenbrechen musste, das war uns kleinen Leuten nicht bewusst, wenngleich die überdehnten, ausgedünnten Fronten gerade uns, die wir an der Front lagen, zu denken hätten geben müssen. Da waren zwar immer wieder Befehle gekommen, dass die Trosse möglichst «entrümpelt» und alles Entbehrliche abgestossen oder nach hinten abgeschoben werden sollte. Auch geisterten Gerüchte von einem beabsichtigten «Absetzen» auf eine ausgebaute, rückwärtige Stellung durch die Truppe. Aber etwas wirklich Konkretes war aus all dem nicht zu entnehmen. Fest zu stehen schien lediglich, dass wir binnen Kurzem die fünfte Kriegswihnacht und davon die dritte am Wolchow feiern würden.

Inzwischen war der Winter voll eingezogen, es lagen etwa 30 bis 40 Zentimeter Schnee. Aber es herrschte ein eher sonniges, nicht allzu kaltes Winterwetter. Den Vormittag des Heiligen Abends, des 24. Dezember 1943, verbrachte ich noch mit der Erledigung der Dienstgeschäfte, dann aber, als die Dämmerung hereinfiel, erklärte ich den Krieg für beendet und schlüpfte in die Rolle des Christkinds oder des Weihnachtsmannes. Ich liess das Beiwagen-Krad der Abteilung vorfahren, setzte mich mit Weihnachtspäckchen voll beladen in dasselbe, mein Bursch nahm als «Weihnachts-Engel» auf dem Rücksitz Platz und dann ging es über Stock und Stein nach vorne in die Stellungen. Die Christnacht unterschied sich zwar in nichts von den anderen. An der Front stiegen und fielen die Leuchtkugeln, die MGs schossen ihrer Feuerstösse in die Nacht hinein und doch – so schien es mir – war das irgendwie eine andere Nacht. Zunächst besuchte ich den Vorgeschobenen Beobachter einer mir unterstellten Batterie, dann ging es zu der B-Stelle meiner eigenen Batterie am Kirchberg von Wodosje, wo gerade ein Fahnenjunker als Beobachter eingeteilt war. Es war das letzte Mal, dass ich auf dem Kirchberg stand. Dann weiter im Eiltempo, soweit man ein solches anschlagen konnte, zurück zum Abteilungs-Gefechtsstand. Dort wurde das Krad neuerlich mit Liebesgaben «aufgetankt» und weiter ging es in die Protzenstellungen. Ich besuchte alle Bunker, in denen meist ein kleiner Christbaum brannte, und unterhielt mich ein wenig mit den Männern, die auf meinen Besuch nicht gefasst waren. Schliesslich fuhr ich noch in die Feuerstellung meiner eigenen Batterie, um dort den Weihnachtsmann zu spielen, und kehrte dann, ein wenig erschöpft, zum Gefechtsstand zurück, wo ich bereits von meinen Herren erwartet wurde. Wir speisten vor einem brennenden Christbaum, sehr gut und ausgiebig. Aber um 10 Uhr stand schon wieder mein Pkw vor dem Gefechtsstands-Bunker und wieder ging es los durch die Nacht zum Hauptverbandsplatz, wo vier Männer meiner Batterie als Kranke lagen. Sie waren über den Besuch völlig überrascht und anscheinend sehr erfreut darüber, dass man auf sie nicht vergessen hatte. Aber noch war meine

«Weihnachts-Rundfahrt» nicht beendet. Vielmehr trat ich nun die Reise zum Regiments-Gefechtsstand an, um dem Obersten und den Herren des Stabes die «respektvollsten» Glück- und Segenswünsche der Abteilung zu überbringen.

Ich traf auf eine bereits recht animierte Runde, die mich mit grossem Hallo begrüsste. Ob ich wollte oder nicht, ich konnte mich einer gewissen «Alkoholisierung» nicht entziehen. Schliesslich gelang es mir aber doch, etwas benebelt, den Gefechtsstand zu verlassen, um mich in die «Wolchow-Scala» zur Mitternachtsmesse zu begeben. Diese war allerdings nicht so stimmungsvoll und ergreifend wie voriges Jahr im Kolchos-Stall in Dedelewo, aber dafür umso glanzvoller, ja geradezu imponierend. Die «Wolchow-Scala», ein altes russisches Theater, war nichts anderes als eine weite Halle, und bis auf den letzten Platz gefüllt. Rund 900 Soldaten waren erschienen und gingen auch fast geschlossen zur Kommunion. Die Messe, ein Hochamt, wurde von einem Trompeterchor musikalisch begleitet. Beim Gedenken an die Toten spielte eine Geige leise «Ich hatt' einen Kameraden», und am Schluss brauste das «Grosser Gott, wir loben Dich», von allen Anwesenden gesungen, durch die weite, dämmerige Halle. Ich hatte wahrhaft allen Grund, voll mitzusingen, denn wenn ich zurückdachte: Es hatte gerade in diesem Jahr mehr als einmal sehr nahe neben mir eingeschlagen und hätte mir leicht, wenn schon nicht den Tod, so doch eine schwere Verwundung bringen können. Es gab unter meinen Kameraden nicht mehr sehr viele, die noch nie im Lazarett gelegen waren.

Etwas nachdenklich trat ich nach der Messe wieder in die kalte Winternacht hinaus. Die Menschen, die ja gerade noch so etwas wie eine Gemeinde gebildet hatten, verliefen sich schnell, so als wenn soeben eine Veranstaltung von KdF («Kraft durch Freude») oder sonst einer Organisation zu Ende gegangen wäre. Am klaren Nachthimmel flimmerten die Sterne; hinter den Waldrändern, gegen den Wolchow hin, sah man hin und wieder den Widerschein von Leuchtkugeln aufleuchten und verlöschen. Nur von den Engeln, die doch in dieser Nacht den Frieden auf Erden verkünden sollten, war da keine Spur.

Zu «Hause» angekommen, liess ich mir noch einen Tee machen und fand erst jetzt Zeit, allein und in Ruhe, die Weihnachtspäckchen von zu Hause aufzumachen. Dann aber ging ich bald schlafen. Es war immerhin drei Uhr früh.

Am Christtag fand dann auf meinen Gefechtsstand noch einmal ein Gottesdienst statt. Es kamen wieder etwa 200 Mann und danach war feierliches Mittagessen mit den Herren meines Stabes. Um 6 Uhr abends war ich dann zum Regiments-Gefechtsstand des Grenadier-Regiments 3 zur «Kaffee-Jause» gebeten. Bürgerlicher konnte es kaum mehr zugehen. Von der Abteilung, sprich der Zahlmeisterei, bekam ich wie alle Batteriechefs ein prachtvolles Weihnachtspaket: Schnaps, Zigaretten, Haarwasser, Schuhcreme,

Johann Christoph Allmayer-Beck

Schokolade, Zwieback. Bei Mannschaften erhielt jeder Mann einen bunten Teller und einen Weihnachts-Striezel. Und das im vierten Kriegsjahr! Da ich meinem Burschen von mir aus nichts schenken konnte, zweigte ich ein wenig von diesen Herrlichkeiten für ihn ab. Er hatte es sich um mich wohl verdient.

## Rückzug auf die Panther-Stellung

Schon bald nach Neujahr 1943/44 sollte ich einen neuen Auftrag erhalten. Es schien, als ob das Regiment mich als eine Art von «Springer» betrachtete, der jeweils abkommandierte Abteilungskommandeure zu vertreten hatte. Major Wendig, der Kommandeur der III. Abteilung, den ich bisher zu vertreten gehabt hatte, war jetzt wieder zurück. Dafür war Major Fink, der Kommandeur der II. Abteilung, zu einem Lehrgang abkommandiert worden und so wurde ich jetzt mit der Führung dieser Abteilung beauftragt. Das konnte mir nur recht sein.

Diese Abteilung war im Mittelabschnitt der Division, also beiderseits der Strasse, die von Tschudowo genau nach Osten auf Grusino hinfuhrte, eingesetzt und somit gehörte auch der ominöse Brückenkopf Grusino zu diesem Abschnitt, eine taktische wie operative Monstrosität. Es war genau jenes Grusino, um das wir anlässlich unseres Wolchow-Übergangs vor über zwei Jahren so erbittert gekämpft hatten und von dem aus der sinnlose Vorstoss auf Tichwin beziehungsweise auf Wolchows troj ausgegangen war. Jetzt war von dieser ganzen Herrlichkeit nur noch ein winziges Stückchen Erde am jenseitigen Wolchow-Ufer übrig geblieben, das nicht mehr als den Bereich des ehemaligen Schlosses umfasste und von dem jedem Laien klar sein musste, dass von hier aus niemals wieder ein Vorstoss eingeleitet werden konnte. Dennoch musste – auf höchsten Befehl – dieser sehr exponierte und auch kräftezehrende Posten unbedingt gehalten werden. Diese völlig sinnlose Aufgabe war einem «Bewährungs-Bataillon» übertragen, das der Division unterstellt war.

Da von meiner nunmehrigen Abteilung dort aber auch eine B-Stelle eingesetzt war, war es selbstverständlich, dass ich diese aufzusuchen hatte. Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich über den Wolchow in den Brückenkopf gelangt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach wohl zu Fuss über den zugefrorenen Strom, begleitet von einem ortskundigen Führer. Das war auch notwendig. Denn wenn ich geglaubt hätte, mich in Erinnerung an die Oktobertage 1941 dort zurechtfinden zu können, so wurde ich schnell eines Besseren belehrt. Nichts, aber auch gar nichts erinnerte mehr daran. Der gewaltige Gebäudekomplex des Schlosses mit dem dazugehörigen Kirchturm war vollständig verschwunden. Dafür durchzog ein Gewirr von Gräben das Gelände, in dem an einzelnen Stellen nur noch mannshohe Mauerreste an das einstige Schloss erinnerten. Auch die beiden charakteristischen Pylonen, die in der Zarenzeit die

Anlegestelle für die Schiffe markiert und dann, seinerzeit, das Ostende unserer Kriegsbrücke gebildet hatten, waren verschwunden. Dafür musste man sich sehr vorsichtig bewegen, da die eher seichten Gräben vom Russen praktisch von allen Seiten eingesehen wurden. Die Brückenkopf-Besatzung und daher auch meine Männer kauerten in primitiven Schlupflöchern, die sie sich aus «Siegfried-Blechen» (gebogenem Wellblech) oder irgendwelchen Balken gebaut hatten. Zum Heizen bestand natürlich keine Möglichkeit. Dieses Gewirr von Mauerbrocken, zersplitterten Ästen, aufgewühlter Erde und Fetzen schmutzigen Schnees, in dem sich hie und da lemurenartig vermummte Gestalten fast lautlos bewegten, war unsäglich deprimierend. Demgegenüber war der Kirchberg von Wodosje geradezu ein Lustschloss und ich hatte allen Grund zur Dankbarkeit, dort und nicht hier eingesetzt gewesen zu sein. Nachdem ich die «Stellung» entlanggewandert – besser gesagt: -gekrochen – war, verliess ich den Brückenkopf wieder sehr erleichtert. Mir war jetzt klar, dass es um diesen «Brückenkopf» geschehen sein musste, wenn der Russe auch nur einmal energisch angriff. Offenbar hatte er es aber gar nicht nötig. Die Besatzung zählte ja schon jetzt zu seinen Gefangenen, nur dass er sie nicht ernähren musste.

Wenn ich dabei auch noch an meinen neuen Gefechtsstand dachte, den ich von Major Fink übernommen hatte, überkam mich fast so etwas wie Schuldgefühl. Er lag in den Wäldern westlich des Wolchows, in denen wir schon vor zwei Jahren gelegen hatten, und war nicht nur schön, sondern für unsere Begriffe geradezu luxuriös ausgebaut. Fink hatte sich in der Nähe seines Blockhauses sogar eine richtige Sauna bauen lassen, die ich denn auch mit Genuss benützte. Sich aus der glühend heissen Sauna heraus im hohen Schnee zu wälzen, war schon ein nicht alltägliches Vergnügen. Hier schien es sich also leben zu lassen, vorausgesetzt, dass man uns leben liess. Das war aber leider nicht der Fall.

Am 17. Jänner 1944, einem strahlend schönen Wintertag, so recht geeignet für eine Schlittenfahrt mit anschliessender Doppelkopf-Partie im warm geheizten Unterstand, wurden wir alarmiert. Befehl des Regiments: Die Abteilung wird sofort herausgezogen, nur die 5. Batterie bleibt in Stellung. Es geht in Richtung Ljuban, Abteilungskommandeur im Pkw voraus, nähere Einweisung beim Korps-Stab.

Die Einweisung durch den Ic des Korps war nicht gerade üppig. Davon, dass die Russen seit drei Tagen bei Leningrad angriffen und dabei waren, den Einschliessungsring um die Stadt aufzusprengen, war keine Rede und ich blieb entsprechend ahnungslos. Nur so viel erfuhren wir, dass nordwestlich von Ljuban, am Westrand des Pogostje-Kessels, die 121. Infanterie-Division in schweren Abwehrkämpfen stünde. Das Grenadier-Regiment 45 meiner, der 21. Division, unter Oberst Herbert Schwender sei dort bereits eingesetzt, und wir sollten als artilleristische Verstärkung einen Durchbruch der Russen auf Ljuban verhindern helfen. Die Abteilung werde am Einsatzort der III. Abteilung des Artillerie-Regiments 121 unterstellt sein.

### *Rückzug auf die Panther-Stellung*

Der Kommandeur dieser Abteilung war Major Walter Tarin, der im Frieden Wachtmeister in meinem Regiment gewesen war und damals als ein vorzüglicher Reiter galt. Inzwischen hatte er sich hinaufgearbeitet, war Offizier geworden und nunmehr Abteilungskommandeur im Artillerie-Regiment 121, zu dem er bei dessen Aufstellung im Herbst 1940 abgestellt worden war. Ich hatte ihn bisher eigentlich nur dem Namen nach gekannt, nun lernte ich ihn als einen vorzüglichen Artilleriesführer kennen. Die Einweisung durch ihn war ebenfalls kurz, aber durchaus präzise. Dafür war die Gefechtslage ziemlich verworren. Nördlich von uns war der Russe durchgebrochen, dann aber wieder zurückgeworfen worden. Jedoch war die relativ kurze Strecke von uns bis zum nächsten Dorf, bei dem eine der Batterien der III./AR 121 stand, nach wie vor unpassierbar, weswegen diese Batterie auch nicht von uns, sondern vom nördlichen Nachbarn geführt werden musste. Wir waren sozusagen der Ersatz dafür.

Der mir zugewiesene Gefechtsstand, etwa im Raume Ljadi, nordostwärts von Ljuban, lag auf einer Sandrippe, unmittelbar am Rande eines gewaltigen, nun freilich zugefrorenen und verschneiten Moors, das sich nach Süden hin bis knapp an die Rollbahn bei Ljuban erstreckte. Etwa zehn Meter neben meinem in den Boden eingegrabenen Bunker brach diese Sandrippe ziemlich steil nach unten ab und ging in eine Kussellandschaft über, hinter der sich dann das Moor kilometerweit ausdehnte.

Nachdem meine beide Batterien, nicht ohne Schwierigkeiten, im Laufe der Nacht ihre Feuerstellungen erreicht hatten, verging der folgende Tag, es war der 18. Jänner, relativ ruhig, ausgefüllt mit Orientierung im Gelände und Einschiessen der Batterien auf die ihnen zugewiesenen Sperrfeuer-Räume. Nicht eine Sekunde hatte ich daran gedacht, dass es genau vier Jahre her war, dass ich in Berlin, in der Reichskanzlei, als jüngster Leutnant meines Regiments am Appell vor dem «Führer» teilgenommen hatte. Das schien auch alles so lange her, ja einer anderen Welt anzugehören. Das war auch gewiss der Fall. Aber: In welchem Umfang hatte auch ich mich verändert? Der kleine, aus Wien importierte Leutnant war zum gestandenen Hauptmann und Abteilungsführer mutiert, der zu wissen glaubte, was Krieg ist. Ob er das wirklich wusste, blieb allerdings eine offene Frage.

An jenem Abend waren wir, das heisst ich und mein nunmehriger Adjutant, Oberleutnant Zimdars, der mit mir den «Kommandeurs-Bunker» bewohnte, bereits schlafen gegangen – das heisst, wir hatten uns völlig angekleidet auf eine Pritsche gelegt –, als das Telefon läutete. Ich hob ab. Eine merkwürdig gepresste Stimme meldete sich: «Herr Hauptmann, hier ist die Vermittlung! Der Russe ist auf dem Gefechtsstand!» – «Was? Nun machen Sie mal Punkt!» – «Doch, Herr Hauptmann. Der Funkmeister wollte eben in unseren Bunker gehen, da steht neben dem Eingang eine Gestalt und sagt: Stoi! Da ist er vor Schreck die Eingangsstufen hinuntergefallen.» Ich kann mir das Ganze noch immer nicht recht vor-

stellen. Der Vermittlungs-Bunker lag ja nur 15 bis 20 Meter von meinem Unterstand entfernt. Wir schlüpfen schnell in unsere Pelzjacken, schnallten um und, nachdem Zimdars die Artillerie-Gruppe angerufen und wir das Licht gelöscht hatten, öffnete ich leise die Bunkertür und stieg mit durchgeladener und entsicherter Pistole vorsichtig die Eingangsstufen so weit hinauf, dass ich mit dem Kopf knapp über den Bodenrand einen Überblick hatte. Der Gefechtsstand lag – soweit das in der Finsternis zu erkennen war – völlig ruhig da. Es war auch nichts zu hören. Das musste schon ein sehr vorsichtiger oder vielmehr sehr unsicherer Gegner sein, der sich in der Dunkelheit nicht recht auskannte. Sonst hätte er dem Funkmeister doch sofort eine Handgranate nachgeworfen. Der Gedanke, dass er dies auch bei unserem Bunker machen könnte, war nicht gerade sympathisch. Sollte ich auftauchende Sowjets besser hier am Eingang erwarten? Mit ihren Maschinenpistolen waren sie meiner sechsschüssigen Walther-PP aber zweifellos überlegen. Während ich noch unschlüssig war, hörte ich plötzlich ganz deutlich in der Nähe ein Wispern. Da flüsterten irgendwelche Leute miteinander, und zwar mussten sie sich hinter der Böschung zum Moor hin befinden, also etwa zehn Meter von mir entfernt. Solange sie dort blieben, wollte auch ich Frieden halten. Ich schlich wieder in den Bunker zurück, um zu fragen, ob es etwas Neues gäbe. Jawohl, auch bei der Artillerie-Gruppe und beim nahen Gefechtsstand des Grenadier-Regiments 45 wären Russen aufgetaucht. Aber man schien dort darüber nicht sehr aufgeregt zu sein. Im Übrigen wäre bereits die Regiments-Reserve, die Ski-Kompanie des GR 45, zur Säuberung des Geländes angesetzt.

Tatsächlich hörte man nach relativ kurzer Zeit auch Stimmen, aber diesmal waren das deutsche Laute, und zudem sehr kräftige. Wie bei einer Treibjagd riefen einander die einzelnen Trupps ihre Orientierungen zu. Nun waren sie auch schon hinter der Böschung. Später hörte man wohl auch noch unten im Moor Schüsse. Sehr planmässig dürfte der «Überfall» auf unsere Gefechtsstände also nicht gewesen sein, eher war es ein Zufall.

Was der Russe wirklich plante, das konnten wir dann am nächsten Vormittag in aller Deutlichkeit sehen. Da zog, mit dem Fernglas klar zu erkennen, in zwei bis drei Kilometern Entfernung in einem nicht enden wollenden Gänsemarsch russische Infanterie mitten durch das Moor nach Süden, auf Ljuban zu. Die leichte Flak, die ganz in der Nähe meines Gefechtsstandes stand, versuchte da dazwischen zu halten. Es war aber offenbar schwer, sich an das Ziel heranzutasten und die Russen nahmen davon so gut wie keine Notiz. Damit war aber auch klar, dass wir nicht mehr sehr lange auf unserer «Sandbank» würden sitzen können, auch wenn die Kämpfe in unserem Abschnitt durchaus unter unserer Kontrolle blieben.

Tatsächlich wichen wir in den nächsten Tagen, kämpfend, langsam nach Süden aus. Am 23. Jänner wurde mir zwar noch die 1. Batterie des Artillerie-Regiments 57, also eine der schweren Batterien meines Regi-

ments, zugeführt, aber der feindliche Druck auf unsere Front war nicht übermässig stark. Dafür gab es in der Feuerstellung der 9. Batterie des Artillerie-Regiments 121 einen Geschütz-Volltreffer: fünf Tote und fünf Verletzte. Gott sei Dank gab es bei meinen Batterien keine Verluste. In der Nacht vom 25. auf den 26. Jänner zogen wir uns auf Tschuskoj Bor zurück. Das knapp zehn Kilometer westlich davon gelegene Ljuban, einst eines der Befehlszentren der Wolchow-Front, brannte und hatte angeblich bereits Feindberührung. Gleichzeitig wurde ich von der Artillerie-Gruppe benachrichtigt, dass ich mit meiner Abteilung herausgezogen würde und nach Pomeranje an der Rollbahn, wo sich bisher unsere Protzen-Stellungen befunden hatten, abzurücken hätte. Kamen wir jetzt wieder zu unserem Regiment? Wo befand sich dieses überhaupt? Wieder einmal hatte ich den Eindruck, allein auf weiter Flur zu stehen, und das in einem Augenblick, in der die Front sich scheinbar aufzulösen schien, denn für den 27. Jänner abends war bereits ein weiterer Rückzug nach Süden angeordnet. Wohin, war ebenso unklar wie auch die Frage, ob hinter uns noch eigene Truppen nachfolgen würden. Das erinnerte doch stark an den Rückzug von Wolchowstroj. Doch damals war noch der gute Major Brechtel da. Jetzt musste ich den Laden schmeissen und meine Männer zurückbringen, koste es, was es wolle. Vielleicht, um mir selbst etwas Vertrauen einzuflössen, rief ich meine Offiziere und die Hauptwachtmeister zusammen, einmal um sie über die Lage – soweit wir sie eben kannten – zu orientieren, zum anderen aber auch, um sie auf das Entschiedenste zu «vergat-tern»: Strengste Marschdisziplin, niemand bleibt zurück, und niemand wird allein zurückgelassen! Wenn wir geschlossen bleiben, kann nichts geschehen. Das wäre doch gelacht, wenn wir da nicht heil herauskämen.

Tja, so einfach ist das, wenn man nicht über den Tellerrand hinaussehen kann. Und manchmal ist das auch ganz gut. Die noch bis zum Abmarsch aus Pomeranje verbleibenden Stunden benutzte ich, die Batterien noch einmal genau zu visitieren, unnötigen Ballast auszuscheiden, und da und dort auch mit den Männern zu sprechen. Sie sollten die Gewissheit haben, dass der «Alte» (d.h. ich, mit meinen knapp 26 Jahren) es schon richtig machen werde. Punkt 22 Uhr zogen wir, während die bisherigen Unterkünfte in Flammen aufgingen, auf die grosse Rollbahn hinaus zu einem Marsch ins Ungewisse.

Es herrschte eine gespenstische Stimmung. Während die Flammen unserer brennenden Unterkünfte die nähere Umgebung noch so einigermaßen erhellten, lag die grosse Rollbahn, die Leningrad mit Tschudowo verband und während der letzten Jahre eine der Hauptverkehrsadern der Front vor Leningrad gewesen war, in Dunkel gehüllt, verlassen vor uns. Führte dieser Weg ins Leere? Nach etwa anderthalb Kilometern hatten wir nach Süden auf einen Fahrweg einzuschwenken. Jedoch bevor wir diesen noch erreichten, wurden wir, ich zu Fuss an der Spitze der Abteilung, von Militärpolizei aufgehalten. Was denn los sei? Die Rollbahn sei für kurze Zeit gesperrt. Warum? Das Armeemunitionslager werde gesprengt. Die Feldgendarmen sagten das in einem Ton, als habe



sich irgendwo, dort vorne, ein kleiner Verkehrsunfall ereignet. Aber das war es eben nicht. Da jagte die Armee ihre Munitionsvorräte in die Luft, statt sie abzutransportieren. War das vorstellbar? Bevor ich mir noch die Frage beantworten konnte, erhellten in der Verlängerung der Rollbahn fahle Blitze für Sekunden die Szene, denen ein dumpfes Donnern folgte. Das war s – mit einer einladenden Geste gab der Feldgendarm uns den Weg frei.

Wir marschierten völlig ungehindert die ganze Nacht hindurch auf einem leidlich vom Schnee geräumten und auch genügend breiten Weg nach Süden. Am folgenden Tag stiessen wir jedoch auf ein unerwartetes Marschhindernis: die spanische «Blaue Division», die sich auch auf dem Rückzug befand. Aber wie! Man hatte von den spanischen Freiwilligen, der 250. Infanterie-Division, bisher sehr viel Rühmliches gehört. Besonders im Angriff seien sie hervorragend gewesen. Der Rückzug schien ihnen weniger zu liegen. Von Marschdisziplin war da keine Rede mehr. Offenbar gab es auch keine Offiziere bei diesem Haufen! Versuche von unserer Seite, ordnend einzugreifen, wurden sehr unfreundlich abgewiesen. Ja, es schien nicht ausgeschlossen, dass man sich derartigen, unerwünschten Einmischungen sogar mit der Waffe widersetzen würde. Darauf mich einzulassen, hatte ich aber keine Lust. So blieb nichts anderes übrig als unter Einhaltung eines gewissen Sicherheitsabstandes immer wieder darauf zu warten, dass sich die Kolonne vor uns in Bewegung setzen würde. Dafür überbrachte mir mein Zahlmeister, den ich zur Erkundung vorausgeschickt hatte, ein überraschendes Angebot: Die Spanier wären nicht abgeneigt, uns im Tausch gegen Alkohol eine Panzerabwehr-Kanone abzutreten. Ich lehnte dankend ab, schienen mir doch zumindest die unmittelbar vor uns Marschierenden mit Schnaps zur Genüge versorgt. Fast jeder von ihnen trug, in der zurückgeschlagenen Kapuze seiner Winteruniform, griffbereit eine Flasche. Vielleicht war dies auch die Ursache für die ständigen Marschstockungen.

Am Vormittag eines schönen Tages, es dürfte der 30. Jänner 1944 gewesen sein, stand in der Nähe des Dorf Sapolje plötzlich mein Regimentskommandeur, Oberst Henger, am Strassenrand. Weiss Gott, von wo derselbe herbeigeschneit worden war. Es war ja auch ziemlich egal. Ich war jedenfalls froh, nicht mehr, sozusagen auf eigene Faust, durch das Gelände ziehen zu müssen, und auch er freute sich, als ich ihm melden konnte, dass die II. Abteilung vollzählig und geschlossen im Anmarsch sei.

Wir erhielten unmittelbar darauf von ihm einen Einsatzbefehl. Die Abteilung hatte hart ostwärts der Rückzugsstrasse in Stellung zu gehen, um dieselbe gegen einen eventuell von Osten her vorgehenden Gegner zu sichern. Das erwies sich aber als eine überflüssige Vorsichtsmassnahme. Der Gefahrenpunkt lag weiter westlich, bei Oredesch, einem grösseren Ort, der bisher ein Versorgungsstützpunkt gewesen war und nun plötzlich zur «Frontstadt» wurde. Am Nachmittag des folgenden Tages, bei einfallender

Dämmerung, wurden meine Batterien wieder herausgezogen und sammelten auf der Rückzugsstrasse. Nach meinen Notizen wurden mir auch zwei oder drei Batterien einer Luftwaffen-Felddivision, es könnte die 12. gewesen sein, angeschlossen, mit dem Auftrag, damit nach Oredesch zu marschieren, wo wir dem Grenadier-Regiment 45 unterstellt würden. Ich selbst aber sollte, vorausfahrend, mich beim Divisionskommando, das sich zirka sechs Kilometer vor Oredesch befände, melden, um eingewiesen zu werden. Als ich dort eintraf, glich der Gefechtsstand einem aufgeschreckten Bienenstock. Es war ein Kommen und Gehen, fortgesetzt wurden Befehle erteilt und der la der Division, Oberstleutnant i. G. von Prittwitz, befand sich offensichtlich «in der Gangart der höheren Erregung», wie wir jüngere Offiziere dies etwas spöttisch zu bezeichnen pflegten. Die Lage schien freilich auch nicht ganz einfach. Nach vorliegenden Meldungen marschierte der Russe von Süden wie von Norden auf Oredesch zu, um uns ganz offenbar in die Zange zu nehmen. Zu alldem hatten Partisanen den Ort überfallen. Dabei waren auch Teile des Divisions-Stabes in Mitleidenschaft gezogen worden. Der mir bekannte Divisions-Arzt war bei diesem Überfall gefallen. Zwar war das Grenadier-Regiment 45 angeblich bereits dabei, im Ort wieder Ordnung zu schaffen. Aber ganz klar war die Lage nicht und die herrschende Nervosität daher einigermaßen begreiflich. In keiner Weise von ihr angesteckt erwies sich allerdings der Divisionskommandeur, Generalleutnant Matzky. Er war mir immer schon, seitdem ich ihn kannte, als eine hervorragende Führerpersönlichkeit erschienen und tat dies jetzt einmal mehr. Er war es, der in diesem Durcheinander völlige Ruhe bewahrte und immer deutlicher die Führung unmittelbar an sich zog, klare Aufträge erteilte und dem la eigentlich nur noch die Ausfertigung der Befehle überliess. Als ich mich bei ihm meldete, schilderte er mir kurz die Lage und liess gleichzeitig keinen Zweifel daran aufkommen, dass die Division sie meistern würde, versäumte aber auch nicht, mir zu bedeuten, dass ich mit meinen Batterien gewissermassen das artilleristische Rückgrat der Verteidigung von Oredesch bilden würde. Im Übrigen vertraue er fest auf mich und meine Abteilung. Nun, wer bekommt als junger Hauptmann schon so etwas gesagt? «Alles klar?» – «Jawohl, Herr General!» Und schon sass ich in meinem Pkw, um zusammen mit einem kleinen Vorkommando nach Oredesch zu fahren und die Stellungsräume für meine Batterien zu erkunden. Vor den im Umkreis des Ortes gemeldeten Partisanen hatte ich eigentlich keine Angst. Mit diesem «Gesindel», wie wir das damals sahen, würden wir schon fertig werden. Immerhin schien mir Vorsicht aber auch zu den soldatischen Tugenden zu zählen und so nahm ich mir von einem meiner Männer eine Maschinenpistole in den Wagen.

Es war eine klare, sogar von etwas Mondlicht erhellte Nacht, als wir knapp vor Oredesch plötzlich ein loderndes Feuer auf der Strasse erblickten. Beim Näherkommen erkannten wir, dass da ein Pkw in Flammen stand. Von seinen Insassen war nichts zu sehen. Also ganz geheuer schien es hier doch nicht zu sein.

Ich nahm meine MP ein bisschen fester in die Hand und befahl dem Fahrer, soweit es ging, zu beschleunigen. Unangefochten erreichten wir den Ortsrand von Oredesch. Die dunklen Umriss der Holzhäuser erweckten den Eindruck von Verlassenheit. Auf der Strasse war kein Mensch zu sehen. Waren ich und mein Vorkommando die einzigen Lebewesen hier? Kaum; vor mir war ja bereits das Grenadier-Regiment 45 hier eingerückt. Aber wo war es verblieben? Wo waren die Etappen-Dienststellen, die bisher hier, scheinbar recht zufrieden, gelebt hatten? Und wo war schliesslich die Einwohnerschaft verblieben? Nichts war wahrzunehmen. Rechts neben der Strasse verliefen die Gleise einer Bahn, und an denselben standen ein paar Schuppen, vielleicht war das sogar der Bahnhof. Und jenseits davon breitete sich, soweit man das erkennen konnte, freies, offenes Feld aus, durchaus geeignet, um meine Batterien hier in Stellung zu bringen.

Ich liess also halten und machte mich mit meiner Begleitung auf den Weg über die Gleise, um die Geländeverhältnisse etwas näher in Augenschein zu nehmen. Dabei natürlich immer darauf gefasst, von irgendwo versteckten Partisanen angeschossen zu werden. Doch dazu waren diese nicht mehr imstande. Vielmehr lagen über das Bahnhofsgelände verstreut, aber doch auf relativ engem Raum etwa acht bis zehn Leichen. Es waren Zivilisten, offenbar Partisanen, die anscheinend den Bahnhof zu stürmen versucht hatten. Was mir auffiel, war ihre ganz primitive Bewaffnung, mal eine Axt oder ein Messer. Wahrscheinlich waren wertvollere Feuerwaffen bereits eingesammelt worden. Der Zusammenstoss musste ausserdem schon vor einiger Zeit stattgefunden haben, denn die Toten waren bereits von einer ganz dünnen Schneeschicht bedeckt. Freilich war nicht auszuschliessen, dass sich nach dem missglückten Angriff noch einige von diesen Kerlen in der näheren Umgebung aufhielten. Der brennende Pkw vorhin an der Strasse sprach eher dafür.

Ich befahl daher, die Batterien nach dem In-Stellung-Gehen nach allen Seiten zu sichern, und fuhr dann weiter in den Ort hinein, wo sich das Bild schnell belebte. Gerade war ein Urlauber- oder Genesenen-Transport eingetroffen und wurde von Organen des Grenadier-Regiments 45 sofort zu einer Alarm-Kompanie zusammengestellt. Die armen Würstchen taten mir richtig leid: So aus dem warmen Nest, ohne eine vertraute Umgebung unmittelbar in den Einsatz gestossen zu werden ist nicht schön. Da war ich doch lieber bei einer fest gefügten Truppe, wo man sich kannte und aufeinander verlassen konnte. Aber auch sonst erschienen jetzt Menschen auf der Bühne, offensichtlich Einwohner, aber soweit dies für mich auszumachen war: nur Frauen. Wo waren die Männer? Bei der Roten Armee? Oder bei den Partisanen? Oder auch deportiert? Ein Ort voller Frauen, die freilich in ihren Wintersachen fast wie Männer aussahen.

Das Grenadier-Regiment 45 hatte den Befehl über alle in Oredesch noch befindlichen Dienststellen übernommen und damit dem bisherigen Etappenbetrieb ein frontmässiges Aussehen verliehen. Es fiel daher

auch nicht sehr schwer, am Südwestrand der Ortschaft ein halbwegs intaktes Haus zu finden, das sogar noch Rudimente einer Einrichtung aufwies, um darin meinen Gefechtsstand einzurichten. Seit Miagry, also seit dem Sommer 1942, hatte ich in Russland nicht mehr in einem richtigen Haus gewohnt. Vom Wohnzimmer im ersten Stock ging der Blick weit über das Kusselgelände nach Süden, sodass ich, sozusagen von meinem Esstisch aus, mit dem Scherenfernrohr das Gefechtsfeld überblicken konnte. Diese Kombination war für unsere damalige Lage bezeichnend. Denn während auf der einen Seite die Gefechts-tätigkeit relativ gering war, gab es gut und viel zu essen, da offenbar die früher hier liegenden Versorgungs-Dienste ihre Vorräte nicht rechtzeitig evakuieren konnten. Auch standen die Batterien so in Stellung, dass sich für die Mannschaften Unterkünfte fanden. So bestand also kein Grund zur Klage. Wie so oft, entsprach aber die momentane eigene Situation in keiner Weise der grossen operativen Lage, die als durchaus angespannt bezeichnet werden konnte. So war denn auch unseres Bleibens hier nicht lange. Nach etwa vier bis fünf Tagen wurden wir wieder herausgezogen und marschierten bei strahlendem Winterwetter, aber auch bei klirrendem Frost, weiter nach Westen.

Am 8. Februar erreichte ich mit der Abteilung im Fussmarsch Luga und übergab sie hier an Major Fink, der von seinem Kurs zurückgekommen war. Kein Geschütz, kein Fahrzeug, nichts fehlte. Ich hatte mir daher doch ein Wort der Anerkennung erwartet, aber das war nicht der Fall; die Übergabe erfolgte eher formlos. Die Abteilung wurde in Luga auf die Bahn verladen, während ich Befehl erhielt, mich beim Regiment in Novoselje, einem Ort an der Rollbahn nach Pleskau, zu melden. Mit irgendeinem Kraftfahrzeug des Regiments fuhr ich also dorthin – nicht ohne die Warnung mitbekommen zu haben, dass der Weg durch eine Partisanen-Gegend führe. Aber das war ich ja schon von Oredesch her gewöhnt, sodass mich das nicht besonders aufregte, zumal die Strasse durch verhältnismässig freies Gelände führte. Da war die Bahnlinie schon wesentlich mehr gefährdet! Tatsächlich fuhr ein Transport der II. Abteilung – wie ich später erfuhr – auf eine Mine und erlitt Verluste. Aber das lag ja bereits ausserhalb meiner Verantwortung.

Beim Regiment wurde mir eröffnet, dass ich nun wiederum meine alte 7. Batterie zu übernehmen hätte, die gerade hier ausgeladen wurde. Allem Anschein nach sollte die Division jetzt nach Norden angesetzt werden, was insofern nicht einfach war, als in der tief verschneiten Landschaft dazu überhaupt erst die Vormarschstrassen freigeschaufelt werden mussten. In Erwartung dessen gingen wir am 10. Februar hart westlich von Novoselje in Stellung, aber wohl mehr als Sicherung gegen Partisanen als gegen einen von Norden her im Anmarsch befindlichen Gegner, von dem so gut wie alle Nachrichten fehlten. Aber am Abend des 11. Februar war es dann doch so weit, dass wir nach Mogotowo (?) vorrücken konnten. Was ich dabei und am folgenden Tag, als ich die künftige Feuerstellung meiner Batterie erkundete, wahrnahm,

war deprimierend. Wir befanden uns in einer kompletten Schneewüste, in der es an jeglichen Orientierungsmöglichkeiten fehlte. Wohl, um dem nachrückenden Gegner keine Unterkunftsmöglichkeiten zu gewähren, hatte man im Vorfeld der sogenannten «Panther-Stellung», auf die wir uns ja zurückziehen sollten, eine «tote» Zone geschaffen. Sämtliche Dörfer, aber auch alle Einzelgehöfte waren «rasiert» worden. Natürlich waren auch alle Brücken zerstört. Nur hier und da verriet ein aus dem Schnee ragender Zaun, dass hier einmal ein Gehöft gestanden haben dürfte. Sonst war alles unter einer wohl 40 bis 50 Zentimeter dicken Schneedecke begraben. Spät, aber doch lernte ich nun, was «Winterkrieg» wirklich bedeutete. Seinerzeit, beim Rückzug von Wolchowstroj hatten man immer noch in Dörfer ausweichen können. Hier gab es diese Möglichkeit nicht. Der Boden war natürlich Steinhart gefroren, sodass man sich auch nicht eingraben konnte, wozu ja auch die Zeit gefehlt hätte. Die Mannschafts-Zelte boten bei minus 30 Grad selbstverständlich auch keinen Schutz. blieb als einziger Ausweg, es den Eskimos nachzumachen und sich Iglus aus Schnee zu bauen. Das funktionierte überraschend gut, denn zum Unterschied zu 1941 waren wir ja jetzt mit ausreichender Winterbekleidung versehen, sodass man, dick verummmt, dicht aneinandergedrückt und mit Decken zugedeckt, in solchen Schneehöhlen doch einigermaßen gut übernachten konnte.

Immerhin dauerte es einige Tage, bis wir uns mühsam durch den Schnee langsam nach Norden vorgekämpft hatten. So um den 15. Februar herum gingen wir dann etwa 15 bis 17 Kilometer nördlich von Novoselje in Stellung, und ich machte mich nunmehr auf, in der vorderen Linie, die von einem Bataillon des Grenadier-Regiments 24 gebildet wurde, meine B-Stelle einzurichten. Vom Gegner war, zumindest in diesem Abschnitt, nicht viel zu spüren. Man sprach davon, dass vor der Front hauptsächlich Partisanen-Verbände zu vermuten seien. Wann mit dem Auftreten regulärer Truppen zu rechnen sei, war ungewiss. So begab ich mich denn auch am 17. Februar eher unbekümmert auf die von mir schon vorher erkundete B-Stelle, die Höhe 147,2 nördlich des Dorfes Sodesno, von der aus man einen recht guten Überblick über die anscheinend völlig ausgestorbene Schneelandschaft hatte. Feindwärts dehnte sich eine wohl etwas über einen Kilometer tiefe ebene Schneefläche, hinter der das Gelände dann wieder leicht anstieg, bis zu einem Waldrand, der den Hintergrund abschloss. Hart vor demselben stand eine Holzscheune, merkwürdigerweise völlig unversehrt und, wie mir schien, auch verlassen.

Letzteres dürfte wahrscheinlich ein Irrtum gewesen sein. Und es war unglückseligerweise nicht mein einziger. Viel folgenreicher war, dass mir – übrigens in Übereinstimmung mit der benachbarten Infanterie – ein Orientierungsfehler unterlaufen war. Ich nahm meinen Standpunkt um einige Hundert Meter weiter südlich an, während er sich tatsächlich um ebendiese Distanz näher am Feind befand. Mit anderen Worten, die Distanz von meiner B-Stelle zu dem Schuppen am Waldrand war tatsächlich kleiner, als ich es

infolge der schwierigen Orientierungsmöglichkeiten im Gelände annahm. Das machte sich vorderhand aber noch nicht bemerkbar.

Meine Fernsprecher und Funker hatten sich auf der dem Feind abgekehrten Seite, etwa 20 Meter unterhalb des Scheitels der Höhe, in einer Kule eingerichtet, wie dies auch die benachbarte Infanterie tat. Das heisst, man scharfte den Schnee ein wenig heraus, legte die Vertiefung mit Zeltbahnen aus und deckte sich, soweit es ging, mit Decken zu. Auf der Höhe selbst hatten meine Leute als Beobachtungsstand eine Brustwehr aus Schnee aufgebaut, die freilich zu nichts anderem gut war, als dass man das Kartenbrett darauflegen konnte. Aber mehr schien vorderhand auch nicht nötig. Es herrschte absolute Stille ringsum und man hätte sich auf einen Truppenübungsplatz versetzt fühlen können, auf dem nun gegen irgendwelche angenommene Ziele ein Gefechtsschiessen durchgeführt werden sollte. Etwas Ähnliches plante ich auch. Mit der Infanterie waren einige Zielpunkte im Vorfeld festgelegt worden, auf die nun meine Batterie eingeschossen werden sollte. Ein solcher war auch die erwähnte Scheune am entfernten Waldrand. Das von mir geleitete Feuer lag durchaus präzise im Ziel, wobei ich allerdings vermeinte, in und um die Scheune irgendwelche Bewegungen wahrgenommen zu haben. Ich liess daher auch noch ein oder zwei Lagen dorthin abgeben und konnte feststellen, dass mit einer der letzten Granaten die Scheune plötzlich in Brand geraten war. Bald stand das ganze Gehöft in hellen Flammen, aber ohne, dass irgendeine Reaktion wahrzunehmen gewesen wäre. Ich dachte darüber nicht weiter nach, sondern wandte mich – es war schon gegen Mittag – einem Sperrfeuer-Raum zu, der unmittelbar vor meiner Höhe festgelegt worden war und auf den ich die Batterie nun auch einschossen wollte. Dazu musste ich die Rohre meiner Batterie, die etwa zwei bis drei Kilometer rechts hinter mir stand, nach links schwenken, sodass die Flugbahnen der Granaten, von rechts hinten kommend, etwa 300 Meter vor meiner B-Stelle einschlagen sollten.

Noch heute staune ich über die völlig Unkriegsmässigkeit, mit der ich mich auf der Höhe bewegte und die sich nur aus meiner Überzeugung erklärte, dass der Gegner aus dem Norden noch im Anmarsch sei und wir hier gewissermassen auf einer leeren Bühne agieren könnten. Tatsächlich aber war er, ohne dass wir es freilich merkten, schon da und durch den Brand der Scheune wohl auch irritiert worden. Aber davon hatte ich, wie gesagt, keine Ahnung, als ich nun das neue Feuerkommando für den Sperrfeuer-Raum an die Batterie durchgab. Innerhalb kürzester Zeit kam aus der Feuerstellung die Meldung: «Feuerbereit!» Ich hatte nun den auslösenden Befehl zu geben und da durchzuckte mich, für den Bruchteil einer Sekunde, der Gedanke: «Tu's nicht!» Aber was sollte der Blödsinn? Und ich befahl: «Feuer!» Mag sein, dass diese innere Warnung meines Schutzengels mich besonders hellhörig gemacht hatte, denn als mir gemeldet wurde: «Abgefeuert» und ich auch den Abschuss in der Ferne vernahm, lauschte ich ge-

spannt auf das Heranheulen der Granate. Und auf einmal wurde mir klar: Die geht nicht rechts an uns vorbei, sondern die kommt direkt auf uns zu! Ich brüllte noch nach rückwärts: «Volle Deckung!», und warf mich selbst platt zu Boden. Und schon schlug es 20 bis 30 Meter hinter mir ein. Ich liess natürlich sofort die Schiessgrundlagen in der Feuerstellung überprüfen, aber da war alles korrekt. Nun wandte ich mich um, um zu sehen, ob irgendein Schaden entstanden sei. «Jawohl!», kam die Antwort, «der Obergefreite Stars hat einen Splitter abbekommen.» Ich verliess sofort meinen Stand und eilte zu den Fernsprechern hinunter. Tatsächlich: Da lag er, offenbar von einem Splitter, einem eigenen Splitter, in die Brust getroffen. Er klagte nicht, er murmelte nur ein paar Worte, aber mir war sofort klar, dass da nicht mehr zu helfen war. Oh, lieber Gott! ... Aber zu mehr kam ich nicht, denn in diesem Augenblick erfolgte in meinem Rücken, oben auf der Höhe, ein harter, überlauter Knall, der in den Ohren schmerzte. Als ich hinaufblickte, war mein B-Stand, der Schneewall, hinter dem ich vor ein paar Minuten noch gestanden war, verschwunden, rasiert durch den einzigen Schuss einer russischen Pak, die, von mir unbemerkt, irgendwo am drüberen Waldrand in Stellung gegangen sein musste. Das war zu viel. Musste der arme Stars, einer der tüchtigsten und verlässlichsten Männer meiner Batterie, nur deshalb sterben, damit ich überlebte?

Ich geleitete den Zug, der den Toten nach rückwärts brachte, noch bis zum Fuss der Höhe, bis an den Rand einer grossen Fläche, die ich bisher für eine verschneite Wiese gehalten hatte. Tatsächlich aber war es ein zugefrorener und unter einer Schneedecke versteckter Teich, den ich weiter nördlich angenommen hatte. Und auf dieser Verknennung der Tatsachen beruhte meine falsche Geländeorientierung, und damit auch das unrichtige Feuerkommando mit seinen tragischen Folgen. Ich war fast von Sinnen. Ich rannte wieder auf die Höhe hinauf und versuchte, wenn auch etwas vorsichtiger als früher, den Standort der russischen Pak auszumachen. Natürlich vergeblich. Was sollte nun werden? Natürlich musste ich Meldung an die Abteilung über dieses Unglück und mein Verschulden machen. Würde ich nun von der Führung der Batterie abgelöst? Ja, was werden jetzt die Männer sagen? Klar: Unser Chef kann nicht einmal schiessen. Und was würde ich der Mutter über den Tod ihres Sohnes schreiben? «Gefallen für Grossdeutschland»? Eine glatte Lüge. Aber ich konnte ihr doch nicht mitteilen, dass ihr Sohn vom eigenen Batteriechef umgebracht worden war. Warum, ja warum hatte es den armen Stars und nicht mich erwischt?

Die Abteilung nahm meine Meldung mit Bedauern entgegen. Man werde wohl einen Tatbericht an das Regiment erstatten müssen, was zwangsläufig eine kriegsgerichtliche Behandlung nach sich ziehen musste. Vorläufig sollte ich mich zur Verfügung in meiner Feuerstellung aufhalten. Am Abend, als ich nahe meiner Feuerstellung umherirrte und die Sterne am Himmel immer wieder fragte: «Warum?», sah

*Rückzug auf die Panther-Stellung*

ich noch andere Sterne aufsteigen, im fernen Hinterland, aber wie an einer Perlenschnur aufgereiht: Flakfeuer! Die Sowjets flogen einen schweren Bombenangriff auf Pleskau.

Die nächsten Tage blieb ich noch in der Feuerstellung. Es gab noch Rückfragen von Seiten des Regiments, aber ich hatte den Eindruck, dass man mich so schonend wie möglich behandeln wollte. So wurde ich auch gefragt, ob ich einverstanden wäre, dass meine Angelegenheit ohne eine mündliche Einvernahme und ohne mein Erscheinen vor dem Kriegsgericht der Division verhandelt werde. Ich stimmte zu und nahm auch das Urteil ohne Einspruch zur Kenntnis, das da nach etwa 14 Tagen erging: Drei Monate Festungshaft, zur Bewährung bis Kriegsende ausgesetzt. Eine Frage blieb freilich auch, ob damit nicht auch meine vorgesehene Einberufung zur Generalstabs-Ausbildung hinfällig war. Das hing von der Entscheidung des Oberkommandos des Heeres ab. Freilich hatte ich – ohne es zu wissen – gute Fürsprecher. Schon der Divisionskommandeur, als zuständiger Gerichtsherr, setzte das ursprüngliche Kriegsgerichts-Urteil von sechs Monaten auf drei herab. Und der Kommandierende General unseres Armeekorps, das zufällig gerade von General Matzky geführt wurde, setzte sich auch sehr nachdrücklich dafür ein, dass mir durch diesen tragischen Unglücksfall kein Nachteil für meine Laufbahn entstehe. Mit meiner eigenen Schuld freilich musste ich selbst zurande kommen – und die Erinnerung daran verfolgt mich bis heute.

Inzwischen nahmen die Kämpfe auch vor unserer Front an Heftigkeit zu. Und gerade als ich bei der Abteilung beantragte, wieder nach vorne auf meine B-Stelle gehen zu dürfen, geriet die Front erheblich ins Wanken. Die B-Stelle und ein Vorgesobener Beobachter mussten ausweichen; der VB war von da an verschollen und kehrte nicht mehr zurück. Da erschien es wenig sinnvoll, sich auch noch in diesen Strudel hineinzustürzen, zumal es unter diesen Verhältnissen vernünftiger war, wenn der Chef in der Feuerstellung verblieb, um bei plötzlich wechselnden Lagen eingreifen zu können. Das wurde auch von der Abteilung gutgeheissen. Und wahrscheinlich lag das auch durchaus im Sinne meines Schutzengels, der es wohl ungern gesehen hätte, wenn er mich ein zweites Mal aus einer völlig unkalkulierbaren Situation hätte retten müssen. So weit hatte ich mich nämlich wieder gefangen, dass ich nicht mehr danach strebte, mich von einem russischen Panzer auf einem völlig freien Schneefeld überfahren zu lassen.

Ein oder zwei Tage nach dieser Krise wurde ich mit meiner Batterie herausgezogen, um endlich in der «Panther-Stellung» vor Pleskau eingesetzt zu werden. Es war ein langer Nachtmarsch, den wir bis dahin zurückzulegen hatten. Immer wieder überflogen uns russische Flieger, die Magnesiumbomben warfen. An kleinen Fallschirmen befestigt, schwebten diese Biester langsam zu Boden und erhellten dabei das Gelände fast taghell. Der Russe wollte sich offenbar vergewissern, ob wir uns bereits auf dem Rückzug befanden. Erfreulicherweise verzichtete er aber auf den Abwurf von Brisanz-Bomben. So erreichten wir



im Morgenrauen das Vorfeld von Pleskau, die erste grössere Stadt, die ich seit der Einnahme von Nowgorod zu Gesicht bekam, freilich nur aus der Ferne. Und das war nicht besonders erfreulich. Zwischen kleinen Holzhütten, aber teilweise auch auf freiem Feld standen ganz unvermittelt irgendwelche Industrieanlagen, aber auch diese in einem offenbar desolaten Zustand. Hier war das Leben seit dem Sommer 1941 zum Stillstand gekommen und seitdem sichtlich nichts mehr aufgeräumt worden. Zwischen Baumaterialien und Trümmerschutt gingen wir zu einer kurzen Rast über.

Während wir hier herumstanden und die Pferde versorgten, kam – auch zu Fuss – ein General vorbei: Generalmajor Fischer, mein ehemaliger Regimentskommandeur, nunmehr Kommandeur einer Division, die ebenfalls auf die Panther-Stellung zurückgenommen wurde. Ich meldete mich und er begrüßte mich sehr freundlich und erkundigte sich nach meinem Befinden. Ich sollte ihn erst viele Jahre nach dem Krieg wiedersehen, als er nach zehnjähriger russischer Kriegsgefangenschaft wieder nach Deutschland zurückkehrte. Aber von der Zukunft war bei diesem kurzen Zusammensein nicht die Rede. Zum Abschied wünschte er mir viel Soldatenglück und ahnte wohl kaum, wie viel ich in der letzten Zeit davon bereits gehabt hatte.

Die Panther-Stellung war, zumindest soweit es mich betraf, tatsächlich recht gut ausgebaut. Meine B-Stelle, die ich nun bezog, lag auf einer kleinen Anhöhe, von der ich weit in das Vorgelände Ausblick hatte und von der aus ich die mitunter in Marschkolonnen auf uns zumarschierenden Russen, aber auch die auf uns feuernden Salven-Geschütze recht gut einsehen konnte. Ein wenig erinnerte mich dies an Sinjawino und in meiner Naivität vermeinte ich, dass wir hier wohl nachhaltigen Widerstand leisten können. Auch die Feuerstellung war gut ausgebaut. In einer Hütte, die ganz in der Nähe stand, hatten meine Männer sogar von irgendwoher eine Badewanne installiert, sodass einem «gemütlichen» Stellungskrieg offenbar nichts mehr im Wege stand. Aber es sollte anders kommen.

Zunächst einmal erkrankte ich. Ich weiss nicht, was es war. Jedenfalls bekam ich plötzlich Fieber und fühlte mich ziemlich elend. Aber das spielt im Krieg keine besondere Rolle. Denn gerade als ich mich bei der Abteilung krank meldete, erhielt ich den Befehl, mich unverzüglich auf die B-Stelle zu begeben, aber nicht auf meine so schön ausgebaute, sondern auf eine neue, im Norden von Pleskau, da dort der Russe schon zum Angriff auf die Panther-Stellung angesetzt hatte. Während die Rohre meiner Batterie bereits in die neue Richtung schwenkten, wanderte ich wieder, von meinem Burschen begleitet, nach Norden und kam gerade zurecht, als dort die russische Vorbereitungsfeuer für einen neuen Angriff einsetzte. An sich hätte ich auch von hier aus einen guten Einblick in das Gelände gehabt, aber der Gegner, der ja genau wusste, dass wir auf diesen Höhen unsere B-Stellen haben mussten, beschoss uns mit Nebel-

Munition, die uns vollkommen die Sicht nahm. Ich sass – oder, besser gesagt, ich lag – in meinem B-Stellen-Bunker wie in einer Waschküche und konnte keine 50 Meter weit sehen. Zum Glück waren wir so gut eingespielt, dass das Regiment die Feuerleitung direkt übernahm und mit gewaltigen Feuer-Zusammenfassungen die Abwehr des Angriffs erfolgreich unterstützen konnte. Wie schon seinerzeit vor Sinjawino hatte auch diesmal die Materialschlacht einen durchaus wohltuenden Einfluss auf meine Gesundheit. Nach ein bis zwei Tagen, die Schlacht flaute inzwischen merklich ab, war auch ich wieder vollkommen hergestellt, und was für mich das Schönste war: Ich wurde wieder mit der Führung einer Abteilung betraut. Diesmal war es meine alte Mohrunger I. Abteilung, deren Kommandeur, der frühere Divisions-Adjutant, Major Schulze-Breustätt, irgendwohin versetzt worden war. Die B-Stellen und der Gefechtsstand der Abteilung befanden sich auf demselben Höhenzug, auf dem meine bisherige Batterie-B-Stelle lag. In dem vertrauten Kreis des Abteilungs-Stabes und weg von der mir in so düsterer Erinnerung verbliebenen 7. Batterie fühlte ich mich zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder richtig wohl. Dazu kam, dass die nächsten Wochen im Divisions-Abschnitt auch verhältnismässig ruhig verliefen.

Was man halt so für ruhig hält. Der Russe griff immer wieder von Norden her an und für die Infanterie war dies alles andere als eine Ruhestellung. Aber für uns bei den Artillerie-Stäben war dies nun schon fast Routinearbeit. Feuer-Zusammenfassung auf Zielpunkt X oder auf Zielpunkt Y, Sperrfeuer vor dem Abschnitt eines Bataillons, Munitionsmeldung, Lagemeldung an die vorgesetzte Dienststelle, das alles war für einen gut eingespielten Stab, wie ich ihn jetzt hatte, kein Problem. Umso mehr fallen dann Bilder aus dem Rahmen und bleiben damit in Erinnerung, die nicht zum Einmaleins des Krieges gehörten.

Da erhielt ich, irgendwann im März, den Befehl, westlich von Pleskau, am Südrand des riesigen Pleskauer Sees, im Mündungsgebiet der Welikaja, Stellungen-Erkundungen durchzuführen für den Fall, dass der Russe versuchen sollte, unseren Nordflügel über das Eis des Sees zu umgehen und uns in die Flanke zu fallen. Das Eis war zwar nicht mehr so dick, dass es hätte Panzer tragen können. Aber man hatte beobachtet, dass der Gegner mit propellergetriebenen Motorschlitten sich aufs Eis wagte. Die Möglichkeit, mit kampfkraftigen Stosstrupps in unserem Rücken zu landen, war also durchaus gegeben.

Ich fuhr an einem eher sonnigen Wintermorgen mit meinem Pkw los, überquerte die Welikaja und suchte mir dann einen Weg nach Norden, der mich möglichst nahe an das Seeufer führen sollte. Das gelang auch. Wie ein riesiges weites, weisses Meer lag der zugefrorene und verschneite Pleskauer See vor mir. Deckungslos in der Wintersonne blitzend und funkelnd. Nur am äussersten Horizont war ein Gestade zu erkennen: War es eine Insel oder eine See-Enge? Aber auch dort war durch das Glas keinerlei Verkehr zu erkennen. Nun, das wollte nicht viel sagen. Die Propellerschlitten sollten angeblich eine bedeutende Geschwindigkeit entwickeln können und auf der unabsehbaren Fläche würden sie bei Tag zwar gut zu

sehen, aber dennoch schwer zu lokalisieren sein. Und in der Nacht? Kaum abzuwehren. Unsere Sicherungen am Seeufer waren nicht sehr überzeugend. Man konnte nur hoffen, dass es nicht zu einer «Schlacht auf dem Eise» kommen würde, von der ich einmal in einem Geschichtsbuch gelesen hatte und die sich in dieser Gegend irgendwo, vor Jahrhunderten abgespielt hatte. Ich wandte mich nach diesen nicht sehr ermutigenden Feststellungen wieder dem Landesinneren zu, um mögliche Artillerie-Feststellungen zu erkunden. Unversehens fand ich mich einer mich ganz eigenartig berührenden Szene gegenüber. Auf einem flachen Hügel standen ziemlich knapp nebeneinander drei eher primitive Windmühlen. Keine «Holländer-Mühlen», wie man sie heute noch kennt, also mit einem solide aufgemauerten Turm, auf dessen Spitze sich der drehbare Kopf mit den Windmühlen-Flügeln befindet, sondern grosse hölzerne Kästen mit starr anmontierten Flügeln. Das ganze sass auf einem ziemlich dünnen Pivot, ebenfalls aus Holz. Um in Funktion zu treten, musste der ganze Kasten um diesen Drehpunkt bewegt werden, bis die Flügel parallel zur Windrichtung standen und damit ihren Antrieb erhielten. Momentan standen die Mühlen allerdings still. Es gab keinen Wind und ganz sicher auch kein Getreide, das zu mahlen gewesen wäre. Aber auf dem Abhang des Mühlenberges herrschte reges Leben. So, als gäbe es, keine zehn Kilometer entfernt, überhaupt keine Materialschlacht, tummelten sich hier fast ein Dutzend Kinder mit ihren Schlitten, dick verhummt, aber äusserst lebendig und fröhlich. Mir war, als stünde ich vor einem Bild Pieter Bruegels des Älteren, und irgendwo in der Nähe müsste ein offenes Feuer brennen, an dem sich eine heimkehrende Jagdgesellschaft erwärmte. Aber das war nicht der Fall, vielmehr war, wenn man aufmerksam lauschte, von ferne dumpfes Grollen zu vernehmen. Ich befand mich also nicht in den Niederlanden des 17. Jahrhunderts, sondern ziemlich nahe der russischen Front im Jahre 1944. Ernüchtert, ja fast etwas enttäuscht, bestieg ich wieder meinen Pkw, um dorthin zurückzukehren, wo ich hingehörte: an die Front.

Ein anderes Bild war nicht weniger bizarr, wenn auch ganz anderer Art. Etwa um dieselbe Zeit – der nahende Frühling machte sich langsam bemerkbar – hatte ich noch einmal in Pleskau zu tun. Das klingt zwar so, als ob ich dort etwa einen Einkaufsbummel absolviert hätte – doch konnte davon natürlich keine Rede sein. Pleskau war zu diesem Zeitpunkt eine tote Stadt. Wenn auch keineswegs zerstört, aber doch stark kriegsbeschädigt, wenn man so sagen kann. Leere Häuser, verödete Strassen, allerlei herumliegendes Gerümpel. Höchstens dass man hie und da auf dahineilende Soldaten traf, denn es kam ja wohl vor, dass die russische Artillerie auf die Stadt schoss. Ich weiss nicht mehr genau, was mein wirkliches Ziel gewesen war. Wahrscheinlich war es der Regiments-Gefechtsstand, der da irgendwo am Stadtrand lag, bei dem ich vorsprach. Bei der Rückfahrt beschloss ich aber, doch eine kleine Stadtbesichtigung anzuschliessen, wobei die Hauptattraktion die grosse Kirche am rechtsseitigen Welikaja-Ufer war. Irgendje-

mand hatte mich aufmerksam gemacht, dass dort ein mächtiges Fastentuch ausgestellt sei, das zu besichtigen sich lohne. Tatsächlich hatte ich fast vergessen, dass wir uns ja bereits mitten in der vorösterlichen Zeit befanden. Ich stieg also die kleine Erhöhung zur Kirche hinauf und verschaffte mir auch leicht Eingang – sei es, dass sie überhaupt offen stand oder dass mir ein Kirchendiener öffnete. So viel ich mich erinnere, ähnelte sie eigentlich nicht einer orthodoxen Kirche. Es war ein hoher, lichter und offener Raum, der allerdings auch nicht sehr viel Sehenswertes bot, ausser dem erwähnten Fastentuch, das in beachtlicher Grösse im Hintergrund aufgehängt war. Die Darstellungen darauf, wie auch die Farben sind mir nur dunkel in Erinnerung. Was mich aber vor allem faszinierte oder besser irritierte, war, dass da ein zweifellos doch sehr wertvolles Textil unbekümmert um seine mögliche Gefährdung mitten im Krieg in Gebrauch genommen wurde, weil es eben der Ritus erheischte. Ähnlich wie bei den Kindern vor den Windmühlen, nahm man auch hier den Krieg einfach nicht zur Kenntnis.

Ich verliess die Kirche und wanderte anschliessend zu Fuss noch ein wenig durch die öden Strassen. Die Sonne hatte immerhin schon so viel Kraft, dass der Schnee zu einem grossen Teil schon weggeschmolzen war. Freilich nur dort, wo sie hinreichte. An manchen Orten herrschte noch tiefer Winter, wie ich sehen konnte, als ich durch ein grösseres, offen stehendes Tor ein Gebäude betrat. Um was es sich hierbei handelte, erkannte ich erst, als ich ein wenig tiefer in dasselbe eingedrungen war. Es war das Theater. Als ich den Zuschauerraum betrat, traute ich meinen Augen nicht: Ich stand in einem Eispalast. Der Boden des Parketts war eine Eisfläche, aber auch von den Brüstungen der allerdings sehr niedrigen Logen im Parterre hingen richtige Eisteppeiche, stellenweise auch Eiszapfen herab. Was diesen Zustand herbeigeführt hatte, schien ziemlich klar. Irgendwann, jedenfalls vor längerer Zeit, war die Wasserzuleitung, die wahrscheinlich über das Dachgeschoss erfolgte, durch eine Bombe oder Granate zerstört worden. Das Wasser hatte sich daraufhin ungehindert über den Zuschauerraum ergossen und war dann sehr schnell gefroren. Da der Raum nur durch die Tür, durch die ich ihn betreten hatte, Verbindung mit der Aussenwelt hatte, war er zu einem Eiskeller umfunktioniert worden. Eine gespenstische Szene, vor allem wenn ich an die Zuschauer dachte, die sich hier einmal amüsiert haben mochten, oder an die Schauspieler, die hier aufgetreten waren. Wie lange war das her? Hatten am Ende gar noch 1941, vor den Herren des Heeresgruppen-Kommandos Nord, hier noch Vorstellungen stattgefunden? Jetzt war das Heeresgruppen-Kommando längst über alle Berge und die Bühne zugefroren. Da war ich schon lieber draussen auf meinem Gefechtsstand, inmitten einer langsam sich wieder belebenden Natur.

Wie schon gesagt, wir hatten verhältnismässig ruhige Wochen und die Aussicht auf ein halbwegs friedliches Osterfest schien nicht unbegründet. Gerüchteweise war allerdings gegen Ende März 1944 von

schweren Kämpfen südlich von Pleskau die Rede. Aber das musste ja nicht unbedingt schon wieder uns betreffen.

Es betraf uns aber doch. Es war so um den 9. April, jedenfalls unmittelbar vor dem Ostersonntag, als meine Abteilung herausgezogen und ich zum Regiments-Gefechtsstand befohlen wurde. Die Lage, die mir da geschildert wurde, war nicht gerade erfreulich. Der Gegner hatte in den vergangenen Tagen südlich von Pleskau mit weit überlegenen Kräften angegriffen und einen etwa sieben Kilometer breiten und vier Kilometer tiefen Einbruch erzielt. Momentan waren die Kämpfe etwas abgeklungen, aber mit ihrer Wiederaufnahme war unbedingt zu rechnen. Die von dem ersten Stoss getroffenen Divisionen waren dadurch stark angeschlagen und teilweise nicht mehr abwehrfähig. So musste denn wieder einmal unsere 21. Division in die Bresche springen. Für mich war dabei eine besondere Verwendung vorgesehen, die mir das angenehme Gefühl vermittelte, dass man beim Regiment, trotz meines Unglücks bei der 7. Batterie, doch nicht das Vertrauen in mich verloren hatte. Ich sollte am äussersten rechten Flügel unserer Division die Führung einer Artillerie-Gruppe übernehmen, die aus drei nicht zum Artillerie-Regiment 21 gehörenden Abteilungen bestehen sollte, also fast Regiments-Stärke hatte. Es waren dies eine leichte und eine schwere Abteilung sowie eine schwere Flak-Abteilung. Ausserdem sollte noch eine Abteilung der rechten Nachbar-Division mit mir auf Zusammenarbeit angewiesen werden. Zur Führung dieses Verbandes erhielt ich einen kleinen Stab zusammengestellt, wobei der Ordonnanzoffizier des Regiments, Leutnant Papendick, als Adjutant fungierte.

An einem Waldrand, etwa zwei Kilometer hinter der vordersten Linie und unmittelbar neben einem breiteren Waldweg, errichteten wir unseren Gefechtsstand. Er bestand nur aus ein oder zwei Zelten. Im Übrigen «amtierten» wir im Freien, allerdings durch fast mannshohes Buschwerk auch von der nächsten Umgebung abgeschirmt.

Die Führung der mir unterstellten fremden Abteilungen war für mich kein Problem. Das konnte ich wirklich. Als ich Verbindung mit der rechts benachbarten 30. Division aufnahm, meldete sich dort mein alter Neustädter Kamerad Hauptmann Langauer. Er war zur Vorbereitung auf die Generalstabs-Ausbildung zu dieser Division kommandiert worden. Die Freude, ihm zu begegnen, versetzte mir freilich insofern einen kleinen Stich, als ich dadurch erinnert wurde, dass die Vorbereitungen für die Generalstabs-Ausbildung offenbar schon angelaufen waren. Da Langauer zu meinem Jahrgang gehörte, hätte ich eigentlich auch schon zu einem höheren Stab abkommandiert sein sollen. Das hiess also nichts anderes, als dass ich wegen meiner Verurteilung offensichtlich zunächst zurückgestellt oder vielleicht gar von der Einberufung ausgeschlossen worden war. Nun, vorderhand gab es Wichtigeres zu tun.

Wir hatten insofern Glück, als der Gegner nach seinem ersten Offensivstoss, den wir erfreulicherweise «versäumt» hatten, doch so erschöpft war, dass er einige Zeit benötigte, um einen zweiten, womöglich noch härteren Stoss vorzubereiten. Wie sich nachher herausstellte, waren allein gegen die Front meiner Division sieben bis acht Schützen-Divisionen angesetzt, die zudem von starken Panzerverbänden unterstützt wurden. Aber auch wir hatten die Zeit genutzt, um uns entsprechend vorzubereiten. Daher waren wir nicht sonderlich überrascht, als am 13. April wie üblich die ersten Erkundungsvorstösse erfolgten, die offenbar dazu dienen sollten, eine weiche Stelle in unserer Front ausfindig zu machen. Es wird sich aber keine gefunden haben. Vor meinem Abschnitt lag das bewährte Grenadier-Regiment 45, mit dem ich ja schon vor dem Rückzug von Leningrad zusammengearbeitet hatte. Sein Regiments-Gefechtsstand befand sich etwa anderthalb Kilometer vor meinem, draussen auf der freien Fläche, aber dafür in einem soliden Erdbunker. Man konnte sich natürlich recht gut und wusste, dass man sich aufeinander verlassen konnte. So sahen wir denn zwar gespannt, aber keineswegs nervös dem kommenden Tag entgegen. Zwanzig Minuten vor 12 Uhr mittags setzte dann auch die russische Artillerie-Vorbereitung auf dem gesamten Divisions-Abschnitt ein, merkwürdiger Weise aber nur auf die vorderen Linien und nicht ins Hinterland, was von uns dankbar empfunden wurde. So waren denn auch alle Verbindungen mehr oder minder intakt, als der Gegner um 12 Uhr an trat. Nun brachen ganze Panzer-Rudel gegen unsere Linien vor, gefolgt von den Wellen der Infanterie. Wir bei der Artillerie-Gruppe sassen die ganze Zeit bis dahin, gleichsam wie der Jäger im Anschlag, mit dem Finger am Abzug. Ich hatte die unterstellten Abteilungen an der Hand, die Verbindung zur Nachbar-Division war vorhanden, die Batterien auf die Sperrfeuer-Räume eingerichtet. So konnte ich, als kurz nach 12 Uhr vom Grenadier-Regiment 45 der Anruf kam: «Der Russe greift auf dem gesamten Regiments-Abschnitt an!», binnen Minuten den vorbereiteten Feuerzauber auslösen. Und der war nicht von schlechten Eltern, wie man zu sagen pflegte. Zwar konnten wir damit die Panzer nicht aufhalten, wohl aber die feindliche Infanterie, die dadurch in Deckung gezwungen und damit, was entscheidend war, von den Panzern getrennt wurde. Trotz schmerzlicher Verluste hielt die eigene Infanterie in ihren Stellungen aus, wenngleich es auch da und dort zu kleineren Einbrüchen kam und einzelne Panzer über sie hinweg in unser Hinterland durchbrechen konnten. Als ich mich nach einiger Zeit beim Grenadier-Regiment 45 nach der Lage erkundigte, gab mir der Regiments-Adjutant zur Antwort, er könne mir im Moment keine Lageschilderung geben, denn der gesamte Regiments-Stab läge im Gefechtsstand-Bunker «unter den Tischen», da ein T-34 unmittelbar vor dem Bunker stehe, aber momentan wenigstens seine Chance nicht erfasst habe. Ich konnte meinem Freund, Hauptmann von Kursell, in dieser Situation nur viel Glück wünschen und hängte vorläufig auf. Bald darauf erhielt ich von meinem Regiment die Orientierung, das Korps habe die bisher noch zurückgehaltenen Tigerpanzer und Sturmgeschütze zum

Gegenangriff frei gegeben. Nun, das klang beruhigend und würde wahrscheinlich bald eine Klärung der Lage bringen. Tatsächlich hörten wir bald darauf auf dem Waldweg, der knapp hinter unserem Gefechtsstand vorbeiführte, Kettengerassel. Waren das schon unsere Sturmgeschütze? Die mussten ja sehr flott gewesen sein! Ich befahl daraufhin einem meiner Melder, der nicht gerade ein besonderes Geisteslicht war, er möge doch mal nachsehen, wer da herumrassle, zumal die Geräusche auf einmal aufgehört hatten. Nach ein paar Minuten kam dieser eher verschreckt zurück und meldete mir leise: «Herr Hauptmann, draussen auf dem Weg steht ein russischer Panzer!» Du Grosser Gott! Gegen den war ich mit allen meinen Batterien ziemlich wehrlos. Ein entschlossener Mann hätte vielleicht doch etwas gegen ihn ausrichten können, denn der Panzer war anscheinend auch etwas ratlos. Wie der Melder schilderte, war ein Mann, wahrscheinlich der Kommandant, sogar ausgestiegen und stand unschlüssig auf dem Waldweg, nur 30 bis 40 Meter von uns entfernt, und der Panzerschütze sah aus der offenen Luke heraus. Wenn mein Mann zunächst den Panzerschützen in der Luke und dann den ausgebooteten Kommandanten erledigt hätte, wäre der Fahrer in eine unangenehme Situation gekommen. Aber das war doch zu viel verlangt, und das Ergebnis wäre auch nicht absolut sicher gewesen. So spielten wir denn «scheues Kaninchen», blieben in Deckung und vernahmen zu unserer Erleichterung nach einiger Zeit wieder einsetzende Motorengeräusche, die sich langsam entfernten. Bald darauf waren dann unsere Sturmgeschütze tatsächlich zur Stelle. Nachträglich erfuhr ich, dass dieser «wild gewordene Russe», nachdem er unsere Hauptkampflinie durchbrochen hatte, eine meiner B-Stellen, die sich vor dem Wald auf einem Baum eingerichtet hatte, unter MG-Feuer nahm. Er traf zwar nicht den Beobachter, aber dieser fiel vor Schreck vom Baum herunter, was den russischen Richtschützen wohl glauben liess, er habe getroffen, worauf der Panzer weiterbrauste und nachher eben uns «besuchte». Ich weiss nicht, ob ihn die Sturmgeschütze nachher noch erwischt haben. Jedenfalls war die «Strecke» dieses Tages ganz gut: 56 feindliche Panzer wurden allein in unserem Divisions-Abschnitt erledigt. Meine Batterien lagen noch bis zum Einfall der Dämmerung im beobachteten Feuer. Am Abend war die eigene Hauptkampflinie fest in unserer Hand: ein schöner, wenn auch natürlich blutig erkaufter Erfolg.

Nachdem die Schlacht abgeklungen war, machte ich mich in der Dämmerung auf den Weg, um meine Vorgeschobenen Beobachter in der vordersten Linie zu besuchen. Auf dem freien Gelände zwischen unserem Waldrand und den vordersten Gräben, das man tagsüber wohl kaum hätte betreten können, herrschte nun reges Leben. Melder, Munitionsträger, Störungssucher und auch Männer, die Verpflegung nach vorne brachten, hasteten vorbei. Verwundete konnten endlich versorgt und zurückgeschafft werden. In der Stellung selbst standen die Männer auf der Böschung ihrer Gräben, besserten die Stellung aus, reinigten die Waffen oder genossen ganz einfach den Frühlingsabend und das Gefühl, noch einmal über-

lebt zu haben. Ich suchte mit dem Glas den Horizont ab und tatsächlich: Auch drüben beim Feind schien dasselbe Treiben zu herrschen. «Feierabend» nach der Schlacht. Man konnte die Russen ganz deutlich herumstehen sehen, aber niemand kam, hüben wie drüben, auf den Gedanken, noch einmal zur Waffe zu greifen. Für heute war's genug!

Am nächsten Tag ging es dann tatsächlich noch einmal los. Aber deutlich schwächer als am Vortag. Der Aderlass war doch zu bedeutend gewesen. Allerdings lag diesmal der Schwerpunkt der russischen Angriffe deutlich vor meinem Abschnitt. In vielen Fällen gelang es allerdings, die Angriffe noch vor Erreichen unserer HKL zusammenzuschossen. Dabei bewährte sich die mir unterstellt Flak-Abteilung ganz besonders. Dank ihrer Reichweite und der enormen Feuergeschwindigkeit waren die 8,8 cm Fliegerabwehr-Kanonen eine besonders wirksame Waffe. Zu Mittag erlebten wir, für mich zum letzten Mal, einen in drei Wellen geflogenen Stuka-Angriff gegen Ziele an der rechten Abschnitts-Grenze, der offensichtlich eine fühlbare Entlastung brachte. Wo trotz alledem vom Gegner Einbrüche in unsere Stellungen erzielt worden waren, waren sie bis zum Abend alle im Gegenstoss bereinigt.

In den folgenden Tagen verebbten dann die feindlichen Angriffe zusehends. Der Gegner hatte offenbar genug. Die «Osterschlacht» südlich von Pleskau war zu Ende. Bald darauf wurde auch meine Artillerie-Gruppe aufgelöst, ich erhielt wiederum die Führung der II. Abteilung und wurde mit ihr an den Nordrand der «Einbruchsstelle» verlegt.

Obwohl weiterhin in der Front eingesetzt, waren die folgenden Wochen, wenn ich von unserem Einsatz an der Newa im Frühling des Vorjahres absah, die angenehmsten seit Beginn des Russland-Feldzuges. Die Front war auffallend ruhig. Mein Gefechtsstand, in eine Hangböschung eingebaut, war sehr komfortabel – ich bewohnte einen geräumigen Unterstand für mich allein. Die Verpflegung war vorzüglich, nicht zuletzt infolge der riesigen Hechte, die die Männer aus der Welikaja fischten. «Fischen» war vielleicht nicht der richtige Ausdruck: Nicht ganz waidgerecht wurde eine Tellermine scharf gemacht und in den Fluss geworfen; sie liess binnen kurzer Zeit das Mittagessen in überreichlichem Ausmass an der Oberfläche erscheinen. Auch Alkohol gab es nicht zu knapp. In der Nacht schossen wir ein bisschen Störungsfeuer, aber sonst herrschte kaum Gefechtstätigkeit. Von der grossen Lage hatten wir natürlich keine Ahnung; unser Gesichtskreis war sehr beschränkt. Das kam mir so richtig zu Bewusstsein, als ich wieder einmal die Stellungen abging. Bei meiner Wanderung durch die vordersten Gräben kam ich auch an einer Stelle vorbei, an der der Kampfgraben die grosse Strasse von Pleskau nach Ostrow durchschneidet.



Er tat das ganz ungeniert. Dass die Strasse durch diesen Einschnitt unpassierbar wurde, störte nicht. Es bestand ja keine Gefahr, dass da ein Fahrzeug kommen und bei Nacht womöglich in den Graben stürzen könnte. Hier fuhr nichts mehr. Der Graben hatte jetzt absoluten Vorrang. Natürlich war dies nicht immer so gewesen. Vor fast genau drei Jahren war ich selbst noch im Beiwagen-Krad auf dieser Strasse nach Süden, in Richtung Ostrow gefahren. Und bis zur Osterschlacht vor ein paar Monaten hatte man auf dieser Strasse zumindest noch gehen können. Doch dann kam der russische Einbruch, der über die Strasse nach Westen mehrere Kilometer hinausgriff und damit hatte die Strasse als Verbindung ausgedient. Auch zu Fuss würde ich jetzt auf ihr keine 100 Meter gehen können. Ich konnte lediglich ihr entlangschauen. Und auch das nicht sehr weit, denn in etwa 200 Meter Entfernung kreuzte neuerlich ein niedriger brauner Erdwall die Strasse und begrenzte die Sicht: der russische Graben. Und selbst diese Ausschau musste sehr vorsichtig geschehen. Denn 200 Meter sind für einen Scharfschützen kein Problem. Und von dieser Sorte gab es sowohl bei den Russen wie auch bei uns eine ganze Menge. Ich glaube gehört zu haben, dass die Division sogar Abschussprämien zahlte oder Abschüsse zumindest in irgendeiner Weise honorierte. Und die Russen schoss bestimmt nicht schlechter als unsere Leute. So riskierte ich denn, indem ich mich gerade bis zur Augenhöhe aus dem Graben hob, nur einen kurzen, vorsichtigen Blick, einen Blick in die «Welt der Strasse» unmittelbar vor mir.

Es war eine ganz besondere Welt, die sich da auftat, eine Welt, die sich für gewöhnlich ja nur zu unseren Füßen abspielt und daher so gut wie unbeachtet bleibt. Jetzt hatte ich sie, gewissermassen in Grossaufnahme, unmittelbar vor mir. Die Strasse hatte aus ihrer Funktionslosigkeit die Konsequenz gezogen und begonnen, sich in den Naturzustand zurückzuverwandeln. Zwar war sie noch schwach zu erkennen; der Pflanzenwuchs auf der Strassendecke war noch nicht so stark wie auf den angrenzenden Hutweiden, aber durchaus belebt. Kleine Falter und alle möglichen Käfer und Insekten schwirrten knapp über dem Erdboden herum. Für sie gab es ja keine Verkehrsbeschränkung. Auch die Gestalt der verschiedenen Gräser konnte man aus diesem Blickwinkel genau studieren. Irgendwie fühlte ich mich an Dürers berühmtes Rasenstück erinnert. «Keine besondere Beobachtungen», meldete mir der Grabenposten, den ich ein Stück weiter auf meinem Gang passierte. Er hatte gewiss recht, aber ich hatte doch etwas gesehen, was ihm wahrscheinlich überhaupt nicht aufgefallen war: eine Welt des Friedens, wenn auch nur im kleinsten Massstab. Aber es gab sie. Darüber hatte ich ganz vergessen, dass an jenem Morgen, gerade als ich mich zu meinen Inspektionsgang fertigmachen wollte, es einen gewaltigen «Pumperer» unmittelbar vor meinem Bunker gegeben hatte. Als ich nach der Ursache Ausschau hielt, sah ich in etwa 15 bis 20 Metern Entfernung vor meiner «Wohnung» einen mittelgrossen Krater. Ein russischer Flieger hatte im Vorbeifliegen noch schnell eine Bombe nach uns geworfen.

*Rückzug auf die Panther-Stellung*

Das war, nachträglich besehen, so etwas wie ein Abschiedsgruss. Denn kurze Zeit darauf, anlässlich eines kleinen Festes auf dem Regiments-Gefechtsstand, nahm mich mein Kommandeur, Oberst Henger, zur Seite und eröffnete mir, dass meine Einberufung zur Generalstabs-Ausbildung eingetroffen sei. Also doch! Ein paar Tage später packte ich meine Sachen, meldete mich von meinem Regiment, dem ich beinahe durch sechs Jahre angehört hatte, ab und fuhr, begleitet von meinem treuen Burschen, dem Gefreiten Gulz, zum Endpunkt der Bahn, der sich westlich von Pleskau, schon auf estnischem Boden befand, um dort den Fronturlauber-Zug nach Wien zu besteigen. Denn mir waren, vor Antritt des neuen Kommandos, ein paar Tage Urlaub gewährt worden. So glücklich ich war, so fiel mir doch der Abschied von der alten Division schwer, zumal ich nicht ahnte, welch schwerem Schicksal sie in den nächsten Wochen und Monaten entgegenging. Wieder einmal hatte es der Himmel gut mit mir gemeint.

Übrigens: Mein Freund Langauer, mit dem ich während der Schlacht südlich von Pleskau in Verbindung stand und damals heimlich beneidete, dass er bereits zur Generalstabs-Vorausbildung zum Stab der 30. Division versetzt worden war, kam niemals an die Kriegsakademie. Bereits wenige Monate nach meinem Abgang von der Division ist er in den schweren Kämpfen, die damals begannen, gefallen.

## Billardspiel der Vorsehung

Es war meiner Erinnerung nach einer der letzten Maitage 1944, als ich nach Absolvierung der üblichen tagelangen Reise bei strahlendem Frühlingswetter in Wien eintraf. Seit den Augusttagen des Vorjahres, als ich das letzte Mal auf dem Platz vor dem Nordbahnhof gewesen war, hatte sich hier anscheinend nicht viel verändert. Ich winkte mir ein Holzgas-Taxi heran und fuhr damit zum Parkring, mir im Voraus das Erstaunen meiner Eltern über mein plötzliches Auftauchen ausmalend. Dasselbe war auch unbeschreiblich, als ich unangemeldet durch die Tapentür in das Rote Zimmer trat. Aber auch ich war überrascht. Es war um die Mittagszeit und die Familie sass, wie ich angenommen hatte, bereits bei Tisch, aber zahlreicher, als ich es vermutet hatte.

Ausser meinen Eltern war noch Tante Marianne, die Schwester meines Vaters, da, dann meine Schwägerin, im hochschwangeren Zustand, und schliesslich, für mich gänzlich unerwartet, auch mein Bruder Max, den ich irgendwo an der Ostfront vermutet hatte. Die für Sekunden aufkommende Befürchtung meiner Eltern, mein Erscheinen könne mit irgendeiner Unerfreulichkeit Zusammenhängen, verflog augenblicklich, als ich verkündete, ich sei zur Generalstabs-Ausbildung kommandiert und hätte vor Beginn derselben ein paar Tage Urlaub, ich glaube eine Woche, bewilligt bekommen. Sogleich kam aber auch wieder etwas Wehmut auf, denn dieses Mittagessen war gewissermassen das Abschiedessen für meinen Bruder, dessen Fronturlaub abgelaufen war und der daher am morgigen Tag abreisen musste. Daran war scheinbar nichts zu ändern, denn eine selbstständige Urlaubsverlängerung kam natürlich nicht infrage. Und wir waren alle mehr oder minder bereit, diese eher unglückliche Fügung hinzunehmen – bis auf meine Tante. Diese, Witwe nach dem vor bald zwei Jahrzehnten verstorbenen k.u.k. Vizeadmiral Maximus Ferdinand Baron Hauser, war eine zweifellos höchst ungewöhnliche Frau und wegen ihrer Penetranz und der damit verbundenen Durchschlagsfähigkeit bei Behörden wie auch von der eigenen Familie ein wenig gefürchtet. Sie erklärte sofort, sie würde die Sache in die Hand nehmen, wenn wir Soldaten, das heisst mein Bruder und ich, dazu nicht imstande wären. Etwas beschämt und kleinlaut mussten wir das eingestehen und Tante Marianne schritt sofort mit der ihr eigenen Energie zur Tat. In der Überzeugung, dass Umwege nur Zeitverlust bedeuteten, begab sie sich von unserer Wohnung direkt zu dem nicht weit

davon, am Stubenring, befindlichen Stellvertretenden Generalkommando des Wehrkreises XVII. Dort bahnte sie sich den Weg an Wachen, Portieren, Vorzimmerdamen und ähnlichen Hindernissen vorbei bis in das Vorzimmer des Kommandierenden Generals, wo sie den Wunsch äusserte, sie, eine Admiralswitwe, müsse dringend den General sprechen. Der Herr General sei gerade bei einer Besprechung? Nun gut, dann möge man ihn eben herausbitten. Es werde nicht lange dauern. Tante Marianne pflegte in solchen Momenten die Haltung einer liebenswürdigen, aber distanzierten Erzherzogin einzunehmen. Mit Erfolg! Nach etwa einer Stunde kehrte sie mit der grundsätzlichen Genehmigung einer dreitägigen Urlaubsverlängerung für meinen Bruder zurück.

Nun galt es nur noch beim Stadtkommando in der Universitätsstrasse die formelle schriftliche Bestätigung dafür einzuholen. Wir begaben uns also noch am Nachmittag zu dritt dorthin. Tante Marianne verriet viel später, dass dies einer der schönsten Momente in ihrem Leben gewesen sei, denn – so meinte sie – wie sie so flankiert von einem Offizier und einem Unteroffizier dahin gegangen sei, hätten die Leute doch vielleicht glauben können, sie, deren Ehe leider kinderlos geblieben war, ginge hier mit ihren Söhnen! Die Formalitäten im Stadtkommando waren schnell erledigt, da ich dort zufällig wieder auf einen Neustädter Jahrgangskameraden stiess, den mir von damals her sehr befreundeten Hauptmann Alfred Huth, der mir bereitwillig alle Wege öffnete. Wer konnte ahnen, dass dieser reizende, immer fröhliche und äusserst kameradschaftliche Offizier nicht einmal ein Jahr später, während der Schlacht um Wien (an eine solche auch nur zu denken, wäre uns im Mai 1944 geradezu unvorstellbar erschienen) aufgrund eines Schnellgerichtsurteils am Floridsdorfer Spitz an einem Laternenpfahl aufgehängt werden würde. Gottlob lag dies damals alles noch im Dunkeln und so verabschiedeten wir uns auf das Herzlichste und wünschten einander alles Gute für die Zukunft, die der arme Huth wahrscheinlich damals schon weniger optimistisch einschätzte als ich, der ich ja immer nur das Nächstliegende im Auge hatte und für den daher der Himmel voller Geigen hing.

Aber auch mein Bruder dürfte die Lage, zumindest soweit sie unsere Familie betraf, weniger rosig eingeschätzt haben als ich, denn er gab vor seiner Abreise an die Front meiner Schwägerin noch die Weisung, sich sofort nach der Geburt ihres Kindes, die für August in Aussicht stand, nach Aldrans in Tirol zu begeben und von dort nicht mehr nach Wien zurückzukehren, da sich die Fliegeralarme nun beträchtlich steigerten. Ich hingegen nahm auch diese Gefahr, «fronterfahren» wie ich mich fühlte, und – da im Osten eingesetzt – ahnungslos hinsichtlich der Wucht und des Ausmasses amerikanischer Fliegerangriffe, noch eher auf die leichte Schulter. Bedeutsam erschien mir hingegen die Anfang Juni durch den Rundfunk verbreitete Nachricht, dass die lange erwartete Invasion der Westalliierten in Nordfrankreich begonnen habe. Ich nahm diese Nachricht sogar mit einer gewissen Erleichterung auf, denn so

viel war mir klar, dass damit die Kriegsentscheidung angebahnt war. Dass die Landung abgeschlagen würde, stand für mich ausser Frage. Immerhin hatte man ja jahrelang Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten. Der viel gerühmte «Atlantikwall» würde gewiss seine Schuldigkeit tun und damit hätte man nun endlich auch freiere Hand gegenüber dem Osten.

Der Urlaub verging wie im Flug und der Abreisetag rückte unaufhaltsam heran. Meine neue Bestimmung, als erste Etappe der Generalstabs-Ausbildung, sah vor, dass ich mich beim Stab der 10. Panzergrenadier-Division als «Führungsgehilfe» oder «Schlieffen-Pimpf», wie diese Verwendung im Armee-Jargon in Anspielung auf den einstigen deutschen Generalstabschef Generalfeldmarschall Alfred Graf von Schlieffen lautete, zu melden hatte. Die Division war irgendwo in Bessarabien, also im Süden der Ostfront, eingesetzt. Eine nähere Einweisung sollte in Kischinew (heute Chişinău in der Republik Moldawien), der Hauptstadt Bessarabiens, erfolgen. Es war eine Ironie des Schicksals, die mir freilich nicht sofort bewusst war, dass es sich bei der 10. Division um die Regensburger Division handelte, eine der Divisionen also, die im März 1938 in Wien einmarschiert waren. Ich hätte mir damals nicht träumen lassen, fünf Jahre später deren Divisions-Stab anzugehören. Inzwischen war diese Division allerdings, 1943, in eine Panzergrenadier-Division umgerüstet worden. Allein die Tatsache, damit zum ersten Mal bei einem motorisierten Verband eingeteilt zu sein, war für mich bedeutungsvoll.

Die Abreise gestaltete sich schwierig, denn der Andrang zu den Militärzügen nach dem Südosten war offenbar ein gewaltiger, sodass mein erster Versuch, am Ostbahnhof den Zug zu besteigen, daran scheiterte, dass es unmöglich war, überhaupt an den Zug heranzukommen. Unverrichteter Dinge kehrte ich nach Hause zurück. Erst der zweite, wenn nicht sogar der dritte Versuch gelang. Als der Zug auf der Ostbahnbrücke die Donau überquerte, bot sich mir, wie schon einmal, ein ziemlich paradoxes Bild: Auf der Donau beziehungsweise einem ihrer Nebenarme vergnügten sich junge Leute in kleinen Ruderbooten und winkten fröhlich zu uns herauf, während im Hintergrund, im Norden von Wien, dunkle Rauchsäulen aufstiegen, die von einem, allerdings scheinbar eher leichten Fliegerangriff Zeugnis ablegten, der kurz vorher stattgefunden hatte. Hatte man sich bereits so sehr an den Kriegsalltag gewöhnt oder lebte man in der Überzeugung, dass die Stadt selbst nicht angegriffen werden würde? Ich weiss es nicht und sehr schnell wurden diese Eindrücke durch andere, neue, überlagert.

Zwei Tage lang, von oft stundenlangen Aufenthalten auf irgendwelchen Rangierbahnhöfen unterbrochen, quälte sich der Zug über Budapest, dann durch die ungarische Tiefebene, weiter über Arad in Rumänien und durch die Walachei, seinem Ziel entgegen. Am späten Abend rollte er dann über eine gewaltige Donaubrücke und blieb bald darauf, wieder zwischen Rangiergleisen, stehen. Endstation: Galatz (Galati) in

Rumänien, am Beginn des Donaudeltas gelegen, schon nahe dem Schwarzen Meer. In der Finsternis mühsam durch die Bahnanlage stolpernd, mein Gepäck hinter mir her schleifend, erreichte ich mit ein paar Offizieren eine nahe gelegene Massenunterkunft, die aber für unseren Zweck ausreichte, nämlich uns für ein paar Stunden Ruhe zu gewähren.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich diese Ruhe wirklich gefunden habe. Irgendwie unterschied sich diese Reise an die Front doch von allen bisherigen. Nicht allein dadurch, dass ich eine mir bisher völlig unbekannte Landschaft durchquert hatte. Mir war, als hätte sich um mich herum auch die Topografie des Krieges, die Kriegslandschaft verändert. Ich kam mir völlig verloren vor, weil mir jeglicher Bezugspunkt fehlte. Bisher hatte ich mich bei der Überwindung des tiefen Grabens, der ja zwangsläufig zwischen dem Abschied von der Heimat und der Rückkehr an die Front zu überwinden ist, stets damit zurechtgefunden, dass in dem Augenblick, in dem mich die Heimat losliess, ich bereits nach einem anderen Festpunkt greifen konnte, und das war meine Division, eine mir vertraute Grösse, die ausserdem durch lange Zeit in einem mir bekannten Raum lag. Wo immer die Division auch eingesetzt war, mochte das nun am Wolchow oder bei Sinjawino, am Pogostje-Kessel oder bei Kirischi gewesen sein, immer stand mir dabei ein vertrautes Bild vor Augen. Von all dem war hier keine Rede. Von dem Land, in dem ich mich nun befand, wusste ich gerade so viel, wie ich «Stielers Handatlas» hatte entnehmen können. Keine Ahnung, wo die Front verlief. Auch die 10. Panzergrenadier-Division war eine mir unbekannte Grösse; ihr derzeitiger Einsatzort unbekannt. Ja, selbst der Kriegsalltag schien hier ein völlig anderer zu sein. Das wurde mir aber erst so richtig am nächsten Tag bewusst, als ich am Vormittag, nunmehr vom eigentlichen Bahnhof aus, meine Reise fortsetzte.

Ähnlich wie in Wien wartete auch hier eine grosse Menschenmenge auf den Zug, der von irgendwoher kommen sollte, jedoch waren Militär und Zivil bunt gemischt. Ein Bahnhofs-Offizier, der die Menge musterte, entdeckte, dass ich offenbar unter den Reisenden der ranghöchste Offizier war und betraute mich mit dem Amt eines Zugs-Kommandanten. Über die damit verbundenen Obliegenheiten liess er sich nicht näher aus, verriet mir aber wenigstens, dass an der Spitze des Zuges ein eigenes Coupé für den Zugs-Kommandanten vorgesehen sei. Das war beruhigend, denn der nun bald herandampfende Zug liess bereits rein äusserlich erkennen, dass er ziemlich besetzt sei. Selbst auf den Waggondächern hatten Mitreisende Platz genommen. Das schien aber niemanden ernstlich zu stören. Auch ich beschloss, nicht als Störenfried aufzutreten und weniger meine Pflichten als die Vorteile meines Amtes wahrzunehmen. Recht angenehm in meinem Privat-Abteil untergebracht, liess ich die Dinge an mich herankommen und mehr wurde von mir offenbar auch nicht erwartet. Nachdem alles einwaggoniert war, setzte sich der Zug in Bewegung und prustete, ungeheure Dampfwolken ausstossend, durch eine offene, leicht gewellte und anscheinend nur

spärlich besiedelte Landschaft. Von Zeit zu Zeit wurde angehalten, wohl auch, um die Lokomotive mit Wasser zu versorgen. Der Tag neigte sich bereits dem Abend zu, als auf einer nicht besonders signifikanten Station ein grösserer Halt eintrat. Auf meine Frage nach dem Grund des Aufenthaltes erhielt ich die überraschende Mitteilung, der Lokomotivführer wolle nicht weiterfahren, da er fände, für heute wäre es genug. Nun musste ich doch meines Amtes walten. Ich erinnere mich nicht mehr an die näheren Einzelheiten, jedenfalls gelang es, wenn auch mit erheblichen Verzögerungen, das Gefährt wieder in Gang zu bringen, sodass wir am nächsten Morgen glücklich Kischinew erreichten.

Ich habe die allerdings nur sehr vage Erinnerung an eine ganz hübsche und auch nicht sonderlich zerstörte Stadt, bei der mir aber auffiel, dass sie so gut wie menschenleer war. War die Zivilbevölkerung evakuiert worden? Aber das konnte kaum der Fall sein, denn es waren ja eine ganze Menge Leute mit mir angekommen. Vor allem sah man keinen Soldaten in den Strassen. Herrschte am Ende gar Fliegeralarm? Des Rätsels Lösung war bald gefunden. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Südukraine, Generaloberst Ferdinand Schörner, hatte seinen Besuch angekündigt und vom General bis herunter zum letzten Mann wusste man, was man dabei von diesem exzentrischen Befehlshaber zu erwarten hatte. Da ging man lieber gleich «in volle Deckung». Mich ging dies freilich nichts an. Vielmehr nahm ich Verbindung mit der 10. Panzergrenadier-Division auf und erhielt die Weisung, zu warten, bis mich der Zweite Generalstabsoffizier (der Ib, d.h. der Leiter der Versorgungs-Abteilung) der Division, ein Major i. G. Altmayer, der zufällig in Kischinew zu tun habe, abholen würde.

Das klappte auch und nach einer Fahrt von etwa einer halben Stunde erreichten wir den Gefechtsstand der Division, deren Führungs-Abteilung (Ia, Ic) in einem eher lichten Laubwald recht manöverbässig untergebracht war. Der Ia bewohnte einen als Befehlsstand eingerichteten Autobus, der Ic hauste ziemlich dicht daneben in einem Zelt. Der Grund für diese behelfsmässige Einrichtung war, dass die Division als Heeresgruppen-Reserve etwa 15 Kilometer hinter der Front bereitgestellt war und darauf gefasst sein musste, im Bedarfsfall schnell verlegt zu werden. Divisionskommandeur war Generalleutnant August Schmidt, ein Bayer. Bajuware von echtem Schrot und Korn, den man sich sehr gut auf dem Oktoberfest vorstellen konnte, also eigentlich nicht der militärische Typ, der mir zusagte. Er wohnte, abgesetzt vom Divisions-Gefechtsstand, in einem kleinen Häuschen und ich traf ihn eigentlich nur beim Mittagessen, das die Herren des Stabes gemeinsam einnahmen. Meine eigentliche «Bezugsperson» war der Erste Generalstabsoffizier, der Ia, Oberstleutnant i. G. Karl Ernst de Maizière, ein Mann, der mich vom ersten Augenblick sehr beeindruckte. Mittelgross, von eher zarter Gestalt, Brillenträger, eher der Typ eines Gelehrten in Uniform, strahlte er dennoch eine Ruhe und zugleich Autorität aus, die einem das Gefühl

gab, unter einem solchen Führer könne nichts schiefgehen! Ich wusste damals noch nicht, dass wir beide schon einmal ziemlich nahe zusammen gewesen waren. Er war nämlich, als ich im Herbst 1941 mit meiner Abteilung der 18. Infanterie-Division (mot.) unterstellt gewesen war, damals noch als Hauptmann, Zweiter Generalstabsoffizier (Ib) bei deren Divisions-Stab und damit auch für die Versorgung meiner Abteilung zuständig gewesen. Und noch weniger ahnte ich, dass dieser mein neuer Vorgesetzter Jahrzehnte später Generalinspekteur der inzwischen neu erstandenen Bundeswehr sein würde und als «Vater der Inneren Führung» gelten sollte.

Der Ic (Feindnachrichtenbearbeiter) war ein Reserveoffizier, Rittmeister Rupert Fürst Castell-Rüdenhausen, ein sehr umgänglicher und liebenswürdiger Herr Mitte dreissig, der leider nur wenige Wochen später, als die von ihm wohl vorausgesehene russische Grossoffensive gegen Bessarabien begann, derselben zum Opfer fiel.

Zur Ia-Abteilung gehörten noch zwei Offiziere, jüngere Hauptleute, als Ordonnanzoffiziere. Ich, sozusagen als «fünftes Rad am Wagen», wurde von ihnen freundlich, aber – wie man in der Reitersprache sagt – zunächst mit etwas «zurückgelegten Ohren» empfangen. Ich war nämlich nicht der erste und nicht der einzige Österreicher im Divisions-Stab und das war, wie ich bald merkte, nicht gerade eine Empfehlung. Vor mir hatte der mir von der Militärakademie her bekannte Nicki Chorinsky, auch als «Schlieffen-Pimpf», hier gedient und dies – soviel ich aus Andeutungen schliessen konnte – nicht unbedingt mit Erfolg. Obwohl ich nicht zugab, Nicki zu kennen, konnte ich nicht herausfinden, was man ihm eigentlich vorwarf. Vielleicht hatte er den österreichischen Grafen zu sehr herausgekehrt. Mangel an Wissen kann es kaum gewesen sein. Das traf schon eher für einen zweiten Österreicher zu, der gleichzeitig mit mir beim Divisions-Stab eingeteilt war. Auch er war ein Neustädter und Jahrgangskamerad von Chorinsky, das heisst, also etwa zwei Jahre älter als ich. Er befand sich allerdings nicht in der Generalstabs-Ausbildung; sondern in der Einschulung als Höherer Adjutant und war daher dem Divisions-Adjutanten zugeteilt. Die Hauptfähigkeiten von «Robi» Banko, einer Seele von Mensch, lagen allerdings wohl weniger auf dem Gebiet des Personalwesens als in der Kenntnis des Bridge-Spiels. Zudem fand er alle Leute in seiner Umgebung «grässlich», wenn nicht gar «schauerlich», was natürlich kein gutes Startkapital war. So gerne ich ihn hatte (und unsere Freundschaft hat den Krieg lang überdauert), so legte ich doch Wert darauf, nicht automatisch in jenes negative Österreicher-Bild eingeordnet zu werden, auf das ich ja schon vor Kriegsbeginn, bald nach dem «Anschluss», in Ostpreussen gestossen war, und das sich anscheinend auch hier innerhalb des Divisions-Stabes gebildet hatte.

Natürlich war das auch für mich eine völlig neue Welt. Nicht nur der Kriegsschauplatz, auch der militärische Stil war hier ein anderer, als ich dies gewöhnt war. Die beiden jüngeren Ordonnanzoffiziere



fühlten sich naturgemäss als die «alten Hasen», bei denen der ‚Schlieffen-Pimpf‘ etwas lernen und ihnen ausserdem einen Teil ihrer Arbeit abnehmen konnte. Ich habe das vorbehaltlos akzeptiert, denn das war ja der Sinn meiner Kommandierung. Zudem habe ich auch tatsächlich dabei etwas gelernt, und zu arbeiten war ich ja gewohnt. Ein in den Gesprächen immer wiederkehrendes Thema war das «Unternehmen Zitadelle», das heisst die grosse Panzerschlacht bei Kursk im Juli 1943, an der die Division teilgenommen hatte und von der ich, als «weltfremder Nordfrontler», natürlich keine Ahnung hatte. Erst nach einiger Zeit erfasste ich, dass es sich dabei um eine Schlacht gewaltigen Ausmasses, um die letzte grosse deutsche Offensive an der Ostfront, gehandelt hat, um die Schlacht im Kursker Bogen, die erfolglos verlaufen war. So wenig wusste ich vom tatsächlichen Kriegsverlauf selbst an der Ostfront!

Wie ich das von früher her gewohnt war, führte ich auch hier wiederum – für mich – eine «persönliche» Lagenkarte. Die 6. Armee, zu der auch wir gehörten, hatte nach dem letzten grossen Rückzug der Südfront an der Grenze Bessarabiens, im wesentlich im Verlauf des Dnjestr (Dnister), Stellung bezogen. Zu ihrem Verband gehörte auch die eine oder andere rumänische Division, die hier eingesetzt war. Als Reserve hinter der ausgedehnten Front der Armee, die von der Schwarzmeer-Küste bis in den Raum von Jassy (Iași) reichte, stand einzig und allein unsere 10. Panzergrenadier-Division. Das war nicht viel im Vergleich zu den auf sowjetischer Seite eingesetzten Verbänden, die sich ausserdem – soweit ich dies anhand der einlangenden Meldungen feststellen konnte – ständig vermehrten. Was geschah, wenn diese Lawine eines Tages zum Angriff an trat? Irgendwann in den folgenden Wochen wurde Oberstleutnant de Maizière zu Lagebesprechungen bei einem hohen Kommando-Stab abberufen. Er hatte früher lange im Oberkommando des Heeres Verwendung gefunden und hatte daher offenbar bis in die Führungsspitze hinauf gute Verbindungen. Als er zurückkam, hörte ich einmal gesprächsweise die Bemerkung: Sollte der Russe hier an der Dnjestr-Front einmal durchbrechen, dann wäre der ganze Balkan nicht mehr zu halten. Und auf meiner privaten Lagenkarte zeichnete sich der sowjetische Aufmarsch immer deutlicher ab.

Aber noch war es ja nicht so weit. Wohl zur Schulung der in der Front eingesetzten Kommandeure, auch jener der verbündeten Rumänen, ordnete das Armeekorps 6, das übrigens von April bis Juli 1944 ein Österreicher, General Maximilian de Angelis, befehligte, eine Schauübung an. Gezeigt werden sollte der Angriff einer gepanzerten Kampfgruppe, wobei die Übungstruppe durch die 10. Panzergrenadier-Division gestellt wurde. Mit den Vorbereitungen dazu hatte ich nicht viel zu tun, jedoch wurde mir dann der Auftrag zuteil, den Kommandeur einer rumänischen Division von seinem Gefechtsstand abzuholen und zu der Übung zu begleiten.

Ich fuhr also am Übungstag im Morgengrauen mit einem Pkw ab, traf pünktlich bei den Rumänen ein, wurde dort mit einem schwarzen Kaffee gelabt – dem besten, den ich in meinem Leben getrunken habe;

er war mit viel Cognac versetzt – und verlud meinen General im Fond des Wagens, setzte mich neben den Fahrer und los ging es. Wir hatten dabei zunächst das Hinterland der rumänischen Division zu durchqueren, wobei wir, der «Strasse» wegen sehr langsam fahrend, natürlich immer wieder Soldaten dieser Division begegneten. Wir waren gerade dabei, wieder eine von diesen armseligen Gestalten zu passieren, als ich hinter mir ein wütendes Gebrüll vernahm. Mich umdrehend, sehe ich meinen General, weit über die Bordwand des Wagens hängend, mit einer Reitpeitsche, die er offenbar stets bei sich trug, auf diesen Soldaten einschlagen, um sich sodann befriedigt wieder in den Sitz zurücksinken zu lassen. Ich weiss nicht, was meinem Fahrgast so missfallen hatte und erhielt auch keinen Kommentar zu diesem Exempel rumänischer Menschenführung.

Ohne weitere Zwischenfälle erreichten wir den «Feldherrnhügel», von dem aus die Übung besichtigt werden sollte und wo es, angefangen vom Armee-Oberbefehlshaber, vor Generalen und hohen Stabsoffizieren nur so wimmelte. Die Übung selbst verlief so planmässig wie eine Übung ohne Feindeinwirkung nur verlaufen kann, also bilderbuchartig, aber für mich, der ich die Kampfweise motorisierter Verbände nicht kannte, doch sehr eindrucksvoll. Nach der «Manöverkritik» begrüsst man einander noch – und da geschah das Wunder: Auf einmal stand ich vor «meinem» Oberst, vor Oberst Brechtel! Wir sanken uns – soweit es die militärische Form zuliess – aus Wiedersehensfreude fast in die Arme! Brechtel war seit einiger Zeit mit der Führung einer Division betraut, die in der Front, an einer Dnjestr-Schlinge, eingesetzt war. Wir hatten einander ja seit einem Jahr nicht mehr gesehen und so war des Erzählens buchstäblich kein Ende, sodass Brechtel bei de Maiziere, der natürlich auch anwesend war, anfragte, ob er mich nicht für zwei Tage zu seinem Gefechtsstand mitnehmen könnte. Das wurde bewilligt, und ich verlebte im Kreise eines wirklich reizenden Divisions-Stabes (die Nummer habe ich vergessen), dem ich als Brechtels geistiger Stiefsohn vorgestellt wurde, zwei wirklich schöne und unterhaltsame Tage. Ihr Höhepunkt war eine richtige Vorstellung, eine Art Variete, durch eine russisch-ukrainische (?) Künstlergruppe, angeblich aus Kiew stammend, die sich dem deutschen Rückzug angeschlossen hatte und nun auf ihre Weise Truppenbetreuung betrieb. Ich weiss nicht, ob das alles wirklich stimmte, was mir da erzählt wurde, aber amüsant war es auf jeden Fall, amüsanter jedenfalls als das Studium der Lagenkarten. Brechtel selbst war in bester Stimmung. Die Betrauung mit der Führung einer Division war ein sicheres Anzeichen dafür, dass seine Beförderung zum General unmittelbar bevorstehen musste. Und ganz zweifellos hätte er es auch voll verdient. Es kam jedoch nicht mehr dazu, was wiederum mit dem Bild auf der Lagenkarte Zusammenhängen sollte. Als wir uns trennten, ahnte keiner von uns, dass meinem Obersten statt der Generalsstreifen mindestens vier bis fünf Jahre russischer Kriegsgefangenschaft unmittelbar bevorstanden.

In mein «Waldlager» zurückgekehrt, verlief der Dienst in gewohnter Weise, bis eines Abends, es war der 20. Juli 1944, durch den Rundfunk die für uns geradezu unfassbare Meldung kam, dass im Führer-Hauptquartier ein Bombenattentat auf Hitler stattgefunden hätte, das dieser jedoch überlebt habe. Der Attentäter wäre der Generalstabs-Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg gewesen. Ich war zutiefst betroffen. Nicht etwa, weil ich für Hitler eine besondere Verehrung gehabt hätte. Aber zum einen glaubte ich damals – zu Unrecht –, dass er als einziger imstande wäre, die doch sehr bedenkliche Kriegslage noch einigermaßen in den Griff zu bekommen (wie und womit er das tun hätte sollen, hätte ich freilich nicht sagen können). Zum anderen, weil es für mich undenkbar war, dass die eigenen Offiziere einen Mordanschlag auf ihren obersten Befehlshaber ausführten. Das hatte es seit Wallensteins Zeiten vor über drei Jahrhunderten nicht mehr gegeben. Diese Ansicht äusserte ich auch, als wir, das heisst die beiden Ordonnanzoffiziere und ich, mit Oberstleutnant de Maizière vor unserem Befehlsbus an einem Tisch sassen. Die beiden jüngeren Offiziere schienen dieser meiner Auffassung auch zuzustimmen, während de Maizière nach einer Gesprächspause, gewissermassen laut denkend, meinte: Wenn man Graf Stauffenberg gekannt habe – und er, de Maizière, hatte lange Zeit mit ihm «Tür an Tür» gearbeitet – dann müsse man mit seinem Urteil vorsichtiger sein. Dann müsse hier etwas vorliegen, was man nicht sofort übersehen könne. Eine an sich erstaunliche Feststellung und doch unanfechtbar. Sie besagte ja nicht mehr, als dass ein angehender Generalstabsoffizier nicht über etwas urteilen sollte, bevor er den Sachverhalt klar übersehen konnte. Das Risiko, dass einer von uns diese Bemerkung «politisch» auslegen, also als indirekte Zustimmung zu dem Attentat auffassen könnte, nahm er offenbar in der Gewissheit auf sich, dass er sich hier bei uns sicher fühlen konnte. Und das war auch der Fall. Seine Autorität als Mensch und Generalstabsoffizier war für uns unbestritten.

Das würde ich allerdings nicht von allen anderen Offizieren des Divisions-Stabes sagen, mit denen ich freilich nur selten, gewöhnlich zum Mittagessen, zusammentraf, wobei General Schmidt recht zwanglos, fast möchte man sagen ungeniert, den Vorsitz führte. Die sehr bald nach dem Attentat eintreffende Weisung des Oberkommandos der Wehrmacht, dass von Offizieren, wenn ohne Kopfbedeckung, der «Deutsche Gruss» zu leisten sei, liess schnell gewisse Unterschiede sichtbar werden. Während manche dem mit Eifer nachkamen, versuchten andere wiederum, sich daran «vorbeizumogeln». Dass eine Politisierung des Offizierskorps bevorstehe, schien aber unübersehbar.

Die naheliegende Frage, ob und wie sich dies etwa auch auf die Generalstabs-Ausbildung auswirken würde, erhielt fast umgehend eine Beantwortung. Zu meiner nicht geringen Enttäuschung wurde nämlich, schon wenige Tage später, am 8. August, durch Verfügung des Oberkommandos des Heeres die Kommandierung zur Generalstabs-Ausbildung mit sofortiger Wirkung aufgehoben. Die bisher dafür

vorgesehenen Offiziere hatten beschleunigt zu den für sie zuständigen Waffenschulen einzurücken und dort Dienst zu tun, bis das Heeres-Personalamt über ihre weitere Verwendung als Abteilungskommandeure verfüge. Das hiess für mich konkret: zunächst Artillerie-Schule II in Gross Born in Hinterpommern (heute Borne Sulinowo in Polen) und dann zurück zur Truppe.

Ich fühlte mich richtig vom Pech verfolgt: Zuerst wurde ich verspätet einberufen und kaum war ich nun da, war es schon wieder aus. Und doch hat dieser Befehl, dessen Begründung ich nie erfahren habe, mir mit grösster Wahrscheinlichkeit das Leben gerettet. Denn um den 20. August 1944, also bald nach meiner Abreise aus Rumänien, begann das, was ich eigentlich aufgrund meiner Lagenkarte hätte voraussehen müssen: die russische Grosseffensive und damit der totale Zusammenbruch der Dnjestr-Front. Auch die 10. Panzergrenadier-Division wurde von diesem Strudel erfasst und zerschlagen. Nur Teile des Divisions-Stabes konnten sich retten. Oberstleutnant de Maiziere hatte seinerseits das Glück, ebenfalls noch vor Einsetzen des russischen Angriffs abberufen zu werden. Er wurde la im Oberkommando des Heeres und blieb dort bis Kriegsende.

Mein Abschied von ihm war für mich insofern erfreulich, als er mir dabei eröffnete, dass er über mich weisungsgemäss eine Beurteilung hätte vorlegen müssen, in der er zum Ausdruck gebracht hätte, dass ich das Zeug zu einem guten Generalstabsoffizier habe. Nun, davon konnte ich mir momentan zwar nichts kaufen, seine Beurteilung war aber für mich insofern erstaunlich, als hier wiederum jemand offenbar mehr von mir hielt, als ich mir selbst zutraute.

Die Rückreise nach Wien trat ich zusammen mit Robi Banko an. Auch er war zu seinem Glück abberufen worden, freilich, wie ich glaube, nicht aufgrund eines allgemeinen Erlasses, sondern eher aufgrund seiner Leistungen. Er schien mir darüber aber nicht unglücklich. Irgendwelche Karriere-Sorgen schienen ihn nicht zu plagen, eher die, wie er den Krieg halbwegs gut überstehen würde. Es ist ihm gelungen.

In Wien durfte ich wieder ein paar Urlaubstage bei den Eltern einschalten und dann ging es nach Gross Born, wo ich am 22. August eintraf. Die Schule mit dem dazugehörigen Truppenübungsplatz lag in einer ungemein schönen Gegend. Ich erinnere mich an den herrlichen Blick, den man vom grossen Speisesaal des Offizierskasinos über einen kleinen See hinweg auf eine Windmühle im Hintergrund hatte. Die Schule selbst war sehr weiträumig und durchaus modern angelegt. Offenbar ein Kasernbau aus den letzten Jahren vor dem Krieg und dementsprechend war auch die Unterbringung völlig friedensmässig: ein eigenes Zimmer, fliessendes Wasser, elektrisches Licht, Bade- und Duschkmöglichkeiten, also weit komfortabler als das eher kahle Zimmer in dem rumänischen Bauernhaus, das ich bis vor Kurzem bewohnt hatte. Hier liess es sich leben und das Leben der hier oft schon seit längerer Zeit eingeteilten Schuloffi-

ziere verlief auch recht friedensmässig – bisher jedenfalls. Warum ich hier war, war weniger klar. Was sollte ich hier? An Lehrern schien es ja nicht zu mangeln. Gerüchteweise hiess es, dass die Generalstabs-Ausbildung keineswegs abgebrochen sei. Sollte aufgrund des Attentats der Generalstabs-Nachwuchs nur nochmals politisch überprüft werden? Ich ahnte es nicht. Eine gewisse Klärung brachte dann meine Meldung beim Schulkommandeur, Oberst Heribert Raithel. Ich kannte ihn, da er einmal, ich glaube bei Karbusel, etwas über ein Jahr zuvor, als Major und Kommandeur einer Gebirgsartillerie-Abteilung meinem damaligen Regiment vorübergehend unterstellt gewesen war und wir mit ihm einigen Ärger gehabt hatten. Zum Glück schien er sich nicht daran zu erinnern und ich vermied es natürlich, ihn darauf hinzuweisen. Er eröffnete mir, dass ich ab sofort als Hörsaal-Leiter eingeteilt sei und ausserdem in diesem Hörsaal auch noch als Taktik-Lehrer zu fungieren hätte. Gewiss eine schöne, aber für mich nicht ganz einfache Aufgabe. Denn während die hier oft seit Jahren eingeteilten Offiziere ihre Lektionen auswendig kannten und auch die Übungen im Gelände seit Langem feststanden und keiner weiteren Vorbereitung bedurften, war dies bei mir natürlich nicht der Fall. Vielmehr musste ich, da es sich bei meinen Schülern um Unteroffiziere und Offiziersanwärter handelte, als Lehrer auf die Ebene eines Batterieoffiziers bzw. Batteriechefs zurückkehren und über handwerkliche Dinge unterrichten, die ich entweder schon längst vergessen oder überhaupt nie beherrscht hatte. Jede Unterrichtsstunde musste daher von mir von Grund auf neu vorbereitet werden. Dazu hatte ich aber nur die Abende und die Nächte zur Verfügung, denn am Sonntag – an dem ich ja ein wenig Luft gehabt hätte, um vor-auszuarbeiten – musste ich mit meinem Hörsaal zu Schanzarbeiten in der näheren Umgebung ausrücken. Offenbar fing man auch hier an, mit dem Verteidigungsfall zu rechnen. Alles, was nur einen Spaten halten konnte, auch Hitler-Jungen, Mädchen vom «Bund deutscher Mädels» und auch das sonstige Zivil, gruben Feldstellungen aus.

An sich machte mir die Leitung des Hörsaales Spass. Die Unteroffiziere waren aufmerksame und passionierte Schüler, aber die dienstliche Belastung war doch eine ganz aussergewöhnliche. Und ich kam auch nicht dazu, wenigstens einen kleinen Teilerfolg meiner Bemühungen zu ernten. Denn kaum hatte ich mich in die neue Aufgabe einigermassen hineingefunden und mir einen gewissen Fundus an Unterlagen beschafft, da war alles schon wieder aus. Ich weiss nicht, aber ich hatte fast den Eindruck, als wäre ich nichts anderes als eine Billardkugel, die von einem mir unbekanntem Spieler angestossen, von der Bande immer wieder zurückgeworfen, einen scheinbar willkürlich verwinkelten Lauf nehmen musste, ohne ihr Loch finden zu können. Dass der «Spieler» ganz offenkundig der Herrgott selbst war, dazu fehlte mir damals die Einsicht. Jetzt, da ich dies heute niederschreibe, ist es für mich jedoch unzweifelhaft. Hatte er mich doch von der Nordfront in dem Augenblick weggeholt, als dieser die schwersten Schlachten unmittelbar bevorstanden. Er liess mich aus Rumänien abberufen, unmittelbar bevor dort die

Front zusammenbrach und meine Division, die 10. Panzergrenadier-Division, so gut wie vernichtet wurde. Und auch jetzt zog er mich rechtzeitig aus Gross Born ab.

Um den 10. September 1944 wusste ich bereits, dass meine neuerliche Versetzung unmittelbar bevorstand, und zwar zum Wehrkreis-Kommando I in Königsberg. Das sah doch mehr nach Truppenverwendung als nach Fortsetzung der Generalstabs-Ausbildung aus.

Am 12. September traf ich in Königsberg ein, das ich von früheren Aufenthalten her ganz gut kannte. Aber wie hatte sich diese Stadt verändert! Ein schwerer englischer Fliegerangriff zu Beginn dieses Monats hatte sie, zumindest die Innenstadt, in einen Trümmerhaufen verwandelt. Von meinem Hotel, in dem ich im Frühjahr 1941 während einer Kommandierung sehr angenehm gewohnt hatte, war nur noch eine schwarze Brandmauer vorhanden. Der Steindamm war ein Trümmerhaufen, das Schloss eine Ruine, das Speicherviertel am Pregel rasiert, die Börse ein ausgebranntes Skelett, die ganze Altstadt ein Schutthaufen. Als ich durchfuhr, stieg von einigen Stellen noch Rauch auf. Die Stadt soll drei Tage lang gebrannt haben. Ich hatte, ausser im Felde, so etwas an Zerstörung noch nie gesehen und fühlte angesichts dieser Barbarei einen namenlosen Hass gegen die Anglo-Amerikaner in mir aufsteigen, etwas, was ich während des ganzen Krieges nie gegen einen Kriegsgegner, nicht einmal gegenüber den Russen, empfunden hatte. Dabei war die Haltung der Bevölkerung erstaunlich. Die Strassenbahnen fuhren zwischen den Trümmern, die Strassen waren vom Schutt geräumt und dazwischen zirkulierte das Leben.

Auch beim Wehrkreis-Kommando herrschte scheinbar ein ungestörter Betrieb. Allerdings scheint man nicht gleich gewusst zu haben, was man mit mir anfangen sollte. Schliesslich erhielt ich am 14. September den Marschbefehl nach Heilsberg in Ostpreussen (heute Lidzbark Warminski in Polen), zur Artillerie-Ersatz- und Ausbildungs-Abteilung 1.

In Heilsberg, in derselben Kaserne, lag auch die schwere Ersatz- und Ausbildungs-Abteilung 47 und da diese momentan keinen Kommandeur hatte, wurde ich für diese Funktion an diese «ausgeliehen». Wenig später traf dann mein Regimentskamerad Hauptmann Scheunemann, der mit mir auch zur Generalstabs-Ausbildung kommandiert gewesen war, in Heilsberg ein und übernahm, da etwas rangälter als ich, die Führung der Abteilung. Aber auch das nur für kurze Zeit, denn Ende September erhielt er bereits seine Versetzung als Abteilungskommandeur zu irgendeiner Front-Division. Das sah also gar nicht nach Fortsetzung der Generalstabs-Ausbildung aus, die ich meinen Eltern, zu ihrer Beruhigung, immer wieder in Aussicht gestellt hatte. Wenn ich es genau betrachtete, hätte ich das, was mir nun wohl auch unmittelbar

bevorstand, billiger haben können. Denn etwa zur gleichen Zeit, als Scheunemann sich verabschiedete, erhielt ich einen Brief meines alten Regimentskommandeurs, Oberst Wolfgang Henger, den dieser mir schon vor einiger Zeit nach Gross Born geschrieben hatte und der mir nun mit einiger Verspätung ausgehändigt wurde. Darin schilderte mir dieser die, wie er meinte, erfolgreichen Kämpfe meines alten Regiments und fügte hinzu, wenn wir – d.h. Scheunemann und ich – bei ihm geblieben wären, hätten wir jetzt jeder schon eine Abteilung in unserem Regiment, und das war doch ein tadelloser Haufen, während wir jetzt nicht wussten, wohin es uns verschlagen würde. Wie zur Bestätigung dessen wurde die 21. Division am 26. September lobend im Wehrmachts-Bericht genannt. Ich bekam fast ein wenig Heimweh nach ihr. Sollte ich am Ende gar an Oberst Henger schreiben, er möge mich anfordern? Dann wüsste man wenigstens, wo man hingehört. Allerdings wusste ich nicht, was der Grund für diese Erwähnung im Wehrmachts-Bericht gewesen war. Erst Anfang Oktober hörte ich auf Umwegen, dass die Division bei Walk (Valga bzw. Valka), in Estland, gerade damals schwerste Kämpfe zu bestehen und hohe Verluste erlitten hatte. Ich habe nicht an den Obersten geschrieben, nicht zuletzt aufgrund meines «Aberglaubens» – wie ich an meine Eltern schrieb –, dass man in seine Laufbahn nicht eingreifen sollte, sondern – wie ich inzwischen langsam begriff – die Kugel rollen lassen sollte, wie sie rollt.

So blieb denn nichts anderes übrig, als abzuwarten, und dafür war Heilsberg nicht der schlechteste Ort. Das etwa 50 Kilometer südlich von Königsberg gelegene Städtchen zählte im Frieden zum Garnisons-Bereich der 1. Division, zu der ja auch die Ersatz-Abteilung 47 gehörte. In der, ausserhalb der Stadt, sehr schön gelegenen Gronau-Kaserne liess es sich durchaus leben. Es sassen da auch noch andere Offiziere herum, die auf ihre weitere Verwendung warteten, unter anderem auch Oberleutnant Eberhard Burggraf zu Dohna-Schlobitten mit seiner sehr liebenswürdigen Frau. Von ihm erfuhr ich noch nähere Einzelheiten über den Terrorangriff auf Königsberg, den er von seinem Gut aus, das etwa 15 Kilometer von der Stadt entfernt war, beobachtet hatte. Das Ganze hatte schwach drei Stunden gedauert und ging, wie er mir schilderte, mit einer grauenhaften Ruhe vor sich, da die Flak infolge der Wolkendecke nichts sah und die Flieger fast nur Brandbomben warfen. Erst nach und nach kamen die Brände hoch und der Flächenbrand soll überhaupt erst am nächsten Tag voll ausgebrochen sein.

In Heilsberg selbst hatten wir nur ganz gelegentlich Fliegeralarm, jedoch ohne Angriffe, dafür fast täglich Alarmstufe «Luftgefahr», weil wir infolge der Frontnähe bereits im Bereich der feindlichen Nahaufklärung lagen. So verlief mein Leben fast friedensmässig. Die Verpflegung war ganz vorzüglich. Dienstlich gab es so gut wie nichts zu tun, sodass viel Zeit fürs Lesen und Bridge-Spielen blieb, dem ich mit dem Ehepaar Dohna fleissig huldigte. Ja, sogar eine Reitjagd wurde noch geritten, die letzte, an der ich teil-

nahm. Hubertusjagd! An den Sonntagen ging ich selbstverständlich in die Kirche und machte dabei eine erstaunliche Feststellung: als Zentrum des katholischen Ermlandes und dem entsprechend als Bischofs-Sitz besass Heilsberg einen richtigen Dom als Kirche. Aber noch viel überraschender war das religiöse Leben, das sich hier im fünften Kriegsjahr abspielte. In einer langen Reihe von Krümperwagen (das waren ursprünglich überzählige Fahrzeuge, die für private Fahrten benützt werden konnten) und Kutschen fuhren die Gutsbesitzer der Umgebung zur Kirche. Ich kam am ersten Sonntag etwas zu früh und erlebte noch das Ende der «Kindermesse», an der vielleicht 400 Kinder, beaufsichtigt von ihren Lehrerinnen, teilnahmen. Dann um 9 Uhr begann die Messe für das «Landvolk». Auch sie gerammelt voll. Vor der Messe bestieg der Pfarrer die Kanzel und probte mit der Gemeinde die neuen Lieder, und zwar so lange, bis es seiner Ansicht nach gut war. Ich kam dadurch unfreiwillig zu einer halben Stunde Gesangsunterricht. Die Gemeinde fand dies aber anscheinend vollkommen in Ordnung. Auch die Predigt des Pfarrers liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Es fehlte nicht an handfesten Ermahnungen, pünktlich zum Gottesdienst zu kommen, in der Kirche gerade zu sitzen und anderes mehr. Auch an Offizieren in Uniform fehlte es nicht. Mit Wehmut musste ich an meinen armen Pfarrer in Mohrungen und sein winziges Kirchlein dort denken. War diese Religiosität hier immer schon so gewesen oder war es der Krieg, der beten lehrte? Ich weiss es nicht, blieb aber davon doch sehr beeindruckt. An drei Sonntagen wollte ich auch beichten, kam aber nie dazu, weil die Menschen vor den Beichtstühlen Schlange standen wie vor einem Lebensmittelgeschäft.

Doch dann gab es für mich doch noch einen merkwürdigen Auftrag. Ich sollte, nach einem vorgegebenen Plan, feststellen, wieviel «bodenständige» Artillerie, also unbewegliche, aber einsatzbereite Geschütze in den einzelnen Standorten bei den Artillerie-Ersatz-Abteilungen noch vorhanden seien. Der Anlass, so wurde mir erklärt, war die Tatsache, dass nach den letzten Rückschlägen an der Ostfront der Gegner sich besonders der ostpreussischen Südostgrenze bereits in bedenklicher Weise genähert habe, sodass man sich auf das Schlimmste gefasst machen müsse. Besonders im Raum von Scharfenwiese, dem ehemaligen polnischen Ostrołęka am Narew, sei eine zunehmende russische Angriffs-Gruppierung erkannt worden. Im Falle eines Angriffs wolle man diese letzte artilleristische Reserve auf ein Stichwort hin mobilisieren. Das Stichwort hiess «Walküre». Ich hatte zu der Zeit, als ich diesen Befehl erhielt, Ende September 1944, keine Ahnung davon, dass eben dieses Stichwort im vergangenen Sommer, am 20. Juli 1944, das Signal hätte sein sollen, auf das hin die gegen Hitler Verschworenen innerhalb des Reiches die Macht übernehmen wollten. Ich kann mir heute die weitere Verwendung dieses ominösen Stichwortes nur damit erklären, dass man demselben ganz bewusst seine fatale historische Bedeutung für alle Zeit nehmen wollte.



Die Durchführung dieses Auftrages machte zwei kurze Dienstreisen notwendig. Als Erstes fuhr ich am 26. September nach Lötzen (heute Giżycko in Polen, an der Grenze zum russischen Oblast Kaliningrad), um dort die Festung Boyen zu inspizieren, und von dort aus noch für einen Tag nach Insterburg (heute Tschernjachowsk in Kaliningrad). An beiden Orten war für mich nicht viel zu holen. In Insterburg traf ich jedoch zufällig auf der Strasse meinen Neustädter Jahrgangs-Kameraden Cichocki. Er war damals in der Artillerie-Klasse unserjahrgangserster gewesen. Er konnte buchstäblich alles und war auch, zum Unterschied zu mir, ein hervorragender Sportler gewesen. Freilich war er damals schon, wie uns schien, ein wenig kontaktarm und das war er offenbar auch geblieben. Wie ich Hauptmann, war er bei schwerer, wenn nicht schwerster Artillerie eingeteilt, die anscheinend in diesem Raum stationiert war. Eigentlich war es ein Wunder, dass nicht auch er zur Generalstabs-Ausbildung kommandiert worden war. Hatte er nicht gewollt? Viel war aus ihm nicht herauszubekommen.

Abends war ich schon wieder zurück und erhielt für die Nacht diesmal kein militärisches, sondern ein ziviles Quartier mitten in der Stadt, und zwar ausgerechnet in dem Haus, vor dem wir seinerzeit, bei der letzten Reise mit meinen Eltern durch Ostpreussen, also im Sommer 1939, unser Auto geparkt hatten. Wie weit lag das alles doch zurück! Die Stadt selbst war bisher von Krieg und Zerstörung so gut wie unbertührt geblieben. Demnach war das Leben und Treiben auf den Strassen und Plätzen auf den ersten Blick auch vollkommen normal, wenn man freilich davon absah, dass es vor allem von Frauen beherrscht war, die um diese Tageszeit, nach der Absolvierung ihrer Kriegsdienst-Verpflichtung in Betrieben und Ämtern, noch schnell ihre Einkäufe tätigten. Die Dämmerung des einfallenden Abends liess alles wie hinter einem Schleier ablaufen. Still, fast geräuschlos, denn natürlich fehlte es an Fahrzeugen, aber dafür, wie mir schien, ein wenig hastig. Man hatte offenbar keine Zeit für einander, sondern war bemüht, so schnell wie möglich seine eigenen vier Wände aufzusuchen, wo man sich vor der Nacht und ihren Ängsten mehr geborgen fühlte. Ob mit Erfolg? Denn es war nicht wie im Westen die Furcht vor möglichen Fliegerangriffen, sondern eher die lastende Sorge vor einer Gefahr, von der die politischen Stellen ununterbrochen verkündeten, dass sie gar nicht bestehe. Aber sie hockte wie ein graues Gespenst an den Ecken der dämmerigen Strassen und Gassen, ungreifbar und unansprechbar, aber fühlbar. Auch ich suchte bald mein Quartier auf.

Eine gewisse Schwierigkeit ergab sich für mich bei dieser Reise bei der Handhabung der mir ja von der Front her nicht vertrauten Lebensmittel-Marken. In den Hotels und Restaurants gab es keine Schwierigkeiten, da sich die Kellner einfach die Abschnitte nahmen.

Aber wenn ich mir zusätzlich etwas kaufen wollte, dann war ich so unbeholfen wie eine Hauskatze, die bisher gewöhnt war, ihr tägliches Futter vorgesetzt zu bekommen, und nun plötzlich darauf angewiesen war, sich ihre Mäuse selbst zu fangen. Das provozierte dann so naive Fragen an die Verkäuferin: «Wie viel bekomme ich für einen 30-Gramm-Käse-Abschnitt auf meiner Karte?» Darauf die Verkäuferin erstaunt: «30 Gramm Käse!» Ich aber hatte wissen wollen, was das in der Realität ausmachte und war erschrocken über die winzige Schnitte, die sie mir daraufhin reichte.

Am nächsten Morgen schienen die düsteren Bilder des Vorabends verflogen. Es war ein zwar kühler, aber sonniger Herbsttag, als ich zur Feste Boyen hinaufschritt, jener Festung, die als Sperre zwischen den Masurischen Seen angelegt war und in der sich jetzt militärische Dienststellen (ich glaube des Oberkommandos des Heeres) befanden. Wie schon gesagt, war hier für mich (im Sinne meines Auftrages) nicht viel zu holen, sodass ich den Nachmittag fast ganz zur freien Verfügung hatte. Ich wanderte daher noch einmal um die Festung herum und setzte mich dann an das Ufer des Löwentin-Sees (Niegocin). Ich war ganz allein, von den Bäumen fielen lautlos die herbstlich verfärbten Blätter und bei diesem Blick auf die etwas melancholische, aber doch wunderschöne Landschaft ahnte ich wohl, dass dies ein Abschied war, ähnlich dem, als ich vor etwas über fünf Jahren mit meinen Eltern hier gewesen war. Damals war es der Abschied vom Frieden gewesen, diesmal war es der von Ostpreussen. Erst jetzt fühlte ich so recht, wie sehr ich mich in diese schwermütige, aber auch grossartige Landschaft verliebt hatte.

Am späten Nachmittag fuhr ich mit einem «Krümperwagen» zum Bahnhof und bestieg einen Kurierzug nach Heilsberg. Schon die erste Station nach Lötzen war Rastenburg (heute Kętrzyn), wo sich mein Coupé mit höheren Offizieren füllte. Kein Wunder, befanden wir uns doch hier sozusagen in Reichweite des «Führer-Hauptquartiers». Aber ausser den üblichen Kontrollen gab es keine Hinweise auf die Nähe dieser Zentralstelle des Krieges, sieht man davon ab, dass einige der Zugestiegenen eine gewisse bedeutsame Wichtigkeit auszustrahlen schienen. Gesprochen wurde freilich wenig. Gehörte das zum Fluidum dieses Ortes oder zur Atmosphäre nach dem 20. Juli? Bescheiden in eine Ecke gedrückt, verbrachte ich die letzte Etappe meiner Reise schweigend.

Ein paar Tage später, nämlich am 9. Oktober, startete ich zu meiner zweiten Reise, diesmal nach Mohrunen, wo jetzt die Artillerie-Ersatz- und Ausbildungs-Abteilung (mot.) 37 in unserer alten Kaserne lag. Das hatte den Vorteil, dass ich noch einmal – wenn auch nur für vier Nächte – meine alte Adjutanten-Wohnung im Stabs-Block beziehen konnte. Sie sah fast so aus, wie ich sie im Frühjahr 1941 verlassen hatte. Was aber lag nicht alles dazwischen?

Offenbar gab es in Mohrungen mehr für mich zu tun, sodass ich hier bis zum 13. Oktober blieb. Aber so viel Zeit erübrigte ich doch, um mich nach alten Bekannten umzusehen. In der Stadt gab es freilich so gut wie niemanden mehr. Auch mein guter Pfarrer war nicht mehr da. Aber in Reichertswalde (Markowo) musste doch noch jemand da sein. Den Schlossherrn, Adalbert Victor Graf zu Dohna-Lauck, traf ich zwar nicht an, aber dafür seine hochschwangere Frau Adelheid, die er erst 1943 geheiratet und die ich daher bis dahin noch nicht kennengelernt hatte, eine geborene Gräfin von der Schulenburg, und die alte Gräfin Elisabeth, eine geborene Gräfin von Arnim, die Mutter des Schlossherrn. Ich wurde sehr freundlich empfangen. Ja, ganz gewiss erinnere man sich noch an mich. Aber von der heiteren Stimmung, die in früheren Jahren um das Schloss und seine Einwohner gelegen hatte, war nichts übrig geblieben. Von der Zukunft wurde nicht gesprochen. Sie konnte kaum sonnig sein. Die Gegenwart wirkte schon grau und düster. Die Damen kamen mir wie die Insassen eines Geisterschlusses vor, verloren in den prachtvollen Räumen. Auf dem Gutshof war kaum Leben. Eher deprimiert verliess ich diesen uralten, ehrwürdigen, aber dem Untergang geweihten Besitz.

Nach Mohrungen zurückgekehrt, wollte ich dann auch noch einmal nachsehen, was aus meinen Weinvorräten geworden war, die ich 1941, vor dem Abmarsch nach Osten, in die Obhut der Frau unseres Abteilungs-Schreibers, des Wachtmeisters Schwärmer, gegeben hatte. Es waren zwei grosse Kisten gewesen, gefüllt mit französischen Spitzenweinen von der Côte d'Or, und auch einige Flaschen Cognac und Ähnliches. Frau Schwärmer, die Schwester des bei Nowgorod gefallenen Wachtmeisters Gatzke, der ich die Kisten seinerzeit übergeben hatte, führte mich bereitwillig auf den Dachboden des Stabs-Blockes. Und da standen sie auch, offenbar unangetastet. Ich liess eine Kiste öffnen und nahm ein Flasche Burgunder heraus. Sie war leer! Die nächste: auch leer. Und so die ganze Kiste. Frau Schwärmer war meinem fragenden Blick gegenüber ratlos. Es war ihr ganz unerklärlich, wie beide Kisten ihren Inhalt hatten einbüßen können. Nun ja, so ist es halt, wenn man nicht mit der Rückkehr des Besitzers rechnet, und Krieg war ausserdem. Immerhin fand ich durch Zufall, denn um etwas anderes konnte es sich nicht handeln, in einer Kiste noch eine volle Flasche Weisswein. Ich nahm sie, dankte Frau Schwärmer ein wenig kühl für ihre Bemühungen und trug die Flasche in die Schreibstube jener Einheit, die sich im Erdgeschoss in den alten Diensträumen meines Abteilungs-Stabes eingerichtet hatte, und bat, sie mir vorläufig aufzuheben. Ich würde sie vor meiner Abreise abholen. Dann fuhr ich an einem dieser Tage noch einmal weg und zwar nach Bärting, einem Besitz in der Gemeinde Sonnenborn (heute Slonecznik), der einem Herrn Ströhmer gehörte.

Bärting, im Süden von Mohrungen gelegen, war eines der typischen kleinen Rittergüter Ostpreussens und stand in keinem Verhältnis etwa zu dem Gut der Grafen Dohna in Reichertswalde. Um ein eher beschei-

denes Wohnhaus standen die üblichen Wirtschaftsgebäude. Man betrieb Pferdezucht, Land- und Waldwirtschaft und erfreute sich eines soliden Wohlstandes, freilich fern von jedem Luxus. Herbert Ströhmer, Rittmeister a. D., ein mittelgrosser, etwas gedrungener Mann, hatte im Frieden gelegentlich mit einer seiner Töchter an den Reitjagden meiner Abteilung teilgenommen. Von daher kannte ich ihn. Später hatte ich meinen Freund und Regimentskameraden, den nunmehrigen Hauptmann Tharann, öfter nach Bärting begleitet, da er einer der beiden übrigens sehr hübschen Töchter des Gutsherrn sehr den Hof machte. Nun hörte ich, dass er im Begriff war, sie zu heiraten. Die Hochzeit sollte in Kürze stattfinden. (Wenige Monate später, kurz nach der Hochzeit, ist mein Freund dann gefallen.)

Ich traf bei meinem Besuch nur das alte Ehepaar an und wurde sehr erfreut begrüsst. Nach einer kleinen Jause liess Herr Ströhmer, der als Zeichen seiner konservativen Gesinnung stets eine Anstecknadel mit einer kleinen, goldenen Preussenkrone am Revers trug, anspannen, setzte sich selbst auf den Bock des leichten Jagdwagens, ich neben ihn, und dann fuhren wir noch einmal durch seinen Wald. Uns beiden war dieses «noch einmal» durchaus bewusst. Auch Herr Ströhmer sah düster in die Zukunft und ich konnte ihm, auf Befragen, kein optimistischeres Bild zeichnen. Im Grunde wusste ich ja genau so wenig über die allgemeine Lage wie er. Nur dass sich bei Scharfenwiese eine bedrohliche Feindkonzentration abzeichnete, das war uns beiden bekannt. So fuhren wir oft lange Strecken schweigend durch den herbstlichen Wald. Was sollte man auch tun? «Wenn wir nur nicht hier wegmüssen», war eine der Schlussbemerkungen von Herrn Ströhmer, die sich mir tief eingeprägt haben. Natürlich musste er hier weg und das früher, als ich es damals noch für möglich hielt. Immerhin kam er noch knapp mit dem Leben davon, zum Unterschied zu der alten Gräfin in Reichertswalde, die im Herbst 1945 ums Leben kam.

Ehe ich Mohrunen verliess, ging ich noch auf die Schreibstube, um meine Weinflasche abzuholen. «Eine Weinflasche? Nein, so etwas ist hier nicht!» – «Aber ich habe sie doch persönlich hier abgegeben.» – «Nein, Herr Hauptmann, hier ist davon nichts bekannt.» War ich in einem Irrenhaus oder zitterte nur der Boden unter meinen Füßen aufgrund eines fernen Grollens? Scharfenwiese war ja nicht allzu weit entfernt. Im Hinblick darauf stand es sich wohl nicht dafür, um eine Weinflasche zu streiten.

Kaum 24 Stunden nach meiner Rückkehr nach Heilsberg und kaum dass ich meinen Bericht abgefasst hatte, war auch für mich der Einsatzbefehl eingetroffen. Ich hatte mich am 15. Oktober in Danzig beim Wehrkreis-Kommando XX zu melden und dort neue Weisungen entgegenzunehmen. Noch am Abend des 15. reiste ich ab.

Die Weisung, die ich tags darauf beim Wehrkreis-Kommando erhielt, war kurz aber klar: Ich war als Kommandeur der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 179 zur (79.) Volks-Grenadier-Division «Katzbach» versetzt, die sich in Thorn (heute Toruń in Polen) in Aufstellung befand. Abreise von Danzig am 17. Oktober um 7:25 Uhr.

Ich nutzte die mir noch verbleibende Zeit, um mir Danzig etwas anzusehen, da ich es von den Oktobertagen des Jahres 1939 her nur sehr flüchtig kannte. Damals waren wir – das Bild stand mir noch lebhaft vor Augen – mitten durch die Stadt zur Einwaggonierung nach dem Westen nach Langfuhr marschiert. Wir ritten durch ein Meer von Fahnen und ein dichtes, freudig bewegtes Menschengedränge. Davon war jetzt keine Rede. Die Nebengassen waren praktisch menschenleer, wirkten wie ausgestorben. Nur mein Schritt auf dem alten Kopfsteinpflaster war zu hören. Die der Strasse zugekehrten, eher schmalen Stirnseiten der Bürgerhäuser schienen mir seltsam abweisend. Es dämmerte und infolge der Verdunkelung war natürlich auch nirgends ein Lichtschein zu sehen, vielmehr erschienen die Häuser mit ihren mitunter reich geschmückten Stufenaufgängen leer und unbewohnt. Lediglich «bleiche Statuen, wie Gespenster, lautlos an den Türen stehn» – so hatte es schon Joseph von Eichendorff 1842 in seinem Gedicht «In Danzig» ungemein treffend formuliert und damit die fast unheimliche, beklemmende Stimmung ausgedrückt, die auch mich bei diesem kleinen Rundgang umgab. In den Hauptstrassen herrschte freilich ein gewisser Verkehr, aber mein eigentliches Ziel war die etwas abseits liegende, mächtige Marienkirche mit ihrem wuchtigen, burgartigen Turm gewesen. Dort wollte ich mir Hans Memlings «Jüngstes Gericht», das Triptychon aus dem späten 15. Jahrhundert, ansehen. Aber die Kirche war am Nachmittag geschlossen und wahrscheinlich war das Gemälde auch schon längst irgendwo geborgen worden. Enttäuscht zog ich weiter, warf noch einen Blick auf das berühmte Krantor und das Speicherviertel und kehrte dann in mein Quartier zurück. Aber hier war wenigstens noch alles vorhanden, wenn auch nicht mehr für sehr lange.

In Thorn meldete ich mich beim Aufstellungs-Stab, der sich weit ausserhalb der Stadt auf dem noch aus alt-preussischer Zeit stammenden Truppenübungsplatz befand. Sehr viel war von der neuen Division ausser dem an Blüchers Sieg über die Franzosen von 1813 gemahnenden Namen noch nicht vorhanden, sodass ich zunächst nur die sehr erfreuliche Mitteilung erhielt, ich wäre vom 19. bis zum 26. Oktober nach Wien beurlaubt. Sollte das mein letzter Heimaturlaub sein? Die Billardkugel war ganz offenbar wieder ins Rollen geraten. Nun, man wird ja sehen.

Als ich in Wien eintraf, hatte sich dort seit dem Sommer vieles verändert. Die Fliegeralarme hatten ständig zugenommen, auch wenn das innere Stadtgebiet bisher noch nicht stärker angegriffen worden war. Aber allein die Alarme waren für meine armen Eltern ziemlich aufreibend. Nicht zuletzt deshalb, weil

meine nun schon sehr altersschwache Grossmutter jedes Mal über die Stiegen in den Keller getragen werden musste. Dazu kam, dass unsere gute Emma, die seit Jahrzehnten als Dienstmädchen im Hause war, uns verlassen und zu ihrem Mann ziehen wollte. Dafür kam nun ein Wesen, Tini genannt, das meine Eltern in der Folge mehr drangsalierte als bediente und insbesondere die Nerven meines armen Vaters auf das Äusserste strapazierte. Trotzdem wäre der Urlaub sehr schön verlaufen – man war ja inzwischen an manches gewöhnt –, wenn nicht zwei Tage vor seinem Ende eine Unglücksbotschaft eingetroffen wäre. Der Verlobte meiner Schwester, Georg Freiherr von Doblhoff, ebenfalls Artillerie-Offizier, war in Italien gefallen. So verliess ich denn meine Familie in einer äusserst traurigen Stimmung, bestieg auf dem mir wegen der ständigen Abschiede inzwischen gründlich verhassten Nordbahnhof den Zug und erreichte pünktlich am 26. Oktober 1944 Thorn.

Hier hatte sich in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit nicht viel verändert. Nicht einmal mein zukünftiger Regimentskommandeur war bereits anwesend. Ich weiss auch nicht, wer mein Divisionskommandeur gewesen war. Nur so viel erfuhr ich, dass neben meiner Division in dem Lager noch eine zweite aufgestellt wurde, die 340. Volks-Grenadier-Division, die ebenfalls auf einen «heroischen» Namen getauft worden war und deren Kommandeur ein junger Oberst namens Theodor Tolsdorff sein sollte. Offenbar gehörte er – mehrfach verwundet, ausgezeichnet mit dem Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern, nach dem Rückzug seiner eingekesselten Kampfgruppe als «Löwe von Wilna» bezeichnet – zu jenen «tollen» Offizieren, von denen man sich in der gegenwärtigen Lage Wunder erwartete.

Für mich selbst gab es vorderhand nicht sehr viel zu tun. Als Unterkunft diente ein Barackenlager, das mich stark an den Truppenübungsplatz in Stablack erinnerte und aus dem es auch in der dienstfreien Zeit kein Entkommen gab, da es, wie schon angedeutet, ziemlich weit ausserhalb der Stadt lag. So sass ich denn tagsüber in einer provisorischen Schreibstube und entwarf mit einigen schon eingetroffenen Offizieren Gliederungen, Stellenbesetzungen und Ausbildungsprogramme. Zu Mittag speiste ich im Offizierskasino des Truppenübungsplatzes, das ich noch von schöneren Zeiten her kannte. Damals, nach der Rückkehr aus Frankreich 1940, hatten die Kommandeure des Regiments mit ihren Adjutanten hier unter Vorsitz von Oberst Fischer ein herrliches Mittagessen serviert bekommen. Jetzt sass ich meist allein und hörte mit halbem Ohr den Gesprächen der anwesenden Offiziere zu. Natürlich wurde auch hier über das Attentat des 20. Juli diskutiert. Selbstverständlich nur im Sinne der offiziellen Meinung. Besonders ging es über einen katholischen Geistlichen her, der die Attentäter noch in ihrem Tun bestärkt haben soll. Damit war wohl Pater Alfred Delp gemeint, ein Jesuitenpater und Mitglied des Kreisauer Kreises. Ich wusste überhaupt nicht mehr, was ich mir denken sollte.

### *Rückzug auf die Panther-Stellung*

Abends hockte ich dann in meinem eher spartanischen Barackenzimmer und las Marschall Maxime Weygands «Geschichte der französischen Armee» aus dem Jahre 1939.

Die Neuaufstellungen der «Volks-Grenadier-Divisionen» im Herbst 1944 trugen alle Merkmale der Improvisation. Das alte Prinzip für Neuaufstellungen war, dass alte, frontbewährte Divisionen Truppen und Stäbe gewissermassen als Skelett für die Neuaufstellung abstellten, um die herum dann die neuen Verbände aufgebaut wurden. Diese Methode kam aber hier offenbar nicht zur Anwendung. Jetzt wurden Divisionen buchstäblich «aus dem Boden gestampft». Offenbar ein letztes Aufgebot. Mit der Zeit trafen dann Gerät und Mannschaften ein, wobei mir Ersteres wesentlich besser erschien als die Letzteren. Immerhin gab es als Zugmittel ein mir neues Gefährt: den «Raupenschlepper Ost», eine Miniaturausgabe der alten schweren Zugmaschinen. Die Mannschaften waren ein recht buntes Gemisch. Teils waren es Artilleristen, teils kamen sie aber auch von anderen Waffengattungen, ja von anderen Wehrmachtsteilen. Mit diesem Haufen in die Schlacht ziehen zu müssen war eine Angstvorstellung.

Probeweise veranstaltete ich einmal im Gelände eine Feuerleitungsübung, um die Befehlsübermittlung zu überprüfen. Was ich da erlebte, durfte eigentlich nicht wahr sein. Nun erst erkannte ich, was es bedeutet hatte, bei einem fronterfahrenen, eingespielten Regiment gedient zu haben. Hätte ich doch damals an Oberst Henger geschrieben! Jetzt war es zu spät. Dazu kam noch ein kaltes, regnerisches Novemberwetter.

Ende des Monats, die erste Übung im Abteilungsverband stand bevor, machte ich mich auf, um die dafür notwendigen Erkundungen persönlich vorzunehmen. Da ich über kein motorisiertes Fahrzeug verfügte, besorgte ich mir ein Pferd. Zum letzten Mal sass ich im Sattel, zudem auf einem ärarischen Bocksattel. Der Gaul, einen anderen Namen verdiente das arme Tier nicht, hatte wohl einstmals als Zugpferd gedient. Müde und unwillig trottete es mit mir hinaus ins Gelände. Es nieselte. Kein schöner Abschied von der Reiterei. Und was die bevorstehende Übung betraf, so sah ich auch ziemlich schwarz. Aber ich sollte sie nicht mehr erleben, denn dem Herrgott schien es offenbar an der Zeit, mich aus diesem trostlosen Haufen, der – wie ich später hörte – schon nach wenigen Wochen im Westen, bei der «Ardennen-Offensive» im Dezember 1944, verheizt wurde, herauszulösen. Jedenfalls, als ich von meinem Erkundungsritt heimkehrte, erwartete mich die geradezu unvorstellbar schöne Nachricht, dass die Generalstabs-Ausbildung nun doch wieder anlaufen würde und ich die Abteilung an einen Nachfolger zu übergeben hätte. Ich erhielt ab 5. Dezember Heimaturlaub und am 15. Dezember 1944 sollte ich mich in Hirschberg in Schlesien (heute Jelenia Gora in Polen, nahe dem Dreiländereck Polen-Deutschland-Tschechische Republik) an der Kriegsakademie melden. Also doch!

## Generalstabs-Ausbildung

Noch in keinem Kriegsjahr war ich so viel auf Urlaub wie in diesem letzten. Oft hatte ich in früheren Jahren mit dem Schicksal gehadert, dass andere Kameraden, meiner Meinung nach, öfter nach Hause kamen als ich. Doch jetzt auf einmal fühlte ich mich deutlich bevorzugt. Dafür aber hatte der Urlaub im Laufe des Kriegsverlaufes, wenn man das so ausdrücken kann, stark an Qualität verloren. War schon im Oktober 1944 die Stimmung zu Hause wegen des Todes von Georg Doblhoff und der steigenden Intensität des Luftkrieges sehr gedrückt, so war sie, als ich nun Anfang Dezember 1944 wieder in Wien eintraf, noch weiter gesunken.

Galt Österreich durch lange Zeit, bis etwa Mitte 1943, noch unbestritten als «Reichs-Luftschutzkeller», so war davon inzwischen keine Rede mehr. Am 3. November war bei einem Fliegerangriff auch unser Haus am Parkring um ein Haar getroffen worden. Die Bombentrichter lagen dicht darum herum. Das Haus Zedlitzgasse 1, das zu unserem Wohnblock gehörte, war getroffen und stark zerstört worden. Der Luftdruck der einschlagenden Bomben hatte auch den rückwärtigen Teil unserer Wohnung, also die Küche, das Office (so hiess damals der «Hantierraum» neben der Küche) und wohl auch einen Teil der Dienstbotenzimmer, wie man zu sagen pflegt, «ausgeblasen». Das heisst, die aus leichten Korkplatten bestehenden Zwischenwände waren eingestürzt und damit die Küche unbrauchbar geworden. Gekocht wurde daher provisorisch im ehemaligen «Bügelzimmer». Auch mein Zimmer am Hauseck war durch einen Bombeneinschlag am Lueger-Platz in Mitleidenschaft gezogen worden. Der Luftdruck hatte dort das hinter meinem Bett durch eine Tapetentür verschlossene Fenster eingedrückt und ziemliche Verwüstung angerichtet. Da es auch an Heizmaterial mangelte, war im Roten Wohnzimmer, vor dem schönen Empire-Ofen, ein kleiner Kanonenofen angeschlossen worden, der nun mit den Gott sei Dank zahlreich vorhandenen Korkstücken der zusammengestürzten Wände beheizt wurde. Wirkliche Wärme gab er natürlich nicht ab, aber doch so viel, dass man die Hände daran wärmen konnte. Die armen Eltern waren nervlich stark hergenommen. Immerhin war meine Grossmutter nach dem Bombenschaden zu meinem Onkel in ein Haus auf der Linken Wienzeile übersiedelt worden, sodass diese Belastung weggefallen war. Aber es blieben noch immer genug Kalamitäten zurück, um mir eindringlich zu verdeutlichen, was



der jetzt viel zitierte und missbrauchte Begriff «Heimatfront» wirklich bedeutete. Von den Fenstern unserer Wohnung aus konnte man jenseits des Stadtparks die neu errichteten Flak-Türme im Arenberg-Park sehen und wenn sich dort auf den Plattformen die Rohre der schweren Flak aufzurichten begannen, dann war wohl bald auch im Rundfunk der «Kuckuck» zu hören, die erste Vorwarnung für einen in Kürze einsetzenden «Fliegeralarm».

Dem gegenüber waren die Nachrichten über das tatsächliche Frontgeschehen schon fast sekundärer Natur, ausgenommen die Nachrichten von der Kurland-Front, denn dort – das wussten wir – war mein Bruder Max im «Kurland-Kessel» mit der Heeresgruppe Nord (16. und 18. Armee) eingeschlossen. So war denn meine Abreise am 13. oder 14. Dezember 1944 nach Hirschberg für meine Eltern wie für mich geradezu noch ein Lichtpunkt, denn dort stand, so viel war gewiss, kein Einsatz bevor.

Tatsächlich bot Hirschberg ein relativ friedliches Bild. Die Kriegsakademie war in der Kaserne der berühmten «Hirschberger Jäger» (so hiess das Jäger-Regiment 83 in Erinnerung an das einstige 2. schlesische Jäger-Bataillon Nr. 6) untergebracht und der Betrieb offenbar auch nicht durch den 20. Juli 1944 unterbrochen worden. Vielmehr war bei meinem Eintreffen der vorhergehende Lehrgang gerade zu Ende gegangen und seine Teilnehmer verliessen als frisch gebackene Generalstabs-Offiziere die Kaserne. Das Attentat auf Hitler hatte zwar auch hier einige Unruhe erzeugt, wie mir mein Freund Major Udo Ritgen, den ich noch vom Infanterie-Regiment 3 in Mohrungen her kannte und der diesen Lehrgang auch erfolgreich absolviert hatte, zu berichten wusste. Unter anderem war auch der Kommandeur der Schule ausgetauscht worden, worin man natürlich eine politische Massnahme zu erblicken glaubte. Tatsächlich war das aber nicht der Fall. Der Wechsel im Akademiekommando hatte bereits, wenn auch nur kurz, vor dem Attentat stattgefunden. Der neue Kommandeur, General der Artillerie Hans Speth, war ein durchaus qualifizierter Generalstabs-Offizier und hatte sich zuletzt als Kommandeur der bewährten 28. Jäger-Division im Nordabschnitt der Ostfront ausgezeichnet. Dass er als neuer Akademiekommandeur, in der für den Generalstab momentan sehr schwierigen Zeit, sich politisch nicht exponieren wollte, kann man ihm kaum verübeln. Aber unser Verdacht, es hier mit einem besonders engagierten Nationalsozialisten zu tun zu haben, war gewiss nicht gerechtfertigt.

Im Übrigen trat General Speth während unseres kurzen Aufenthaltes in Hirschberg für uns neu Eintretene so gut wie nicht in Erscheinung, zumal an einen sofortigen Beginn des neuen Lehrgangs, es war der 16. und sollte der letzte in der Geschichte der Akademie sein, vorerst nicht gedacht war. Vielmehr wurden wir «Neue» zunächst nur personalmässig erfasst und nach wenigen Tagen schon wieder nach Hause entlassen. Ich habe Hirschberg nie wieder gesehen, denn vorerst sollte noch eine etwa sechswöchige «Waffenschul-Reise» stattfinden und der eigentliche, theoretische Lehrgang erst Ende Februar

oder Anfang März 1945 beginnen. Zu diesem Zeitpunkt aber befand sich Hirschberg bereits in russischer Hand. Das liess sich damals aber noch nicht voraussehen. Greifbar war nur der jetzt unmittelbar bevorstehende, neuerliche Urlaub. Am 17. Dezember 1944 war ich wieder in Wien, mit der Weisung, mich am 6. Jänner 1945 zum Antritt der «Waffenschul-Reise» in Hamburg zu melden. Zum ersten Mal seit 1938 eröffnete sich für mich die Aussicht, Weihnachten zu Hause feiern zu können.

Es waren freilich recht traurige Weihnachten, die ich mit meinen Eltern und meiner armen Schwester, die in Wien bei der Wehrmachts-Briefzensur kriegsdienstverpflichtet war, am Parkring verbrachte. Ich glaube, dass wir nicht einmal einen Christbaum hatten. Auch kaum Geschenke. Aber das grösste Geschenk war doch, dass wir gesund und mit einem Dach über dem Kopf beisammen sein konnten. Mehr war in dieser düsteren Zeit nicht zu verlangen.

Den Silvesterabend verbrachten meine Schwester und ich zunächst bei Freunden meiner Eltern, der Familie von der Lippe, die am Rande des Wiener Praters eine sehr schöne und gänzlich unbeschädigte Villa bewohnten. Hier mussten wir noch, da der Hausherr Wert darauf legte, Hitlers Neujahrsansprache anhören. Ob der wirklich alles glaubte, was er da daherredete? Wir liessen es aber auf eine Diskussion darüber nicht ankommen, sondern verabschiedeten uns und gingen durch die menschenleeren Strassen Wiens zu Fuss zum Palais Clam-Gallas in der Alser Strasse, wo wir noch bei Auerspergs eingeladen waren. Aber auch hier kam keine rechte Stimmung auf. Die im Raum stehende Frage, was das angebrochene Jahr jedem von uns bringen würde, lastete doch unausgesprochen auf jedem Teilnehmer dieses «Festes». Merkwürdigerweise hatte ich hinsichtlich meiner bevorstehenden Generalstabs-Ausbildung jedoch nicht die geringsten Zweifel. Vielleicht, weil ich auf dieses Ziel hin, seit dem Beginn meiner militärischen Laufbahn, so fixiert war, dass ich mir jetzt, wo es zum Greifen nahe stand, kaum vorstellen konnte, dass ich es doch noch verfehlen könnte.

Tatsächlich reiste ich denn auch mit grossen Erwartungen am Abend des 5. Jänner 1945, mit den Segenswünschen meiner Eltern versehen, nach Hamburg ab, wo ich mich am befohlenen Sammelpunkt alsbald in der Gesellschaft von etwa 200 Offizieren der verschiedensten Waffengattungen und auch der unterschiedlichsten Dienstgrade wiederfand. Die Masse von ihnen waren wohl Hauptleute beziehungsweise Rittmeister, aber ein guter Teil war auch bereits Major und der eine oder andere sogar schon Oberstleutnant. Teilweise waren das hochdekorierte Offiziere mit dem Ritterkreuz oder sogar mit dem Eichenlaub. Einige trugen am Ärmel auch das Panzervernichtungs-Abzeichen, das bedeutete, dass sie einen oder mehrere feindliche Panzer im Nahkampf vernichtet hatten. Ich kam mir demgegenüber eher ärmlich vor. Ausser dem EK II und dem EK I hatte ich nichts vorzuweisen und auch die entsprungen keinen besonderen Heldentaten.

Ich weiss nicht mehr, wie es dazu kam, dass ich mich in der nächsten Zeit innerhalb der Masse dieser Offiziere mit einem Infanterie-Hauptmann besonders anfreundete. Offenbar, weil wir geistig dieselbe Sprache zu sprechen schienen, obwohl dies lautmässig ganz und gar nicht der Fall war. Mein neuer Freund hiess Helmut Hoppe, stammte aus einer prominenten Bremer Familie und dementsprechend war auch seine Aussprache. Er redete über «STock» und «STein», was wahrscheinlich korrekter war als ich mit meinem österreichischen «SCHtock» und «SCHtein». Überhaupt war er die Korrektheit in Person, die fast etwas steif wirkte, mit deren Hilfe er sich aber seine Umgebung auf Distanz halten konnte, was ihm wiederum ermöglichte, die Dinge aus der Entfernung oft schärfer zu sehen, als wenn man unmittelbar davorstand. Aber vielleicht war es gerade die grosse Entfernung zwischen Wien und Bremen, die uns beide gegenseitig anzog. Jedenfalls entstand hier eine Freundschaft, die in der Folge weit über 60 Jahre hielt.

Wie schon der Name andeutete war der Zweck der bevorstehenden «Waffenschul-Reise», den Lehrgangsteilnehmern vor Beginn des theoretischen Unterrichts durch den Besuch der verschiedenen Waffenschulen des Heeres einen Überblick über die einzelnen Waffengattungen und ihre Bewaffnung zu geben. Es waren dies, soweit ich mich erinnere, die Panzertruppen-Schule in Munster-Hammer, die Panzerabwehr-Schule in Munster-Lager, die Gasschutz-Schule in Celle, die Kavallerie-Schule in Hannover, die Pionier-Schule in Dessau, die Sturmgeschütz-Schule in Burg bei Magdeburg, die Heeres-Nachrichten-Schule in Halle und schliesslich die Infanterie-Schule in Döberitz-Elsgrund bei Berlin. Nicht berührt wurde die Artillerie-Schule in Gross Born, weil sie zum geplanten Zeitpunkt bereits in russischer Hand war.

Wenn ich heute zurückblicke, so vollzog sich diese Reise in einer Sphäre der Unwirklichkeit. Einmal schon dadurch, dass die Verlegung von einer Schule zur anderen, durch Wochen hindurch, am helllichten Tag im Eisenbahn-Transport durchgeführt wurde und unser Zug dabei, trotz der ungemein grossen Bedrohung aus der Luft, nicht ein einziges Mal angegriffen wurde. Zwar mussten wir gelegentlich auf offener Strecke halten, weil am Bestimmungsort gerade Luftalarm gegeben war. Das eine oder andere Mal sahen wir aus der Entfernung auch den Strom amerikanischer Bomber ihrem Ziel zufliegen. Aber wir selbst reisten wie im tiefsten Frieden. Schon das allein erzeugte eine gewisse Abgehobenheit und versetzte uns in die Stimmung von Kindern, die von einem Spielzeugladen zum anderen geführt wurden. Nur dass das, was wir zu sehen bekamen, eben nicht Spielzeug, sondern Waffen nach dem neuesten Stand der Technik waren. Zum ersten und zum letzten Mal in meinem Leben fuhr ich in einem «Panther», der damals als der beste Panzer dieses Krieges galt. In Celle bekamen wir nicht nur Gasschutz-Mittel, sondern auch Kampfstoff vorgeführt: Sarin, ein Nervengas, das geruchlos und fast unsichtbar, aber dafür augenblicklich tödlich war. Die an Versuchstieren vorgeführten Experimente waren beklem-

mend. Nur die ständig prophezeiten Wunderwaffen wurden nicht vorgeführt. Allerdings bekam ich gleich zu Beginn der Reise eine Privatvorstellung. Es war an einem Spätnachmittag in Hammer, ich ging nach Dienstschluss allein auf der Lagerstrasse spazieren. Die Sonne stand schon sehr tief, war vielleicht gerade untergegangen, als ich, von ihr beleuchtet, irgendwo im Westen eine orangerote, schmale Säule lautlos senkrecht in den Himmel steigen sah. Sie schien ungeheure Höhen zu erreichen. Was war das? Keine Frage: Es war eine Rakete, das als «V 2» – «Vergeltungswaffe 2» – bezeichnete «Aggregat 4» (A 4), auf dem Weg nach England. Aber selbst dies schien irgendwie unwirklich. Von meinen Kameraden, mit denen ich darüber sprach, hatte sie niemand gesehen.

Der Aufenthalt bei den einzelnen Schulen dauerte immer ein bis zwei Tage, da neben den Besichtigungen und Vorführungen auch Vorträge über die Kampfweise der verschiedenen Waffengattungen abgehalten wurden. Etwas ausgedehnter war dann der Aufenthalt an der Infanterie-Schule Döberitz, westlich von Berlin, wo wir in den letzten Jänner-Tagen 1945 eintrafen. Die Schule war in dem ehemaligen «Olympischen Dorff untergebracht, das aus Anlass der Olympischen Spiele 1936 von der Wehrmacht errichtet worden war, zweifellos schon damals mit dem Hintergedanken, es nach den Spielen militärischen Zwecken zuzuführen. Immerhin erweckte das «Dorff melancholische Erinnerungen. Hier also hatte vor neun Jahren die sportliche «Jugend der Welt», hatten die berühmten Athleten, deren Namen damals durch die ganze Welt gingen, gewohnt. Die Anlage erweckte tatsächlich den Eindruck eines Dorfes, wenn auch mit allem Komfort eingerichtet. Von der Aura, die 1936 über dem Dorf geschwebt haben mag, war freilich 1945 nichts übriggeblieben, und auch der Komfort war so gut wie verschwunden. Zumindest ist dies einem Brief zu entnehmen, den ich am 5. Februar an meine Eltern schrieb und worin es heisst: «Soeben komme ich vom Taktik-Unterricht und habe daher etwas warme Finger, sodass ich Euch schreiben kann. Ihr müsst verzeihen, wenn ich Euch und der übrigen Familie wenig schreibe, aber man sitzt den ganzen Tag im Mantel und hat klamme Finger, denn geheizt wird nirgends mehr.»

Dieser Zustand verdüsterte sich zu einer geradezu unheimlichen Atmosphäre, als wir eines Tages mit Autobussen nach Berlin zur Friedrich-Wilhelms-Universität Unter den Linden gefahren wurden. Es hatte leicht geschneit, sodass über allem eine dünne Schneeschichte lag. An ihrer fast völligen Unberührtheit auf den Strassen konnte man erkennen, dass kaum noch Verkehr herrschte. Auf der Universität war augenscheinlich jeder Vorlesungsbetrieb eingestellt. Es herrschte fast eine Atmosphäre wie im «Faust», im zweiten Teil bei der Szene zwischen Mephistopheles und dem Famulus bzw. dem Baccalaureus. Und tatsächlich war noch ein Professor da, nämlich der, der uns dann in dem natürlich auch ungeheizten Hörsaal einen Vortrag hielt. Ich weiss nicht worüber.

Ob es am Ende gar Alfred Baeumler war, jener damals von nationalsozialistischer Seite sehr geschätzte Philosoph und aktivistische Pädagoge, der da auf uns losgelassen wurde? Schon möglich, uns aber völlig egal.

Der Hörsaal war halbdunkel, weil von den hohen Fenstern nur noch eines intakt war, während man die anderen mit Brettern vernagelt hatte. In den Bänken aneinandergedrückt, froren wir eher gelangweilt vor uns hin. Um den Geist anzuregen, muss man eben auch eine ansprechende Umgebung schaffen, und die war innerhalb wie ausserhalb des Hauses nicht mehr vorhanden. Im Gegenteil, draussen auf den Strassen wurde mit dem Bau von Strassensperren begonnen. Die viel besprochene «Schlacht um Berlin» schien also doch Tatsache zu werden.

Gewissermassen als Vorbereitung derselben konnten wir, von Döberitz aus, am 3. Februar einen Grossangriff der Amerikaner auf Berlin beobachten. Es war ein strahlender Wintervormittag, als wir, im Freien stehend, die erste Welle, bestehend aus etwa 400 bis 500 Bombern, anfliegen sahen. Sie markierten ihre Zielräume mit Rauchzeichen und warfen dann, ohne sonderliche Flak-Abwehr, ihre Bomben auf die Stadtmitte ab. Ich konnte keinen Abschuss sehen, auch nichts von Jagdfliegern. Unter denen, die den Angriff mit uns beobachteten, war auch ein Major, der mir bekannt vorkam. Richtig, das war ja mein alter «Spiess», Hauptwachtmeister Belau von der 1. Batterie des Artillerie-Regiments 21, bei der ich als Leutnant eingeteilt gewesen war. Nun war er auf einem Regimentsführer-Lehrgang, der auch in Döberitz untergebracht war. Herzliche Begrüssung, auf Nimmerwiederssehen! Wahrscheinlich dachte sich jeder von uns verwundert, was aus dem anderen geworden war.

Abgesehen von diesem Ereignis gab es fast täglich zwischen 20 und 21 Uhr Fliegeralarm und dann meistens in der Nacht noch einen. Das alles hinderte jedoch mich und andere Kameraden nicht, am Nachmittag, nach Dienstschluss, nach Berlin hineinzufahren und am Grossstadtleben teilzunehmen, zumal die S-Bahn nach den Angriffen immer wieder erstaunlich schnell ihren Betrieb aufnahm. An einem dieser Nachmittage beschloss ich nach Wannsee zu fahren, um nach dem Elternhaus meines Regiments-Kameraden Wilfried Lehmann zu suchen, in dem ich vor fast genau sechs Jahren, im Jänner 1939, so gastlich aufgenommen worden war. Ich erinnerte mich, dass Lehmann mir damals begeistert von der Olympiade erzählte, an deren Organisation er als Hitler-Junge teilgenommen hatte. Er dürfte auch später als Offizier seinen damaligen Idealen treu geblieben sein. Aber so genau wusste ich dies auch wieder nicht. Dafür aber besass ich noch die Adresse: Wannsee, Dreilinden-Strasse 9. Die Villa war intakt und offensichtlich bewohnt. Man öffnete mir und ich fand im Wohnzimmer die Eltern Lehmann sowie die Schwiegereltern und die Frau meines Freundes. Letztere hatten sich von Ostpreussen noch rechtzeitig hierher retten können. Ob das nun wirklich eine Rettung war, war freilich eine Frage. Vorderhand schien

man allerdings mit allem Notwendigen versehen zu sein. Wo mein Kamerad selbst sich aufhielt, wurde nicht recht klar. Erst Jahrzehnte später erfuhr ich, dass er so etwas wie ein Verbindungsoffizier im Stab des ostpreussischen Gauleiters Erich Koch gewesen war. Vielleicht war dieser Position auch die rechtzeitige Evakuierung seiner Schwiegerfamilie zu verdanken? Im Grunde war dies auch gleichgültig. Man «plauschte» mehr oder minder belangloses Zeug. Worüber hätte man sich auch unterhalten sollen? Die herannahende Katastrophe war ja wohl kein Thema, das man mit den voraussichtlich davon Betroffenen näher erörtern brauchte. Sie hatten gar keine Möglichkeit, ihr auszuweichen. Oder hofften sie – hoffnungslos – doch noch auf ein Wunder? Dass sie in dem Haus doch noch irgendwie durchkommen und überleben würden? (Meine Eltern standen zwei Monate später vor der gleichen Situation, was ich freilich damals noch nicht wusste.)

Und ich? Sass ich eigentlich nicht auch in der Falle? Offenbar hatte es schon während der bisherigen Reise Abstellungen und Abkommandierungen von Kurs-Angehörigen zu «Sonderaufgaben» gegeben. Jedenfalls hatte ich schon am 2. Februar fast verwundert an meine Eltern geschrieben: «Ich bin noch immer nicht abgestellt und wage wieder zu hoffen, dass ich bleiben kann.» Das war nicht so unverständlich. Unverständlich war vielmehr das Gegenteil, dass man sich nämlich in Zeiten der höchsten Not und Bedrängnis offenbar leisten konnte, über 100 qualifizierte Offiziere auf eine Art militärische Vergnüungsreise durch das Reich zu schicken. Nach welchen Kriterien diese Anforderungen erfolgten und ihnen nachgekommen wurde, weiss ich nicht. Mag sein, dass zumindest hinsichtlich meiner Person vom Himmel zusätzliche Schutzengel aufgeboten wurden. Jedenfalls schrieb ich drei Tage später, am 5. Februar, an die Eltern: «Die Chance, [von dem Lehrgang] nicht abberufen zu werden, steht jetzt 50 zu 50 %, also günstiger als vor ein paar Tagen.» Mag sein, dass die Zugriffsmöglichkeiten auf dieses «Führungs-Potenzial» geringer geworden waren, weil sich das Akademiekommando der anscheinend vor allem von politischen Stellen gehegten Absicht widersetzte, die Akademie als Ganzes in den bevorstehenden Kampf um Berlin «einzubauen». Vielmehr wurde uns bekanntgegeben, dass «wir noch ein paar Tage hier bleiben ... und dann in Richtung Weimar abfahren» sollten (Brief vom 5. Februar 1945). Tatsächlich erhielten wir Weisung, uns am 7. Februar einzeln, mit der Eisenbahn, nach Weimar zu begeben und uns dort im berühmten Hotel «Zum weissen Elephanten» zu melden. Das sah tatsächlich geradezu nach Flucht aus. Nun, uns konnte das nur recht sein.

Am Nachmittag vor dem Abreisetag beschlossen Helmut Hoppe und ich, uns noch einen «tollen Tag» in Berlin zu gönnen. Wir fuhren also, kurz nach einem erfolgten Fliegerangriff, mit der S-Bahn zum Bahnhof Friedrichstrasse und suchten dort in der Nähe, während in anderen Stadtteilen wahrscheinlich

noch die Toten und Verletzten geborgen wurden, ein Kino auf. Warum auch nicht? Wir waren ja von der Front auch nichts anderes gewöhnt. Man gab den Film «Opfergang» nach der Novelle gleichen Namens des bereits vor dem Krieg verstorbenen Rudolf Binding. Es war eine Inszenierung von Veit Harlan und natürlich spielte daher auch die Schwedin Kristina Söderbaum, im Volksmund die «Reichswasserleiche» genannt, darin eine Rolle. Ich glaube sogar mich zu erinnern, dass es ein Farbfilm war. Dieselben kamen damals gerade immer häufiger in die Kinos und «Opfergang» war auch erst 1944 produziert worden. Er versäumte nicht seine Wirkung auf uns.

Helmut und ich waren auf das Tiefste beeindruckt. Nicht so sehr wegen des Sujets als wegen des in diesem Film geschilderten grossbürgerlichen Hamburger Milieus. Da wurde eine Friedenswelt wiedergegeben, die wir natürlich einmal auch gekannt hatten, die aber nicht mehr existierte und die aus unserem Bewusstsein völlig verdrängt worden war, die uns aber jetzt auf einmal im Film mit suggestiver Kraft vor Augen trat: das Bild eines Paradieses, das uns doppelt bitter fühlen liess, was da verspielt worden war. Fast benommen kehrten wir aus dem Kinosaal in die raue Wirklichkeit mit ihren Trümmern und dem ganzen Elend zurück. Aber auch hier gab es frappierende Gegensätze.

Vor ein paar Tagen war Tauwetter eingetreten, der Schnee verschwunden und auf der Wilhelmstrasse, die wir nun entlang gingen, promenierten die Menschen in der Sonne, als stünde der Russe nicht knapp vor der Oder. Plötzlich stiess mich Helmut an. Tatsächlich, es war kein Zweifel, da kam, begleitet von Freunden, uns eine mächtige Gestalt entgegen, in einen Pelzmantel gehüllt und eine Pelzmütze auf dem Kopf: Heinrich George, der grosse Schauspieler. Ein Bild von geradezu demonstrativer Gelassenheit, so als wollte er allen, die ihm begegneten, sagen: «Seht her, ich bin noch hier, da kann es doch gar nicht so schlecht um uns stehen!» Ich kam an diesem Tag aus dem Staunen nicht heraus, und dem setzten wir noch die Krone auf, indem wir beschlossen, im Hotel Adlon zu Abend zu essen. Dort sollte es nämlich, wenn auch für teures Geld, markenfrei zu essen geben. Uns schien dies alles eine passende Ergänzung zu dem, was wir im Kino gesehen hatten. Ausserdem spielte Geld in unserer Situation keine Rolle mehr.

Allerdings, so einfach war das wiederum nicht. Der Haupteingang des Hotels war verschlossen und vor dem Hintereingang stauten sich die Menschen zu einer Schlange, denn offenbar liessen sich auch andere von denselben Erwägungen leiten. Nur gruppenweise, ja beinahe einzeln, wurde man, je nachdem Plätze frei wurden, eingelassen. Und das Menü war auch nicht gerade das, was wir uns vorgestellt hatten. Das Einzige, was angeboten wurde, war eine Seespinne, ein krabbenartiges Meerestier, an dem nicht viel zu essen war. Aber immerhin, als Abschiedsdinner am Rande eines vor dem Ausbruch stehenden Vulkans waren wir damit zufrieden. Morgen würden wir schon über alle Berge sein.

Die Reise nach Weimar, vom Bahnhof Zoo angetreten, verlief, wenn auch in einem 3.-Klasse-Coupe, anstandslos. Nach der Ankunft wanderten Helmut und ich durch eine gerade Allee in Richtung unseres Hotels.

Auf dem Weg dorthin begegneten wir einer Gruppe von etwa sechs bis acht Männern, in Sträflingskleidern, die unter Aufsicht von ein paar älteren Uniformierten die Strasse kehrten. Ich hätte sie nicht weiter beachtet, wenn mich nicht Helmut darauf aufmerksam gemacht hätte, dass dies KZ-Häftlinge seien. Tatsächlich trugen sie auf ihren Jacken ein rosarotes Dreieck. Auf meine Frage, wo sie denn herkämen, erntete ich einen etwas erstaunten Blick: Buchenwald wäre doch ganz nahe! Buchenwald? Nie gehört! Tatsächlich kannte ich zu diesem Zeitpunkt von allen Konzentrationslagern nur Dachau mit Namen, weil dort viele Bekannte und Freunde meiner Eltern inhaftiert gewesen waren. Auch mein sehr verehrter Kommandant aus dem Einjährig-Freiwilligen-Jahr, Oberstleutnant Franz Heckenast, war gleich nach dem «Anschluss» 1938 in ein KZ gebracht worden. Sein «Verbrechen» bestand wohl darin, dass er seinerzeit, unter Bundeskanzler Kurt Schuschnigg, Vorsitzender des Militärgerichts über die verhafteten nationalsozialistischen Putschisten vom Juli 1934 gewesen war. In diesen Dingen hatten die neuen Herren ein sehr scharfes Gedächtnis. Daher wohl «verstarb» der Arme bereits nach einem halben Jahr. Seine Witwe, mit der meine Mutter noch eine Weile Verbindung hatte, erzählte, man habe ihr sogar den Sarg übersandt – nur öffnen durfte sie ihn nicht! Man hielt auch bei Mord gewisse Formen ein. Das war nun längst vorbei, nur ich wusste nichts von alledem, denn ich war während des Krieges mit KZ-Gefangenen natürlich nie in Berührung gekommen. Die einzige Ausnahme war Dr. Friedrich Funder, der ehemalige Chefredakteur und Herausgeber der «Reichspost», der gleich nach dem ‚Anschluss‘ 1938 nach Dachau und dann nach Flossenburg verbracht worden war, der aber 1939 – wie man sagt, nach einer Intervention des Vatikans – wieder entlassen wurde. Bei Fronturlauben in Baden besuchte ich ihn, bis er mich bat, dies zu unterlassen. Es sei für uns beide zu gefährlich. Das war auch der Grund, weshalb mir die Beschäftigung der KZ-Häftlinge mit der Strassenreinigung auf den ersten Blick hin gar nicht so arg vorkam. Es brauchte viel Zeit, bis ich mir klar wurde, was tatsächlich unter dieser relativ harmlosen Oberfläche an Schrecklichem verborgen lag.

Im Hotel «Elephant», das ja in früheren Zeiten auch von Hitler gerne besucht worden war, fanden wir in der eher unansehnlich gewordenen Empfangshalle bereits mehrere Angehörige unseres Kurses herumsitzen. Da bis zu dem weiteren, nun wiederum gesammelten Transport in Autobussen noch einige Zeit war, beschlossen Helmut und ich, uns noch ein wenig in der Stadt umzusehen. Weimar war bis dahin vom Krieg so gut wie verschont geblieben. Goethes Haus am Frauenplan, Schillers Wohnhaus, das Stadttheater, kurz die ganze Altstadt war – was unter den deutschen Städten Anfang 1945 schon Sel-



tenheitswert hatte – vollkommen unberührt. Nur das vermauerte Denkmal der beiden deutschen Klassiker gemahnte daran, dass Krieg war. Wir ahnten damals nicht, dass dieser Zustand praktisch nur noch Stunden andauern würde. Denn schon am übernächsten, wenn nicht sogar schon am nächsten Tag, jedenfalls am 9. Februar 1945, holten alliierte Bomber das bisher Versäumte nach. Sinnlos und ausgiebig, aber diese Begriffe gehören ja meist zusammen.

Wir, die Kriegsakademie, haben davon allerdings nichts mehr bemerkt, denn wir wurden noch am Tage unserer Ankunft nach einem in der Nähe von Weimar gelegenen, fast schlossartigen Gebäudekomplex verfrachtet, der sich als eine NS-Führungsschule entpuppte. Es war die ‚Adolf-Hitler-Schule‘ im Schloss Blankenhain, auf einem hohen Plateau gelegen, von dem aus man einen weiten, unvergesslichen Blick auf die Berge des Thüringer Waldes hatte. Ja, am Abend konnte man glauben, in der Ferne die Wartburg liegen zu sehen. Weder die Unterbringung noch die Verpflegung liessen das Leiseste zu wünschen übrig. Aber das ist ja immer der Fall, wenn man jemanden geistig zu indoktrinieren sucht. Und das war hier eindeutig geplant. Wir hatten einen regulären Lehrgang für «Nationalsozialistische Führungs-Offiziere» (NSFO) zu absolvieren. Ich weiss nicht, ob dieser Kurs auch zum Ausbildungsprogramm früherer Generalstabs-Lehrgänge gehört hatte oder ob das eine Konsequenz des 20. Juli war. Die auffallende Länge dieses Kurses – wir blieben etwa zehn Tage, also viel länger als bei den Waffenschulen – hing freilich nicht damit zusammen, dass man der «weltanschaulichen Schulung» mehr Bedeutung zumass als etwa dem Taktik-Unterricht oder der Waffenkunde. Vielmehr war ursprünglich geplant gewesen, von Berlin aus noch die Artillerie-Schule in Gross Born zu besuchen. Aber das war infolge der Kriegslage nicht mehr möglich. So blieb mehr Zeit zur ideologischen Schulung. Statt der Vorführung von Waffen waren wir eben länger an der «Adolf-Hitler-Schule» in Blankenhain – die übrigens als Schule einen sehr guten Eindruck machte. Die Lehrer auf dieser «Ordensburg» waren nicht Generalstabs-Offiziere, sondern anscheinend Reserveoffiziere, meist im Hauptmannsrank (also ähnlich wie wir, nur natürlich älter), und wohl alle stramme Parteigenossen, deren bebrillter Blick einen zu durchbohren und bis auf den Grund der möglicherweise schwarzen (und jedenfalls nicht «braunen») Seele zu dringen schien. Diese Leute hielten mit ihrer Meinung auch keineswegs hinter dem Berg – vielleicht aber war dies auch nur, um bewusst unsere Ansichten zu provozieren und etwaige «faule Früchte» leichter zu erkennen. So etwa erklärte einer von ihnen, als einmal das Gespräch auf das Verhältnis zur katholischen Kirche kam, man habe sich während des Krieges bewusst zurückgehalten, aber nachher würde man mit ihr gehörig aufräumen. Ob wir, das heisst die Wehrmacht, dann dem noch würden gegensteuern können, schien mir jedoch recht fraglich.

Wir wurden in Gruppen zu etwa zehn Herren eingeteilt, die jeweils mit einem der «Lehr-Offiziere» eine Art Arbeitsgemeinschaft bildeten und innerhalb der jeder von uns ein spezielles, natürlich streng weltanschaulich ausgerichtetes Thema zu bearbeiten hatte. Allerdings hatte man die freie Wahl unter mehreren Titeln. Ich entschied mich für «Die Propaganda als Waffe», was mir noch als verhältnismässig harmlos erschien. Ich kam auch ganz gut über die Runden, zumindest rief ich keine Kritik meines Lehrers hervor. Daneben wurden wir auch mit oft stundenlangen Vorträgen überhäuft. Von einem guten Teil der Vorträge verstand ich so gut wie nichts, so etwa von einem ganztägigen, den irgendein höherer SS-Führer über Friedrich Nietzsche hielt. Erschüttert war ich, als der als Radiosprecher bekannte Ministerialrat Dr. Hans Fritsche uns versicherte, dass die russischen Gräueltaten bei Gumbinnen (heute Gusew) tatsächlich stattgefunden hätten und keine Propaganda-Übertreibung seien. Tief beeindruckt war ich von den Vorträgen, die uns der Rechtshistoriker und -philosoph Professor Dr. Reinhard Höhn über Carl von Clausewitz und Gerhard von Scharnhorst hielt. So müsste man Militärgeschichte betreiben: Das war – trotz Höhns führender Stellung im Reichssicherheitshauptamt – kein weltanschauliches Geflüster, da stand pure Sachkenntnis hinter den Ausführungen und ich dachte, wenn ich jemals mit Geschichte mich zu befassen haben würde, dann müsste der Ansatz so sein. Ich hielt Höhn zunächst für einen schlichten Zivilisten, bis ich ihn einmal in der Uniform eines SS-Oberführers (d.h. eines Obersten der SS) erblickte. Aber es dürfte dies eher ein Ehrenamt als eine berufliche Funktion gewesen sein. Ich sollte in nicht zu ferner Zukunft mit Höhns Arbeiten noch nähere Bekanntschaft machen.

Am 18. Februar 1945 war auch diese «Gehirnwäsche» glücklich überstanden und uns wurde vom Akademiekommando eröffnet, das wir nun bis zum 23. Februar Urlaub hätten, um uns dann in Bad Kissingen – wohin die Kriegsschule mittlerweile verlegt worden war – zum Beginn des eigentlichen Generalstabs-Kurses einzufinden. Urlaub? Ja, wohin sollte ich mich begeben? Nach Wien? Das schien doch reichlich weit weg zu sein. Da kam mir der Gedanke, meine Schwägerin in Aldrans in Tirol zu besuchen. Kurz entschlossen entschied ich mich für diese Urlaubsadresse. Mit einem Bus wurden wir diesmal nach dem gleichfalls nicht weit entfernten Jena gebracht, wo ich am Abend dieses Tages einen hoffnungslos überfüllten Zug nach München bestieg. Der Zug war von Militär, aber auch von Zivilisten derart überfüllt, dass ich nur auf dem Gang eines Waggons, stehend, eng an andere Menschen gepresst, die Reise antreten konnte. So stand ich die ganze Nacht und auch den folgenden Vormittag hindurch, ohne mich auch nur einen halben Meter bewegen zu können. Reisende, die unterwegs aussteigen wollten, mussten mitunter dazu den Weg durch ein Waggonfenster nehmen. Der Wunsch, die Toilette aufzusuchen – eine Illusion. Es war geradezu unglaublich, mit welcher Gelassenheit Soldaten wie Zivilisten, Männer wie Frauen die Tortur dieser Reise auf sich nahmen. Höchstens, dass ein Landser neben mir eine junge Frau, die sich an ihm vorbeizuquetschen versuchte, etwas drastisch ermahnte: «Hören

Sie, Fräulein, pressen Sie sich nicht so an mich, Sie drucken mir ja noch den Gebärvater ab.» Man fand noch die Möglichkeit, darüber zu schmunzeln.

In Augsburg, das wir am Vormittag erreichten, musste – nachdem wir schon eine Weile gestanden waren – der Zug plötzlich geräumt werden: Fliegeralarm! Ich empfand das fast als Erleichterung. In der Nähe des Bahnhofs fand ich, mit anderen Menschen, im Luftschuttkeller eines Hauses Unterschlupf. Keine Sekunde lang hielt ich es für denkbar, in einen Bombenteppich hineinzugeraten. Warum eigentlich nicht? Tatsächlich passierte auch nichts. Nach etwa einer halben Stunde wurde Entwarnung gegeben und bald darauf setzte mein Zug – wie mir schien, nun etwas weniger besetzt – die Fahrt fort. Gegen Mittag langten wir endlich in München an. Warmer Sonnenschein, die Möglichkeit, etwas Bewegung zu machen oder sich auf eine Bank zu setzen, das alles liess das Leben wieder sehr viel schöner erscheinen. Und dann vor allem die Aussicht, meinem Reiseziel nun doch schon wesentlich näher gekommen zu sein. Das galt freilich nur räumlich. Zeitlich war dies noch nicht so ganz der Fall. Laut Auskunft würde erst am Nachmittag ein Zug nach Innsbruck – und zwar über die Mittenwald-Bahn – abgehen.

Das traf auch zu und etwa um drei Uhr nachmittags setzte sich der Lokalizug, in dem ich sogar einen Sitzplatz in einem mit Zivilisten gefüllten Abteil ergattern konnte, in Bewegung. Ich war diese Strecke noch nie gefahren und so war die Erregung, als ich von Murnau aus, in der Ferne und von der Abendsonne beleuchtet, die Gipfel der Alpen sah, wohl mit jener vergleichbar, mit der die Israeliten zum ersten Mal das Gelobte Land aus der Ferne erblickten. Diese Emotion wurde aber noch weit übertroffen, als der dahindampfende Zug, bereits in voller Dunkelheit und natürlich auch selbst unbeleuchtet, aus einem der zahlreichen Tunnels herausfuhr und nicht nur das Abteil plötzlich so weit erleuchtet war, dass man die Mitreisenden erkennen konnte, sondern auch das verschneite Inntal im vollen Mondlicht vor uns lag. Endlich!

Ich wusste noch von früher, dass man nach Aldrans mit einer elektrischen Bahn, der «Igeler Bahn», gelangte und Mitreisende gaben mir den Rat, am Innsbrucker Westbahnhof auszusteigen. Als ich mich, dort angekommen, bei einem Beamten nach der Abfahrts-Station der «Igeler» erkundigte, wies er mir die Richtung, meinte aber, der letzte Zug würde in etwa zehn Minuten von dort abfahren. Ich müsste mich also sehr beeilen, er würde aber dort anrufen, dass auf mich gewartet würde. Ich nahm also noch einmal meine letzte Kraft zusammen und legte die gar nicht so kurze Strecke, mit meinen kleinen Koffer in der Hand, im Laufschrift zurück und tatsächlich schaffte ich es. Als ich vollkommen ausgepumpt den Zug bestieg, werde ich bereits mit Neugierde erwartet, die sich jedoch, als der angekündigte «Prominente» sich als ein schlichter Hauptmann erwies, sichtlich in Enttäuschung wandelte.

Es war etwa neun Uhr abends, als ich das Haus meiner Schwägerin erreichte. Merkwürdigerweise fand ich den Eingang in den Garten nicht, da der etwas über einen Meter hohe Holzzaun mit dem Gartentor vollständig eingeschneit war und man über ihn hinweg, ebenen Fusses, das Haus erreichen konnte. Ich klopfte an der eisernen Haustür. Nach einiger Zeit hörte ich die fragende Stimme meiner Schwägerin, wer denn draussen sei? Ich antwortete: «Christoph!» Die Reaktion war überraschend. Statt zu öffnen, stiess Marietheres nur einen Schrei aus und eilte in das Haus zurück, um die Familie, nämlich ihre Mutter, Tante Nesti, und die Kander, die bereits zu Bett gegangen waren, zu alarmieren. Erst dann wurde ich eingelassen. Grosse Freude, Überraschung – und auch Erleichterung. Die noch nicht sieben Jahre alte Marielene flüsterte ihrer Mutter zu: «Jetzt kann ja nichts mehr passieren, jetzt haben wir ja einen Soldaten im Haus!» Da das Gästezimmer bereits an einen «Bombenflüchtling» aus Berlin vergeben war, wurde ich provisorisch in der eiskalten, weil ungeheizten Erkerstube installiert. Aber was spielte das schon für eine Rolle? Ich wurde gelobt, wobei letzte Vorräte aufgetischt wurden, und schlief traumlos bis zehn Uhr des folgenden Tages.

21. Februar 1945. Herrlich geschlafen, dann Frühstück: fünf Semmeln! Mit den «Hinterlandsgebräuchen» nicht vertraut, verschlinge ich ungefähr die halbe Wochenration für die ganze Familie. Dann ins Dorf, um mir Lebensmittelmarken zu besorgen, und der vergebliche Versuch, mit den Eltern in Wien zu telefonieren. Keine Verbindung! Trotz des herrlichen Wetters kein Fliegeralarm, fast nicht zu glauben. Wir beschliessen daher, am Nachmittag nach Innsbruck hinunterzufahren. Stadtbesichtigung, besser gesagt: Trümmerbesichtigung, denn auch hier ist die Altstadt stark getroffen. So gut wie jede Kirche hat mindestens einen Bombentreffer abgekriegt. Dann noch schnell in ein Kino mit einem besonders dummen Film und zurück nach Hause. Nach dem Abendessen sitzen Marietheres, Tante Nesti und ich bis um halb ein Uhr und erzählen, erzählen ...

22. Februar: Heute herrscht wieder der Alltag: Von halb elf bis drei Uhr ist Fliegeralarm. Beim Aufheulen der Sirenen begibt sich die Familie, d.h. Marietheres und die beiden Kleinen, in den Luftschutzbunker des Jackler-Bauern am anderen Ende des Dorfes. Das ist ein Privileg, denn sonst darf kein Fremder in diesen, in den Fels gesprengten und daher fast unzerstörbaren Bunker hinein. Die beiden grossen Kinder kommen direkt von der Schule dorthin. Nur Tante Nesti verlässt das Haus nicht. Sie denkt nicht daran, sich von diesen Amerikanern von ihrem Grund und Boden vertreiben zu lassen. Sie beobachtet die «Luftlage» vom Garten aus und geht, wenn es nötig werden sollte, in den «Keller» des Hauses. Der ist im Gegensatz zu Jacklers «Felsenkeller» aber alles andere als bombensicher. Marietheres hat sich damit abgefunden. Sie schaut nur, dass die Kinder vollzählig im Bunker sind. Da Peter Ernst absolut nicht laufen will, nehme ich ihn – Uniform her, Uniform hin – einfach auf den Arm. Das

aber ist unter seiner Würde und er macht sich so steif, dass ich ihn wie eine Granate tragen muss. Ich könnte ihm eine schmieren, aber das ist jetzt nicht der Moment.

Im Bunker gebe mich als «Volksfreund», schaukle irgendwelche Bauernkinder auf den Knien und erzähle Märchengeschichten, während der Telefon-Funk den zweiten oder dritten Anflug feindlicher Verbände auf Wörgl meldet. Innsbruck steht heute offenbar nicht auf der Liste. Die Stadt ist, sinnigerweise bereits am Christmorgen, dem 25. Dezember 1944, nachhaltig angegriffen worden. Auch Aldrans hatte damals ein paar «Fehlwürfe» abbekommen, auf die Felder unterhalb unseres Hauses. Durch den Luftdruck war der Christbaum, der im Stubenerker stand, in die Ecke befördert worden, und Peter Ernst konnte mit seinen drei Jahren gar nicht verstehen, dass das Christkind so etwas zulassen konnte. Diesmal fanden wir, Gott sei Dank, alles, einschliesslich Tante Nesti, bei der Rückkehr aus dem Bunker in Ordnung vor. Wir holten, etwas verspätet, das Mittagessen nach und am Nachmittag machte ich mit Marietheres einen Spaziergang durch den sogenannten «Schmid-Wald». Wie schön doch so ein Weg sein konnte!

21. Februar: Diesmal meinten es die Amerikaner gut mit uns. Wir konnten noch in Ruhe zu Mittag essen, dann, um halb zwölf Uhr, heulten wieder die Sirenen und bis halb zwei Uhr sassen wir im Bunker. Anschliessend nahmen wir – als wäre nichts geschehen – in der warmen Sonne, vor dem Haus sitzend, den schwarzen Kaffee und um 16 Uhr fuhr ich mit Marietheres nach Innsbruck. Wir hatten die etwas abstruse Idee, nach Matrei am Brenner zu fahren, um dort Willy Auersperg zu besuchen, die ich von Wien her kannte und die sich auf das bei Matrei befindliche Trautson-Schlösschen zurückgezogen hatte. Auf den Zug wartend, wurde ich wieder einmal von der Grossartigkeit der Natur übermannt. Alles war tief verschneit, das Tal lag bereits im Schatten, während das Felsenmassiv des Bettelwurfs von der tief stehenden Sonne in ein zauberhaftes Rosa getaucht war. Meine Begeisterung steckte auch Marietheres an, die mir später gestand, sie habe bis dahin noch nie gewusst, wie schön doch das Alpenglühen sein konnte. Die Sorgen des Kriegsalltags waren eben nicht geeignet, sich gelöst dem Anblick der Natur hinzugeben.

Das Trautson-Schlösschen lag unmittelbar in der Nähe des Bahnhofes von Matrei auf einer Anhöhe. Da wir den Weg hinauf nicht fanden, beschlossen wir, die «Direttissima» zu wählen, das heisst, den Berg querbeet in der Fall-Linie zu besteigen. Etwas erschöpft langten wir an und mussten noch eine Weile nach dem Eingang suchen. Wie nicht anders zu erwarten, war Willy Auersperg nicht wenig überrascht, als sie uns öffnete. Aber dergleichen war damals durchaus üblich. Es war aber immerhin schon halb neun Uhr abends und so konnten wir auch nicht lange bleiben, wenn wir den Zug zurück um dreiviertel neun Uhr nicht versäumen wollten. So begleitete Willy uns noch, diesmal auf gebahntem Wege, zur Bahn. Der Zug hatte Gott sei Dank Verspätung, sodass wir von dieser Exkursion doch noch, aber erst um halb elf Uhr in Aldrans anlangten. Eigentlich verrückt, wegen eines Besuches von 15 Minuten einen Ausflug mit

der Bahn zu unternehmen. Aber die Zeiten waren ja überhaupt aus den Fugen. Ich habe Willy Auersperg nie mehr wiedergesehen, auch das Trautson-Schlösschen nicht, denn dieses wurde bald darauf von Fliegerbomben bis auf die Grundmauern zerstört. Im Hinblick darauf, dass dies mein letzter Abend war, sassen wir noch bis um halb drei Uhr früh, sehr gemütlich plaudernd, zusammen. Wer konnte schon sagen, ob und wann wir einander wiedersehen würden.

24. Februar. Ich hatte, als ich zu Mittag abreiste, gedacht, die Strecke bis Würzburg leicht in einem Tag zurücklegen zu können, auch wenn ich – wie mir bei der Bahn eröffnet wurde – einen Umweg in Kauf nehmen musste, denn die direkte Verbindung war anscheinend gestört. Es war ja inzwischen nicht nur die Reichsbahn, die die Fahrpläne machte, sondern auch die Amerikaner hatten dabei zunehmend ein Wort mitzureden. Zwar ging es zunächst noch ganz flott dahin, soweit man den Zugsverkehr damals noch als flott bezeichnen konnte. Aber in Heidelberg, das ja ohnehin schon weitab vom direkten Weg lag, war vorerst einmal Schluss: Fliegeralarm, alles aussteigen. Nächster Anschluss fraglich. Ich hatte in meinem Abteil die Bekanntschaft eines jungen, sehr netten Mädchens gemacht und wir beide beschlossen, den unfreiwilligen Aufenthalt zu benützen, um das Heidelberger Schloss zu besichtigen. Das erschien insofern möglich, als der Alarm offenbar weniger wegen einfliegender Bomberverbände als wegen feindlicher Jagdbomber ausgelöst worden war, die die Gegend und den Zugsverkehr unsicher machten. Das aber schien uns kein Hinderungsgrund zu sein. Wir wanderten also zu zweit durch die eher menschenleeren Strassen. Zwei oder dreimal mussten wir unseren Weg unterbrechen, da tatsächlich Jabos über der Stadt erschienen. Aber da genügte es vollkommen, jeweils in einem Hauseingang zu verschwinden, bis der Motorenlärm der Flieger wieder verklungen war. Unbehelligt erreichten wir das Schloss und ich muss gestehen, dass sich dieser Ausflug gelohnt hat. Noch die Ruinen dieses, von den Franzosen unter Ludwig XIV. verwüsteten Prachtbaues waren imposant. Inzwischen hat die Kriegführung freilich wirksamere Mittel erfunden, um Kulturschätze dem Erdboden gleich zu machen.

In die Stadt zurückgekehrt, trennte ich mich von meiner Gefährtin, die ein anderes Reiseziel hatte, schlenderte noch ein wenig durch die Stadt und begab mich dann wieder zum Bahnhof. Es war inzwischen dunkel geworden, die Jabo-Piloten waren wahrscheinlich schon «schlafen»gegangen und so stand der Fortsetzung der Reise nichts mehr im Wege.

Es dauerte freilich noch bis zum frühen Morgen, bis ich endlich in Würzburg einlangte, wo ich dann von einem anderen Bahnhof aus nach Bad Kissingen weiterzureisen hatte. Auf den Weg dorthin überquerte ich in der Morgendämmerung einen weiten, noch ganz stillen Platz, von dem aus ich zu meiner Rechten die grossartige Residenz der Würzburger Bischöfe liegen sah. Natürlich hatte ich bei meinem damaligen Bildungsstand keine Ahnung von der kunsthistorischen Bedeutung dieses Bauwerks. Noch weniger ahnte

ich, dass es bereits nach wenigen Wochen, dank englischer Nachtbomber, das Schicksal des Heidelberger Schlosses teilen würde.

In Bad Kissingen hatte die Kriegsakademie in einer modernen Kaserne am Stadtrand Quartier bezogen. Zusammen mit Helmut Hoppe und einem Hamburger Hauptmann, Jochen Steen, bezog ich ein geräumiges Dreibettzimmer, das auch genügend Arbeitsplätze bot. Wir drei gehörten in der Folgezeit mit noch 19 anderen Offizieren zum Hörsaal A1, der von einem Oberst i. G. Müller geleitet wurde, der zugleich auch unser Taktik-Lehrer war. Von Statur und Aussehen dem Feldmarschall Rommel nicht unähnlich, machte er ganz allgemein auch einen vorzüglichen Eindruck. Auch meine Hörsaalkameraden – ein Oberstleutnant der Gebirgsjäger, vier Majore, der Rest Hauptleute bzw. ein SS-Sturmbannführer – waren alle, wie man so sagt, «gestandene» Offiziere, die zum Teil in der letzten Zeit vor ihrer Kommandierung in hohen Stabs-Stellen gedient hatten. Da konnte ich nicht mithalten und bekam schon nach wenigen Tagen Minderwertigkeitskomplexe, die noch dadurch verstärkt wurden, dass Oberst Müller einmal so nebenhin bemerkte, entweder habe man ein taktisches Talent, oder man würde es nie erlernen. Die Mehrzahl der Hörsaal-Teilnehmer schien davon überzeugt, im Besitz dieses «göttlichen Funkens» zu sein, während ich für meine Person so meine Zweifel hatte. Wochen später – Oberst Müller hatte eine Beurteilung seiner Schüler vorzulegen – bestätigte er mir allerdings in derselben, dass ich ein gutes taktisches Verständnis besäße. Überhaupt war meine Beschreibung durchaus vorteilhaft. Aber davon wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nichts und zudem war ich den geradezu Schwindel erregenden Kursbetrieb nicht gewohnt. Sieben Stunden Unterricht pro Tag: Taktik, Operationslehre, Versorgungswesen, Transportwesen, Luftkriegswesen und noch ein halbes Dutzend Gegenstände. Dazu auch noch Kriegsgeschichte, vorgetragen von einem schon recht ältlichen Generalstabs-Obersten. Ich hätte nicht gedacht, dass man dies so langweilig abwickeln könnte. Meine Kurskameraden waren ziemlich der gleichen Ansicht. Hatte das überhaupt noch einen Sinn? Man sprach bereits davon, dass der Kurs, statt wie vorgesehen im August schon im Mai beendet werden sollte. Und bis dahin musste uns der gleiche Stoff komprimiert eingehämmert werden. Uns brummt die Schädel. Ähnlich wie seinerzeit an der Militärakademie in Wiener Neustadt sassen wir auch jetzt, nach Ende der Unterrichtsstunden, auf unseren Zimmern vor den Karten um irgendein taktisches Problem zu lösen, das uns als Hausaufgabe aufgegeben worden war.

Immer wieder gab es Fliegeralarm, zwei bis dreimal am Tag. Entwarnung wurde meist nur einmal, sozusagen zum Tagesabschluss, gegeben. Der Unterricht wurde dadurch allerdings nicht wesentlich gestört, da wir nur dann in die Keller gingen, wenn mit einem direkten Anflug zu rechnen war. Das geschah relativ selten. Auch nachts war dies nicht oft der Fall, bis auf jene Nacht, in der wir auf strikten Befehl hin die Keller aufsuchen mussten. [Es war die Nacht, in der die Engländer Würzburg in Schutt und Asche](#)

legten. Zuerst sprengten sie mit Luftminen die Häuserblocks auseinander und liessen dann darauf Bomben abregnen. Es soll auch schwere Verluste unter der Bevölkerung gegeben haben.

Die Nachrichten von den Fronten wurden immer trostloser. Im Osten wie im Westen standen die Feinde praktisch an den Reichsgrenzen, ja hatten sie da auch bereits überschritten. Ungeachtet dessen spielten wir unsere «Lagen» weiter durch. Es gab auch «Durchhalte-Feiern». Wohl auf Betreiben irgendeines NSFO setzte das Akademiekommando eine Clausewitz-Gedenkstunde an. Ich glaube mich zu erinnern, dass sie in einem grossen Saal des Kurhauses angesetzt wurde. Anwesenheit war Pflicht. Ich ging also zusammen mit Helmut Hoppe hin. Trotz allen aufgebotenen Pathos blieb es eine flauere Angelegenheit. Natürlich glaubten weder ich noch meine Kameraden zu diesem Zeitpunkt – anders als ein Jahr zuvor – noch an das Gefasel vom «Endsieg» und auch kaum mehr an die ständig angekündigten «Wunderwaffen». Aber irgendwo hoffte man doch, dass es – ähnlich wie seinerzeit in Frankreich, 1918 und wieder (unter anderen Vorzeichen) 1940 – zu einem Waffenstillstand mit einer Demarkationslinie kommen würde. Natürlich musste die Partei verschwinden. Um die tat es uns nicht leid. Aber das Heer, oder was davon übrig war, würde in diesem Rest-Deutschland vielleicht erhalten bleiben. Schliesslich hatte die Armee das Jahr 1918 auch überstanden. Aber 1918 war nicht 1945. Ganz offenbar hatten wir alle, trotz der barbarischen Luftkriegführung, keine wirkliche Vorstellung vom Vernichtungswillen unserer Feinde – und von ihren Möglichkeiten.

Irgendwo schwang bei mir im Unterbewusstsein mit, dass ich da ein Versprechen einzulösen hätte, das ich meinem Vater vor neun Jahren gegeben hatte und von dem ich mich, solange es nur ging, nicht abbringen lassen wollte. Nur so lässt sich wohl der naive Satz erklären, den ich am 10. März 1945 an meinen Vater zu dessen 69. Geburtstag schrieb: Er möge versichert sein, dass ich alles tun würde, auch fernerhin alle seine Wünsche zu erfüllen und dass ich daher auch hoffte, ihm bei seinem nächsten Geburtstag, im kommenden Jahr, in «roten Hosen», also mit den karmesinroten Lampassen der Generalstabs-Offiziere, gratulieren zu können. Vielleicht war ich mit dieser etwas weltentrückten Sicht der Dinge gar nicht so allein stehend. Sogar uns, den Angehörigen meines Hörsaales, kam es allerdings einigermassen seltsam vor, dass unser Luftkriegs-Lehrer die Notwendigkeit seiner Vorträge damit begründete, dass wir als Generalstabs-Offiziere doch alle einmal, bei unseren künftigen Divisionen, mit starker Luftunterstützung rechnen könnten. Das schien selbst uns doch etwas zu optimistisch. Das Verrückte, weil nicht Vorauszusehende daran war, dass der Mann gar nicht so unrecht hatte. Zehn Jahre später waren mehrere der jetzigen Kursteilnehmer als Generalstabs-Offiziere in der Bundeswehr und konnten tatsächlich mit starker und noch dazu amerikanischer Luftunterstützung rechnen. Aber wer konnte das damals ahnen?



Da klangen die Ausführungen unseres Lehrers im Fach Transportwesen schon realistischer, der da von Tausenden und Abertausenden «ausgegleisten» Waggons zu berichten wusste, die man nicht mehr verwenden konnte, weil das Eisenbahn-Netz derart zerstört war. Und nachdenklich stimmte auch seine Feststellung, dass Deutschland in diesen Wahnsinnskrieg 1939 mit einer geringeren Transport-Kapazität eingetreten war als jener, über die das Reich 1914 verfügt hatte. Und von wegen «totaler Krieg»: Von so etwas könne man erst jetzt sprechen, wo es praktisch zu spät war. Das klang zwar sehr «defaitistisch», war aber immerhin realistisch.

Es ist wirklich schwer, wenn nicht unmöglich, sich heute in diese Situation auch nur annähernd hineinzu-denken. Mir selbst fällt es nach 65 Jahren schwer. Aber kann man von einem Schiffbrüchigen, auf einem kleinen Brett im Ozean schwimmend, verlangen, dass er rational denkt?

Die Realität rückte unterdessen rasch näher. Ende März stiessen amerikanische Panzerspitzen bis Ham-melburg, also zehn bis fünfzehn Kilometer südwestlich von Kissingen, vor. Sie wurden vorerst von ei-nem ihnen entgegengeworfenen Sperr-Verband zurückgewiesen, aber nun war es auch für die Akademie hoch an der Zeit, auszuweichen. Ich erinnere mich noch, an einem der letzten Tage vor dem Aufbruch, wenn nicht sogar am letzten, einen amerikanischen Jagdbomber ganz tief und in aller Gemütsruhe über dem Bahnhof von Kissingen kreisen gesehen zu haben, bis er sich dann herabliess, seine Bomben auf irgendein Ziel abzuwerfen.

Am Abend des letzten Tages in Kissingen – wir standen zum Abmarsch zur Bahn bereits bereit – erleb-ten wir einen seltsamen Einzug in unsere nun leer werdende Kaserne: Durch das offene Kasernentor zog, in voller Ordnung, eine Kolonne bespannter Fahrzeuge, auf denen – teils offen, teils unter Planen – Frauen, Männer und Kinder sassen, einem Treck amerikanischer Siedler aus der Zeit des «Wilden Wes-tens» nicht unähnlich. An der Spitze dieses Zuges ritt, gleich einem Kommandeur bei einer Parade, ein grosser, gut aussehender Mann in einer etwas verwilderten Kleidung. Sein Name war bald bekannt: Freiherr von Richthofen, der den Treck seiner Gutsleute bis hierher geführt hatte. Sie schienen jedenfalls einen weiten Weg hinter sich zu haben. Vielleicht aus Schlesien? Sie waren vor den Russen geflohen, um nun hier in Kürze den Amerikanern in die Hände zu fallen, womit sie aber gewiss das bessere Los gezogen hatten. Es war schon sonderbar: Diese Menschen waren am Ziel ihrer Flucht angelangt, wäh-rend sie für uns erst begann. Wohin sie uns führen würde, war zumindest uns Kursteilnehmern nicht bekannt. Aber es war schon viel, dass wir unbelästigt von Tieffliegern uns einwaggonnieren und mit einbrechender Dunkelheit Kissingen verlassen konnten.

Am folgenden frühen Morgen blieben wir dann, im dichten Nebel, auf offener Strecke plötzlich stehen: Fliegeralarm. Es musste wohl eine Stadt in der Nähe sein. Vom Waggonfenster aus konnte ich ein mir bekanntes Gebäude erkennen: das Festspielhaus in Bayreuth. Das war ganz offenbar wieder ein gewaltiger Umweg, den wir da eingeschlagen hatten oder haben einschlagen müssen. Aber so richtig klar wurde mir das erst, als wir gegen Mittag wieder in der Nähe einer grossen Stadt hielten. Diesmal war es Nürnberg. Wir sahen – vielleicht zu unserem Glück – nicht viel von der Stadt, sondern hielten in der Nähe des Zeppelin-Feldes, also des Geländes der Reichsparteitage.

Da anscheinend ein längerer Aufenthalt eingeplant war, verliess ich mit ein oder zwei anderen Offizieren den Zug, um schnell noch einen Blick auf diese so berühmte Örtlichkeit zu werfen, die mir ja aus Illustrierten und Filmen vertraut war. Die riesige Tribüne, von der aus Hitler seine Reden gehalten hatte, war anscheinend nie fertig geworden. Aber auch das, was da stand, hatte einen Zug zur Gigantomanie und dröhnte mit den riesigen, in Stein gehauenen Hakenkreuzen und Hoheitsabzeichen nun ins Leere. Es war niemand da, der sich daran begeistern wollte. Vielmehr lag das riesige Aufmarschfeld, auf dem einst Zehntausende von Männern der SA oder anderer Organisationen gestanden und auf dem die Wehrmacht Schaumanöver ausgeführt hatte, in Gestalt einer ungepflegten, verödeten Wiese vor mir, auf der vielleicht ein paar Ziegen weideten. Bezeichnenderweise hatte der 1939 mit so viel Pathos wie Hinterhältigkeit proklamierte «Parteitag des Friedens» nie stattgefunden. Jetzt, knapp vor Torschluss, machte die ganze Anlage einen eher heruntergekommenen Eindruck.

Die nächste Station, schon am späten Nachmittag, war dann München Ost. Hauptmann Hugo Krambeck von meinem Hörsaal wollte einen Blick auf das Haus seiner Schwiegereltern werfen. Ich begleitete ihn, da ich noch nie in München gewesen war. Freilich gingen wir nur ein kurzes Stück in die Stadt hinein. Beim zerbombten Maximilianeum hatte ich schon genug gesehen. Ich fürchte, auch Krambeck hat nur Ruinen angetroffen.

Die nächste und letzte Zwischenstation war dann Holzkirchen, wo wir auf eine Lokalbahn umgeladen wurden. Hier herrschte noch wirklich Frieden. Auf einem Holzstoss, neben dem Zug sitzend, genoss ich die Stille des nur gelegentlich von ländlichen Geräuschen unterbrochenen Abends. Keine Flüchtlinge, keine Jabos, keine Ruinen. Gemächlich setzte sich dann der Zug mit uns in Bewegung und nach relativ kurzer Zeit waren wir auch am Ziel: Lenggries im Tölzer Land, eine frühere Gebirgsjäger-Garnison, am Fuss der Alpen und nahe der früheren österreichischen Grenze. In der Jäger-Kaserne bezogen wir Quartier.

## Endstation

In Lenggries, wo wir am Abend des 1. April 1945 eintrafen, lief der Unterricht sofort wieder in vollem Umfang an – so, als stünde keinesfalls das Ende vor der Tür. Neben unseren laufenden Aufgaben erhielten wir auch «Sonderaufträge». So etwa hatte ich vor einem grösseren Kreis ein Referat über die sowjetische Felddienst-Ordnung zu halten. Mit Erfolg, wie mir schien. Daneben kamen auch von aussen wieder Vortragende. So erinnere ich mich an einen höheren Generalstabs-Offizier, der uns über die Kriegs-Spitzengliederung informierte. Was er da vortrug, war uns zwar nicht ganz neu, aber wir erhielten durch seine Ausführungen nur bestätigt, dass an der obersten Spitze offenbar ein Führungschaos herrschte. Aber wirklich «geführt» wurde ja sowieso nicht mehr.

Was sollte aber in diesem, sich immer mehr ausbreitenden Chaos mit uns geschehen? Auf der einen Seite war das Akademiekommando bestrebt, den Kurs doch noch irgendwie zu einem Abschluss zu bringen. Auf der anderen Seite wurde, von mir allerdings unbekannter Seite, Druck ausgeübt, möglichst viele Offiziere an die Front abzustellen. Die etwa zwischen dem 16. und 20. April getroffene Lösung bestand dann darin, dass man sich entschloss, den Kurs zwar wesentlich zu verkleinern, diesen Rest aber, wenn nur irgend möglich, bis zum Ende zusammenzuhalten. Zu welchem Zweck? Immerhin wusste man an der Akademie, dass die Alliierten im Februar 1945, auf der Konferenz von Jalta, unter anderem beschlossen hatten, den deutschen Generalstab «auf ewige Zeiten» zu zerschlagen.

Gewiss – aber: Was waren «ewige Zeiten»? Am 12. April war Franklin Delano Roosevelt verstorben. Die da und dort bei einigen Unentwegten sofort aufkeimende Hoffnung, dies wäre nun die Wende – ähnlich jener, wie sie im Siebenjährigen Krieg durch den Tod der Zarin Elisabeth eingetreten sei – wurde freilich von mir und wohl auch von der Masse meiner Kameraden nicht geteilt. Aber dass sich die Westalliierten mit den Sowjets in die Haare geraten könnten, wurde nicht völlig ausgeschlossen. Auf kurze Frist gesehen, war das freilich Biertisch-Strategie. Auf lange Sicht hingegen hatte das schon etwas für sich. Immerhin erreichte, viele Jahre später, der Major Gerd Schmückle vom Hörsaal E 1 innerhalb der Kommandostruktur der NATO den Rang eines deutschen Viersterne-Generals und war stellvertretender Supreme Allied Commander Europe.

Natürlich war diese Entwicklung damals vom Kommando der Akademie nicht vorauszusehen. Und so handelte sie auch rein intuitiv: Die Hörsäle wurden radikal verkleinert und zusammengelegt. Das sah in meinem Fall so aus: Die dem Rang nach zwölf Besten (was nicht unbedingt der tatsächlichen Qualität entsprechen musste) blieben. Der Rest, etwa elf Offiziere, wurde zu anderen Verwendungen abgestellt. Es war ein eher aufregender Augenblick, als Oberst Müller vor dem versammelten Hörsaal die Namen der zwölf Auserwählten langsam vorlas. Als er das Blatt schon sinken liess, nannte er noch den letzten Namen: Hauptmann Allmayer-Beck. Natürlich, dass unsere Asse, wie der Oberstleutnant Friedrich Höhne, ein robuster bayerischer Gebirgsjäger mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz, oder Hugo Krambeck, ein Nachrichten-Hauptmann von der Division «Grossdeutschland», blieben. Zu meiner grossen Freude blieb aber auch Helmut Hoppe.

Leider verloren wir durch diese Verkleinerung den von uns so geschätzten Oberst i. G. Müller. Auch er bekam ein Frontkommando, während wir «Überlebenden» mit dem bisherigen Hörsaal CI fusioniert wurden, der eine ähnliche Radikalkur hinter sich hatte. Unser Hörsaal-Leiter war nun der Oberstleutnant i. G. Niepold I – wie namensgleiche Personen in der Wehrmacht «nummeriert» wurden, um Verwechslungen zu vermeiden; Vornamen wurden ja grundsätzlich nicht gebraucht. Niepold II, sein Bruder, war übrigens ebenfalls Oberstleutnant i. G. und Hörsaal-Leiter des bisherigen Hörsaales C2. Auch «Niepold I» – Gerd Niepold – sollte später noch Karriere machen: Er stieg in der Bundeswehr bis zum Generalleutnant und Kommandierenden General des III. Korps in Koblenz auf und machte sich auch als Militärschriftsteller einen Namen. Vorderhand war es freilich noch lange nicht so weit. Fest stand dafür, dass der Kurs im Mai 1945 enden würde. Und bis dahin hatten wir noch viel zu lernen.

Noch am 26. April hielt Oberstleutnant Höhne ein von ihm angelegtes Gebirgs-Planspiel ab. Und auch ich feierte noch einen letzten «Triumph»: Oberstleutnant Niepold hatte uns im Rahmen des Taktik-Unterrichts eine operative Lage vorgegeben und wir mussten, wie bei einer Schularbeit, innerhalb der Unterrichtsstunde den jeweils für richtig gehaltenen «Entschluss mit Begründung» vorlegen. Im Grunde gab es nur zwei Lösungsmöglichkeiten und der Hörsaal wählte, fast geschlossen, die Lösung A, während ich und noch ein anderer Offizier uns für die Lösung B entschieden. Zur allgemeinen Überraschung, ja zum Entsetzen des Hörsaales, schloss sich Niepold der von mir gewählten Lösung an. Das war noch ein letztes Pflaster auf die Wunde meines ständigen Minderwertigkeitskomplexes.

Freilich hatte ich jetzt auch andere Sorgen. Bereits um den 3. April herum hatte der Wehrmachts-Bericht Kämpfe um Baden bei Wien gemeldet. Nicht auszudenken! Zum letzten Mal war ich während meines Urlaubs im Oktober 1944 – nur ein halbes Jahr zuvor – mit meiner Mutter an einem Nachmittag nach Baden gefahren. Das Haus machte damals schon einen eher tristen Eindruck. Im Oberstock, in

den beiden Gästezimmern, hatte sich eine Luftwaffen-Dienststelle eingerichtet. In unserem seinerzeitigen Kinderzimmer standen nun die Bibliotheks-Kästen mit den Büchern meines verstorbenen Grossonkels Beck, die mein Vater geerbt hatte. Mag sein, dass ich damals auch deshalb hinaus nach Baden fuhr, weil ich die Mappen meiner Kriegstagebücher in den unteren Laden der Bücherkästen verwahrt hatte. Nun war das alles mit hoher Wahrscheinlichkeit verloren. Aber das wäre noch nicht das Ärgste. Seit dem 16. Februar hatte ich keinerlei Nachricht mehr aus Wien. Wie ging es meinen Eltern und meiner Schwester? Waren sie noch in Wien? Aber wohin hätten sie gehen sollen? Mein Bruder Max war anscheinend weiter bei der von den Russen eingeschlossenen «Kurland-Armee». Und auch von meiner Schwägerin, von der ich ja nur durch das Gebirge getrennt war, hatte ich keine Nachricht. Ich hatte daher, unmittelbar nach unserer Ankunft in Lenggries, erwogen, wie schon im Februar, mit der Bahn einen kurzen Abstecher nach Innsbruck zu machen. Mein Gesuch um Beurlaubung über ein Wochenende wurde jedoch vom Kommando abgelehnt. Am 20. April hielt mein Hörsaal im Raum des Tegernsees eine taktische Geländebesprechung ab und mir kam dabei der Gedanke, ob ich nicht versuchen sollte, mit einem Fahrrad einen Abstecher nach Aldrans zu machen. Freilich war ich mir im Zweifel, ob sich die 160 Kilometer hin und zurück, über das Gebirge, für zwei Tage dafürstünden.

Aber dann gab es wieder einen schweren Luftangriff auf München. Wir mussten gerade wieder einmal den Vortrag irgendeines Parteibonzen anhören, als uns der Alarm in die Keller schickte. Da wir nicht direkt betroffen waren, blieben wir im Freien stehen und beobachteten den Rückflug der Verbände, die in ziemlich aufgelöster Formation das Gebirge überflogen. Der Vortragende war sichtlich beleidigt, dass uns seine Ausführungen, die sich gewiss um den «Endsieg» drehten, weniger als die feindlichen Bomber interessierten. Das nahmen wir gelassen hin. Mich allerdings bedrückte ein anderer Gedanke: Jetzt sass meine Schwägerin mit den Kindern gewiss auch wieder im Bunker! Nein, ich musste es doch versuchen; ich wollte einfach eine Nachricht haben. So suchte ich denn noch einmal um Urlaub für das kommende Wochenende an – und erhielt tatsächlich die Genehmigung.

Am Freitag, dem 27. April, traf ich meine Vorbereitungen, die in nicht viel mehr bestanden, als ein halbwegs fahrtüchtiges Fahrrad aufzutreiben und mir die entsprechenden Urlaubspapiere zu besorgen. Am 28. April, kurz nach ein Uhr nachts, verliess ich die Kaserne. Bei einem Heiligen Johann Nepomuk an der Isar-Brücke, die bereits zur Sprengung vorbereitet war, machte ich noch einen kurzen Halt. «Bitte, nur keine Panne! Wenn mir auf dem Weg etwas passiert, bin ich erledigt, denn ich habe kein Reparaturzeug bei mir, nur eine alte Fahrradpumpe!» Dann ging es in rascher Fahrt, die Isar aufwärts, in

Richtung Fall. Es war kühl, der Nachtwind raschelte in den Bäumen der Allee und meine Gedanken waren schon jenseits der Berge. Auf der einsamen Strasse herrschte kaum Verkehr. Ich hielt einen Lastkraftwagen der Luftwaffe an und liess mich ein Stück mitnehmen. Kurz vor Fall aber zweigte ein Weg dann ins Gebirge ab. Etwas abseits davon stand das ehemalige deutsche Zollhaus. Sein Weiss schimmerte ein bisschen gespenstisch im fahlen Nachtlcht. An ihm vorbei führte ein schmaler Pfad, der sich im Gebüsch sehr schnell verlor: mein Weg. Mein Rad wurde abgeladen und ich schob los, denn zu fahren war auf diesem dunklen, unebenen Waldweg nicht möglich. Nur stellenweise konnte ich aufsitzen und fahren. Der Weg war schottrig und schmal.

Um mich herum herrschte lautlose Stille, kein Mensch zeigte sich und doch wanderten gewiss unzählige Menschen, heute und jede Nacht, auf diesen einsamen, wenig begangenen Wegen über das Gebirge: Deserteure, Fahnenflüchtige, Kriegsmüde. Sie waren gewissermassen der erste Saum einer Welle, die die herannahende Front vor sich herspülte. Zwischen Wolkenfetzen erschien der Mond und liess für kurze Zeit Bachrinnen und Abhänge in seinem Licht schwarz hervortreten. Es war nichts zu hören als das Schlürfen meiner eigenen Schritte und das Klappern des Rades.

Doch da mischte sich plötzlich noch ein Geräusch hinzu, von vorne. Und da bewegte sich auch etwas, ein Schatten, eine Gestalt, ein Wanderer. Es war ein Soldat, ohne Waffe, nur mit einem Stock. Ein Dienstreisender? Kaum, aber ich war kein Feldgendarm und was hätte ich mit diesem Mann anfangen sollen? Ich hastete vorbei und der Wald nahm mich wieder auf, sodass der Weg nur mühsam zwischen den Bäumen zu erkennen oder besser zu erfühlen war. «Halt! Wer da?» Taschenlampen blitzten auf, zwei Mann traten an mich heran. Eine Streife des Volkssturms. Mein Ausweis war bald geprüft und in Ordnung befunden. Und der Mann hinter mir? Ich ahne es nicht.

Motorenlärm. Der Wald lichtete sich, das graue Band einer Strasse wurde sichtbar, eine Fahrzeugkolonne rollte vorbei. Ein Verkehrspolizist prüfte erneut meine Papiere. Es war die Passhöhe, die alte Reichsgrenze gegen Österreich am Achensee. Nun ging es flott abwärts gegen Achental (heute Achenkirch). Der Morgen graute – und mit ihm erstarb auch das Leben auf der Strasse, denn man musste mit Fliegern rechnen. Um fünf Uhr früh hatte ich beim Gasthaus Scholastika den Blick auf den morgendlichen See frei. Und in einem Zug ging es jetzt nach Jenbach hinunter und dann die Inntal-Strasse nach Westen, in Richtung Innsbruck. Auch hier nur mässiger Verkehr und gottlob keine Flieger. In Hall, wo ich die Ampasser Türme winken sah, begann es zu regnen. Aber jetzt war das alles schon ganz egal. Jetzt bedurfte es nur noch einer letzten Kraftanstrengung, um auch noch über den Berg von Ampass zu kommen. Ich glaubte es fast nicht mehr schaffen zu können. Die Beine waren wie Blei. Immer wieder musste ich rasten. Aber endlich, endlich war ich doch auf der Höhe und Aldrans lag vor mir.

Es ging wohl schon gegen Mittag, als ich in der Küche der Gärtnerwohnung meiner Schwägerin und – ganz unvermutet – auch meiner Schwester gegenüberstand. Ich hatte sie noch in Wien vermutet und erfuhr nun, dass mein Bruder, den ich noch an der Kurland-Front geglaubt hatte, sie aus Wien herausgeholt hatte. Das war für mich zu viel. Ich liess mich auf einen Stuhl fallen und weinte krampfartig in mich hinein.

24 Stunden zu Hause zu sein! Was für eine Herrlichkeit, doppelt schön vor dem dunklen Hintergrund der Zukunft, fast ein bisschen grell, wie ein letzter Sonnenstrahl vor einer heranziehenden, schwarzen Gewitterwand. Und doch denkt man an morgen. Wenn der Krieg aus ist (und lange kann er ja nicht mehr dauern), dann, ja dann wird man dies und jenes machen. Sicher werde ich dann wieder nach Aldrans kommen, meinetwegen als Gärtner oder sonst was. Dabei nimmt man ganz selbstverständlich an, dass man am Waffenstillstandstag (bis zu dem natürlich nichts Böses passieren darf) heil nach Hause gehen kann. Freilich: Ganz so sicher ist man sich dessen auch nicht. Man tut nur so. Vielleicht glauben es die Angehörigen und dann ist der Abschied nicht ganz so arg. Ja – muss er denn überhaupt sein? Eine gefährliche Frage! Nein, es war überhaupt keine Frage. Für mich nicht, und auch niemand von der Familie stellt sie an mich. Selbstverständlich werde ich am nächsten Tag zu Mittag mich wieder auf mein Rad schwingen und zu meinen Kameraden zurückkehren.

Sonntag, 29. April 1945. Das Wetter war – vielleicht zu meinem Glück – trüb und wolkenverhangen, als ich am frühen Nachmittag wieder durch das Inntal radelte. Man musste aufmerksam sein. Angeblich war Tieffliegeralarm. Immer wieder drehte ich mich um, um zu sehen, ob da nicht doch in meinem Rücken ein Jabo auftauchte. Tatsächlich kommt da, ich war etwa im Raume Brixlegg, ein Flieger tief über der Talsohle in einem unglaublichen Tempo herangesaust. Aber es ist – o Wunder! – ein deutscher und noch dazu einer von den ganz neuen Strahljägern, von denen man sich ja Unglaubliches erzählt. Er patrouilliert das Tal auf und ab, das wirkt sehr beruhigend.

Den Kasgraben bei Jenbach schob ich zügig hinauf, auch entlang des Achensees ging es ganz flott weiter. Marietheres hatte mir noch geraten, ich sollte am Ende des Sees, in Scholastika, bei dem Schönburg'schen Jagdhaus Station machen, da dort Lilly Schönburg-Hartenstein hause. Es war schon dunkel, als ich dort anklopfte. Tatsächlich wurde mir vorsichtig geöffnet. Ein Uniformierter – denn natürlich trug ich stets, wie vorgeschrieben, Uniform – um diese Tageszeit war ja gewiss nicht sehr Vertrauen erweckend. Als ich aber sagte, wer ich sei, wurde ich höchst gastfreundlich aufgenommen. «Tante» Lilly schien sehr zurückgezogen zu leben. Meine martialische Erscheinung veranlasste sie zu der Frage, ob ich am Ende schon Gefreiter wäre? Aber meine Antwort, dass sie einen Hauptmann vor sich hätte, beeindruckte sie nicht sonderlich. Wie denn auch. Als Tochter eines k.u.k. Generalobersten waren wohl alle Ränge unterhalb des Generals für sie ziemlich gleich. Im Vorzimmer sass ein Ehepaar,

das mich recht misstrauisch musterte. Es war der Dichter Werner Bergengruen mit seiner Frau, der hier ein Refugium gefunden hatte und – wie ich allerdings erst viel später erfuhr – die Hausfrau mit seinen Wünschen und Ansprüchen ein wenig drangsalierte. Sicherlich war er froh, als ich nach etwa einer Stunde Rast das Jagdhaus wieder verliess.

Es war schon hell, als ich wohlbehalten wieder in Lenggries eintraf. In der Kaserne herrschte ziemliche Unruhe: Die Akademie war wieder im Aufbruch, meine Hörsaalkameraden waren offenbar kurz zuvor schon weg. Ich räumte in dem leeren Zimmer schnell meine paar Sachen zusammen, suchte und fand auch Anschluss an noch verbliebene Teile. Es schien mir auch, als ob einige Offiziere, vor allem solche, die in der Zwischenzeit ihre Frauen hatten nach Lenggries nachkommen lassen, hier den Krieg zu beenden dachten. Ich aber wollte bei meinen Kameraden sein. So fand sich auch noch ein Omnibus, der mich mitnahm.

Die Fahrt mit einem Holzgas-Motor, der zwischendurch immer wieder «gefüttert» werden musste, ging eher langsam und stockend vor sich. Zunächst nach Norden und dann nach Osten. Auf den vorderen Kotflügeln sass jeweils ein Offizier als «Luftspäher», denn man wollte natürlich nicht unversehens von Tieffliegern angegriffen werden. Tatsächlich mussten wir uns lange unter einer Autobahnbrücke versteckt halten, da alliierte Flieger über dem Tal kreisten. Die Autobahn Richtung Salzburg erwies sich als alles andere denn eine Schnellverbindung. Sie war zwar so gut wie unbefahren, aber übersät von kleineren Bombentrümmern und Unmengen von Stein- und Erdbrocken, denen ausgewichen werden musste. Unmittelbar an der Tiroler Grenze hatten wir dann prompt irgendeinen Defekt und kehrten, bis dieser behoben war, in einem kleinen Wirtshaus ein. Es wurde Morgen, bis wir nach einer mühevollen Fahrt in Kitzbühel eintrafen.

Die Quartiervergabe schien schwierig. Kitzbühel war überlaufen von Flüchtlingen und anderen «Durchreisenden», sodass ich und noch vier oder fünf Offiziere meines Hörsaals als Quartier die Bergstation der Hahnenkamm-Seilbahn zugewiesen erhielten. Dort oben lag allerdings tiefer Schnee und unser «Quartier», ein winziger Raum, war natürlich ungeheizt. Aber was spielte das in unserer Lage schon für eine Rolle. Wir heizten ihn eben mit unseren Körpern, die dort wie die Sardinen zusammengedrängt lagen. Todmüde waren wir auch, sodass wir bald schlafengingen. Übrigens waren wir dort oben nicht ganz von der Umwelt abgeschnitten. Die Seilbahn funktionierte und irgendwann in der Nacht kam die Nachricht, dass der «Führer» im Kampf um Berlin «gefallen» sei. Wir nahmen dies ohne besondere Gemütsbewegung zur Kenntnis. Mir schien das eigentlich als der logische Schlusspunkt unter dieser Katastrophe. Schon vor Tagen, ich glaube es war am 20. April, als die Nachricht durchkam, Hitler hätte sich entschlossen, in Berlin zu bleiben, hatte dies mein Freund Hoppe mit einem Satz kommentiert:



«Das ist das Ende.» Nun war es so weit. Ich glaube, ich drehte mich auf meinem Lager um und schlief weiter. Nur Major Zimmermann brach in Tränen aus.

Am nächsten Morgen, als wir ins Tal hinunterkamen, lag auch hier Schnee. Am 1. Mai, da ist man doch etwas anderes gewöhnt. Zu meiner freudigen Überraschung traf ich hier wieder Helmut Hoppe. Er war noch von Lenggries aus vom Akademiekommando mit einem Fahrrad als ‚Aufklärer‘ ausgesandt worden, um festzustellen, wie weit die Amerikaner bereits vorgedrungen waren. Seither galt er als vermisst. Nun erfuhren wir seine abenteuerlichen Erlebnisse. Er hatte nicht allzu weit radeln müssen, um auf den «Feind» zu stossen. Der marschierte in gewaltigen Kolonnen nach Süden. Als mein Freund sich aber zurückziehen wollte und dabei einen Bach überqueren musste, stand auf der Gegenseite plötzlich ein Ami mit dem Gewehr in Anschlag. Da half nichts anderes als «Hände hoch». Dank seiner vorzüglichen Englisch-Kenntnisse konnte Helmut den harmlosen Amerikaner in ein scheinbar ebenso harmloses Gespräch verwickeln, um ihn dann – Hoppe war ja ausgebildeter Luftlande-Soldat – mit einem gekonnten Faustschlag zu Boden zu schicken. Bis der wieder hoch war, war mein Hoppe bereits über alle Berge. Ich muss gestehen, ich hätte ihm dies nicht zugetraut. Aber was tut man nicht in scheinbar aussichtslosen Situationen?

In Kitzbühel war gerüchteweise zu hören, dass in der Nacht der stellvertretende Kreisleiter von einer sogenannten «Befreiungsbewegung» erschossen worden sei. Ich hatte von dergleichen noch nie gehört und vermute, dass es eher persönliche Motive für die Tat gegeben haben mag. Das Akademiekommando hielt es jedoch für angezeigt, gewisse Sicherungsmassnahmen zu treffen. Wir Offiziere erhielten also Gewehre ausgefolgt und hatten turnusweise, wie Polizisten, durch die Strassen der Stadt zu patrouillieren. Ein grotesker Anblick: Offiziere mit Schirmmütze und geschultertem Gewehr! Ich hatte allerdings nicht das Gefühl, dass das einen besonderen Eindruck hervorrief. Die Bewohner von Kitzbühel hatten gewiss andere Sorgen. Ich auch, denn die Abstellungen für «Sonderkommandos» schienen auch hier ununterbrochen weiterzugehen. Um auf dem Laufenden zu sein, begab ich mich nach Erledigung meines «Polizeidienstes» in eine grössere Gastwirtschaft am Westausgang der Stadt, in der wir auch gepflegt wurden, und wartete mit anderen Lehrgangsteilnehmern auf das, was da kommen sollte. Einige schienen jedoch nicht abwarten zu wollen und liessen sich bereits jetzt von irgendeinem zufällig anwesenden Wehrmachts-Arzt – auf alle Fälle – Entlassungspapiere ausstellen. Vielleicht war ich diesmal wirklich der Dumme, aber es widerstrebte mir, mich auf diese Weise so einfach davonstehlen zu wollen. Immerhin schien es mir aber an der Zeit, meine «Geheim-Unterlagen» – oder was ich dafür hielt – in der Küche des Gasthofes zu verbrennen. Ich würde kaum noch Verwendung für sie haben.

Dafür aber hatte man nun für mich Verwendung. Schon am folgenden Tag, dem 2. Mai, erhielt ich den Befehl, mich ins Inntal nach Kematen zu begeben, um als «Kampf-Kommandant» die Verteidigung dieses Dorfes gegen die Amerikaner zu übernehmen. Nähere Angaben wurden nicht gemacht. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt nicht einmal, wo sich Kematen genau befand. Sicher lag es nicht weit von Aldrans entfernt. Aber wie sollte ich überhaupt dorthin gelangen? Zudem hatte ich wirklich wenig Lust, jetzt «bei Torschluss» noch Kampf-Kommandant zu spielen. Da war wirklich kein Blumentopf mehr zu gewinnen. Ich musste freilich nicht lange mit mir ringen, denn der Befehl wurde schon sehr bald widerrufen. Die Amerikaner waren schneller in Kematen gewesen als ich.

Aber noch ruhte das Akademiekommando – oder besser gesagt jene Dienststelle, die diese Anforderungen produzierte – nicht. Von dem nun allgemein ausbrechenden Chaos unbeirrt, arbeitete sie unverdrossen weiter, wie ein Roboter, den abzuschalten man vergessen hatte. Und dieser Roboter produzierte auch bereits den nächsten Auftrag.

Am 3. Mai, so gegen Mittag, wurde ich zum Akademiekommando gerufen, das in Kitzbühel, in einer recht komfortablen Villa, die angeblich dem SS-Obergruppenführer Julius Schaub gehörte, Quartier bezogen hatte. Der Hausherr, langjähriger Chefadjutant von Hitler, war natürlich nicht anwesend. Hitler hatte ihn, kurz vor seinem Selbstmord in der Berliner Reichskanzlei, noch nach Süddeutschland geschickt, um persönliche Unterlagen des «Führers» zu vernichten (er wurde schliesslich am 8. Mai von den Amerikanern in Kitzbühel verhaftet). Davon wussten wir natürlich nichts. In Erinnerung ist mir aber ein Gemälde, ein kniender Akt, der an der Wand hing und vor Kurzem noch in der Zeitschrift «Kunst ins Volk» als besonders gelungenes, zeitgemässes Kunstwerk gepriesen worden war.

Zu Kunstbetrachtungen fehlte mir freilich die Zeit, denn nun wurde mir und einigen meiner Kameraden, die auch hierher bestellt worden waren, eröffnet, dass wir uns möglichst schnell nach Königgrätz (Hradec Králove in Nordost-Böhmen) zum Stab der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Ferdinand Schörner zu begeben hätten, wo wir weitere Befehle erhalten würden. Wie wir dorthin kommen sollten, war unsere Sache. Ich war überzeugt, dass auch alle übrigen Herren, die alle meinem Hörsaal angehörten, diesem Auftrag ziemlich skeptisch gegenüberstanden. Wir hätten es aber als reinen Irrsinn empfunden, wenn wir damals schon gewusst hätten, dass der Generalfeldmarschall in Königgrätz eben dabei war, seine Abreise (in einem dunklen Zivilanzug, die hohen Auszeichnungen in der Hosentasche) ausgerechnet nach Tirol vorzubereiten, um dort den Befehl über die imaginäre ‚Alpenfestung‘ zu übernehmen.

Selbstverständlich aber äusserte niemand Bedenken, sondern alle legten die Hand an die Mütze und sagten: «Jawohl!» – auch wenn wir uns stillschweigend wohl alle im Klaren waren, dass zur Ausführung

dieses Auftrages übertriebene Eile nicht notwendig war. So versuchte ich zunächst einmal, die Adresse von Verwandten zu eruieren, die angeblich in Kitzbühel eine Villa besaßen. Tatsächlich fand ich diese auch: Sie sollte am Weg zum Schwarzsee liegen. Und so machte ich mich denn am Nachmittag auf, dort einmal nachzusehen. Ich traf meinen Cousin Gustav Wagenmann mit seiner Frau, die krank im Bette lag, und seiner Schwägerin. Ich wurde sehr gastlich aufgenommen und auch zum Abendessen eingeladen. Die Frage der Verköstigung schien in diesem Haushalt keine Rolle zu spielen. Man war mit allem gut versorgt. Dafür gab es andere Probleme, nämlich, wie man sich gegenüber den Amerikanern, vor allem gegenüber deren Panzern, zu verhalten habe, mit deren baldiger Ankunft man bereits rechnete. Mangels Erfahrung konnte ich da wenig raten. Auch hatte ich – offen gestanden – anderes im Kopf.

In «unserem» Gasthof sass ich dann noch eine Weile mit Rittmeister Boecke, Hauptmann Kesten und Hauptmann Scherzler von meinem Hörsaal zusammen. An einem Nebentisch versuchte Oberst i. G. Berendsen, unser Lehrgangs-Leiter, einigen um ihn versammelten Offizieren des Hörsaales D noch ein paar Grundsätze auf den Weg zu geben, der ja nun bald einzuschlagen sein würde. Es klang ganz vernünftig, jedoch unterschätzten wir alle zu diesem Zeitpunkt noch das, was nun in Kürze auf uns zukommen sollte. Im Rundfunk kam gerade die Nachricht durch, dass die Heeresgruppe C am 2. Mai in Italien kapituliert habe. Also lange würde es hier auch nicht mehr dauern. Wir aber waren nach wie vor entschlossen, nach Königgrätz zu fahren.

Das hatte nichts damit zu tun, dass wir bei einer Nichtausführung dieses wohl hirnrissigen Befehls noch mit einer Sanktion zu rechnen gehabt hätten. Wer sollte sie denn auch verhängen? Nein, es glich eher dem Verhalten von Knaben, die sich auf eine Mutprobe geeinigt hatten und von denen nun keiner davon abstehen wollte, obwohl jedem klar war, dass es eigentlich Irrsinn war, was man sich da vorgenommen hatte. Es war die Angst vor dem Vorwurf aus den eigenen Reihen, den jeder «Aussteiger» befürchten musste: «Bitte, wenn Sie meinen, Sie wollten lieber dableiben, dann tun Sie das. Bisher aber waren Befehle eigentlich noch immer bindend!» Nein, dem wollte sich keiner aussetzen und schon gar nicht die anderen, die Mutigeren, ihrem Schicksal überlassen. Mitgefangen – mitgehangen.

Die vordringlichste Aufgabe war freilich, ein Fahrzeug zu besorgen, damit wir die Reise überhaupt antreten konnten. Ein Flugzeug – etwa ein Fieseler «Storch», wie ihn Schörner hatte – stand uns natürlich nicht zur Verfügung. In Kitzbühel wimmelte es aber von Fahrzeugen. Ununterbrochen trafen Parteigrößen, fremde Diplomaten oder sonst welche Funktionäre hier ein, freilich nicht zum Kuraufenthalt, sondern auf der Flucht. Rittmeister Boecke, einem etwas bulligen Panzer-Offizier, fiel es daher nicht schwer, einem offenbar auf der «Durchreise» befindlichen höheren SS-Offizier sehr eindringlich klarzumachen,

dass sein Pkw dringend für den Fronteinsatz gebraucht würde, zumal dieser – im Unterschied zu uns – keinen Marschbefehl vorweisen konnte.

Am Vormittag des 4. Mai war es dann so weit, dass wir fünf nach Königgrätz beorderten Offiziere, also Rittmeister Boecke, Hauptmann Krambeck, Major Ostendorff, Major Zimmermann und ich, in den Wagen kletterten. Nachdem wir ihn auch noch aufgetankt hatten, konnte gegen 12 Uhr bei strahlendem Frühlingswetter und merkwürdigerweise auch ohne feindliche Jabos, aber auch ohne brauchbare Karten, die Reise sozusagen ins Blaue hinein angetreten werden. An einigen Häusern, an denen wir vorbeikamen, waren bereits weisse Fahnen ausgesteckt, was Boecke, der den Wagen lenkte, anfangs veranlasste, abzubremsen, weil er – auf Befragen – meinte, er müsse «diesen Schweinen» noch ein paar Ohrfeigen herunterhauen. Wir andere aber hielten dies für wenig sinnvoll und höchstens für einen Zeitverlust. Wir fuhren von Kitzbühel nach Süden und erreichten über den Pass Thurn bei Bruck den Raum von Zell am See. Bei Rückfragen stellten wir fest, dass sich hier in der Gegend offenbar auch Teile des «OKW-Süd» niedergelassen hatten, also des Oberkommandos der Wehrmacht für den «Süd-Kessel», der vom Reichsgebiet noch geblieben war, seitdem amerikanische und sowjetische Truppen am 25. April bei Thorgau an der Elbe aufeinandergetroffen waren. Bei Bruck sahen wir auch, zur Hälfte in einem Bahntunnel abgestellt, einen Zug, von dem es gerüchteweise hiess, es sei Görings fahrbares Hauptquartier. Wie der hierher kam, war uns schleierhaft, interessierte aber auch nicht wirklich. Von Bruck bzw. Zell am See ging es weiter ostwärts nach St. Johann im Pongau und dann ins obere Ennstal. Die Fahrt durch diese wunderschöne Gegend wäre einer Urlaubsreise würdig gewesen, aber wir hatten nur ein Ziel: Königgrätz.

Am späteren Nachmittag trafen wir in Schladming ein und beschlossen, bei einem grösseren Gasthof um Quartier zu bitten. Die Wirtsleute gehörten offenbar keineswegs zu denen, die im Voraus schon weisse Fahnen hissten. Man hatte daher auch keine Angst, Offiziere bei sich aufzunehmen. Wir wurden bestens bewirtet und auch sehr anständig untergebracht. Darüber hinaus schien die tatsächlich sehr hübsche Wirtstochter es dem Major Zimmermann angetan zu haben, sodass es ihm, als wir am nächsten Tag, dem 5. Mai, schon eher gegen Mittag aufbrachen, schwerfiel, Abschied zu nehmen. Der relativ späte Aufbruch zeigte freilich, dass es uns auch nicht sonderlich drängte. Aber: «Befehl ist Befehl!»

Am Nachmittag waren hinter Hieflau, als wir gegen Norden einbogen, die Strassen dann schon zunehmend verstopft, sodass wir nur langsam vorwärts kamen. Was sich da vor und zurück bewegte, war nicht klar zu erkennen. Eine geordnete Bewegung schien dies nicht zu sein, vielmehr schienen die meisten da ihre eigenen Wege zu gehen. Und auch wir begannen – angesichts dieses zunehmenden Durcheinanders – die Sinnhaftigkeit unseres Tuns mit gelegentlichen Nebenbemerkungen zumindest andeutungsweise infrage zu stellen, wenngleich der Auftrag grundsätzlich immer noch nicht diskutiert wurde.

Da schien es nun an der Zeit, dass der Herrgott uns einen Schutzengel in den Weg stellte. Plötzlich, ich weiss nicht woher, tauchte bei einer Verkehrsstockung, die uns zum Halten zwang, Oberst i. G. Müller, unser seinerzeitiger Hörsaal-Leiter an der Akademie, auf. Die Wiedersehensfreude war gross. Durch ihn erfuhren wir nun, dass die Amerikaner sich bereits in Salzburg befänden. Wo die Russen ständen, wusste er zwar nicht, aber er glaube nicht, dass wir noch über die Donau kämen und meinte, wir wären gut beraten, umzudrehen. Das war nun für uns, seine ehemaligen Taktik-Schüler, eine «neue Lage», der Rechnung getragen werden musste. Wir waren uns sogleich einig, dass wir zur Akademie zurückfahren sollten, um dort neue Befehle zu erbitten. Heroismus hatte augenscheinlich keinen Marktwert mehr. Anscheinend doch nicht so ganz, denn wenig später, bereits auf dem Rückweg, trafen wir auf eine geschlossenen und in guter Ordnung marschierende Truppe, etwa in Kompaniestärke, lauter junge, gut aussehende Männer – offenbar eine Ausbildungs-Kompanie – die ihre leichten Infanterie-Geschütze mangels Beanspruchung im Mannschaftszug fortbewegten. Wir bekamen aus ihren Reihen einige recht respektlose Zuerufe, hielten sie uns doch für Offiziere, die sich in ihrem bequemen Pkw nach hinten abzusetzen trachteten. Wir aber liessen uns durch diese Peinlichkeit nicht irremachen.

Es dunkelte schon stark, als wir bei Hieflau, auf einer aus dem Murtal einmündenden Strasse, auf einmal Panzer gewahrten und zwar, zu unserem nicht geringen Schrecken, russische T-34. Nanu, das durfte doch nicht sein – und war es zum Glück auch nicht. Es war eine mit russischen Beutepanzern ausgerüstete deutsche Panzer-Einheit, noch dazu eine, bei der Boecke seinerzeit eingeteilt gewesen war, die von der russischen Front zurückgezogen worden war. Bei den Panzer-Leuten fanden wir für die Nacht auch Unterschlupf. Am nächsten Morgen wollten wir dann versuchen, von Admont aus Verbindung mit der Akademie aufzunehmen.

In Admont, es war inzwischen der 6. Mai, herrschte bei unserer Ankunft Ausverkauf. Zahlmeister waren dabei, ein Wehrmachts-Lager aufzulösen. Es gab alle möglichen gute Sachen, aber ich beschränkte mich darauf, mir eine Gebirgsjäger-Windjacke und einen Rucksack ausfolgen zu lassen, die mir in der nächsten Zeit und darüber hinaus auch in den folgenden Jahren sehr gute Dienste leisteten. Wir trafen ausserdem auch tatsächlich einen Offizier der Akademie, den Oberstleutnant i. G. Fritz Bessell, Hörsaal-Leiter E, dem wir unsere Lage schilderten und der uns anwies, uns nach Wagrain zu begeben. Dort, etwa auf halbem Wege zwischen Radstadt und St. Johann im Pongau, sollte sich die Akademie mittlerweile befinden.

Da der Tag aber schon fortgeschritten war, beschlossen wir, uns in Gröbming ein Nachtquartier zu suchen. Bei einem etwas abseits von der Strasse gelegenen, villenartigen Haus klopfen wir etwas zaghaft an. Ein ältere, sehr gepflegt aussehende Dame öffnete. Zu unserem höchsten Erstaunen zögerte sie keinen

Augenblick, uns Quartier zu gewähren. Im Gegenteil, sie nahm uns sehr freundlich auf und wies uns richtige Schlafzimmer an. Wir konnten uns nicht enthalten, sie nach dem Grund dieser aussergewöhnlichen Gastfreundschaft zu fragen, und erhielten eine sehr berührende Antwort. Ihr Sohn, ich glaube Major, befände sich an einem ihr unbekanntem Ort im Felde und sie hoffe zum Himmel, dass er jetzt eine ebenso gute Aufnahme finden würde, wie sie sie uns gewähre. Gebe Gott, dass ihr Wunsch erfüllt wurde.

Als wir uns am nächsten Morgen gut ausgeschlafen auf das Herzlichste verabschiedeten, hatten wir alle das Gefühl, dass dies ein schöner, aber auch endgültiger Abschluss nicht nur unserer gemeinsamen Fahrt, sondern auch unserer Laufbahn sei. Was jetzt kommen musste, war wie ein grosses schwarzes Loch, in das wir hineinführen.

Um die Mittagszeit des 7. Mai trafen wir dann auf einem Bauernhof oberhalb von Altenmarkt, hart westlich von Radstadt, auf die Reste unseres Hörsaals. Hier herrschte völlige Ratlosigkeit. Seit dem 6. Mai sollte für die Heeresgruppe G bereits ein Waffenstillstand gelten (tatsächlich wurde dieser schon am 5. Mai, mit Wirkung ab 6. Mai, in Haar bei München unterzeichnet). Das würde auch das Fehlen von Jabo-Angriffen erklären. Aufklärer der Amerikaner waren allerdings noch immer über uns. Für den 8. Mai, also den morgigen Tag, sei dann für 12 Uhr die Gesamt-Kapitulation vorgesehen. Was sollte ich tun? Vielleicht versuchen, mich nach Kitzbühel zu meinen Verwandten durchzuschlagen? Ob die aber darüber sehr erfreut sein würden, war doch ziemlich fraglich. Und ausserdem: Allein in diesem Chaos herumzuirren, schien mir auch nicht ratsam. Da hielt man sich doch lieber an Kameraden. Helmut Hoppe wusste auch nicht, was er tun sollte. Nach Bremen war es doch ein weiter Weg und ein Durchkommen fast ausgeschlossen. Er hatte auch genug. Oder sollte man in die Berge gehen? Banden organisieren, wie das manche vorschlugen? Wofür? Es hatte ja alles keinen Zweck mehr. Der Krieg war aus, nach fünfeinhalb Jahren und in einer ganz anderen Weise, als ich mir das immer vorgestellt hatte. Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn wir noch eine letzte Chance gehabt hätten. Aber wir hatten sie nicht. Es war alles verspielt, alles zu Ende.

Es wurde kühl und so gingen Hoppe und ich in das Haus. Drinnen sassen auch noch ein paar Offiziere und debattierten darüber, was sie jetzt machen sollten. Oberstleutnant Höhne, unser Hörsaal-Ältester und Eichenlaubträger, hatte sich bereits verwandelt. Er hatte sich bei dem Bauern, dem der Hof gehörte, als Knecht verdingt und beabsichtigte am nächsten Tag als Viehhirt auf die Alm zu gehen. Statt seiner Uniform trug er nun eine Joppe und Lederhosen und wirkte mit seinem bayerischen Dialekt durchaus bodenständig. Als Kontrast dazu sass Hauptmann Bode, ganz preussischer Offizier, mit eingeklemmtem Monokel am Herd und kochte sich eine Konserve oder sonst etwas Ähnliches. Major Zimmermann hatte

sich eigentlich auch entschlossen, hierzubleiben. Von seinen Eltern wusste er nichts mehr, er selbst hatte auch niemanden – und vielleicht kam er doch noch einmal nach Schladming.

Ich hatte meine wenigen Sachen gepackt. Meine Schirmmütze, die ich sechs Jahre lang getragen hatte, blieb bei dem Bauern. Von mir aus konnte er sie sich ans Hirschgeweih an der Wand hängen. Dafür kam nun wieder meine alte Feldmütze zu ihrem Recht. Der Omnibus der Akademie, mit dem wir nach Kitzbühel gekommen waren und der inzwischen hierher nachgezogen worden war, wurde nunmehr ausgeräumt und die noch vorhandenen Vorräte aufgeteilt. Leider konnten wir nicht alles mitnehmen. Auch der Autobus selbst musste stehen bleiben. Er war mit seinem Holzgas-Motor doch zu unzuverlässig. Wir verteilten uns dafür lieber auf die vorhandenen Pkw.

Im letzten Moment, es mochte schon gegen 22 Uhr gehen, erschien dann noch einer und brachte aus irgendeinem Wehrmachts-Lager schöne, neue pelzgefütterte Lederhandschuhe, die da ein Zahlmeister, gewiss auf eigene Rechnung, verkauft hatte. Warum nicht? So kaufte ich mir auch, wie die anderen, ein Paar. Ich habe sie lange noch besessen. Dann wurden noch die eisernen Portionen aufgeteilt und schliesslich sassen wir dann vor dem Haus auf der Wiese und blickten zum dämmerigen, aber klaren Himmel hinauf. Von der Strasse im Tal dröhnte der Lärm von Fahrzeugen, die sich in beide Richtungen bewegten.

Dann eine neue Weisung: Bis 23 Uhr sollten wir unten bei der Kirche von Altenmarkt stehen, um dort endgültige Befehle zu erhalten. Der Hörsaal-Leiter, Oberstleutnant i. G. Niepold, sei zum Akademiekommando zu einer Besprechung gefahren. Etwas holprig und mit stossenden Federn ging es also nach Altenmarkt hinunter. Unten im Ort waren einige Häuser voll beleuchtet. Keine Verdunkelung mehr! Ein motorisiertes Transport-Regiment sammelte an der Strasse für die Übergabe. Zimmermann war auch mitgekommen und verabschiedete sich von uns. «Vielleicht», so meinte er, «sehen wir uns doch noch auf einem Gefechtsstand wieder!» Ich glaubte es nicht mehr.

Dann kam Oberstleutnant Niepold. Die Akademie lege Wert darauf, dass ihre Angehörigen nicht geschlossen kapitulierten. Die Amerikaner sollten möglichst nicht wissen, dass sie da auch die Kriegsakademie gefangen hätten. Vielmehr sollten wir uns zum Gefechtsstand des LXXXII. Armeekorps in Lofer begeben und dort kapitulieren. Uns konnte das recht sein. Wir, d.h. Krambeck, Hoppe, Ostendorff, Kesten und ich, bestiegen also ein oder zwei Pkw und machten uns auf die Fahrt. In Zell am See stiessen wir auf eine erste Streife mit weissen Armbinden: «Unteroffiziere und Mannschaften, Waffen abgeben!» Nein, noch war es für uns nicht so weit. Am Ortseingang von Lofer – inzwischen war es 3 Uhr früh geworden – ein neuer Doppelposten: ein deutscher Unteroffizier und neben ihm – ein Amerikaner. Das Unvermeidliche rückte also auch sichtbar immer näher. Der «Ami», ein Soldat der 101. Luftlande-Divi-

sion, war übrigens ein ganz umgänglicher Typ. Er machte keineswegs den Eindruck eines Siegers. Angeblich hatte er dem Unteroffizier schon gestanden, dass er uns eigentlich ein wenig beneide. Denn für uns wäre der Krieg aus. Er aber müsse mit seiner Division wahrscheinlich noch in den Krieg gegen Japan. Er bot uns auch Zigaretten an, wofür wir freilich dankten. Uns war nicht nach «fraternisieren» zumute.

Der Gefechtsstand des LXXXII. Armeekorps befand sich im «Bräu» von Lofer. Am Vorplatz stand ein mir bisher völlig unbekanntes Fahrzeug: Ein kleiner, gedrungen wirkender Wagen, für etwa vier Personen, den aber diejenigen unter uns, die auch im Westen gefochten hatten, sofort erkannten: ein Jeep! In Russland war mir so etwas nie untergekommen.

Wir betraten im «Bräu» zunächst einen kleinen Vorraum, der anscheinend vor einem grösseren Saal lag, aus dem auch Stimmen zu hören waren. Eine anwesende Ordonnanz wurde angewiesen, uns zu melden. Durch die sekundenlang geöffnete Türe gewahrte ich ein höchst erstaunliches Bild: An einer längeren Tafel sassen offenbar die Offiziere des Korps-Stabes und mitten unter ihnen auch ein paar Amerikaner. Es sah mehr nach einem Herrenabend als nach Kapitulationsverhandlungen aus. Nach kurzer Zeit erschien auch der Kommandierende General und nun kam ich aus dem Staunen erst recht nicht heraus. Es war Generalleutnant Theodor Tolsdorff, dem ich vor einem halben Jahr noch als Obersten in Thorn begegnet war. Er hatte damals die 340. Volks-Grenadier-Division aufgestellt, hatte mit ihr inzwischen die Schlacht um Aachen mitgemacht und war jetzt Kommandierender General mit Ritterkreuz, Eichenlaub, Schwertern und Brillanten. Das musste ja ein ganz toller Krieger sein. Er war von unserer Ankunft etwas überrascht, aber durchaus gewillt, uns bei der Kapitulation mitzunehmen. Um 5 Uhr morgens traf dann aber Oberstleutnant Niepold ein und hatte wieder neue Ideen. Ich erinnere mich nicht mehr, um was es im Einzelnen ging. Aber so viel ist gewiss, dass wir dem nicht mehr folgen wollten. Er fuhr daraufhin wieder weg, aber nun war auch Tolsdorff nervös und unsicher geworden. Schliesslich gab er uns frei. Wir könnten tun, was wir wollten. Ja, was wollten wir denn überhaupt noch? Langsam wurde es Zeit, einen Unterschlupf zu finden. Wir machten uns also nochmals auf und fuhren nach Leogang, etwas südlich von Lofer, weil sich dort General Speth, der Akademiekommandeur, befinden sollte. Aber da war niemand mehr. Inzwischen war es neun Uhr abends geworden. Also nochmals zurück nach Lofer und hier wurden wir nun der 416. Volks-Grenadier-Division zugewiesen, die in St. Martin bei Lofer sammelte. Um 10 Uhr waren wir endlich dort, lösten aber auch hier keine besondere Freude aus, denn die Übergabelisten wären bereits abgeschlossen. Als ob es da auf ein paar Offiziere mehr oder weniger an-



käme. Also, in Gottes Namen, ja. Wir liessen unsere Pkw in einer Art von Schlosspark stehen. Dann packte ich nochmals um, schon im Hinblick auf einen vielleicht längeren Marsch. Meinen schönen, aber schweren Mantel schenkte ich einem der neugierigen Zivilisten, die da herumstanden. Die neue Windjacke aus Admont schien mir geeigneter. Als Letztes warf ich meine Pistole in einen Kanalisationschacht. Ich hatte sie, damals am Kautziger See, ein paar Tage vor Kriegsbeginn bekommen, sie aber den ganzen Krieg hindurch – abgesehen von gelegentlichen Scheibenschiessen – nie benutzt. Dennoch war sie mir ein treuer Begleiter gewesen, hatte mir in manchen Situationen Sicherheit gegeben. Ich hatte keine Lust, sie irgendeinem Cowboy zu übergeben.

Dann kletterten wir, die fünf oder sechs Offiziere, die die Irrfahrten der letzten Stunden zusammen zurückgelegt hatten, in einen deutschen Funkwagen, der aber keinen Betriebsstoff\* mehr hatte und daher an ein anderes Fahrzeug angehängt werden musste. Um 11:30 Uhr setzte sich die Kolonne – wir im Schlepp – langsam in Bewegung. Eine halbe Stunde später passierten wir die amerikanischen Vorposten – und weinende Frauen. Es gab also doch noch Menschen ausser uns, die sich das, was sich da nun abspielte, zu Herzen nahmen.

Die Fahrt führte – im Schneckentempo – durch eine eigentlich wunderschöne Landschaft. Irgendjemand glaubte zu wissen, dass wir auf der sogenannten «Deutschen Alpenstrasse» fuhren. Im Wagen herrschte brütende Hitze, die einem fast den Atem nahm, zumal wir eng aneinandergedrückt sassen. Dazu kam, dass wir alle seit gestern Abend nichts mehr gegessen und getrunken hatten. Aber das merkte ich eigentlich kaum. Ich war nur noch grenzenlos unglücklich. Zum ersten Mal in all diesen Jahren haderte ich mit meinem Schicksal. Warum war ich nicht, wie zahlreiche meiner Kameraden gefallen? Dann müsste ich das jetzt nicht miterleben. Es dauerte eine ganze Weile, bis mir langsam dämmerte, dass dies nicht nur masslos dumm, sondern auch namenlos undankbar war.

Undankbar gegenüber meinem Herrgott, der in den Kriegsjahren wahrhaft alle Hände voll zu tun gehabt hatte, um mich an zahllosen Abgründen und unvermeidlich erscheinenden Katastrophen vorbeizuführen. Ohne ernsthafte Verwundung! Mit heilen Gliedern! Der mich sogar jetzt, wenn auch nicht sehr bequem, so doch in einem Fahrzeug sitzen liess, statt wie das Vieh auf der Strasse entlanggetrieben zu werden. Und der eben jetzt wieder dabei war, mich vor sehr nahe liegendem Ungemach, wenn auch mithilfe der Amerikaner, zu schützen. Entlang unserer traurigen Kolonne fuhren nämlich immer wieder Jeeps und andere Fahrzeuge, auf denen ziemlich abenteuerliche Gestalten sassen: Franzosen! Die Geschlagenen von 1940 waren jetzt in der Rolle der Hilfssieger. Sie waren natürlich alle in amerikanischen Uniformen, führten amerikanische Waffen und fuhren amerikanische Fahrzeuge. Ihr Gehaben unterschied sich al-

lerdings sehr von dem unserer Begleitmannschaft. Kein Zweifel, dass sie, wenn man sie gelassen hätte, uns zumindest bis auf das Hemd ausgeplündert, wenn nicht gleich erschlagen hätten. So aber mussten sie sich darauf beschränken, uns im Vorbeifahren mit den Fäusten zu drohen und Schimpfworte zuzurufen. Irgendwie wirkte das hilflos. Es erinnerte an Hyänen, die sich gerne auf die Beute gestürzt hätten, aber durch das drohende Knurren des Löwen, des tatsächlichen Herrn der Beute, in die Schranken gewiesen wurden. Und auf einmal tauchte in meiner Erinnerung das «Gegenbild» auf: Jene fünf oder sechs französischen Offiziere, die ich am Ende des Frankreich-Feldzuges, nach dem sinnlosen Gefecht von Andelot – vor fast genau 5 Jahren – am Strassenrand stehen sah. Sie standen da, zwar entwaffnet, aber ohne Bewachung, in ihren tadellosen, massgeschneiderten Uniformen, den Mantel elegant über den Arm gelegt und liessen unsere verstaubte, schwitzende Marschkolonne vorüberziehen, als würden sie einen Vorbeimarsch abnehmen. Ich hatte damals für sie nur einen verächtlichen Blick übriggehabt. Heute weiss ich, dass diese Bilder zusammengehören. Ein Soldat muss wohl, wenn er die ganze Breite seines Berufes erfahren will, Sieg und Niederlage erleben. Natürlich ist die umgekehrte Reihenfolge die angenehmere. Aber das ist nicht das Wesentliche. Allerdings gab ich mich, damals auf dem Weg ins Gefangenenlager und dann während der wenigen Wochen der Kriegsgefangenschaft, immer noch einer wohl-tätigen Täuschung hin. Ich vermeinte, das Bild der Niederlage müsste so aussehen, wie es die französischen Offiziere von Andelot vorspiegelten und wie es uns nun zu widerfahren schien. Ich hatte eben noch keine Ahnung, welche Schrecken Kriegsgefangenen auch nach Einstellung der Kampfhandlungen beschieden sein konnten – und wie sie zahllose sowjetische Soldaten in deutscher und dann deutsche Soldaten noch in sowjetischer oder jugoslawischer Gefangenschaft erleben mussten und oftmals nicht überlebt haben. Vielmehr meinte es der liebe Gott auch diesmal wieder sehr gut mit mir.

Gegen Abend, wohl kurz vor 20 Uhr, langten wir nach unzähligen Stockungen an unserem Ziel an, einem Barackenlager in einer schütterten Waldlichtung, nahe von Bischofswiesen, am Fuss des Untersberges und nur ein paar Kilometer von Berchtesgaden entfernt. Wie sich bald herausstellte, war dieses Lager vor gar nicht so langer Zeit noch von deutscher Seite als Hauptquartier für Teile des OKW-Süd errichtet worden und war, wie ich Jahre später erfuhr, auch zum Teil bereits belegt gewesen. In einer der Baracken soll, noch bis vor wenigen Tagen, Feldmarschall Albert Kesselring als der letzte Oberbefehlshaber des «Südkessels» der verbliebenen deutschen Truppen residiert haben. Und was – falls es zutraf – noch viel grotesker war: Das Material für die Baracken soll aus Ostpreussen und zwar aus Tannenberg gestammt haben. Waren das am Ende jene Baracken, die man vor dem Polenfeldzug 1939 angeblich für das 25-jährige Jubiläum der Schlacht von Tannenberg errichtet und nach Kriegsausbruch als Gefangenenlager benutzt hatte? Nun zogen wir, die Sieger von damals, als Besiegte hier ein. Die Baracken waren,

da für das OKW-Süd bestimmt, freilich mit einem für Kriegsgefangenenlager sonst nicht üblichen Komfort ausgestattet: Wir hatten elektrisches Licht, fließendes Wasser und vor allem ein Dach über dem Kopf. Nicht weit von uns lagen 7.000 Mann auf der grünen Wiese!

Beim Einzug in das Lager erfolgte eine eher flüchtige Kontrolle, vor allem nach Waffen. Allerdings lief durch die Reihe der auf die Kontrolle Wartenden sofort die Warnung, man möge auf Uhren, Ringe und Auszeichnungen achtgeben. Kein Problem! Ich liess Uhr, Siegelring und EK I in meine Reithose gleiten und passierte ohne Anstand. Man hatte es hier eben doch bestenfalls nur mit Andenkenjägern, aber nicht mit professionellen Plünderern wie etwa bei den Sowjets oder auch bei den Franzosen zu tun. Wie überhaupt die Behandlung durch die Amerikaner durchaus korrekt war. Zumindest dort, wo ich mich befand. Zu meinem Erstaunen zeigten sie allerdings Interesse für die Achselhöhlen der Gefangenen, bis ich erfuhr, dass zum Unterschied zum Heer die Waffen-SS ihren Angehörigen die Blutgruppe an dieser Körperstelle eintätowiert hatte. Eine an sich recht vernünftige Massnahme, die allerdings jetzt fatale Auswirkungen haben konnte.

Im Eckzimmer einer der Baracken, einem Raum von etwa vier mal vier Metern, wurden wir, das heisst acht Offiziere – alles Angehörige des Kriegsakademie-Kurses – einquartiert. Wenn wir uns zum Schlafen auf dem Fussboden niederlegen wollten, musste vorher die Zimmereinrichtung, ein Tisch und ein paar Stühle, an die Wand gerückt werden. Aber das war keine Affäre, wir alle hatten dergleichen während des Kriegs schon häufig erlebt. Für 20:30 Uhr war Zapfenstreich angesetzt. Es hätte jedoch dieser Weisung nicht bedurft. Wir waren von dem, was hinter uns lag, so erschöpft, dass wir uns, kaum angelangt, auch schon niederlegten und auf der Stelle einschliessen.

Die folgenden Tage herrschte, Gott sei Dank, schönes Wetter, sodass ich den Grossteil des Tages im Freien verbringen konnte. Ein Zufall wollte es, dass ich bei einer Inspektion unserer Unterkunft, im Souterrain der Baracke, ganze Stapel der Buches «Revolution, Heer, Kriegsbild» von Reinhard Höhn entdeckte, eben jenes Mannes, der uns vor ein paar Wochen noch Vorträge gehalten hatte, die mich damals sehr beeindruckten. Ich nahm ein Exemplar dieses umfangreichen Wälzers, der offenbar für die Offiziere des OKW-Süd bestimmt gewesen war, an mich und begann mit dessen Studium. Die Lektüre hielt mich auch davon ab, mich zum freiwilligen Arbeitsdienst zu melden, der in den folgenden Tagen von den Amerikanern eingerichtet wurde. Ein paar von meinen Stubenkameraden hatten sich dazu gemeldet und wurden für Aufräumarbeiten auf dem ja ganz nahe gelegenen, anscheinend zerbombten Berghof von Hitler eingesetzt. Hauptmann Kesten brachte von dort eines Tages ein Eisernes Kreuz nach Hause, das er dort gefunden und das vielleicht Hitler selbst gehört hatte. Mir kam das alles ein bisschen wie Leichenfledderei vor und so blieb ich lieber bei meinem «Geschichtsstudium», bei dem mich nur die gelegentlich über uns kreisenden amerikanischen Aufklärungs-Flugzeuge störten. Ich hatte einfach

eine Allergie gegen Flieger und es hat noch Wochen gebraucht, bis ich selbst beim Anblick von Verkehrsflugzeugen nicht sofort an Bombenabwurf und Bordwaffenbeschuss dachte.

Die ersten Wochen im Lager bedingten zwangsläufig gewisse Umstellungen und Neuorientierungen nach verschiedenen Richtungen hin. Da waren es in erster Linie natürlich die Amerikaner, auf die man sich einzustellen hatte. Wir, die Offiziere, konnten unsere Rangabzeichen weiterhin tragen, nur die Hakenkreuze mussten von den Hoheitsabzeichen an der Bluse abgetrennt werden. Ausserdem wurde verlangt, dass wir die amerikanischen Rangabzeichen erlernten, da gegenüber amerikanischen Offizieren Grusspflicht bestand. Man kam aber, wenn man es nicht unbedingt wollte, mit ihnen relativ wenig in Berührung. Im Allgemeinen war die Behandlung durchaus korrekt.

Eine neue Facette erhielten auch die Gespräche untereinander. Natürlich war der «Endsieg» kein Thema mehr. Aber auch für Kritik an der eigenen Führung war es wohl noch zu früh. Trotzdem kreisten die Gespräche immer wieder um den Krieg in seiner letzten Phase und dabei wiederum um die Einschätzung unserer bisherigen Gegner. Einigkeit herrschte hinsichtlich der ungeheuren materiellen Überlegenheit der Amerikaner. Sehr viel niedriger war dagegen die soldatische Bewertung der US-Soldaten. Rittmeister Boecke hatte mit seiner Panzer-Abteilung noch an der Schlacht um Düren und den Reichswald teilgenommen und hatte vom amerikanischen Kämpfer keine sehr hohe Meinung. Franzosen und merkwürdigerweise auch die Briten standen gar nicht zur Diskussion – wahrscheinlich, weil niemand von uns gegen die Letzteren gekämpft hatte. Trotz aller weltanschaulichen Vorbehalte waren wir uns aber einig, dass der einzige dem deutschen gleichrangige Soldat der Russe sei. Seine Leistungen, sein Durchhaltevermögen und seine Leidenschaft nötigten uns Anerkennung ab.

Von der geradezu verbrecherischen Weise, mit der Hitler und der Wehrmachtführungs-Stab mit der Armee umgegangen war, wie sie uns, die Truppe, mit einem Zynismus sondergleichen buchstäblich verheizt hatten, hatten wir damals auch nicht einmal annähernd eine Vorstellung. Schon gar nicht von der geradezu «maschinellen» Vernichtung von Millionen von Juden und der Ermordung von Missliebigen in der Hölle der Konzentrationslager.

Aber was würde nun werden? Hier zeigten sich bereits erste Risse. Die einen meinten, in drei oder vier Jahren würden die Anglo-Amerikaner gegen die Russen antreten, andere wiederum, dass die Sowjets mit den Deutschen gegen die Amerikaner stehen würden. Das schien etwas für sich zu haben. Bei der von den Westmächten angekündigten Behandlung der Deutschen erschien es uns denkbar, dass – eine vernünftige Haltung der Sowjets vorausgesetzt – Deutschland in zwei Jahren bolschewistisch sein

konnte. Natürlich war das alles wirres Zeug, was da hinter dem Stacheldraht zusammengeredet wurde, zumal wir ja nur von Gerüchten lebten. Aber ein winziges Körnchen Wahrheit mochte vielleicht doch darin stecken. Apropos Stacheldraht: Wir hatten zunächst gar keinen. Das Oberkommando der Wehrmacht hatte ja für sich keinen vorgesehen gehabt und so mussten wir selbst erst für die Umzäunung sorgen. Freilich dachte niemand an Flucht. Im Gegenteil – es fanden sich sogar noch Versprengte freiwillig ein. Die Angst vor umherstreunenden Franzosen war zu gross.

Allmählich aber breitete sich so etwas wie ein Lagerkoller aus. Dieses ständige Herumsitzen und Palavern ging einem allmählich auf die Nerven. Da bewährte sich mein Freund Hoppe als ein ruhiger, nüchterner Gesprächspartner. Auch das Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften, die ja auch im Lager waren, änderte sich allmählich. Die «Haltung», bis zum letzten Kriegstag durchgehalten, liess nun sichtbar nach. Von mir aus! Ich empfand es geradezu als eine Erleichterung, nun keinerlei Verantwortung mehr tragen zu müssen – ausser gegenüber mir selbst.

Am Pfingstsonntag, dem 20. Mai 1945 – es herrschte noch immer strahlendes Wetter – kamen wir das erste Mal aus dem Lager. Es fand ein Fussballmatch statt. Ich weiss nicht mehr, wer gegen wen. War mir auch egal. Ich wollte nur raus aus diesem Laden. Und da schien auf einmal ein Hoffnungsschimmer aufzuleuchten. In den letzten Mai tagen hiess es auf einmal: Packen – wir werden verlegt! Am Ende gar in ein Entlassungslager? Gerüchte darüber hatte es ja schon immer gegeben. Aber dann stellte sich das doch als ein Irrtum heraus. Verlegt wurden wir allerdings tatsächlich – nur nicht in ein Entlassungslager.

Dicht gedrängt, auf offenen Lastwägen stehend, wurden wir abtransportiert. Es ging durch Bad Reichenhall, wo uns die auf dem Hauptplatz stehende Menge wie den Durchzug eines Zirkus bestaunte. Verständlich, bisher hatten sie in den Wochenschauen derartige Transporte nur mit russischen Gefangenen gesehen. Jetzt standen auf einmal die eigenen Landsleute auf den Lastwagen. Weiter ging es in nordwestlicher Richtung. Zu Mittag wurde, zumindest mein Lkw, ostwärts von München in dem kleinen Ort Ebersberg ausgeladen und wir bei Bauern untergebracht.

Es gab jetzt sehr viel mehr Raum. Ich quartierte mich in einem grossen Zimmer zusammen mit Hauptmann Kesten ein. Dafür gab es in der Folge sehr viel weniger zu essen. Die Rationen wurden zusehends kleiner, der Hunger dafür grösser. An sich konnten wir uns frei bewegen. Die ehemalige deutsche 1. Armee war hier von den Amerikanern auf einem relativ grossen Areal, das anscheinend mehrere Ortschaften umfasste, zusammengetrieben worden und blieb, allem Anschein nach, zunächst sich selbst überlassen. Das zeitigte mitunter merkwürdige Bilder. So etwa einen Appell der Offiziere des ehemaligen LXXXII. AK., der nahe von meinem Quartier auf einer Wiese einberufen wurde.

Wir standen wie in alten Zeiten in einem offenen Viereck. General Tolsdorff war auch wieder da und hielt eine Ansprache. Sie war nicht so eindrucksvoll, als dass ich sie mir gemerkt hätte. Nur eine Passage behielt ich in Erinnerung: Tolsdorff beklagte sich, dass sein Korps vor dem Waffenstillstand nur über ein paar Tausend Mann verfügt hätte, während jetzt ein Vielfaches davon vorhanden sei. Das zeuge eben von schlechter Haltung. Damit konnte ich freilich nicht viel anfangen. Mehr berührt wurde ich hingegen von einer Diskussion, die nach Ende des Appells unter einigen Offizieren stattfand und in der unter anderem auch die Rede auf die Österreicher kam. Angeblich hatten sich aus Österreich stammende Soldaten da und dort von ihren ehemaligen deutschen Kameraden abge sondert und auf eine Art von Sonderstatus gepocht. Ich persönlich lehnte eine solche Vorgangsweise zwar für mich strikt ab, versuchte aber doch, zumindest Verständnis für ein derartiges Verhalten zu wecken. Da wandte sich ein Major, ich glaube von der Flak, in durchaus freundschaftlicher Weise, aber doch mit einer gewissen Schärfe im Ton an mich und sagte: «Ich gehörte 1938 zu den ersten Truppen, die in Innsbruck einmarschierten, und ich war jetzt unter den letzten deutschen Soldaten, die Innsbruck verliessen. Mir erzählen Sie nichts über die Mentalität der Österreicher!» Dagegen kam ich leider nicht auf – und schwieg.

Ansonst fehlte es freilich an Zeitvertreib in dieser so unerfreulichen Zeit. Der Rundfunk war mir unerträglich. Das Triumphgeschrei der Sieger und die im Oberlehrer-Ton gehaltenen Ansprachen von Thomas Mann im US-Radio – dafür war ich noch nicht genug abgeklärt. Helmut fehlte mir sehr. Er hatte sich irgendeinen Job besorgt. So griff ich zu dem mir zunächst Liegenden: «Der grossdeutsche Freiheitskampf: Hitlers gesammelte Reden» in drei oder vier Bänden. Und da die Entlassung noch immer auf sich warten liess, folgte auch eine Rede von Joseph Goebbels. Vielleicht hat diese Lektüre mehr zu meiner persönlichen «Umerziehung» beigetragen als alle Indoktrinierungs-Versuche der Sieger.

Allmählich schien es aber doch ernst zu werden. Ein sicheres Anzeichen dafür waren die Fragebögen, die wir nun auszufüllen hatten. Der meine war «blütenweiss»: Hauptmann im Regiments-Stab des Grenadier-Regiments 713 der 416. Infanterie-Division. Das war vollkommen zutreffend, auch wenn ich dieser Einheit nur durch ein paar Stunden angehört hatte. Als Heimatadresse gab ich Aldrans und als Zivilberuf «Farmer» an, denn so viel war inzwischen klar: Die Amerikaner entliessen niemanden, der in Ost-Österreich, also «bei den Russen» zu Hause war. Und Landwirt war ein bevorzugter Entlassungsgrund, auch wenn ich zu diesem Zeitpunkt Spinat nicht von Salat unterscheiden konnte.

Am 16. Juni war es so weit. Mit einer Gruppe mir unbekannter Kriegsgefangener wurde ich nach Bad Aibling verfrachtet und dort «bereitgestellt». Dazu gehörte auch, dass ich nun die Dienstgradabzeichen,

also meine Schulterstücke, abzulegen hatte. Am nächsten Tag erfolgte eine nochmalige Verlegung in das «Separation Center» Götting nahe Rosenheim, wo nun tatsächlich die Entlassung erfolgte.

In einer langen Schlange standen wir angestellt. Ein paar Mann vor mir entdeckte ich eine mir bekannte Gestalt: Oberstleutnant i. G. Bessell von der Kriegsakademie. Er trug natürlich keine «roten Hosen» (d.h. die karmesinroten Streifen der Generalstäbler), keine Kragenspiegel und auch keine Schulterstücke mehr. Ein einfacher Soldat. Was mochte er wohl im Zivilberuf sein? Gespannt wartete ich, was nun passieren würde. Nichts! Er passierte anstandslos. Dann kam ich an die Reihe. Der an einem Tisch sitzende Amerikaner packte meinen Daumen für einen Fingerabdruck. Dann warf er mein Soldbuch in einen Papierkorb (er konnte nicht wissen, dass ich im Rucksack noch meinen Wehrpass mitführte) und schliesslich erhielt ich sogar noch Entlassungsgeld und den Entlassungsschein. Was nun? Zu Fuss nach Innsbruck? Keine Rede davon. Morgen, am 18. Juni 1945, würden wir dahin transportiert. Das war nun wirklich nobel.

In der Einfahrt eines Hauses in Götting suchte ich mir, auf dem blossen Boden, eine Schlafstelle, dicht neben anderen, auch zur Entlassung gelangten Soldaten. Zunächst ass ich noch meine gesamte Marschverpflegung, die uns ausgehändigt worden war, auf einen Sitz auf und war jetzt wenigstens nicht mehr hungrig. Aber ans Schlafen war nicht zu denken. Denn jetzt zählte ich nicht mehr die Stunden, sondern fast schon die Minuten. Wenn jetzt nur nichts mehr dazwischenkommt! Schon in aller Frühe standen wir auf und warteten; warteten endlos, wie es uns schien. Dann endlich kamen die Lkw und wir sassen auf. Sehr ordentlich auf Bänken sitzend. Und dann ging es los, etwa den gleichen Weg, den ich vor fast zwei Monaten mit der Kriegsakademie zurückgelegt hatte. Kurz vor der österreichischen Grenze ein Halt. Rastpause! Warum denn? Nun, die Fahrer und das Begleitpersonal wollten frühstücken. Musste das sein? Konnten die denn keine Rücksicht nehmen? Wir wollten doch nach Hause! Endlich ging es weiter, wie die ganzen Tage bisher, unter strahlend blauem Himmel. Endlich, endlich kam Innsbruck in Sicht. Wir überquerten den Inn auf der ehemaligen «Kettenbrücke» und fuhren eine breite, mit Bäumen bestandene Strasse hinunter. Aber schon nach ein paar Hundert Metern bogen die Wagen in einen aufgelassenen, zumindest etwas verwahrlosten Biergarten, «Zum Löwenbräu», ein. Das Gasthaus selbst schien leer. Wir sprangen von den Autos und drängten zum Gartentor. Aber ein amerikanischer Leutnant pflanzte sich dort auf und wollte nochmals die Papiere sehen. Warum denn? Weil er diejenigen zurückwies, die noch weitertransportiert werden sollten. Das erfasste ich aber nicht gleich und bekam einen heillosen Schrecken. Wenn der mich auch zurückweist? Aber nein. Er warf nur einen kurzen Blick auf meinen Schein, dann deutete er mit dem Daumen über die Achsel in Richtung Gartentür. Ich war endgültig frei! Ohne zurückzublicken, trat ich hinaus auf die Strasse.

## Nachwort

Im Herbst 1947 machte der Autor dieses Buches – damals 28 Jahre alt, gewesener Offizier und Student der Geschichte – dem Generaldirektor des Österreichischen Staatsarchivs, Universitätsprofessor Dr. Leo Santifaller, einen Aufwartungsbesuch. Im Laufe des Gesprächs fragte Dr. Santifaller nach dem Interessenbereich des angehenden Historikers. Als dieser «Militärgeschichte» nannte, meinte der Professor, da werde er es nicht weit bringen. Zumindest teilweise behielt er auch recht.

Aber noch ein anderer akademischer Lehrer, nämlich Univ.-Doz. Dr. Oswald von Gschliesser, der im Herbst 1945 an der Universität Innsbruck ein erstes Proseminar, zum Teil für Kriegsheimkehrer, veranstaltete, forderte dort gleich zu Beginn der Vorlesung seine Hörer auf, auf einem Blatt Papier DIN A4 die Frage zu beantworten: «Warum studiere ich Geschichte?» Im Unterschied zu seinen Kollegen benötigte der Verfasser dieser Erinnerungen nur knapp fünf Minuten, um einen einzigen Satz niederzuschreiben: «Ich bin bisher derart belogen worden, dass ich nun wissen will, wie es wirklich war!» Der Erfolg war diesmal durchschlagend: Die Antwort wurde vor dem gesamten Proseminar verlesen. Wie aber kam es, dass die jüngeren Hörer sich offenbar nicht derart hinter das Licht geführt fühlten, sondern scheinbar über vieles besser Bescheid wussten als ihre Kollegen, die den ganzen Krieg, vom ersten bis zum letzten Tag, als Offiziere und noch dazu fast vier Jahre an der Front verbracht hatten?

Die Antwort ist relativ einfach: Weil man in der Heimat und auch in der Etappe eben mehr wusste als vorn in den Gräben und auf den Gefechtsständen. Dort hatte man als Nachrichtenquelle nur den offiziellen Rundfunk, Frontzeitungen und die zensurierte Feldpost zur Verfügung. Was die SS in der Heimat und im Hinterland verübte, vernahm man an der Front nur gerüchteweise und dies in abgemilderter Form. Die SS in den Konzentrationslagern, aber auch ihre Einheiten in den rückwärtigen Armeegebieten sowie ihre an der Front eingesetzten Divisionen waren – was oft übersehen wird – kein Wehrmachtsteil, sondern Hitlers bewaffnete Parteitruppe. Mit ihnen besprachen die Heeresverbände zwar operative und taktische Probleme, aber nicht politische oder weltanschauliche Fragen. Und natürlich war man als 21-jähriger Leutnant, vor allem zu Beginn des Krieges, ziemlich naiv. Aber gerade diese Naivität ist es, die die heute 60- bis 80-jährigen ihren Vätern und Grossvätern zum Vorwurf machen. Denn sie, die



«Jungen» – nun in voller Kenntnis der damals begangenen Verbrechen – wissen jetzt genau, was man damals hätte dagegen tun müssen. Leider wussten die ‚Alten‘, durch tatsächliche wie propagierte militärische Erfolge verblendet, das damals nicht. Kann man ihnen das tatsächlich übelnehmen? Politische Naivität ist ja leider nicht nur ein Merkmal dieser schlimmen Jahre gewesen, sondern ist auch heute, trotz geschichtlicher Erfahrung und trotz der vielberufenen politischen Bildung unvermindert vorhanden, nur in anderer, aber nicht minder gefährlicher Richtung.

Eines freilich ist nicht zu leugnen: Es brauchte eine gewisse Zeit, bis der Verfasser der Erinnerungen (und mit ihm wohl viele seiner ehemaligen Offizierskameraden) sich darüber im Klaren war. Als politisch «Verdächtiger» zur Zeit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten glaubte er, sich im Rahmen der Wehrmacht unter einem gewissen Schutzschild zu befinden, der ihn und seine Angehörigen vor den Zumutungen der NSDAP schützen könne. Er hatte gehofft, seinen Beruf, den er wirklich liebte, nach den Regeln eines internationalen Offiziersethos ausüben zu können. Und als der Krieg ausbrach, vor dem er sich immer gefürchtet hatte, focht er gemäss dieser seiner Pflichtauffassung für Deutschland und damit ja auch für seine engere Heimat. Gerade um nicht in Preussen als «schlapper Österreicher» zu gelten, suchte er seinen Kameraden aus dem «Reich» nicht nachzustehen. Was ihm erst später klar wurde, war die Tatsache, dass Hitler den Nationalsozialismus mit Deutschland gleichsetzte. Ihm stand gesinnungsmässig nicht das Heer, sondern seine SS, deren Divisionen im Laufe des Krieges einen ungeheuren Aufschwung nahmen, am nächsten. Und nach dem 20. Juli 1944 war klar, dass der «Führer» nicht mehr das Heer als «Waffenträger des deutschen Volkes» betrachtete, sondern eben «seine» SS-Divisionen. Nach ihrem Vorbild sollte das Heer nun in eine nationalsozialistische Armee umgewandelt werden. Der Kriegsausgang liess dafür keine Zeit mehr. So gesehen, war die Niederlage vielleicht sogar ein Glück für das Heer, das bis zum Schluss Unglaubliches geleistet hatte.

Natürlich ist damit die Frage der Schuld nicht beantwortet. Wer sie aber aus durchaus durchsichtigen Gründen allein dem Heer aufzubürden versucht, vergisst – obzwar es zweifellos auch Täter in seinen Reihen gab – dass statt von einer kollektiven Schuld vielmehr von einem kollektiven Opfer die Rede sein sollte. Denn Millionen am Krieg völlig unschuldiger Soldaten fielen nicht für Grossdeutschland, wie dies oft auf den Grabkreuzen zu lesen war, sondern für Hitler und seinen Grössenwahn.

Der Verfasser dieses Buch glaubt daher an keine persönliche Schuld – was freilich nicht sein Verdienst war. Er wurde durch eine höhere Fügung davor bewahrt, schuldig zu werden. Gleichwohl ist er sich heute darüber im Klaren, dass er und seine Kameraden, ungewollt und unwissend, unter der falschen Fahne fochten – der Fahne mit dem Hakenkreuz.

## ANHANG

### Was war Grusino?

*Ein Nachruf von Joh. Christoph Allmayer-Beck*

Was ein Nachruf ist, bedarf wohl keiner Erklärung. Wer in seinem Leben etwas geleistet hat, bekommt einen solchen von ihm Nahestehenden meist schon unmittelbar nach seinem Tod. Weniger berühmte Zeitgenossen müssen mitunter etwas länger warten, bis man sie als erinnerungswürdig erkennt. Und wer sein Leben lang unbeachtet geblieben ist, bekommt ihn eben nie. So einfach liegen die Dinge – und doch muss es nicht immer so sein. So etwa kann es vorkommen, dass man im Hinblick auf einen Dahingegangenen, von dem man eigentlich gar nichts wusste, sich nach seinem Tod auf einmal die Frage vorlegt: Wer war denn das überhaupt? Und diese Frage kann sich bis zur Peinlichkeit steigern, wenn man erkennt, dass man seinerzeit an seinem Untergang selbst irgendwie beteiligt gewesen war.

Genau in dieser Lage befand sich bis vor Kurzem der Verfasser, wobei es sich, Gott sei Dank, in diesem Fall nicht um einen Menschen, sondern um einen Ort handelt. Einen Ort, der gar nicht so aus der Welt liegt und dennoch heute fast unbekannt ist. Zumindest auf deutscher Seite wusste man bis lange nach dem Krieg von seiner grossen historischen bzw. kunsthistorischen Bedeutung so gut wie nichts: Grusino.

Wenn man von St. Petersburg auf der grossen, schnurgeraden Strasse nach Südosten fährt, kommt man nach zirka 80 Kilometern zu dem kleinen Städtchen Tschudowo, wo man, nach Süden abbiegend, nach weiteren 60 Kilometern das ehrwürdige Nowgorod erreicht. Man kann aber in Tschudowo eine Strasse einschlagen, die ebenso schnurgerade nach Osten führt. Dann stösst man nach rund zehn Kilometern zwar auf keine Sehenswürdigkeit, sondern praktisch ins Nichts. Das heisst, dass man an den Ufern eines mächtigen Flusses landet – am Wolchow, der den Ilmen-See mit dem Ladoga-See verbindet, und am jenseitigen Ufer gewahrt man heute vielleicht noch einen kleinen Ort: Grusino. Das ist auch alles, aber bis zum August 1941 war das keineswegs so.

So etwa am 25. August des eben genannten Jahres, als ich – leider nicht als Tourist, sondern als Soldat – am Ostausgang von Tschudowo stand und mit dem Fernglas die eben erwähnte Strasse musterte, auf der entlang wir in den nächsten Stunden angreifen sollten. Auf dieser, von dichten Wäldern flankierten Strasse war so gut wie nichts zu beobachten, aber an ihrem Ende konnte

man einen für diese Gegend ganz untypischen hohen Turm – vielleicht einen Kirchturm? – erkennen. Nach der Karte musste er zu dem jenseits des Flusses liegenden Dorf Grusino gehören.

Das bestätigte sich, als wir am nächsten Tag den Wolchow erreichten, wobei sich allerdings herausstellte, dass dieser Turm offenbar ein allein stehender Turm war, der nicht zu einem nun sichtbar werdenden ausgedehnten Gebäudekomplex gehörte. Da hinter dem Turm später auch eine für den kleinen Ort Grusino unverhältnismässig grosse Kirche sichtbar wurde, nahmen wir an, dass es sich bei der merkwürdigen Anlage um ein Kloster handle. Das war nicht der Fall. Im Grunde ist uns dies jedoch völlig egal gewesen. Interessant war für uns nur der Turm, denn – welche Funktion er auch immer gehabt haben mochte – wenn man ihn von Tschudowo aus sah, dann war es klar, dass es auch umgekehrt der Fall sein konnte und tatsächlich auch war. Das hiess militärisch: Der Turm musste weg! Es gelang auch nach einigen Versuchen, ihn zumindest auf die Hälfte zu verkürzen und damit die Sicht von ihm aus wesentlich einzuschränken.

Dass es sich bei Grusino nicht um ein Kloster, sondern um eine eher merkwürdige Schlossanlage handelte, wurde uns anderthalb Monate später klar, als im Rahmen der Angriffsoperation auf Tichwin in der zweiten Oktoberhälfte 1941 ein Panzer-Korps just bei Grusino den Übergang über den Wolchow erzwang. In ungemein schweren Kämpfen musste das von den Russen inzwischen festungsartig ausgebaute und buchstäblich bis zum letzten Mann verteidigte Schloss erobert werden, wobei die gesamte Anlage naturgemäss weitgehend in eine Ruine verwandelt wurde. Nach dem Scheitern des Vorstosses auf Tichwin und der Rücknahme der deutschen Front hinter den Wolchow blieb Grusino als ein winziger deutscher Brückenkopf am Ostufer des Wolchows erhalten, und zwar durch volle zwei Jahre, was genügte, um diesen etwa einen Quadratkilometer grossen Bereich vollends in eine Mondlandschaft zu verwandeln, aus der hier und da noch ein paar zwei bis drei Meter hohe Mauerbrocken herausragten. Wie schon gesagt: Niemand von uns hatte eine Ahnung, um was es sich bei Grusino eigentlich handelte.

Immerhin: Niemand geringerer als Zar Peter der Grosse soll das einsam am Wolchow liegende Dörfchen einst seinem Günstling, dem Feldmarschall Fürst Alexander Menschikow, geschenkt haben, der dort einen Gutshof einrichtete. Das ist gar nicht so unglaubwürdig, denn Alexander Danilowitsch Menschikow (1673-1729), Sohn eines Stallknechts oder Bauern, war einer der wichtigsten Mitarbeiter des Zaren bei der Begründung von St. Petersburg. Seit 1706 war er Fürst und Herzog von Ingermanland und wurde 1709 für seine Verdienste, vor allem in der Schlacht von Poltawa gegen die Schweden, zum Feldmarschall ernannt. So wäre es durchaus denkbar, dass er dafür als Donation die Herrschaft Grusino erhalten haben könnte. Das war am Ende seines Lebens allerdings weniger wichtig. Denn während unter der Witwe Peters des

Grossen, der Zarin Katharina I., seine Stellung unangetastet blieb, fiel er bei deren Nachfolger, Zar Peter II., in Ungnade, wurde 1727 gestürzt und in die Verbannung geschickt, wo er 1729 verstarb.

Leider ist nicht bekannt, an wen sein Besitz dann fiel; möglicherweise wieder zurück an die Krone. Jedenfalls scheinen die zum Besitz gehörigen Ländereien beiderseits des Wolchows (bis Tschudowo hin) sehr vernachlässigt gewesen zu sein, als Zar Paul I., wohl um 1800, das Gut Grusino dem Grafen Alexej Andrejewitsch Araktschejew (1769-1834) schenkte, einer etwas umstrittenen Persönlichkeit. Als Sohn eines Gutsbesitzers wurde er noch als Knabe im adeligen Artillerie- und Ingenieur-Korps ausgebildet, avancierte rasch zum Artillerie-Inspektor und Gouverneur von Gattschina (1929 bis 1944 hiess die Stadt Krasnogwardeisk) und wurde 1792 Stadtkommandant von St. Petersburg. Dieses Amt übte er allerdings mit einer derartigen Härte aus, dass der Zar ihn zwei Jahre später, unter Beförderung zum Generalleutnant, verabschiedete. Aber Araktschejew war inzwischen für Paul I. unersetzlich geworden. Schon nach einem Jahr berief er ihn daher wieder, diesmal als Gouverneur von St. Petersburg. Unter Alexander I. wurde Araktschejew zunächst Artillerie-Inspektor, von 1808 bis 1810 Kriegsminister und dann Vorsitzender des Militär-Departements des Staatsrates. Ab 1815 hatte er faktisch die Leitung des Staatsrates, des Kabinetts und der kaiserlichen Kanzlei inne und war zu einer zentralen Figur in der russischen Innenpolitik geworden. Daneben hatte er die russische Artillerie reorganisiert und die Armee nach preussischem Vorbild reformiert. Dies geschah allerdings mit einiger Brutalität, die auch bei den durch ihn 1810 gegründeten Militärkolonien zur Anwendung kam.

Dies war ein System, in dem altgediente Soldaten und leibeigene Bauern, unter Kasernen-ähnlichen Verhältnissen, als Reservisten Militärdienst mit der Arbeit in der Landwirtschaft vereinigen sollten. Auch Kinder der «Militärkolonisten» wurden ab dem 7. Lebensjahr erfasst und mit dem 18. Lebensjahr in den militärischen Verband überstellt. Die ersten Experimente zu diesem System dürften im Umkreis um Grusino-Tschudowo vorgenommen worden sein. Später erstreckten sich die Militärkolonien praktisch über ganz West-Russland, mit ihnen aber auch die Bauernaufstände und Meutereien in den Militärkolonien, die von Araktschejew, der ab 1817 oberster Chef aller Militärkolonien war, mit der ihm eigenen Brutalität niedergeschlagen wurden, sodass sein Name zum Synonym für unmenschliche Härte wurde.

Unter Zar Nikolaus I. verlor Araktschejew stark an Einfluss und wurde 1825 verabschiedet, blieb aber Chef der Militärkolonien. Er scheint sich dann nach Grusino zurückgezogen zu haben, wo er am 3. Mai 1834\* verstarb und wohl auch im Park seines Schlosses begraben wurde. Er stiftete sein Vermögen zum einen Teil für die Errichtung eines Kadetten-Hauses in Nowgo-

---

\* 21. April 1834 nach dem julianischen Kalender.

rod und zum anderen Teil als Preis für die beste Biografie des von ihm sehr verehrten Zaren Alexander I.

Das ist freilich nur die eine Seite in der Geschichte Grusinos. Es gibt auch eine andere, und zwar erfreulichere. Denn so unendlich die sozialen Zustände unter Araktschejew auch waren, so sicher ist auch, dass Grusino unter ihm eine Blütezeit erlebte.

Der Ausbau und die Ausstattung des Gutsbezirkes, so wie sie bis zum Herbst 1941 bestanden haben, dürften zum weit überwiegenden Teil auf ihn zurückzuführen sein. Soviel sich heute noch rekonstruieren lässt, bestand der zum Gutshof gehörige Gebäudekomplex aus dem eigentlichen Schloss, ferner einer gleich daneben gelegenen, ziemlich grossen Kirche mit dem schon erwähnten allein stehenden Turm, was auf den ersten Blick hin den Eindruck eines Klosters hervorgerufen hat. Ausserdem gab es neben Schloss und Kirche noch ein grosses, hufeisenförmiges, einstöckiges Gebäude, das «Hospital» für die Militärsiedlung nebst Wohnungen für die Ärzte. Ferner hatte Araktschejew für sich noch ein Sommerhaus sowie ein «Schweizerhaus» (was immer er sich darunter vorstellte) errichten lassen.

Das gesamte Ensemble, vor allem das Schloss und die Kirche, waren im klassizistischen Stil erbaut, woran wohl mehrere Architekten beteiligt gewesen sein dürften. Eine herausragende Rolle unter ihnen kam Wassili Petrowitsch Stassow (1769-1848) zu. Stassow, im gleichen Jahr wie Araktschejew in Moskau geboren, war der erste bedeutende Architekt russischer Herkunft und damit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts führender Architekt in St. Petersburg, wo er für den Zarenhof wie für die Kirche tätig war. Seine Mitarbeit an der Neuen Eremitage, am Smolnyj-Kloster und am Neubau des Winterpalastes ist nachweisbar. Er scheint auch ein Spezialist für «russisch-schweizerische» Landhäuser gewesen zu sein, denn er wurde als Experte dafür auch von dem berühmten preussischen Architekten Karl Friedrich Schinkel (1781-1841) zurate gezogen.

Verständlich, dass ein Mann wie Araktschejew, schon seines Ansehens wegen, Wert darauf legte, einen solchen Künstler auch für sich zu beschäftigen. Tatsächlich soll Stassow zwanzig Jahre hindurch – wenn auch mit Unterbrechungen – in Grusino tätig gewesen sein. Eines seiner berühmtesten Bauwerke dort, das als solches auch in der Propyläen-Kunstgeschichte Erwähnung findet, war der unglückselige Turm in Grusino.

Diesen Turm hatte Araktschejew nicht nur als Zierde des Schlossbezirkes erbauen lassen, sondern zum Zwecke der Kontrolle der schnurgeraden Strasse, die von Grusino nach Tschudowo führte und die wohl auch aufgrund eines Befehls des Schlossherrn so angelegt worden war. Denn auf ihr konnte man vom Turm aus Zusammenrottungen von aufständischen Bauern weit hin beobachten. Er war also kein Glockenturm, sondern ein Beobachtungsturm – und seine Zerstörung daher auch eine militärische Notwendigkeit.

Aber noch ein anderes, fast skurril anmutendes Bauwerk innerhalb des Grusinoer Schlossbereiches war mit grosser Wahrscheinlichkeit Stassow zu verdanken: ein nahe der Kirche gelegener «griechischer Tempel» aus Gusseisen!

Das ist gar nicht so absurd. Gusseisen nicht nur für technische, sondern auch für künstlerische Zwecke heranzuziehen, nahm als Modeströmung am Ende des 18. Jahrhunderts von England aus seinen Ausgang und breitete sich auch in Russland aus. In den Jahren 1806 bis 1808 baute der Schotte William Heste in St. Petersburg eine gusseiserne Brücke (die «Grüne Brücke») über die Moika – die erste städtische Metallbrücke Russlands. Auch Stassow verwendete Gusseisen für seine Bauten. So hat er in den Jahren 1834 bis 1838 in St. Petersburg das ganz aus Gusseisen bestehende «Moskauer Tor» errichtet, eine mächtige, ein wenig an das Brandenburger Tor erinnernde Triumphpforte zur Erinnerung an die Feldzüge in Persien, in der Türkei und in Polen in den Jahren von 1826 bis 1831. Vielleicht war das Grusinoer Tempelchen eine Art Probegalopp dafür gewesen. Wir kennen sein Aussehen: 16 ionische Säulen aus Gusseisen trugen ein fast flaches Dach und bildeten damit eine rechteckige offene Halle, in der sich eine Statue des Heiligen Andreas, des Patrons Russlands, befunden hat. Die Legende weiss sogar, freilich ohne die geringste Stütze, dass Andreas in dieser Gegend missioniert, ja sogar Grusino gegründet habe.

Dass Araktschejew auch persönlich ein Freund der «gusseisernen Mode» war, ergibt sich aus dem Umstand, dass auch sonst im Schlosspark Balustraden, Laternen, Gartenbänke und kleine Gartenpavillons aus diesem Material zu finden waren, ebenso gusseiserne Löwen auf Steinsokkeln. Ihre Beschaffung war kaum ein Problem. Russland besass ja seit den Tagen Peters des Grossen in Tula, südlich von Moskau, eine gewaltige Waffenschmiede mit einer berühmten Geschütz- und Eisengiesserei. Es wäre verwunderlich, wenn der «Artillerist» Araktschejew nicht sehr gute Verbindungen dorthin besessen hätte.

Eine Besonderheit der Schlossanlage, die auch vom Westufer her wahrnehmbar war, bildete die Schiffsanlegestelle vor dem Schloss. Es waren dies zwei pylonenartige Bauwerke, die sich unmittelbar am Ufer in einem Abstand von etwa sechs bis acht Metern voneinander erhoben. Auf einem etwa zehn Meter hohen, quadratischen, steinernen Turmsockel sass jeweils ein etwa drei Meter hoher, aus acht Säulen gebildeter, oben offener Rundbau, in dem bei Nacht Feuer angezündet werden konnte, um der Fähre oder sonst ankommenden Schiffen als Leuchtturm zu dienen. Diese Funktion erfüllten die Türme zum letzten Mal, als am 18. Oktober 1941, genau vor ihnen, eine deutsche Kriegsbrücke über den Wolchow geschlagen worden war und Pioniere am Abend dieses Tages auf den Türmen grosse Holzscheite in Brand setzten, um den die Brücke in der Dunkelheit passierenden Truppen den Übergang zu erleichtern.

Völlig unklar ist, wer Grusino nach Araktschejew besessen hat. Jedoch kann als sicher gelten, dass, wer immer es auch gewesen sein mag, derselbe nach der Revolution von 1917 enteignet worden ist. Die ganz in der Nähe von Grusino bis zum Herbst 1941 existierende Sowchose «Bolschewik» könnte ein Hinweis dafür sein, dass die Gutsherrschaft unter den Sowjets in ein Staatsgut umgewandelt wurde.

Die Inneneinrichtung des Schlosses scheint aber dadurch nicht wesentlich betroffen gewesen zu sein. Jedenfalls deutete ein freilich nur flüchtiger Augenschein durch mich nach der Eroberung des Schlosses darauf hin, dass dieses Gebäude bis dahin als eine Art Museum genutzt worden war. Zwar lassen Fotografien von den Interieurs, aus der Zeit vor dem Krieg, auf keine sehr luxuriöse Ausstattung schliessen, aber damit ist nicht gesagt, dass sich nicht dennoch das eine oder andere wertvolle Stück unter der Einrichtung befunden haben könnte. So war die Rede von einer Spieluhr aus vergoldeter Bronze, die – in Paris gefertigt – jeden Abend um zehn Uhr eine Musik zu Ehren Alexanders I. habe ertönen lassen. Vielleicht war dies sogar ein Geschenk des Zaren an seinen treuen Diener Araktschejew.

Wie auch immer. Das alles ist unwiderruflich verloren. Und wenn heute die vom Krieg sehr mitgenommenen Zarenschlösser, wie Zarskoje Selo (Puschkin), Oranienbaum oder Peterhof, wieder fast in ihrem alten Glanz erstrahlen, so ist an eine Auferstehung des alten Grusino wohl nicht mehr zu denken. So sei ihm heute, 70 Jahre nach seinem Untergang, wenigstens dieser kleine Nachruf gewidmet.

## Kurzbiografie Johann Christoph Allmayer-Beck

Johann Christoph Freiherr von Allmayer-Beck wurde als Grossneffe des k. k. Ministerpräsidenten Baron Max Vladimir Beck – über ihn schrieb er später seine Dissertation – am 19. August 1918 in Baden bei Wien geboren, beinahe an «Kaisers Geburtstag» im letzten Jahr der Donaumonarchie. Nach der Matura (1936 in Kalksburg) wählte er den Offiziersberuf und rückte zum Leichten Artillerie-Regiment Nr. 1 des österreichischen Bundesheeres ein. 1937/38 absolvierte er die Theresianische Militärakademie in Wiener Neustadt; infolge des ‚Anschlusses‘ vom März 1938 wurde er im Herbst 1938 als Oberfähnrich ausgemustert und – wie die meisten seiner Kameraden – sofort ins ‚Altreich« transferiert: zum Artillerie-Regiment 21 nach Ostpreussen. Den Weltkrieg erlebte er bis 1944 an der Front in verschiedenen Verwendungen. 1944 wurde er zur Generalstabs-Ausbildung abkommandiert – unterbrochen durch eine Verwendung als Taktik-Lehrer an der Artillerie-Schule in Gross Born in Pommern – und erlebte das Kriegsende im Land Salzburg. Nach kurzer US-Kriegsgefangenschaft wurde Hauptmann Allmayer-Beck bereits im Juni 1945 nach Innsbruck entlassen, wohin seine Familie mittlerweile geflüchtet war.

Im Wintersemester 1945 begann er – mit 27 Jahren am Ende seiner ersten Karriere – in Innsbruck das Studium der Geschichte, das er im Herbst 1947 in Wien fortsetzte und 1949 mit dem Doktorat abschloss. Daneben absolvierte er den Kurs am renommierten Institut für Österreichische Geschichtsforschung. Im Herbst 1950 trat er ins Wiener Kriegsarchiv ein und arbeitete als Archivar, bis er – nach der Entstehung des Bundesheeres – 1961 als Leiter der Militärwissenschaftlichen Abteilung ins Bundesministerium für Landesverteidigung wechselte. Schon davor hatte er sich publizistisch mit Österreichs Sicherheits- und Verteidigungspolitik auseinandergesetzt, hatte bei der Schaffung der Zeitschrift «Landesverteidigung» mitgewirkt, die zwischen 1960 und 1962 erschien und die dann in der renommierten «Österreichischen Militärischen Zeitschrift» aufging. Obwohl Generaltruppeninspektor Erwin Fussenegger ihn gerne als Generalstabs-Offizier gesehen hätte, blieb er ziviler Akademiker, um sich, wie er betonte, «seine wissenschaftliche Freiheit zu bewahren». Er unterrichtete aber in zehn Generalstabs-Kursen (sowie

\* Dies ist die gekürzte Fassung der Biografie, die in der von Peter Broucek und Erwin A. Schmidl herausgegebenen Aufsatzsammlung enthalten ist: Joh. Christoph Allmayer-Beck, *Militär, Geschichte und Politische Bildung – aus Anlass des 85. Geburtstages des Autors* (Wien – Köln – Weimar: Böhlau, 2003).



in zahlreichen Intendant- und Stabsoffizierskursen) Kriegsgeschichte und Operationslehre und prägte so eine Generation von heranwachsenden Führungskräften im Bundesheer.

1965 wurde Allmayer-Beck zum Direktor des Heeresgeschichtlichen Museums berufen; die Militärwissenschaftliche Abteilung wurde bei dieser Gelegenheit in das Museum integriert. In den fast zwei Jahrzehnten seines Wirkens gelang es ihm, das Heeresgeschichtliche Museum zu erneuern. So entstanden ab 1965 mehrere Sonderausstellungen: über den Feldzug 1866, die Streitkräfte der Republik von 1918-68, österreichische Militärluftfahrt, über die Wallonen in Österreich, dann die «Offiziere, Kavaliere» und eine Ausstellung über die k. u. k. Armee und das Burgtheater: «Schein und Wirklichkeit», um nur die wichtigsten zu nennen. Ab 1971 ging es an die Neuaufstellung der bis dahin eher als Trophäenschau («Kult- und Weihestätte») gestalteten Säle des Museums – bis 1983 wurden auf diese Weise das 17. und 18. Jahrhundert sowie die Zeit 1866-1914 präsentiert. Ziel war dabei, über die schlichte Zurschaustellung der Objekte hinaus, die wissenschaftlich solide Erarbeitung des Themas, dabei aber auch das «Durchkomponieren» der Säle als «Gesamtkunstwerk», wie es dem Niveau des Hauses als einem der weltweit bedeutendsten Museen entsprach. Bewusst sieht Allmayer-Beck das Museum nicht als Ort der Traditionspflege: «Die Tradition muss draussen gepflegt werden – drinnen muss die Geschichte des österreichischen bzw. kaiserlichen Heeres sichtbar gemacht werden» – einschliesslich der oft vernachlässigten Elemente von Kultur und Sozialem. Als Museumsdirektor leistete Allmayer-Beck in Verknüpfung von Museum und Wissenschaft Grosses – und hinterliess damit zugleich seinen Nachfolgern ein beachtliches Erbe, an dem ihre Leistungen zu messen sein werden.

Darüber hinaus machte sich Allmayer-Beck schon in den Fünfziger Jahren als konservativer Publizist einen Namen. Neben den Biografien der Freiherrn Vogelsang und Beck sind hier die grundlegenden Beiträge in den vom langjährigen Chefredakteur und Herausgeber der Wiener Tageszeitung «Die Presse», Dr. Otto Schulmeister (1916-2001), herausgegebenen Prachtbände «Spectrum Austriae» (1957) und «Imago Austriae» (1963) zu nennen, an deren Konzeption er massgeblichen Anteil hatte, sowie sein Buch über «Konservatismus in Österreich» (1959). Gerade mit der «Presse», in deren «Spectrum» er laufend publizierte, verband ihn ein enges Verhältnis und mit Schulmeister selbst eine «geistige Verwandtschaft», wobei der Schriftsteller und Historiker Allmayer-Beck dem Tagesgeschehen der Politik vielleicht unbefangener gegenüberstehen konnte als der – ebenfalls parteilose – Schriftsteller und Journalist Schulmeister. Sein Engagement reicht vom Wiener St.-Johanns-Club bis zu den Rotariern.

Allmayer-Becks Schriftenverzeichnis umfasst ein gutes Dutzend selbstständiger Bücher sowie über 200 grössere und kleinere Aufsätze aus seiner Feder, von Buchbesprechungen und Miscellen einmal abgesehen. Ein Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste war die Auf-

nahme in den österreichischen PEN-Club. Das Bemühen um die Öffentlichkeit und die Vermittlung war ihm als Schriftsteller wie als Museumsdirektor eine Aufgabe: Hier sind nicht nur die drei monumentalen Prachtbände (von Erich Lessing kongenial illustriert) über die kaiserliche bzw. k. (u.) k. Armee vom 15. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu nennen, sondern auch die bewusst bescheiden angelegten Führer zum Heeresgeschichtlichen Museum (vier Bände, seit 1981). Dabei wäre es falsch, Allmayer-Beck auf die imperiale Epoche zu beschränken: Gerade in seinen Arbeiten über das Bundesheer und den Zweiten Weltkrieg betrat er wissenschaftliches Neuland – was ihm manchmal auch Vorwürfe eintrug, so ob seines grundlegenden Beitrags über die Österreicher in der deutschen Wehrmacht in dem Sammelband «Unser Heer» (1963). Vergleichbar mit Professor Dr. Werner Hahlweg (1912-1989) in der Bundesrepublik Deutschland und mit Professor Dr. Walter Schaufelberger in der Schweiz, begründete er die «neue Militärgeschichte» in Österreich, die – über die «Kriegsgeschichte» alten Typs hinaus – auch politik-, kultur- und sozialhistorische Fragestellungen umfasst. Er leitete über Jahrzehnte die österreichische Kommission für Militärgeschichte (die zugleich die österreichische Vertretung in der Commission Internationale d’Histoire militaire, CIHM, einer Unter-Organisation der UNESCO, ist) und war auch in anderen einschlägigen Organisationen tätig. Damit hat Christoph Allmayer-Beck die wissenschaftliche (militär-)geschichtliche Forschung und das historische Bewusstsein in Österreich geprägt wie kein Zweiter.

## Einige militärische Fachbegriffe, vom Herausgeber erläutert

Die folgenden Bemerkungen sollen dem militärisch wenig erfahrenen Leser das Verständnis dieses Textes erleichtern. Auf einige allgemeine Bemerkungen folgt ein kleines militärisches Glossar.

Christoph Allmayer-Beck beschreibt in seinen Erinnerungen detailliert den Werdegang des jungen Offiziers in Österreich: Nach der Matura (Abitur) trat er 1937, mit 18 Jahren, als «Einjährig-Freiwilliger» in das Bundesheer ein. Der Begriff des «Einjährigen» stammte noch aus der k.u.k. Armee, als man Maturanten, ähnlich wie im Deutschen Reich, die Möglichkeit bot, sich freiwillig (auf ein Jahr statt, wie damals vorgesehen, auf drei Jahre) zu melden und – nach ergänzenden Ausbildungen und Prüfungen – Reserveoffizier zu werden.

Die Unterscheidung zwischen Berufs- und Reserveoffizieren ergab sich im Laufe des 19. Jahrhunderts, als die Armeen aller Staaten versuchten, durch das Instrument der allgemeinen Wehrpflicht grosse Zahlen bereits ausgebildeter Soldaten – «Reservisten» – im Falle der allgemeinen Mobilmachung verfügbar zu haben. Für die dadurch erforderlichen Führungsaufgaben wurde in Österreich und in Deutschland jenen Personen, die im Zivilleben das Gros des Führungspersonals bilden (d.h. in der Praxis Maturanten und Akademikern) ermöglicht, unter privilegierten Bedingungen einen auf ein Jahr verkürzten Wehrdienst (mit zusätzlichen Prüfungen) zu absolvieren und im Kriegsfall als Reserveoffiziere Führungsfunktionen auf unterer Ebene zu übernehmen.

In Österreich war die allgemeine Wehrpflicht ähnlich wie im Deutschen Reich mit dem Ende des Ersten Weltkriegs abgeschafft und in den Friedensverträgen von 1919 ausdrücklich verboten worden. 1936 wurde die Wehrpflicht in Österreich als einjährige «Bundesdienstpflicht» wieder eingeführt. Maturanten konnten sich ab 1936 wieder als «Einjährig-Freiwillige» für die Ausbildung zum Reserve- oder Berufsoffizier melden. (Im Deutschen Reich war die allgemeine Wehrpflicht schon 1935 eingeführt worden und betrug im Frieden zwei Jahre.)

Als streng hierarchische Organisation verfügt das Militär – in allen Staaten – über mehrere Befehlsebenen. Die Gruppe der Offiziere rekrutiert sich in der Regel aus jungen Männern (in der Gegenwart natürlich auch Frauen) mit höherer bzw. Hochschulbildung, die über eine zusätzliche

militärische fachliche Ausbildung (an einer Militärakademie) verfügen. Innerhalb der Offiziere unterscheidet man drei Gruppen: die Generalität (mit in der deutschen Wehrmacht fünf Dienstgraden: Generalfeldmarschall – Generaloberst – General – Generalleutnant – Generalmajor), die Stabsoffiziere (Oberst – Oberstleutnant – Major) und die Oberoffiziere (Hauptmann bzw. Rittmeister in der Kavallerie – Oberleutnant – Leutnant). Von der Funktion her befehligen Leutnante bzw. Oberleutnante einen Zug, d.h. die kleinste Einheit in Stärke von rund 40-50 Soldaten (drei bis vier Gruppen à zehn Mann). Hauptleute bzw. Oberleutnante führen eine Kompanie (120-150 Mann). Die nächsthöheren Formationen sind das Bataillon (entspricht der Abteilung der Artillerie) und das Regiment; darüber sind die Ebenen von Brigade, Division, Korps, Armee und Heeresgruppe. In der deutschen Wehrmacht verfügten die Infanterie-Divisionen in der Regel über drei Infanterie-Regimenter und ein Artillerie-Regiment, dessen drei Abteilungen jeweils einem Infanterie-Regiment zugeteilt waren (siehe unten das Beispiel der 21. Infanterie-Division).

Anders als in Österreich, wo stets vom «Kommandanten» gesprochen wird, bezeichnet in Deutschland der Ausdruck «Kommandant» lediglich den Befehlshaber einer Festung oder den Leiter einer militärischen Schule oder Akademie, während die Führungsfunktion bei der Truppe durch einen «Kommandeur» ausgeübt wird. Auf der Ebene der Kompanie oder der Batterie sprach man in der Wehrmacht vom «Chef<sup>t</sup>» («Batteriechef<sup>t</sup>»), darüber vom «Kommandeur» (einer Abteilung bzw. eines Bataillons, eines Regiments oder einer Division). Auf Ebene des Korps gab es den «Kommandierenden General», während die Heeresgruppe und die Armee von einem «(Ober-)Befehlshaber» geführt wurden.

Für höhere Führungsaufgaben bildeten sich im Lauf der Jahrhunderte besondere Stäbe heraus, deren Angehörige – als Offiziere des Generalstabes – ab dem 19. Jahrhundert eine besondere Ausbildung und in der Folge eine besonders privilegierte Stellung genossen. Der Generalstabschef eines grösseren Verbandes – etwa einer Division oder darüber – war der erste Gehilfe des Kommandeurs; er hiess allgemein nur der «Chef» dieses Grossverbandes. In der deutschen Wehrmacht erfolgte die Ausbildung der Generalstabs-Offiziere an der «Kriegsakademie» – Allmayer-Beck beschreibt diese Phase seiner Laufbahn ausführlich im Text. Dazu kamen praktische Verwendungen – im allgemeinen Jargon wurden angehende Generalstäbler als «Schlieffen-Pimpfe» (nach dem einstigen deutschen Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen, 1833-1913) bezeichnet. In der deutschen Wehrmacht waren Generalstabs-Offiziere durch karmesinrote Unterlegung der Litzen am Kragen und karmesinrote Streifen («Lampasse») an den Hosen gekennzeichnet.

Innerhalb des Stabes einer Division wurden die einzelnen Funktionen wie folgt bezeichnet (bei höheren Stäben war die Einteilung sinngemäss gleich):

***Führungs-Abteilung:***

Ia: Erster Generalstabs-Offizier (z.B. einer Division), Leiter der Führungs-Abteilung, meist ein Oberstleutnant i. G. Als sein Gehilfe fungierte der Erste Ordonnanzoffizier (01), meist ein Hauptmann, der selbst für die Generalstabs-Ausbildung vorgesehen war.

Ic: der für die Feindlage und Nachrichten zuständige Generalstabs-Offizier – in heutiger Diktion dem S-2 bzw. G-2 entsprechend, auf Divisionsebene meist ein Hauptmann i. G., im Oberkommando einer Armee ein Oberstleutnant oder Major i. G.; sein Gehilfe war der Dritte Ordonnanzoffizier (03).

Ebenfalls zur Führungs-Abteilung gehörten die Artillerie-, Pionier- und Nachrichtenführer der Division, nicht aber (im Gegensatz zum amerikanischen System) die Logistik – diese war bei der Quartiermeister-Abteilung.

***Adjutantur:***

Ia: Divisions-Adjutant, zugleich für Personalangelegenheiten der Offiziere zuständig.

Ib: Der für die Personalangelegenheiten der Unteroffiziere und Mannschaften zuständige Vertreter des Adjutanten.

III: Kriegsgerichtsrat der Division.

***Quartiermeister-Abteilung:***

Ib: Zweiter Generalstabs-Offizier, auf Divisionsebene meist ein Major i. G., zuständig für Fragen der Versorgung, mit dem Zweiten Ordonnanzoffizier (02) als Gehilfen und dem Ib/WuG (für Waffen und Gerät) und dem Ib/Kfz (für Kraftfahrzeuge). Zur Quartiermeister-Abteilung gehörte auch der Nachschubführer.

IVa: Divisions-Intendant (Zahlmeister).

IVb: Divisions-Arzt.

IVc: Divisions-Veterinär.

IVd: Katholischer und evangelischer Feldgeistlicher.

Rechnungsstelle, Kradmelder-Zug, Kartenstelle usw.

Unterhalb der Offiziere übernehmen die Unteroffiziere (Feldwebel, Wachtmeister) Führungsaufgaben – sie verfügen meist nicht über Matura und rekrutieren sich in der Regel aus länger dienenden Mannschaften mit zusätzlicher Ausbildung. Ein Aufstieg vom Unteroffizier zum Offizier ist in den meisten Armeen in Friedenszeiten nicht oder nur schwer und auch im Krieg nur mit Einschränkungen möglich.

Gewissermassen «Zwitterwesen» waren die Offiziersanwärter, unterschiedlich als «Fähnrich» oder «Fahnenjunker» bezeichnet – beide Ausdrücke verweisen in jene Zeiten, als die jüngsten Offiziere die Fahne (des Regiments oder Bataillons) trugen. Rangmässig unter den Offizieren angeordnet, genossen sie einige der Privilegien der Offiziere (etwa im Offizierskasino zu speisen). Allmayer-Beck wurde Ende 1938 als Oberfähnrich zu seinem Regiment ausgemustert und schildert in seinen Aufzeichnungen die Probleme, die er zu meistern hatte, bevor er 1939 zum Leutnant ernannt wurde.

Die Masse der Soldaten (die «Mannschaften») waren Schützen (Kanoniere, Reiter usw., je nach der Waffengattung), die allenfalls zu Gefreiten, Obergefreiten usw. ernannt wurden. Ein Aufstieg vom einfachen Soldaten zu höheren Führungsaufgaben oder gar in den Offiziersstand war in der Regel nur besonders bewährten Soldaten bzw. nach Absolvierung zusätzlicher Ausbildungen möglich.

Die Ausbildung zum Berufsoffizier erfolgte in Österreich an der traditionsreichen Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt – 1751 gegründet, gilt sie neben dem britischen Sandhurst als älteste Militärakademie der Welt. Nach Waffengattungen getrennt, dauerte die Ausbildung (im Anschluss an das Einjährig-Freiwilligen-Jahr) normalerweise drei Jahre; danach wurden die bisherigen Fähnriche als Leutnante zur Truppe ausgemustert.

Wie im Text ausführlich beschrieben, wurde dieser «normale» Ausbildungsgang im März 1938 durch den ‚Anschluss‘ Österreichs an das Deutsche Reich unterbrochen. Um die angehenden Offiziere möglichst rasch auf die geänderten Strukturen der deutschen Wehrmacht umzupolen, wurden alle drei an der Akademie befindlichen Jahrgänge noch 1938 ausgemustert – Allmayer-Becks Jahrgang, der jüngste, als «Oberfähnriche», d.h. in einer Zwitterstellung zwischen den Unteroffizieren und den Offizieren. Die Militärakademie in Wiener Neustadt selbst wurde als Kriegsschule nach deutschem Muster neu strukturiert.\*

---

\* Diese Entwicklung beschrieb der Autor ausführlich in seinem Buch: Joh. Christoph Allmayer-Beck, *Militärakademie – Kriegsschule – Fahnenjunkerschule: Wiener Neustadt 1938-1945* (Wien – Köln – Weimar: Böhlau, 2010).

## **Die 21. Infanterie-Division**

Im Herbst 1938 kam Oberfähnrich Allmayer-Beck zum ostpreussischen Artillerie-Regiment 21, das zur 21. Infanterie-Division gehörte. Diese Division war 1934 (zuerst unter der Tarnbezeichnung «Kommandant von Elbing», d. i. heute Elbing im nördlichen Polen) entstanden.\* Divisions-Wappen war ein Ritter des Deutschen Ritterordens – eine deutliche Anspielung an die ostpreussische Geschichte.

Zu jener Zeit, als Allmayer-Beck zur Division kam, wurde sie von Generalleutnant Kuno-Hans von Both (1884-1955) befehligt, der aus dem Elsass stammte. Von Both wurde Ende 1939 zum Kommandierenden General des I. Armeekorps ernannt, das er bis 1943 führte; danach war er Kommandierender General der Sicherungstruppen und Befehlshaber im Heeresgebiet Nord, später Befehlshaber in Ost-Ungarn sowie im rückwärtigen Operationsgebiet der Heeresgruppe Südukraine.

Ihm folgte Generalmajor (ab Juli 1941 Generalleutnant) Otto Sponheimer (1886-1961) aus Nürnberg. Später wurde Sponheimer Kommandierender General des XXVIII. und X. (stellvertretend) sowie des LIV. und LXVII. Armeekorps; dazwischen führte er Anfang 1944 die «Armee-Gruppe Sponheimer» (später «Armee-Abteilung Narwa»).

1943-44 schliesslich führte Generalmajor (1943 zum Generalleutnant ernannt) Gerhard Matzky (1894-1983) aus Küstrin die Division. Von ihm war Allmayer-Beck, wie er schreibt, besonders beeindruckt. Immerhin war Matzky schon als junger Offizier im Ersten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse ausgezeichnet worden und hatte im Laufe seiner Dienstzeit in der Infanterie, der Kavallerie und der Artillerie gedient, kannte somit alle Waffengattungen aus eigener Anschauung. 1938 bis 1940 war er überdies deutscher Militärattaché in Tokyo – er hatte das Militär-Dolmetscher-Examen zusätzlich zu Englisch, Französisch und Russisch auch in Japanisch abgelegt. Nach seiner Zeit bei der 21. Division wurde er 1944/45 noch Kommandierender General des XXVIII., des XXVI. und schliesslich des LV. Armeekorps; zuletzt als General der Infanterie. Nach dem Krieg gehörte Matzky zu jenen Offizieren, die den Bundesgrenzschutz (ab 1951) und die Bundeswehr aufbauten; zuletzt war Generalleutnant Matzky Kommandierender General des I. Korps der Bundeswehr in Münster. Sponheimer wie Matzky waren mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

---

\* Zur Geschichte der Division ausführlich: Christoph Freiherr von Allmayer-Beck, *Geschichte der 21. (ost-pr. / westpr.) Infanterie-Division* (München: Schild-Verlag, 1990, 2. erw., ergänzte u. korr. Auflage 2001).

Bei Kriegsbeginn bestand die 21. Infanterie-Division aus drei Infanterie-Regimentern (3, 24 und 45 – mit je drei Bataillonen). Dazu kamen noch das Maschinengewehr-Bataillon 9, die Artillerie-Regimenter 21 und 57, die Panzerabwehr-Abteilung 21, die Aufklärungs-Abteilung 21, das Pionier-Bataillon 21, die Nachrichten-Abteilung 21 und sonstige Divisionstruppen. Der Personalstand einer Division bei Kriegsbeginn betrug rund 17.000 Soldaten und knapp 5.000 Pferde; die Bewaffnung umfasste 13.000 Gewehre, 550 Maschinengewehre, 120 Granatwerfer, 75 Panzerabwehr-Kanonen und 74 Geschütze. Dazu kamen je rund 1.000 Kraftwagen und gespannte Fahrzeuge – entgegen der allgemeinen Vorstellung spielten Pferde als Zugtiere in der deutschen Wehrmacht eine wichtige Rolle, die sich – infolge der allgemeinen Treibstoffknappheit – im Laufe des Krieges sogar noch verstärkte.

### *Das Artillerie-Regiment 21*

Allmayer-Beck diente beim Artillerie-Regiment 21. Dieses hatte drei Abteilungen (I., II. und III.) – als Abteilungen wurden bei der Artillerie die den Bataillonen der Infanterie entsprechenden Untergliederungen bezeichnet. Im Idealfall war jede dieser Abteilungen einem der drei Infanterie-Regimenter der Division zugeteilt. Die einzelnen Regimenter waren – zusätzlich zur Passepoilierung der Schulterklappen in der Waffengattungsfarbe (d.h. Rot für Artillerie, Weiss für Infanterie usw.) – durch schmale Stoffstreifen am unteren Ende der Schulterklappen gekennzeichnet (in der traditionellen Reihenfolge weiss, rot und gelb für das jeweils erste, zweite bzw. dritte Regiment der Division). Vielleicht deswegen wurden die «zugehörigen» Regimenter auch als «Couleur-Regimenter» bezeichnet. Im Text beschreibt der Autor ausführlich die guten Kontakte zwischen den Offizieren seiner, der I. Abteilung (in Mohrungen, heute Morąg in Polen) und den Kameraden des dort stationierten Infanterie-Regiments 3.

Jede Abteilung hatte eine Stabs-Batterie (eine Batterie entsprach etwa einer Kompanie der Infanterie; in der Stabs-Batterie waren der Stab der Abteilung, die Funker usw.) und drei Geschütz-Batterien. Eine Batterie verfügte bis 1940 über vier leichte Feldhaubitzen im Kaliber 10,5 cm (leFH 16), die von Krupp in Essen hergestellt worden waren und noch aus dem Ersten Weltkrieg stammten. Haubitzen sind Mehrzweck-Geschütze, die sowohl im flachen Winkel – wie Kanonen – als auch im steilen Winkel – wie Mörser – feuern können. Jedes Geschütz wog 2,3 Tonnen. Die maximale Reichweite der leFH 16 betrug 9,2 Kilometer; die Geschosse waren 14,8 Kilogramm schwer.



Mitte 1940 – noch in Frankreich – wurden diese Geschütze gegen die moderneren leichten Feldhaubitzen 18 (leFH 18) getauscht. Diese Geschütze waren von der Firma Rheinmetall in Düsseldorf entwickelt und ab 1935 in der Wehrmacht eingeführt worden. 1941 wurden sie zusätzlich mit einer Mündungsbremse ausgestattet (leFH 18M). (Eine Mündungsbremse nützt die Energie der Verbrennungsgase, um den Rückstoss beim Abfeuern um rund ein Viertel zu mildern – dadurch konnten stärkere Treibladungen verwendet und grössere Reichweiten erzielt werden). Anders als die leFH 16 hatte die leFH 18 nicht einen, sondern zwei Holme (Spreizlafette), die in der Feuerstellung gespreizt wurden, um die Stabilität zu erhöhen. Das Gewicht der leFH 18M betrug etwas über zwei Tonnen, die Reichweite bis zu 12,3 Kilometer.

Sowohl die leFH 16 wie die leFH 18 wurden zum Transport an einer «Protze» befestigt («aufgeprotzt»), die von sechs Pferden gezogen wurde. Die Fahrer sassen dabei auf den linken (Sattel-) Pferden; die rechten Pferde hiessen Handpferde. Die Pferdepaare der Gespanne wurden als Vorder-, Mittel- und Stangenpferde bezeichnet.

Jedes Geschütz wurde von fünf Kanonieren und drei Fahrern bedient. Die Batterie hatte somit einen Stand von knapp 50 Mann (4 Geschütze à 8 Mann, dazu der Batteriechef, die Besatzung des Beobachtungswagens usw.). Das Artillerieregiment 21 hatte bei Kriegsbeginn einen Stand von insgesamt 114 Offizieren, 10 Beamten (Zahlmeister usw.), 427 Unteroffizieren und 2621 Mannschaften. Dazu kamen 2208 Pferde, 56 Pkw, 60 Lkw, 57 Motorräder («Kräder») und 8 Beiwagen-Kräder.

Bei Kriegsbeginn wurde dem Artillerieregiment 21 ausserdem die I. Abteilung des Artillerieregiments 57 als IV. (schwere) Abteilung unterstellt. Diese war mit den schweren Feldhaubitzen (sFH 18) im Kaliber 15 cm ausgerüstet. Dieses Geschütz war ab 1933 durch die Verbindung zweier Entwürfe der Firmen Rheinmetall (für die Kanone) und Krupp (für die Lafette) produziert worden. Die maximale Reichweite betrug 13,2 Kilometer. Eine Batterie hatte vier, später sechs Geschütze. Das Geschütz wog 5,5 Tonnen – mehr als doppelt so viel wie die leichte Feldhaubitze. Für den Pferdezug mussten daher Rohr und Lafette getrennt transportiert werden; meist wurde die sFH 18 im motorisierten Zug hinter Halbketten-Zugmaschinen (in einer Last) gezogen. In manchen Armeen war die sFH 18 noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg in Verwendung.

Später – ab 1942 – erhielt das Artillerieregiment 21 auch 7,5 cm Panzerabwehr-Kanonen (Pak 40) zugeteilt. Dieses Geschütz war erst im Krieg entwickelt worden, als sich zeigte, dass die bisherigen Panzerabwehr-Kanonen in den Kalibern 3,7 bzw. 5 cm gegen die zunehmende Panzerung der Kampfpanzer versagten – die «Landsers» sprachen scherzhaft vom «Panzer-Anklopf-Gerät».

## *Grenadiere und Schützen*

Neben den «normalen» Infanteristen gab es in der deutschen Wehrmacht noch «Jäger» und «Gebirgsjäger», die als leichtere Infanterie für besondere Aufgaben wie etwa dem Kampf im Gebirge ausgerüstet und ausgebildet waren. (Die Bezeichnung «Jäger» kam im 18. Jahrhundert für leichte Truppen auf, die aus professionellen Jägern und Förstern für Aufgaben des «kleinen Krieges», also Spezialaufgaben oder den Kampf in aufgelöster Ordnung, angeworben worden waren.) In diesem Sinne wurden jene Truppen, die für Fallschirm- bzw. Luftlande-Einsätze ausgebildet waren, als «Fallschirmjäger» bezeichnet.

Die motorisierte Infanterie hingegen führte in der Wehrmacht die Bezeichnung «Panzergrenadiere» – abgeleitet von den «Grenadieren» des 18. Jahrhunderts, damals besonders kräftigen Soldaten, die nicht nur mit Gewehren, sondern auch mit Handgranaten bewaffnet waren. 1942/43 wurden die Infanterie-Divisionen und -Regimenter generell zu «Grenadier»-Verbänden umbenannt.

Als im Zuge der Kämpfe des Zweiten Weltkrieges, vor allem durch die Katastrophen an der Ostfront, grössere Verbände aufgerieben und vernichtet wurden, erhielten die Neuaufstellungen oft Bezeichnungen, die besonders martialisch oder volksverbunden anmuten sollten – «Volks-Grenadier-Divisionen» statt «Infanterie-Divisionen» zum Beispiel. Dabei sollte dann die Bezeichnung die mangelnde Truppenstärke, Ausrüstung und Ausbildung wettmachen.

Die SS – ursprünglich als «Schutzstaffel» der Nationalsozialisten für Ordner- und Leibwächter-Aufgaben entstanden – erweiterte sich in den Dreissigerjahren: Neben der ‚Allgemeinen SS‘ gab es die «Leibstandarte» («Standarte» = Regiment) als Leibwache des «Führers und Reichskanzlers» Adolf Hitler, die berüchtigten «Totenkopf-Verbände» zur Bewachung der Konzentrationslager und die «Verfügungstruppe» als paramilitärische Eingreiftruppe. Da der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, die SS zum «Staat im Staate» ausbauen wollte, wurden ab 1938 – erstmals beim Einmarsch in Österreich – Verbände der SS im Verband mit Truppen der Wehrmacht eingesetzt. Nach Kriegsbeginn entstand aus diesen SS-Verbänden schrittweise die «Waffen-SS», die zwar organisatorisch nicht Teil des Heeres war, die aber zusammen mit der Wehrmacht und unter deren Kommando eingesetzt wurde. Die Aussage des Autors in seinem Nachwort, die Waffen-SS wäre «*kein Wehrmachtsteil, sondern Hitlers bewaffnete Parteitruppe*» gewesen, relativierte sich im Laufe des Krieges zunehmend. Die Angehörigen der Waffen-SS dienten im Rahmen der Wehrmacht als reguläre Kombattanten; SS-Offiziere waren ab 1942 in die Generalstabs-Ausbildung des Heeres integriert.

Theoretisch waren alle Angehörigen der SS Freiwillige, obwohl die Rekrutierung im weiteren Verlauf des Krieges nicht immer freiwillig erfolgte. Zunehmend wurden auch ausländische und «fremdvölkische» Verbände der Waffen-SS aufgestellt, da der Dienst in der Wehrmacht zunächst nur deutschen Staatsbürgern offenstand.

Reichsführer SS Himmler war überdies Chef der deutschen Polizei. Daher stellte auch die Polizei eine eigene Division der Waffen-SS. SS- und Polizei-Verbände wurden vor allem im Ostfeldzug stärker als die Verbände der Wehrmacht für die besonderen Aufgaben des «Weltanschauungskrieges» – einschliesslich der Ermordung von Juden und slawischen Bevölkerungsgruppen – eingesetzt.

Die militärische Organisation der sowjetischen «Roten Armee» ähnelte grundsätzlich jener der Wehrmacht, doch waren die Verbände in der Regel kleiner als die gleichnamigen Formationen auf deutscher Seite. Verglichen mit der Wehrmacht spielte die Brigade eine wichtigere Rolle; darüber waren die Ebenen von Division, Korps, Armee und Front. Ein «mechanisiertes Korps», wie es ab 1942 wieder aufgestellt wurde (mit drei Schützen- und einer Panzer-Brigade) entsprach etwa einer deutschen Panzer-Division. (Infanterie-Verbände wurden in der Sowjetunion, der alten russischen Tradition folgend, als «Schützen» bezeichnet.) Die «Fronten» (= Heeresgruppen) wurden zunächst nach der Geografie (im Juni 1941 gab es zunächst vier: Nord-, Nordwest-, West- und Süd-Front), später nach dem Militärbezirk bezeichnet, in dem sie aufgestellt wurden. Besonderen Wert legte die Rote Armee auf den Kampf der verbundenen Waffen und die massierte Artillerie-Unterstützung. Im Laufe des Krieges wurden zusätzlich eigene «Stoss-Armeen» formiert. Besonders verdiente Formationen erhielten den Ehrentitel «Garde» – so etwa die «6. Garde-Panzer-Armee», die im Verband der 2. Ukrainischen Front kämpfte.

Bis auf Bataillons-Ebene waren den militärischen Kommandeuren «Polit-Kommissare» («Politruk») mit dem Recht des Eingriffs in die militärische Befehlsgebung beigegeben, um die politische Zuverlässigkeit der Armee gegenüber der Kommunistischen Partei zu gewährleisten. Erst im Laufe des Zweiten Weltkriegs – des «Grossen Vaterländischen Krieges» – wurden, um die Motivation der Soldaten zu stärken, unter Rückgriff auf die zaristische Tradition die alten Dienstgrade und Rangabzeichen wieder eingeführt.

Den Nationalsozialisten erschienen die Kommissare als besonders gefährliche politische Gegner, weshalb im «Kommissar-Befehl» vom 6. Juni 1941 angeordnet wurde, gefangene Kommissare nicht gemäss dem geltenden Kriegsvölkerrecht als Kriegsgefangene zu behandeln, sondern sie sofort zu töten oder zur späteren Exekution auszusondern. (Im Buch schildert Allmayer-Beck sein Entsetzen, als er vor Beginn des «Barbarossa»-Feldzugs im Juni 1941 mit diesem klar völkerrechtswidrigen Befehl konfrontiert war.)

Fast paradox mutet es daher an, dass die Nationalsozialisten 1943/44 selbst ein Pendant zum sowjetischen Polit-Kommissar einführten, den «Nationalsozialistischen Führungs-Offizier» (NSFO). Der NSFO wurde besonders ausgebildet, um die ihm unterstellten Soldaten nicht nur militärisch zu führen, sondern auch im nationalsozialistischen Sinne zu beeinflussen und zu schulen. In der Praxis freilich sagte eine Einteilung als NSFO nichts über die politische Einstellung des betreffenden Offiziers aus – es kam auch vor, dass Kommandeure bewusst soldatisch vertrauenswürdige Offiziere als NSFO auswählten, um den Einfluss der Partei zu begrenzen.

## *Glossar und Abkürzungsverzeichnis*

- Abpraller:** Ein Artillerie-Geschoß, das im flachen Winkel auf den Boden aufschlägt, dabei aber nicht explodiert oder ins Erdreich eindringt, sondern abprallt und weiterfliegt.
- Adjutant:** Offizier zur Unterstützung des Kommandeurs – optisch gekennzeichnet durch die „Adjutanten-Schnur“ als Tätigkeitsabzeichen an der Schulter (im Jargon als „Affenschaukel“ bezeichnet).
- AK:** Armeekorps; ein aus mehreren Divisionen bestehender Großverband. Territorial entsprach das Korps dem Wehrkreis – so gab es in Ostpreußen den Wehrkreis I, aus dem das I. Korps aufgestellt wurde, in Österreich nach 1938 die Wehrkreise XVII und XVIII, aus denen die Korps XVII und XVIII formiert wurden. Im Krieg kamen dann weitere Korps dazu. Korps werden in der Regel mit römischen Ziffern bezeichnet.
- Appell:** Das Versammeln von Truppen zur Befehlsausgabe und Entgegennahme von Meldungen.
- AR:** Artillerie-Regiment. Bei Kriegsbeginn 1939 hatte das Artillerie-Regiment 21, dem Allmayer-Beck angehörte, einen Stand von insgesamt 114 Offizieren, 10 Beamten (Zahlmeister usw.), 427 Unteroffizieren und 2621 Mannschaften.
- ArKo:** Artillerie-Kommandeur. Führer der Artillerie auf der Ebene eines Korps, direkt dem Kommandierenden General des Korps unterstellt. Seine Aufgabe war die Koordination und Führung der unterstellten Artillerie-Verbände. Auf Divisions-Ebene fungierte der Kommandeur des Artillerie-Regiments als Artillerieführer der Division.
- Artillerie-Beobachter:** siehe Vorgeschobener Beobachter.
- Artillerie-Verbindungs-Kommando (AVKo):** Koordiniert den Einsatz der Artillerie zur Unterstützung der Infanterie; organisatorisch in der Stabs-Batterie eines Artillerie-Regiments angesiedelt.

- Artillerie-Vermessungs-Trupp: Beim Abteilungs- bzw. Regiments-Stab, zur Erkundung und Vermessung der Feuerstellungen und Beobachtungs-Stellen und zum Einweisen der Batterien beim Bezug der Feuerstellung.
- Arbeitsmädchen: Nach bulgarischem Vorbild wurde im Deutschen Reich 1931 der freiwillige, ab 1935 verpflichtende Reichs-Arbeitsdienst (RAD) eingeführt; junge Männer mussten vor ihrem Wehrdienst sechs Monate beim RAD dienen. Mit Kriegsbeginn wurde die Dienstpflicht auch auf junge Frauen ausgedehnt, die „Arbeitsmädchen“, die vor allem in der Landwirtschaft, aber auch in anderen Funktionen (Kriegshilfsdienst in Ämtern usw.) zum Einsatz kamen.
- Atlantikwall: über 2.500 km lange Verteidigungslinie entlang der Atlantikküste, die 1942–44 errichtet wurde. Von Norwegen bis Frankreich wurden über 8.000 Bunker und andere Befestigungen errichtet, um eine Landung der Alliierten zu erschweren. Durch die geringe Tiefe gelang es den Alliierten nach der Landung in der Normandie im Juni 1944 relativ schnell, den „Atlantikwall“ zu durchbrechen.
- AZ: Aufschlags-Zünder; bringt das Artilleriegeschoss oder die Fliegerbombe nicht nach einer bestimmten Zeit – „Zeitzünder“ – oder in bestimmter Höhe, sondern beim Aufschlag zur Explosion.
- B-Stelle: Beobachtungs-Stelle einer Batterie.
- B-Wagen: Beobachtungs-Wagen einer Batterie.
- Badner Elektrische: Lokalbahn Wien–Baden, im Volksmund auch „Badner Bahn“ oder „Badner Elektrische“, die Überland-Straßenbahn zwischen Wien und Baden, betrieben von den Wiener Lokalbahnen.
- Befehlsbus: Bei vielen Verbänden wurden Autobusse, mit Kartentischen, Schreibtischen usw. ausgerüstet, als bewegliche Kommandostellen benützt.
- Beiwagen-Krad: Motorrad mit Beiwagen.
- Bewährungs-Einheiten: Soldaten, die kriegsgerichtlich zu Freiheitsstrafen von über sechs Monaten verurteilt wurden, wurden den ab 1941 aufgestellten Bewährungs-Bataillonen („Infanterie-Bataillone z. b.V.“) zugeteilt, um sich an der Front zu bewähren. Davon zu unterscheiden waren die Verbände mit der Nummer 999 (Afrika-Brigade 999,

Infanterie- und Bau-Bataillone 999), in denen „wehrunwürdige“ Zuchthäusler und verurteilte Verbrecher eingesetzt waren.

- Blaue Division (División Azul):** Die 250. Infanterie-Division der deutschen Wehrmacht bestand aus spanischen Freiwilligen, die sich 1941 gemeldet hatten, um (unter dem Befehl eines spanischen Generals) gegen den Kommunismus zu kämpfen. Die Division wurde im Oktober 1943 aufgelöst und ihre Angehörigen nach Spanien repatriiert.
- Brisanz-Granaten:** Spreng-Granaten, die beim Auftreffen (im Gegensatz zu den früher üblichen Vollkugeln) explodieren; der Ausdruck bezieht sich auf die „hoch-brisanten“ Sprengstoffe, die ab dem späten 19. Jahrhundert anstelle des früheren Schwarzpulvers verwendet wurden.
- Btl:** Bataillon. Truppenkörper, mit mehreren Kompanien, in der deutschen Wehrmacht bei Kriegsbeginn zirka 850 Mann stark. Entspricht der Abteilung bei der Artillerie und den berittenen Truppen (Kavallerie und Aufklärer). Üblicherweise mit römischen Ziffern bezeichnet; selbstständige Bataillone (d. h. solche, die nicht Teil eines Regiments sind) werden mit arabischen Ziffern nummeriert.
- Couleur-Regiment:** Die einzelnen Abteilungen eines Artillerie-Regiments waren den drei Infanterie-Regimentern einer Division zugeteilt, die dann als deren „Couleur-Regimenter“ bezeichnet wurden, nach den im Krieg getragenen farbigen Streifen an den Schulterklappen zur Unterscheidung der einzelnen Regimenter.
- Defilierungspunkt:** Zentraler Punkt eines Vorbeimarsches (Defilierung), Position der Ehrengäste, oft durch eine Tribüne o. Ä. hervorgehoben.
- Div.:** Division. Großverband, der in der Wehrmacht bei Kriegsbeginn rund 17.000 Mann stark war. Eine Infanterie-Division bestand aus drei Infanterie- und einem Artillerie-Regiment.
- Doppelkopf:** Kartenspiel für (meist) vier Personen, ähnlich dem Skatspiel wohl aus dem „Schafkopfspiel“ entstanden. Die 24 Spielkarten sind doppelt vorhanden, daher der Name.
- Dornier Do 17:** Zweimotoriger Bomber und Aufklärer, wegen seines schlanken Rumpfes auch als „Fliegender Bleistift“ bezeichnet.
- Do-Werfer:** Nach dem für die Entwicklung verantwortlichen General Walter Dornberger benannter Mehrfach-Raketenwerfer im Kaliber 15 cm

oder 21 cm. Meist in Form von sechs (fünf beim 21 cm Werfer) revolverartig angeordneten Rohren auf einer Lafette oder zehn Rohren auf einem Halbkettenfahrzeug („Panzerwerfer 42“) montiert. Nach der ursprünglichen Tarnbezeichnung oder dem Konstrukteur Ing. Rudolf Nebel auch als „Nebel-Werfer“ bezeichnet.

**Eisenbahngeschütz:** Großkalibrige Kanonen (21, 28 oder 32 cm) mit großer Reichweite, die auf speziell konstruierten Eisenbahn-Waggons aufgebaut waren.

**„Eiserner Gustav“:** Eigentlich Spitzname des Droschken-Kutschers Gustav Hartmann aus Berlin-Wannsee (1859–1938), der 1928 mit seiner Droschke nach Paris fuhr, um gegen den Niedergang des Droschken-Gewerbes durch die wachsende Zahl der Autos zu demonstrieren. Der Ausdruck wurde dann auch in anderem Zusammenhang verwendet, so – wie im Buch beschrieben – für (veraltete) sowjetische Flugzeuge, die nächtens deutsche Stellungen angriffen und Flugblätter abwarfen.

**EK:** Eisernes Kreuz. 1813 gestiftete preußische Kriegsauszeichnung, die (erstmal) ohne Rücksicht auf Stand, Herkunft oder Dienstgrad sowohl an Offiziere wie Unteroffiziere verliehen werden konnte. 1870, 1914 und 1939 als deutsche Kriegsauszeichnung erneuert, wurde es im Zweiten Weltkrieg in vier Stufen verliehen: das Eiserner Kreuz II. Klasse (1939–45 zirka 3 Millionen Verleihungen) wurde üblicherweise nur in Form des schwarz-weiß-rot-weiß-schwarzen Bandes (am zweiten Knopfloch) getragen, das EK I (zirka 300.000 Mal) in Form des Eisernen Kreuzes an der linken Brustseite. Das Ritterkreuz (8.397 Mal verliehen) wurde (in mehreren Stufen – mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten) als Halsorden getragen. Die vierte Kategorie, das „Großkreuz“, wurde nur einmal (an Hermann Göring) verliehen.

**Feldgendarmen:** Bezeichnung für Militärpolizei in der deutschen Wehrmacht, wurden erst im Zuge der Mobilmachung großteils aus Polizisten bzw. Gendarmen aufgestellt.

**Feldpost:** Die regelmäßige Möglichkeit der Soldaten im Feld, mit ihren Angehörigen zu kommunizieren, gilt allgemein als wesentlich für die Aufrechterhaltung von Moral und Einsatzwillen. Die Beförderung von Feldpost-Briefen und -Karten unterlag besonders günstigen Tarifen.



- Feuerleitung:** Die Regelung des Feuerkampfes, insbesondere der Artillerie. Damit werden die Ziele, die Koordination mehrerer Geschütze, die Verwendung bestimmter Munition usw. geregelt.
- Fiaker:** Vor allem in Österreich üblicher Ausdruck für eine (meist zweispännig gefahrene) Lohnkutsche (in Deutschland: Droschke); der Ausdruck kommt aus Paris, wo der erste Standplatz für Lohnkutschen im 17. Jahrhundert in der „Rue de Saint Fiacre“ war. Der hl. Fiacrius war ein irischer Einsiedler des 7. Jahrhunderts.
- Fieseler Fi 156 „Storch“:** Von der Firma Fieseler konstruierter einmotoriger Hochdecker, der auf besonders kurzen Strecken (unter 50 Meter) landen und starten konnte. Durch seine Möglichkeit, besonders langsam zu fliegen, wurde er von Kommandeuren zur Beobachtung aus der Luft verwendet, außerdem als Kurier-Flugzeug, zum Verwundeten-Transport usw. Die Bezeichnung „Storch“ verweist auf die hohen Fahrwerksbeine.
- Finnenzelte:** runde Hütten aus Sperrholzplatten.
- Flak:** Flugabwehr-Kanone; Geschütz für die Fliegerabwehr (FlA), wurde auch mit Erfolg im Kampf gegen Panzer eingesetzt. Die Kaliber reichten von 2 cm über 3,7 cm zu 8,8 cm, in seltenen Fällen bis zu 12,8 cm. Vor allem die 8,8 cm Flak wurde nicht nur gegen Flugzeuge, sondern auch gegen Panzer eingesetzt.
- Fliegermarschtiefe:** Normalerweise sollten bei Marschkolonnen außerhalb geschlossener Ortschaften nach Marschblöcken von jeweils 50 Metern größere Abstände (von ebenfalls 50 Metern) zur nächsten Kolonne gelassen werden. War „Fliegermarschtiefe“ befohlen, so wurden diese Abstände zum Schutz vor überraschenden Luftangriffen verdoppelt.
- Flinsen:** Ostpreußische Bezeichnung für Kartoffelpuffer oder Kartoffelfladen.
- Führerreserve:** Vorübergehend unbeschäftigte höhere Offiziere, die auf eine neue Verwendung warteten, wurden als „Führer-Reserve“ bezeichnet.
- Gallopín:** Jüngerer Offizier, der als Quartiermacher und für Stellungserkundungen eingesetzt wurde.
- Gas-Abwehr-Offizier (GABO):** Für Fragen des Gas-Krieges und des Schutzes vor feindlichen Gas-Angriffen zuständiger Offizier. Nach dem Einsatz von

Kampfgas im Ersten Weltkrieg rechneten alle kriegführenden Staaten mit neuerlichem Einsatz von Giftgas. Dazu kam es aber nie, obwohl die entsprechenden „Kampfstoffe“ in allen Armeen vorhanden waren.

- Gefechtsstand:** Zentrum für die Führung eines militärischen Verbandes im Gefecht.
- GenKdo:** Generalkommando (eines Armeekorps).
- Gerichtsherr:** Die Kriegsgerichtsbarkeit unterschied sich vom zivilen Verfahren durch einen verkürzten Instanzenzug. Außerdem kam dem jeweiligen Kommandeur (in der Regel der Division oder des nächsthöheren Kommandos) eine besondere Stellung als „Gerichtsherr“ zu, der das Urteil des Kriegsgerichts innerhalb gewisser Grenzen abändern konnte.
- gKdoS:** „geheime Kommandosache“ (meist „ge-ka-dos“ ausgesprochen) – in der Wehrmacht höchster Verschlussgrad eines Dokuments oder Aktenstücks.
- Goldfasan:** abschätzig Bezeichnung für höhere Funktionäre der Partei, seltener auch für höhere Offiziere allgemein, nach den goldenen Abzeichen.
- Halbketten-Fahrzeug:** Oft gepanzertes, geländegängiges Fahrzeug, das anstelle der hinteren Räder über Ketten (wie ein Panzer) verfügt, durch das Räderpaar vorne aber leichter lenkbar ist.
- HArKo:** Höherer Artillerie-Kommandeur. Führer der Artillerie auf der Ebene einer Armee oder Heeresgruppe.
- Haubitze:** Mehrzweck-Geschütz, das sowohl in der oberen wie in der unteren Winkelgruppe, d. h. im Steil- wie im Flachfeuer schießen kann. Der Ausdruck wird vom tschechischen „houfnice“ des 15. Jahrhunderts abgeleitet, weil damit gegnerische Schlachthaufen („houf“) beschossen wurden. Die Kaliber reichten von 10,5 cm (leichte Feldhaubitze) über 15 cm (schwere Feldhaubitze) bis zu überschweren Belagerungsgeschützen (28 cm).
- Heeresgruppe (HGr):** Zusammenfassung mehrerer Großverbände (Armeen) unter einem einheitlichen Oberkommando. Im Gegensatz dazu war die Armee-Gruppe in der Wehrmacht die Zusammenziehung mehrerer Armeen ohne eigenes Oberkommando.

- Hirschberger Jäger: Jäger-Regiment 83 (in Erinnerung an das einstige 2. schlesische Jäger-Bataillon Nr. 6) aus Hirschberg in Schlesien (heute Jelenia Góra in Polen, nahe dem Dreiländereck Polen-Deutschland-Tschechische Republik).
- Hiwis: Vorwiegend russische „Hilfswillige“, d. h. Gefangene oder Freiwillige, die innerhalb der Wehrmacht für Hilfsdienste, gelegentlich auch für bewaffnete Aufgaben verwendet wurden.
- HKL: Hauptkampflinie, entspricht dem heutigen „vorderen Rand der Verteidigung“. Vor der HKL war das nur von schwachen Kräften besetzte „Vorfeld“, dahinter das „Hauptkampffeld“.
- Holzgas: Angesichts des zunehmenden Treibstoffmangels im Krieg wurden zivile Kraftfahrzeuge zunehmend mit improvisierten „Holzvergäsern“ ausgerüstet. In außen am Fahrzeug angebrachten Generatoren wurde Holz erhitzt; das dabei entstehende brennbare Gasgemisch wurde zum Betrieb des Autos verwendet. Die Gasmenge aus drei kg Holz ersetzte etwa einen Liter Benzin.
- HQu: Hauptquartier.
- ID: Infanterie-Division. Bei Kriegsbeginn rund 17.000 Mann stark und aus drei Infanterie- und einem Artillerie-Regiment bestehend.
- Infanterie-Geschütz (IG): Leichtes Feldgeschütz zur direkten Unterstützung der Infanterie. Im deutschen Heer gab es zwei Typen: das 7,5 cm leichte Infanterie-Geschütz 18 (leIG 18, ursprünglich „leichter Minenwerfer 18“) und das schwere Infanterie-Geschütz 33 im Kaliber 15,24 cm („15,24 cm Minenwerfer“).
- i. G.: „im Generalstab“ – in der Wehrmacht der übliche Zusatz zum Dienstgrad eines Generalstabs-Offiziers (z. B. Major i. G.).
- Indanthren: Bezeichnung eines synthetischen Farbstoffes (eingetragenes Warenzeichen der DyStar Textilfarben).
- IR: Infanterie-Regiment. Bestand in der deutschen Wehrmacht aus drei Bataillonen und weiteren Einheiten, insgesamt zirka 3.000 Mann stark.
- Jabo: Jagdbomber; zur Bekämpfung von Bodenzielen eingesetztes, meist einmotoriges Jagdflugzeug.
- JgR: Jäger-Regiment.

- Juli-Abkommen:** Am 11. Juli 1936 geschlossenes Abkommen zwischen dem österreichischen Ständestaat und dem nationalsozialistischen Deutschen Reich. Das Deutsche Reich nahm mehrere gegen Österreich gerichtete Maßnahmen zurück, vor allem die „Tausend-Mark-Sperre“ (eine 1933 erlassene Wirtschaftssanktion, um den österreichischen Tourismus zu treffen: Deutsche Reichsbürger, die nach Österreich einreisen wollten, mussten eine Gebühr von 1.000,- Mark zahlen). Im Gegenzug gab es in Österreich Erleichterungen für die „nationale Opposition“, obwohl die NSDAP und ihre Organisationen weiter verboten blieben.
- Junkers Ju 52 („Tante Ju“):** von der Firma Junkers hergestelltes dreimotoriges (daher korrekt: Ju 52/3m) Passagier- und Transport-Flugzeug, bei Kriegsbeginn auch als Behelfs-Bomber eingesetzt. Das Rückgrat des deutschen Lufttransportwesens, in der für Junkers charakteristischen Wellblech-Bauweise hergestellt. Zwischen 1932 und 1952 wurden – einschließlich der Lizenz-Produktionen in Spanien (CASA 352) und Frankreich (Amiot „Toucan“) – fast 5.000 Ju 52 produziert. In der Schweizer Flugwaffe flogen drei Ju 52 bis 1981 einsatzmäßig; heute sind weltweit noch acht Maschinen flugfähig.
- Junkers Ju 87:** einmotoriges, robustes Sturzkampf-Flugzeug, meist nur als „Stuka“ bezeichnet.
- Kampfstoff (chemischer Kampfstoff):** Giftgas. Im Ersten Weltkrieg entwickelte Methode, um gegnerische Soldaten zu töten oder kampfunfähig zu machen. Im Zweiten Weltkrieg weiterentwickelt, aber nicht eingesetzt.
- Karbid-Lampe:** Gaslampe; als Brennstoff dient üblicherweise Calciumcarbid.
- Kartusche:** Behälter (Hülse) zur Aufnahme der Treibladung eines Geschosses. Beim Abfeuern der Kanone bleibt die Kartusche zurück und wird ausgeworfen.
- KD:** Kavallerie-Division. In der Wehrmacht waren die Kavallerie-Divisionen als berittene Großverbände schon vor dem Zweiten Weltkrieg aufgelöst worden; die berittene Kavallerie wurde zunehmend zu motorisierten Aufklärern umgegliedert. An der Ostfront ergab sich allerdings während des Krieges der Bedarf an berittenen Verbänden, weshalb Kavallerie-Regimenter, -Brigaden und schließlich -Divisionen aufgestellt wurden. 1945 gab es zwei Kavallerie-Divi-

sionen des Heeres, drei der Waffen-SS und außerdem drei Kosaken-Divisionen.

- KdF: „Kraft durch Freude“, nationalsozialistische Organisation zur Freizeitgestaltung der Werktätigen. Im Krieg wurden die ursprünglich für Kreuzfahrten vorgesehenen Schiffe (wie die „Wilhelm Gustloff“ oder die „Robert Ley“) als Lazarett-Schiffe umgerüstet und verwendet.
- Kdr.: Kommandeur (eines Bataillons oder einer Abteilung).
- Knüppeldamm (auch Bohlenweg): Weg durch ein Moor- oder Sumpfgebiet mit wenig widerstandsfähigem Grund, dabei werden Rundhölzer quer zur Bewegungsrichtung verlegt.
- Kommissar-Befehl: In der Roten Armee war jedem Verband bis zur Bataillonsebene ein „Polit-Kommissar“ beigegeben, um die politische Erziehung der Soldaten zu gewährleisten. Kurz vor Beginn des Unternehmens „Barbarossa“ (22. Juni 1941) wurden am 6. Juni „Richtlinien über die Behandlung politischer Kommissare“ erlassen, die – entgegen geltendem Völkerrecht – anordneten, gefangene Kommissare nicht als Kriegsgefangene zu behandeln, sondern sie abzusondern und zu erschießen.
- Kontumaz: Quarantäne, d. h. die befristete Isolierung von Personen bei bestimmten Infektionskrankheiten.
- Koppel: Zur Uniform getragener Gürtel.
- Kp: Kompanie. Kleinste militärische Einheit, üblicherweise von einem Hauptmann geführt, zirka 120–200 Mann stark. Gegliedert in (meist drei) Züge à zirka 50 Mann. Die Kompanie der Infanterie und Panzertruppe entspricht der Batterie der Artillerie und der Schwadron der Kavallerie.
- Krad: Kraftrad (= Motorrad). Davon abgeleitet die Ausdrücke Krad-Fahrer (= Motorrad-Fahrer), Krad-Melder (mit Krädern motorisierte Verbinder und Erkunder), Krad-Schützen (mit Beiwagen-Krädern motorisierte Infanterie) usw.
- Krümpferwagen: Ursprünglich überzählige Fahrzeuge des Militärs, die für private Fahrten benutzt werden konnten; in weiterer Folge in Ostpreußen üblicher Ausdruck für landesübliche Fahrzeuge.

- Kussel-Gestrüpp:** niedriges Gestrüpp.
- KW I und KW II:** Nach dem sowjetischen Verteidigungsminister Kliment Jefremowitsch Woroschilow (1881–1969) benannte schwere Kampfpanzer mit besonders starker Panzerung, von den deutschen Truppen auch als „dicker Bello“ bezeichnet. Mit einer 7,62 cm Kanone (KW I) bzw. 15,2 cm Haubitze (KW II) bewaffnet. Durch die starke Panzerung und Bewaffnung waren die KW I und II ernst zu nehmende Kampfpanzer, doch erwiesen sich das hohe Gewicht (43,5 bzw. 57 Tonnen), das störungsanfällige Getriebe und die geringe Geschwindigkeit als Schwachpunkte.
- Lafette:** Fahrbares Gestell, auf dem eine Kanone montiert ist und so zum Einsatz gebracht werden kann. In der Regel besteht die Lafette aus einem Räderpaar mit Holm bzw. spreizbaren Auslegern, zum Transport an der Protze angehängt und zusammen mit dieser von einem Pferdegespann oder einer Zugmaschine gezogen. Die Selbstfahr-Lafette bezeichnet dagegen die Befestigung eines Geschützes auf einem Lkw oder einem Panzer-Fahrgestell.
- Lampassen:** Breite Streifen an den Hosen, wurden (in Rot) von Generälen und (in Karmesinrot) von Generalstabs-Offizieren getragen, daher der Ausdruck „rote Hosen“ für Generäle und Generalstäbler.
- Landwehr:** Der Ausdruck geht auf die in den Napoleonischen Kriegen aufgestellten Formationen zur Ergänzung der regulären Armee zurück und bezeichnet Formationen, die meist aus älteren Reservisten bestanden, schlechter ausgerüstet und ausgebildet.
- leFH:** Leichte Feldhaubitze (Kaliber 10,5 cm).
- Lili Marleen:** Das Lied wurde 1915 von Hans Leip (1893–1983) geschrieben und wurde in der 1939 von Lale Andersen (1905–1972) aufgenommenen Fassung berühmt. Es wurde vom 1941 in Betrieb genommenen „Soldatensender Belgrad“ jeweils um 22:00 Uhr zum Sendeschluss gesendet und wurde an allen Fronten von Freund und Feind gehört, vom NS-Regime jedoch Ende 1942 wegen Wehrkraftzersetzung verboten.
- Lkw:** Lastkraftwagen.
- Luftschlacht um England:** Gescheiterter deutscher Versuch, Großbritannien im Sommer und Herbst 1940 durch massive Luftangriffe zum Waffenstillstand

zu bewegen bzw. die Luftherrschaft als Voraussetzung für eine Invasion (Unternehmen „Seelöwe“) zu erringen.

**Luftwaffen-Felddivision:** Angesichts der schweren Verluste des deutschen Heeres stellte die Luftwaffe ab 1942 aus überzähligem Bodenpersonal, aber auch aus den fliegenden Verbänden eigene Infanterie-Divisionen auf. Durch die mangelnde infanteristische Ausbildung hatten diese Verbände eine beschränkte Kampfkraft. Daher wurden sieben der rund 20 Divisionen nicht an der Front, sondern für Besetzungsaufgaben verwendet.

**Magnesium-Bomben:** An kleinen Fallschirmen befestigte Bomben zur Beleuchtung des Geländes, auch als „Weihnachtsbäume“ oder „Christbäume“ bezeichnet.

**Marken:** Lebensmittel, Kleider und andere kriegswichtige Güter wurden im Krieg rationiert und nur gegen entsprechende Abschnitte (eben „Marken“) abgegeben. Die davon nicht betroffenen Güter galten als „markenfrei“.

**Marketender:** Der Ausdruck bezeichnete in der frühen Neuzeit Händler, die die Soldaten mit Lebensmitteln und anderen Gütern versorgten. Im Krieg wurden Waren, die üblicherweise im Handel erworben werden konnten, als „Marketender-Waren“ ins Einsatzgebiet nachgeführt.

**Martin-Bomber:** Aufgrund der Ähnlichkeit mit dem amerikanischen Bomber Martin B-10 wurde der 1934 entwickelte zweimotorige sowjetische Bomber Tupolew SB-2 (Skorostnyi Bombardirowschtschik = schneller Bomber) von deutschen Soldaten oft irrtümlich als „Martin-Bomber“ bezeichnet.

**Mechanisiert (mech.):** mit (gepanzerten) Fahrzeugen ausgestatteter Verband, vor allem in der Roten Armee: z. B. mech. Korps.

**MG:** Maschinengewehr. In der Wehrmacht waren vor allem das MG 34 und das im Krieg entwickelte (und in vielen Armeen bis heute verwendete) MG 42 üblich, beide im deutschen Standard-Gewehr-Kaliber 7,92 mm x 57.

**Mörser:** Steilfeuergeschütz, die Bezeichnung geht auf die Ähnlichkeit früher Mörser mit der gleichnamigen Reibschüssel zurück. Obwohl gelegentlich auch die Steilfeuergeschütze der Infanterie (Granat-

- oder Minenwerfer in den Kalibern 5, 8 oder 12 cm) als „Mörser“ bezeichnet werden (im Englischen haben beide die Bezeichnung „mortar“), sind darunter im engeren Sinn die großkalibrigen Belagerungsgeschütze mit Kalibern von 21 bis 60 cm zu verstehen.
- mot. (motorisiert): Eine motorisierte Infanterie-Division war ausreichend mit Schützenpanzern und Lkw ausgerüstet, um die Truppe mit Fahrzeugen zum Einsatz zu bringen.
- MP: Maschinenpistole, vollautomatische Handfeuerwaffe, die – im Gegensatz zu Gewehren und Maschinengewehren – Pistolenmunition verschießt. In der Wehrmacht waren die MP 38 und MP 40 (meist fälschlich als „Schmeißer“ bezeichnet – mit einem Stangenmagazin für 32 Patronen) eingeführt, in der Roten Armee die Degtjarjow PPD 1934 und die robuste Schpagin PPSch 1941.
- Nebel-Granaten: Rauch-Granate, um dem Gegner die Erkennung eigener Stellungen zu erschweren.
- Nebel-Werfer: Deutscher Raketen-Werfer, siehe Do-Werfer.
- OB: Oberbefehlshaber (einer Armee oder Heeresgruppe).
- Offiziersburschen: Zur persönlichen Bedienung von Offizieren eingeteilte Soldaten (Offiziersdiener).
- OKH: Oberkommando des Heeres.
- OKW: Oberkommando der Wehrmacht. Die Wehrmacht bestand aus den drei Wehrmachtsteilen (= Teilstreitkräften) Heer, Kriegsmarine und Luftwaffe.
- Ordonnanzoffizier: Offizier, der als Gehilfe im Stab eingeteilt ist. Der Ausdruck leitet sich vom französischen „ordonnance“ (für Befehl bzw. Reglement) ab.
- P-Siedlungen: In der Sowjetunion gab es Arbeitersiedlungen (Posjolok rabochich) – etwa für Waldarbeiter in Waldgebieten –, die keinen Namen hatten, sondern nur mit der Abkürzung „P“ und einer Nummer bezeichnet wurden, z. B. „P. 6“.
- Pak: Panzerabwehr-Kanone.
- Panzerjäger: Zur Bekämpfung feindlicher Panzer, entweder mit Panzer-Abwehrkanonen (Pak) in den Kalibern 3,7, 5, 7,5, 8,8 oder 12,8 cm aus-



gerüstet oder mit entsprechenden Geschützen auf Selbstfahr-Lafetten. Im weiteren Kriegsverlauf wurden eigene Jagdpanzer auf der Basis von Kampfpanzer-Fahrgestellen entwickelt.

- Panzerspähwagen: Leichter Panzer mit Rädern statt Ketten; dadurch schneller als Kettenfahrzeuge.
- Parole: Militärisches Kennwort.
- Partisanen: Der Begriff stammt aus dem 18. Jahrhundert („Parteigänger“) und bezeichnet ursprünglich leicht bewaffnete Truppen, die zur Unterstützung der Hauptoperationen den „kleinen Krieg“ führten. In der Sowjetunion bildeten sich ab Juni 1941, teilweise abgestützt auf eine schon im Frieden vorbereitete Organisation und im weiteren Kriegsverlauf zunehmend zentral geführt, aus versprengten Soldaten der Roten Armee und Zivilisten Partisanen-Gruppen. Diese agierten im Rücken der deutschen Truppen, griffen Transporte und Verbindungslinien an und banden so deutsche Truppen. Der Kampf gegen die Partisanen, die oft in Zivilkleidung operierten, wurde von beiden Seiten äußerst brutal geführt. Von deutscher Seite wurden die Partisanen als „Banditen“ bezeichnet, die nicht unter die für reguläre Kriegsgefangene geltenden Regeln fielen. Gefangene Partisanen wurden oft sofort hingerichtet.
- Pkw: Personenkraftwagen.
- Ponton-Brücke: Behelfsbrücke, von Pionieren mithilfe schwimmender Träger („Pontons“) errichtet.
- PP: siehe Walther PP.
- Protektorat: (Koloniales) Schutzgebiet. Nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei 1938/39 wurde der nach Abtrennung der deutschen „Sudetengebiete“ und der Slowakei verbliebene Teil („Rest-Tschechei“) vom Deutschen Reich als „Reichs-Protektorat Böhmen und Mähren“ verwaltet und kurz nur als „Protektorat“ bezeichnet.
- Protze: Eine Art einachsiger Karren, an den das Geschütz in der Lafette für den Transport angehängt („aufgeprotzt“) wird. Üblicherweise wurde ein gewisser Munitionsvorrat auf der Protze mitgeführt; einige Kanoniere konnten auf der Bank darüber aufsitzen. Um das Geschütz feuerbereit zu machen, wird es „abgeprotzt“ und die Protze

- in die von der Feuerstellung etwas abseits (geschützt) gelegene „Protzen-Stellung“ gebracht.
- PzD: Panzer-Division. Großverband, der – in der Wehrmacht bei Kriegsbeginn – zirka 12.000 Mann stark war und eine Panzer-Brigade (mit zwei Panzer-Regimentern) sowie eine Schützen-Brigade (ein Schützen-Regiment und ein Krad-Schützen-Bataillon) und ein Artillerie-Regiment, eine Aufklärungs-Abteilung usw. umfasste. 1941 hatte eine Panzer-Division üblicherweise ein Panzer- und zwei Schützen-Regimenter sowie ein Artillerie-Regiment, eine Aufklärungs-Abteilung und weitere unterstellte Einheiten.
- PzK: Panzer-Korps. Großverband, dem mehrere Panzer- (und gelegentlich auch Infanterie- usw.) Divisionen unterstanden.
- Radfahr-Truppen: Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurden Fahrräder auch vom Militär benützt und eigene Radfahr-Truppen als Aufklärer aufgestellt, die mit der zunehmenden Motorisierung im Laufe des Zweiten Weltkrieges aufgelöst wurden.
- Rata: Im Spanischen Bürgerkrieg aufgekommene Bezeichnung („Ratte“) für das damals hochmoderne sowjetische Jagdflugzeug Polikarpow I-16, einen Tiefdecker mit einziehbarem Fahrwerk.
- Reichsgau Wartheland: Die Ende 1939 annektierten polnischen (bis 1919 preußischen) Gebiete um Posen/Poznań wurden als „Reichsgau Wartheland“ dem Deutschen Reich eingegliedert.
- Rgt: Regiment. Wichtigster Truppenverband des Heeres, aus mehreren (in der Wehrmacht bei Kriegsbeginn drei) Bataillonen (bei der Artillerie und Kavallerie: Abteilungen) bestehend und in der Regel von einem Obersten geführt (der in früheren Zeiten auch der Inhaber im Sinne eines Unternehmers war).
- Richtkanonier: Der zum Richten des Geschützes (= Zielen) eingeteilte Kanonier.
- Ritterkreuz: siehe Eisernes Kreuz.
- Rollbahn: Bezeichnung wichtiger Fernstraßen im Bereich der Ostfront.
- Salvengeschütz: siehe „Stalin-Organ“.
- Salzburger Protestanten: Protestanten aus dem Fürst-Erbistum Salzburg wurden in mehreren Wellen vertrieben, insbesondere 1731/32 unter Erz-

bischof Leopold Anton Freiherr von Firmian. 1732 lud Friedrich Wilhelm I. die vertriebenen Protestanten ein, sich in Preußen (vor allem im Kreis Gumbinnen) anzusiedeln. Über 15.000 Salzburger Protestanten gelangten so nach Ostpreußen.

- Sarin:** Chemischer Kampfstoff (Nervengas), 1939 in Deutschland entwickelt und nach den Erfindern Schrader, Ambros, Rüdiger und Linde benannt.
- Scherenfernrohr:** Periskop-artige Form eines binokularen Fernrohrs, das durch die scherenförmige Konstruktion ein besonders plastisches Bild gibt und dadurch die Distanzunterscheidung erleichtert.
- Schlachtfieger:** Zur Unterstützung bzw. Bekämpfung von Bodentruppen und Stellungen eingesetzte, oft besonders gepanzerte Flugzeuge.
- Schlieffen-Pimpf:** Generalstabs-Anwärter bzw. Offizier in Ausbildung zum Generalstab (so bezeichnet nach dem einstigen deutschen Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen, 1833–1913).
- Schützen:** Infanteristen („Gewehr-Schützen“). Eine deutsche Panzer-Division verfügte zur Unterstützung der Panzer über eine Schützen-Brigade. In der Roten Armee wurden Infanterie-Verbände generell als Schützen-Brigaden und -Divisionen bezeichnet.
- Schwadron (Eskadron):** Bezeichnung der einer Kompanie entsprechenden Untergliederung der Kavallerie bzw. der aus ihr entwickelten Radfahr- und Aufklärer-Truppen.
- SD:** 1. sowjetische Schützen-Division; 2. Sicherheitsdienst der SS.
- Seitengewehr (richtig: Seitenwehr):** an der Hüfte getragene Blankwaffe; in der Wehrmacht üblicherweise Bezeichnung für das am Koppel getragene Bajonett. Seltener für die ebenfalls am Koppel getragene Pistole verwendet.
- Selbstfahr-Lafette:** siehe Lafette.
- sFH:** Schwere Feldhaubitze (im Kaliber 15 cm).
- SF-Zug:** Schnellzug für Fronturlauber.
- Siegfried-Blech:** Bezeichnung für gebogene Wellblech-Paneele – der Ausdruck stammt aus dem Ersten Weltkrieg (möglicherweise von der Verwendung vorgefertigter Blechelemente beim Bau der „Siegfried-

Stellung“, der deutschen Verteidigungsstellung in Nordfrankreich 1917–18).

- Siegfried-Linie:** siehe Westwall.
- Sonderführer:** Spezialisten wie Dolmetscher usw., die Offiziere gleichgestellt waren, aber keine Befehlsgewalt hatten; sie trugen zur Unterscheidung von Offizieren besondere Rangabzeichen.
- Sperrballone:** Zur Behinderung tief fliegender Flugzeuge wurden Fesselballone eingesetzt.
- Sperrfeuer:** Artilleriebeschuss vor den eigenen Linien, um das Vorrücken feindlicher Truppen zu behindern.
- SPW:** Schützenpanzerwagen. Leicht gepanzertes Halbketten-Fahrzeug, um Infanterie und Panzergrenadiere – gegen Splitter und Gewehrfeuer geschützt – ins Gefecht zu bringen.
- SS-Polizei-Division:** Da der „Reichsführer SS“ Heinrich Himmler (1900–1945) gleichzeitig „Chef der Deutschen Polizei“ war, wurde aus Angehörigen der Ordnungspolizei eine eigene Division der Waffen-SS aufgestellt, die 4. SS-Polizei-Division. Ihre Angehörigen trugen Polizei-Uniformen.
- SS-Sonderkommandos:** Bereits kurz nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten 1933 wurden aus der SS („Schutzstaffel“) militärisch organisierte Sonderkommandos aufgestellt, aus denen 1934/35 die „SS-Verfügungstruppe“ entstand. 1940 bildete die Verfügungstruppe (zusammen mit der Leibstandarte, der aus den Totenkopf-Verbänden aufgestellten 3. sowie der 4. (Polizei) SS-Division die neue „Waffen-SS“. Im Weltkrieg wurden dann verschiedene, vor allem an der Ostfront zur Partisanenbekämpfung aufgestellte SS-Verbände ebenfalls als „Sonderkommandos“ bezeichnet.
- SS-Totenkopf-Division:** Zur Bewachung der Konzentrationslager entstanden 1934 im Rahmen der SS („Schutzstaffel“) der NSDAP die „Totenkopf-Verbände“, die am rechten Kragenspiegel statt der SS-Runen einen Totenkopf trugen. Ende 1939 wurde aus Personal der Totenkopf-Verbände die gleichnamige SS-Division gebildet, die 1940 als dritte der vier ursprünglichen Divisionen Teil der Waffen-SS wurde.

- Stahlhelm:** im Ersten Weltkrieg eingeführt, um den Kopf gegen Gewehrfeuer und Splitter zu schützen. Da die verschiedenen Armeen unterschiedliche Formen (meist an mittelalterliche Vorbilder angelehnt) einführten, konnte man an der Form des Stahlhelms meist auch die Nationalität des Soldaten erkennen; vielfach wurde der Stahlhelm auch zum Symbol für das Militär (und das Heldengedenken). In der Wehrmacht wurde meist das Modell 1935 getragen; lediglich Reserve- und Landwehr-Formationen verwendeten noch das größere Modell 1916 aus dem Ersten Weltkrieg.
- Stalin-Linie:** Ab 1929 an der Westgrenze der damaligen Sowjetunion errichtete Verteidigungs-Linie von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Als sich 1939 die Westgrenze der Sowjetunion durch die Besetzung Ostpolens und der baltischen Staaten um rund 300 Kilometer nach Westen verschob, befahl Josef Wissarionowitsch Stalin (eigentlich Dschughaschwili, 1878–1953) die Errichtung einer weiteren Verteidigungs-Linie, die nach dem damaligen Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow (1890–1986) als „Molotow-Linie“ bezeichnet wurde.
- Stalin-Orgel:** Sowjetischer Mehrfach-Raketenwerfer (16 bis 48 Rohre); meist auf Lkw montiertes Salvengeschütz, als „Gardewerfer“ oder „Katjuscha“ bezeichnet. Weniger zielgenau als herkömmliche Artillerie, hatten die „Stalin-Orgeln“ den Vorteil einer einfachen Konstruktion und massiver Feuerwirkung. Innerhalb weniger Sekunden konnten mehrere Dutzend Raketen (mit 82 bzw. 132, später auch 300 mm Durchmesser) abgefeuert werden, mit Reichweiten (je nach Typ) zwischen zwei und elf Kilometern.
- Stander:** Rechteckige oder dreieckige Markierung eines Gefechtsstandes oder Kommandofahrzeugs in Flaggenform.
- Strahljäger:** Düsenjäger – nach dem Antrieb („Strahltriebwerk“) wurden die ersten deutschen Düsenjäger (Messerschmitt Me 262 „Schwalbe“) als „Strahljäger“ bezeichnet.
- Stuka:** Sturzkampfbomber. Da die Zielgeräte noch nicht sehr genau entwickelt waren, tauchte in den Dreißigerjahren die Idee auf, die Bomben im Sturzflug möglichst zielgenau abzuwerfen. Dazu wurden besonders robuste Flugzeuge konstruiert, insbesondere die einmotorige Junkers Ju 87.

- Sturmgeschütz (StG): ein Panzer, dessen Kanone nicht drehbar in einem Turm, sondern fest im besonders stark gepanzerten Rumpf befestigt ist; zur Infanterieunterstützung und Panzerabwehr.
- T-34 (Tank 34): Sowjetischer mittlerer Kampfpanzer, 1940 nach Erfahrungen aus dem Spanischen Bürgerkrieg auf der Basis des von John Walter Christie (1865–1944) entwickelten Panzer-Chassis entwickelt. Mit einer 7,6 cm Kanone bewaffnet, war er 1941 allen deutschen Panzern überlegen; ab 1943 kam ein verbessertes Modell mit einer 8,5 cm Kanone zum Einsatz. Mit insgesamt über 80.000 gebauten Panzern einer der meistgebauten Panzer aller Zeiten.
- T-Empfänger: Empfänger eines Telegrafengeräts.
- „Tante Ju“: Spitzname des dreimotorigen Transport-Flugzeuges Junkers Ju 52.
- Tatarenmeldung: Falschmeldung bzw. übertriebenes Gerücht. Der Begriff geht auf eine erfundene Meldung aus dem Krimkrieg (1853–1856) zurück, die angeblich von einem abgefangenen „tatarischen Kurier“ stammte.
- Tauroggen (Tauragė in Litauen): Am 30. Dezember 1812 wurde in Tauroggen der Waffenstillstand zwischen den am Russlandfeldzug Napoleons beteiligten preußischen Truppen (unter Johann David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg, 1759–1830) und der russischen Armee geschlossen.
- Tiger-Panzer: Der 1941/42 vom deutschen Hersteller Henschel gefertigte schwere Kampfpanzer VI erhielt die Bezeichnung „Tiger“. Mit einer 8,8 cm Kanone bewaffnet, wog der „Tiger“ 57 Tonnen.
- Totenkopf: Traditionell beliebtes Motiv der militärischen Heraldik in verschiedenen Armeen, abgeleitet entweder vom Bewusstsein der Gefahr im Krieg oder vom Motto „Sieg oder Tod!“ (bzw. „Freiheit oder Tod!“). Der Totenkopf wurde u.a. von der SS übernommen, vor allem für die „Totenkopf-Verbände“ zur Bewachung der Konzentrations- und Vernichtungslager des Dritten Reiches. Die „Totenkopf-Division“ war die 3. Division der Waffen-SS, siehe SS-Totenkopf-Division.
- Trassierbänder: Zur Kennzeichnung von Minenfeldern usw. verwendet.

- Tross: Rückwärtige Teile der Truppe, Versorgungs- und Transport-Elemente.
- V 2: „Vergeltungswaffe 2“, eigentlich „Aggregat 4“ (A 4), die erste voll funktionstüchtige Großrakete, die als ballistische Artillerie-Rakete einen Sprengkopf von zirka 740 kg bis zu 300 Kilometer weit ins Ziel bringen konnte, mit einer Höchstgeschwindigkeit von bis zu 5.500 km/h. Insgesamt kamen 1944/45 über 3.000 Raketen A 4 vor allem gegen London und Antwerpen zum Einsatz. Auf Basis der deutschen V 2 entstanden nach 1945 amerikanische und sowjetische Raketen für militärische und zivile (Raumfahrt-)Programme.
- VB: Vorgeschobener Beobachter, d. h. ein in die vordersten Linien entsandter Artillerie-Beobachter. Seine Aufgabe ist es, das Feuer der weiter hinten aufgestellten und indirekt feuernden Artillerie zu lenken. In Verbindung mit dem örtlichen Führer der Kampftruppe bestimmt er die Ziele der Artillerie und meldet die Erfolge des Wirkungsschießens.
- Wachpelz: Da Soldaten im Wachdienst im Winter oft längere Zeit auch bei tiefen Temperaturen stillstehen müssen, erhielten sie in der Regel besonders schwere und warme Fellmäntel.
- Waffen-SS: 1940 wurden aus bestehenden (para-)militärischen Verbänden der SS („Schutzstaffel“) zunächst vier Divisionen der Waffen-SS aufgestellt, denen später weitere, zu erheblichem Teil aus Freiwilligen der besetzten Länder bestehende Divisionen folgten. Im Rahmen der Wehrmacht eingesetzt, aber formal nicht Teil der Wehrmacht. Teilweise besser bewaffnet und ausgerüstet als die Verbände des Heeres, galten sie einerseits als besonders motivierte Elitetruppe, waren andererseits aber in erheblichem Maße in Kriegsverbrechen und „Säuberungsaktionen“ gegen Juden und andere Zivilisten beteiligt. Obwohl ursprünglich nur Freiwillige in die Waffen-SS aufgenommen wurden, wurden Angehörige der Waffen-SS im Laufe des Krieges zunehmend zwangsweise rekrutiert.
- Walther-PP: Selbstlade-Pistole des deutschen Herstellers Carl Walther GmbH; „PP“ steht für „Polizei-Pistole“, üblicherweise im Kaliber 7,65 x 17 mm.

- Westwall: zwischen 1936 und 1940 errichtetes Verteidigungs-System entlang der deutschen Westgrenze, rund 630 km lang, mit 18.000 Bunkern, Panzersperren und anderen Verteidigungs-Stellungen. Die Bauarbeiten wurden nach dem Ende des Frankreich-Feldzuges 1940 eingestellt und erst 1944 wieder aufgenommen. Vor allem bei den Alliierten wurde der Westwall auch als „Siegfried-Linie“ bezeichnet.
- X-Zeit: Für den Beginn eines Angriffs oder einer anderen Unternehmung festgesetzte Zeit.
- z. b. V.: „zur besonderen Verwendung“ – Einheit oder Einteilung für besondere Aufgaben. In der deutschen Luftwaffe auch Bezeichnung eines Transport-Verbandes. In der deutschen Artillerie waren Regiments-Stäbe z. b. V. für die Führung schwerer Artillerie vorgesehen.
- Zahlmeister: Militärbeamter im Offiziersrang, zuständig für finanzielle Angelegenheiten und die Marketenderei.
- Zerstörer: Meist zweimotoriges schweres Jagdflugzeug zur Bekämpfung feindlicher Bomber oder von Bodenzielen.
- Zwillings-Flak: Die Flugabwehr-Geschütze im Kaliber 2 cm waren oft als „Zwilling“ – d. h. zwei Läufe parallel nebeneinander – oder „Vierling“ (vier parallele Läufe) eingesetzt, um die Trefferwahrscheinlichkeit zu erhöhen.



## Personenregister

*(Militärs sind mit jenem Dienstgrad angegeben, den sie zum Zeitpunkt der Nennung im Text innehatten.)*

- Alexander I., Zar 505 f.
- Allmayer-Beck, Franz Joseph Freiherr von (Bruder des Autors) 72 f.
- Allmayer-Beck, Helene Freifrau von (Mutter des Autors) 27, 29, 36 f., 72 f., 75 f., 156, 335, 342, 378, 438 f., 447, 452, 456 f., 459-461, 467, 471, 479 f.
- Allmayer-Beck, Marielene Freiin von (Nichte des Autors) 471 f.
- Allmayer-Beck, Marie Therese («Marese») Freiin von (Schwester des Autors) 161, 377 f., 457, 461, 480, 482
- Allmayer-Beck, Marietheres Freifrau von (Schwägerin des Autors) 36, 377-379, 439, 469, 471-473, 480, 482
- Allmayer-Beck, Dr. Max Joseph Freiherr von (Neffe des Autors) 377 f.
- Allmayer-Beck, Dr. Max Vladimir Freiherr von, MinRat (Vater des Autors) 27, 29 f., 36, 62 f., 69, 72 f., 75 f., 136 f., 156, 161, 342, 350, 377 f., 438 f., 447, 452, 456 f., 459-461, 471, 475, 478 f.
- Allmayer-Beck, Dr. Max Vladimir Freiherr von, Unteroffizier d. Res. – Leutnant (Bruder des Autors) 36, 41, 75, 167, 438-440, 460, 480, 482
- Allmayer-Beck, Peter Ernst Freiherr von (Neffe des Autors) 471 f.
- Altmayer, Major i. G. 442
- Anders, Major – Oberstleutnant 315
- Andersen, Lale (= Liese-Lotte Helene Berta Bunenberg, verehelichte Beul) 532
- Angelis, Maximilian de, General der Artillerie 444
- Araktschejew, Alexej Andrejewitsch Grafen, General 505 ff.
- Arndt, Wilhelm («Willy»), Leutnant – Hauptmann 261, 284, 299 f., 383 f., 386, 389 f.
- Auersperg, gräfliche Familie 461
- Auersperg, Willy Prinzessin von 472 f.
- Averbeck, Gefreiter 184
- Babel, Major 391 f., 397, 399
- Bablitz, Leutnant 52
- Badowsky, Leutnant 348 f., 363 f.
- Baeumler, Dr. Alfred, Univ.-Professor 464
- Banko, Robert («Robi»), Hauptmann 443, 447
- Baumgartner, katholischer Divisions-Pfarrer 334
- Beck, Antonia («Tante Petz»), Stiftsdame 36
- Beck, Max Vladimir Freiherr von, Ministerpräsident (Grossonkel des Autors) 21, 36, 350, 480
- Becker, Franz, Oberstleutnant – Oberst 55, 227, 241, 299 ff.
- Belau, Hauptwachtmeister – Major 464
- Bellegarde, Ferry Graf von, Hauptmann 162

Personenregister

- Berendsen, Oberst i. G. 486
- Bergengruen, Werner, deutscher Dichter 483
- Berlichingen, Götz Freiherr von, Oberleutnant 43, 47
- Bessell, Fritz, Oberstleutnant i. G. 488, 498
- Beumelburg, Werner, Schriftsteller 28
- Bieler, Leutnant 77 f.
- Binding, Rudolf, deutscher Schriftsteller 466
- Bismarck, Otto Fürst von, Reichskanzler 157
- Blümel, Hauptmann – Oberst 43
- Bock, Fedor von, General der Infanterie – Generalfeldmarschall 37, 15, 315
- Bode, Hauptmann 489
- Boecke, Rittmeister 486 ff., 495
- Bohlen, Berthold 156
- Both, Kuno-Hans von, Generalleutnant 62 f., 130, 517
- Bothmer, Hermann von, Oberleutnant – Oberstleutnant 60, 119, 162
- Brauchitsch, von, Oberleutnant – Rittmeister 78
- Brauchitsch, Manfred von, Rennfahrer 136
- Brauchitsch, Walther von, Generaloberst – Generalfeldmarschall 70, 297
- Brechtel, Dr. Franz Eugen, Major – Oberst 63, 65, 83, 141
- Brockdorff-Alvensleben, Graf von, Oberleutnant 198 ff., 205
- Brohm, Fritz («Fritzchen»), Major – Oberstleutnant 139 f., 168, 239, 321
- Browatzki, Unteroffizier 397
- Bruegel der Ältere, Pieter, niederländischer Maler 430
- Buhr, Oberleutnant 162
- Buttlar-Brandenfels, Hans Burkhard Freiherr Treusch von, Leutnant d. Res. 59
- Buttlar-Brandenfels, Iris Freifrau Treusch von (geborene Lasch) 78
- Caracciola, Rudolf, Rennfahrer 136
- Castell-Rüdenhausen, Rupert Fürst, Rittmeister d. Res. 443
- Castillon, Gräfin de 153
- Chill, Kurt, Oberst – General 288 f., 294, 297, 300 f., 303, 314
- Chorinsky, Nikolaus («Nicki») Graf, Hauptmann 443
- Christie, John Walter, amerikanischer Konstrukteur 540
- Cichocki, Militärakademiker – Hauptmann 452
- Clausewitz, Carl von, General, Militärschriftsteller 197, 333, 469, 475
- Delp, Pater Alfred S.J. 457
- Dickow, Wachtmeister 210 f.
- Doblhoff, Georg Freiherr von, Hauptmann 377, 457, 459
- Dohna, gräfliche Familie 61, 161
- Dohna-Finckenstein, Alfred Graf von, Hauptmann 59, 77
- Dohna-Finckenstein, Gräfin 157
- Dohna-Lauck, Adalbert Victor Graf zu 78, 164, 454
- Dohna-Lauck, Adelheid Gräfin zu 454
- Dohna-Lauck, Elisabeth Gräfin zu (geb. Gräfin von Arnim) 454
- Dohna-Reichertswalde-Lauck, gräfliche Familie 59, 161
- Dohna-Schlobitten, Eberhard Burggraf zu, Oberleutnant 450
- Dohna-Waldburg, Gräfin von 157
- Dorgelès, Roland, Schriftsteller 56
- Dornberger, Walter, General 397, 525
- Drasche-Wartinberg, Nadine Baronin von 42
- Dürer, Albrecht 436

Personen register

- Eichendorff, Joseph von 456  
Eichstädt, Hildegard 163  
Eichstädt, «Ohm», Oberleutnant der Reserve  
155, 163, 255, 257  
Elisabeth, Zarin 478  
Emma, Hausgehilfin 457  
Erdmannsdorff, Werner von, Oberst 249  
Eulenburg, Gräfin 78
- Farman-Farma, persischer Prinz 157  
Fey, Emil von, Major a. D., Vizekanzler 42  
Fieguth, Horst, Leutnant 280  
Fink, Siegfried, Major 415 f., 423  
Firmian, Leopold Anton Freiherr von, Erzbischof  
von Salzburg 537  
Fischer, Gotthard, Oberstleutnant – Generalleutnant  
138, 165, 253, 296, 309, 317, 375, 428,  
457  
Fleischhauer, Rittmeister 78  
Fouquet, Hans-Joachim, Oberst 350  
Franz Joseph I., Kaiser von Österreich 350  
Friedrich III., Kaiser 35  
Friedrich Wilhelm I., König in Preussen 537  
Friedrich, Dr., Oberleutnant 333  
Fritsche, Dr. Hans, Ministerialrat 469  
Fürstenberg, Bernadette Freifrau von (Nichte des  
Autors) 78  
*Fürstenberg, Elisabeth-Barbara, Baronin von –  
siehe Stein*  
Funder, Dr. Friedrich, Journalist 467  
Fussenegger, Erwin, General der Infanterie 509
- Gablik, Hauptmann – Major 390 f., 394  
Gehrmann, Wachtmeister 342  
George, Heinrich, deutscher Schauspieler 466  
Glasl, Anton, Oberst i. G. 367  
Goebbels, Dr. Josef, Propagandaminister 10, 497  
Göring, Hermann, Reichsmarschall 71, 131, 147,  
487, 526  
Goethe, Johann Wolfgang von, deutscher Dichter  
467  
Gogol, Nikolai Wassiljewitsch, russischer Schrift-  
steller 167  
Goltz-Domhardt, Siegfried Freiherr von der 59, 82  
Groeben, Benita Gräfin von der 77, 157  
Groeben, Graf von der 77, 157  
Gschliesser, Dr. Oswald von, Univ.-Doz. 499  
Gulz, Peter, Obergefreiter, Offiziersbursche 341,  
347 f., 383, 388, 390, 407, 437  
Habsburg-Lothringen, Carl Stephan, Erzherzog  
von Österreich, Contreadmiral 49  
Habsburg-Lothringen, Eleonor, Erzherzogin von  
Österreich, verehelichte Kloss 49  
Habsburg-Lothringen, Franz Ferdinand, Erzherzog  
von Österreich-Este, General der Kavallerie  
und Thronfolger 32  
Habsburg-Lothringen, Rainer, Erzherzog von  
Österreich, Feldzeugmeister 49  
Hagemann, Leutnant 286, 289, 291, 297  
Hahlweg, Dr. Werner, Professor 511  
Harlan, Veit, deutscher Filmregisseur 466  
Harmenszoon van Rijn, Rembrandt 397  
Hartmann, Gustav («Eiserner Gustav») 526  
Hauser, Marianne Freifrau von (Tante des  
Autors) 438-440  
Hauser, Maximus Ferdinand Freiherr von, Vizead-  
miral 438  
Heckenast, Franz, Oberstleutnant 467  
Heinrichs, Conrad-Oscar, Oberst – Generalleutnant  
274, 276  
Henger, Wolfgang (Wolf), Oberst 373, 411, 437,  
450, 458  
Herbst, Leutnant 395

Personenregister

- Herder, Major 43
- Herder, Johann Gottfried von, deutscher Philosoph  
47, 60
- Hermann, Alfred, Oberst 336
- Herz, Marielene 378
- Heste, William 507
- Heyden, Werner, Major 42
- Hilpert, Carl, General der Infanterie 349
- Himmler, Heinrich, Reichsführer SS 520 f., 538
- Hindenburg, Paul Ludwig von Beneckendorff und  
Hindenburg, Generalfeldmarschall und  
Reichspräsident 45, 157
- Hitler, Adolf, «Führer» und Reichskanzler 9 f., 17,  
32, 39 ff., 62, 70 f., 73, 75, 130 f., 137, 139 f.,  
156, 287, 446, 448, 451, 460 f., 464, 467 f.,  
477, 483, 485, 494 f., 497, 499 f., 520
- Hodler, Ferdinand, Maler 399
- Höhn, Dr. Reinhard, Professor, SS-Oberführer 469
- Höhne, Friedrich, Oberstleutnant 479, 489, 494
- Hohenberg, Max Herzog von 32
- Hoppe, Dr. Helmut, Hauptmann 462, 465, 474 f.,  
479, 483 f., 489 f., 496
- Hube, Hans-Valentin, Oberst – Generaloberst 138,  
142, 213, 361
- Huth, Alfred, Hauptmann 439
- Jackler, Ander, Bauer 471
- Jäger, Frau 377
- Jansa von Tannenau, Alfred, Feldmarschallleutnant  
32
- Juedtz, Leutnant – Oberleutnant 53
- Jünger, Ernst, Schriftsteller 24, 28
- Kampfmayer, Leutnant 99 ff., 105 f., 120, 131
- Kanitz, Gräfin von 157
- Kant, Immanuel, Philosoph 46
- Karas, Dr., Stabsveterinär 53
- Katharina I., Zarin 504 f.
- Katzke, Wachtmeister 237
- Kesselring, Albert, Generalfeldmarschall 493
- Kesten, Hauptmann 486, 490, 494, 496
- Klein, Obergefreiter 284
- Klein, katholischer Pfarrer 80, 454
- Klein-Wisenberg, Alfred («Fred») Freiherr von,  
Leutnant 47, 55, 58, 63, 71, 76
- Kloss, Familie 49
- Koch, Erich, Gauleiter von Ostpreussen 59, 465
- Korff, Oberleutnant 361
- Krambeck, Hugo, Hauptmann 477, 479, 487,  
490
- Krauhs, Helmut, Oberleutnant 160
- Krieg, Rittmeister 78
- Krumm, Wachtmeister – Leutnant 356
- Krupp, Familie 156, 518 f.
- Kursell, Klaus von, Hauptmann d. Res. 433
- Langauer, Hauptmann 432, 437
- Lange, Dr., Major d. Res. 318 f., 321, 368, 395
- Lasch, Otto, Oberstleutnant – General der  
Infanterie 78
- Leeb, Wilhelm Ritter von, Generalfeldmarschall  
315
- Lehmann, Wilfried, Leutnant – Hauptmann 70, 72,  
286, 464
- Lendorf, Graf von, Arzt 77
- Lernet-Holenia, Alexander 111
- Liedtke, Heinz, Leutnant – Oberleutnant 53,  
58, 60, 62 f., 65, 67, 69, 99, 131, 158
- Lippe, Familie von der 461
- Lorenz, Pater S. J., Deutschprofessor in Kalksburg  
27 f.
- Lothar I., Kaiser 133
- Ludendorff, Erich, General 129

Personenregister

- Ludwig XIV., König von Frankreich 473
- März, Unteroffizier 399
- Maizière, Karl Ernst de, Oberstleutnant i. G. –  
General des Heeres 42, 444 ff.
- Mann, Thomas, deutscher Schriftsteller 497
- March, Werner, Oberleutnant d. Res., Architekt  
138 f.
- Maria Theresia, Kaiserin und Königin 39
- May, Karl 28
- Matzky Gerhard, Generalmajor – General der  
Infanterie 346, 356, 421, 427, 517
- Maziewsky, Soldat, Pferdepfleger 162
- Medinger, Sita, verwitwete v. Bohlen und Halb-  
ach (Cousine des Autors) 156
- Mellin, Hauptmann 53 f., 66
- Memling, Hans, Maler 456
- Menschikow, Alexander Danilowitsch Fürst,  
Feldmarschall 504
- Metzler, Familie von 137
- Möllenkamp, Friedrich Werner, Oberleutnant 411
- Moyses, Karl, Generalmajor – Generalleutnant  
35, 42
- Molotow, Wjatscheslaw Michailowitsch 539
- Müller, Oberst i. G. 474, 479, 488
- Müller-Grothe, Leutnant – Oberleutnant 60, 68 f.,  
108, 162, 215
- Mussolini, Benito, «II Duce» 376
- Napoleon I., Kaiser der Franzosen 166, 188, 307,  
532, 540
- Nebel, Ing. Rudolf 526, 534
- Nesslinger, Major 53, 58, 61, 65, 69
- Nickel, Wachtmeister 348
- Niepold I, Gerd, Oberstleutnant i. G. 479, 490 f.
- Niepold II, Oberstleutnant i. G. 479
- Nietzsche, Friedrich, deutscher Philosoph  
469
- Nikolaus I., Zar 505
- Nikolaus II., Zar 372
- Nisswandt, Unteroffizier – Leutnant 402, 410
- Oertzen, Arthur von, Major 289, 291
- Oldenburg-Januschau, von, Leutnant d. Res. –  
Oberleutnant 77
- Oldenburg-Januschau, Elard von, Reichstagsabge-  
ordneter 134
- Ondarza, von, Oberstleutnant – Oberst 169, 172,  
175, 187
- Ostendorff, Major 487, 490
- Papendick, Leutnant 432
- Paul I., Zar 505
- Pauls, Oberleutnant 265
- Peter I., der Grosse, Zar 504
- Peter II., Zar 505
- «Petz», Tante – siehe *Antonia von Beck*
- Piegler, «Mucki», Leutnant
- Podehl, Gerhard, Leutnant – Oberleutnant  
66 f., 76 f., 83 ff, 88 f., 96 f., 99, 104, 107 f.,  
111, 116, 118, 120, 122, 124 ff, 128, 131,  
135, 138, 149, 158 f., 162, 168, 187, 192, 203,  
208, 210, 225 f., 233, 239, 244, 264, 266, 284  
f., 288, 293, 375
- Podhajsky, Peter, Militäarakademiker 34
- Preuss, Hauptwachtmeister 410
- Prittwitz und Gaffron, von, Major i. G. – Oberst-  
leutnant i. G. 333, 341, 421
- Radtke, Obergefreiter 216
- Radwan, Hauptwachtmeister 299
- Rahn, Fahnenjunker-Unteroffizier 88
- Raithel, Heribert, Oberst 448
- Reibnitz, Leopold Albrecht von, Oberst 62, 83

Personenregister

- Rekittke, Gutsbesitzer 157
- Rembrandt siehe Harmenszoon van Rijn, Rembrandt*
- Rendulic, Lothar, Oberst – Generaloberst 42
- Reuter, Horst, Leutnant – Oberleutnant 132, 135 f., 139 f., 146 f., 151, 157, 160, 162, 166, 195, 205, 215
- Revertera von Salandra, Hippolyt Graf von 32
- Richthofen, Wolfram Freiherr von, General der Flieger 220 f.
- Richthofen, Freiherr von 476
- Rilke, Rainer Maria 239
- Ringel, Julius, Generalleutnant 367
- Rips, Major 298, 300 f., 321
- Rischke, Dr., Stabsarzt 61
- Ritgen, Udo, Leutnant – Major i. G. 61, 98, 101, 123, 206, 228, 235, 460
- Rommel, Erwin, Oberst – Generalfeldmarschall 35, 474
- Roosevelt, Franklin Delano, Präsident der USA 73, 478
- Rosemeyer, Bernd, Rennfahrer 136
- Rothe, Günter, Oberleutnant – Brigadegeneral 123, 146, 154, 168, 242, 321
- Ruberti, Fräulein von 78
- Rubritius, Militärakademiker 34
- Ruhnke, Leutnant d. Res. 340
- Sahner, Leutnant – Hauptmann 285 f., 288, 303, 314, 316, 318, 321, 394
- Samsonow, Alexander Wassiljewitsch, General der Kavallerie 54
- Santifaller, Dr. Leo, Univ.-Prof. 499
- St. Paul, Baronin 77
- Schäffler, Reserveoffizier 60, 62
- Schaper, Siegfried, Oberleutnant 547
- Scharnhorst, Gerhard von, General und Militärreformer 469
- Schaub, Julius, SS-Obergruppenführer 485
- Schaukelberger, Dr. Walter, Professor 511
- Scherzler, Hauptmann 486
- Scheunemann, Fritz, Hauptmann 374, 449 f.
- Schiller, Friedrich von, deutscher Dichter, Philosoph und Historiker 124, 173, 467
- Schindowsky, Leutnant d. Res. – Oberleutnant 76, 85, 88, 90, 125, 128
- Schinkel, Karl Friedrich, preussischer Architekt und Maler 506
- Schlieffen, Alfred Graf von, Generalfeldmarschall 440, 443 f., 514, 537
- Schmidt, August, Generalleutnant 442, 446
- Schmidt, Guido, Aussenminister 32
- Schmodde, Leutnant – Oberleutnant 103, 321
- Schmückle, Gerd, Major – General 478
- Schönburg-Hartenstein, Lilly Prinzessin von (verwitwete Economo) 482
- Schörner, Ferdinand, Generaloberst – Generalfeldmarschall 442, 485 f.
- Schulmeister, Dr. Otto 510
- Schulz, Hauptmann – Oberst 66, 160, 314
- Schulze-Breustätt, Major 429
- Schultze von Langsdorff, Werner: siehe Thor Goote*
- Schuschnigg, Dr. Kurt von, Bundeskanzler 32 f., 467
- Schwärmer, geb. Gatzke, Frau des Wachtmeisters Schwärmer 164, 454
- Schwärmer, Gefreiter – Wachtmeister 96 f., 454
- Schwender, Herbert, Oberst 416
- Seckendorff, von, Hauptmann 166
- Seyss-Inquart, Dr. Arthur, Rechtsanwalt, Innenminister, Bundeskanzler 35
- Siebert, Bruno Paul von, Oberleutnant 68
- Sievers, Oberstleutnant 42
- Simpson, William von, deutscher Schriftsteller 59
- Skowronski, Oberleutnant 201

*Personenregister*

- Söderbaum, Kristina, Filmschauspielerin 466  
Spalke, Oberstleutnant 62  
Speer, Albert, Architekt und Reichsminister 41  
Speth, Hans, Generalmajor – General der Artillerie 460, 491  
Sponheimer, Otto, Generalmajor – Generalleutnant 130, 333, 345, 517  
Stalin, Josef Wissarionowitsch (eigentlich Dschugaschwili) 193, 233, 291, 397 f., 539  
Stars, Obergefreiter 18, 426  
Stassow, Wassili Petrowitsch, russischer Architekt 506 f., 536  
Stauffenberg, Claus Schenk Graf von, Oberst i. G. 446  
Steen, Jochen, Hauptmann 474  
Stein von Kamienski, Albrecht Konrad, Gutsbesitzer 77 f.  
Stein von Kamienski, Elisabeth-Barbara («Eba») 78  
Stein von Kamienski, Frau von 134  
Steinbach, Paul, Oberst 65  
Sternbach, Gobert Graf von, Major 368  
Strecker, Major 40  
Ströhmer, Herbert, Rittmeister a. D. 454 f.  
Stroheim, Erich von, Filmschauspieler 66, 77  
Stuck, Hans, Rennfahrer 136  
Surkau, Dr. Hans-Werner, Pastor, evangelischer Divisionspfarrer 83 f., 334  
Surminski, Arno, deutscher Schriftsteller 60  
Tarin, Walter, Wachtmeister – Major 417  
Tebner, Oberleutnant – Hauptmann 271, 299  
Tharann, Gert, Leutnant – Hauptmann 157, 160 ff., 164, 455  
Thor Goote (Pseudonym für Werner Schultze von Langsdorf!) 28  
Thomaschki, Siegfried, Oberst – Generalmajor 252, 323  
Thoms, Leutnant 225, 233  
Tini, Hausgehilfin 457  
Tolkemit, Dr., Rechtsanwalt 286  
Tolsdorff, Theodor, Oberst – Generalleutnant 457, 491, 497  
Towarek, Rudolf, Generalmajor 35  
Trondl, Leutnant 58  
Tubach, Leutnant – Hauptmann 395  
Unruh, Wachtmeister – Hauptwachtmeister 302  
Vogelsang, Karl Freiherr von 510  
Wätjen, Leutnant 53, 66  
Wagenmann, Gustav 486  
Wagner, Otto, Architekt 49  
Wallenstein, Albrecht von, Generalissimus und Herzog von Friedland 446  
Weber, Oberleutnant – Oberstleutnant 53, 65  
Weber, Fritz, Schriftsteller 28  
Wedel, Gustav Graf, Rittmeister 42  
Weisskopf, Unteroffizier 308  
Wendig, Otto, Hauptmann – Major 401, 411, 415, 448  
Weygand, Maxime, Marschall 458  
Wille, Züricher Familie 60  
Wodrig, Albert, Generalleutnant 56  
Wolf, Hauptmann 376  
Wroblowsky, Gefreiter, Offiziersbursche 76  
Wünnenberg, Alfred, SS-Obergruppenführer 352  
Yorck von Wartenburg, Ludwig Graf, Generalfeldmarschall 381, 540  
Zeman, Oberleutnant – Hauptmann 165

## Personenregister

Zimburg, Karl von, Leutnant 294

Zimdars, Oberleutnant 417 f.

Zimmermann, Otto, Major 484, 487, 489 f.

Zonewitz, Hauptmann 168, 170, 232 f.

Zorn, Unteroffizier 308



## Ortsregister

- Achensee 481 f.  
Achental (heute Achenkirch) 481  
Admont 488, 492  
Ahr, Fluss 129 f.  
Ahrweiler 129  
Aisne, Fluss (Oise) 145 f., 148 f., 217, 257, 285  
Aldrans 439, 469 f., 472, 480 ff., 485, 497  
Allenstein (poln. Olsztyn) 44, 52, 114  
Alt-Bestendorf 59, 82  
Alt-Christburg (poln. Stary Dzierzogh) 82  
Alt-Münsterol (Alt-Menschtral bzw. Montreux-Vieux) 152  
Altenmarkt 489 f.  
Andelot 151, 493  
Antwerpen 541  
Arad 440  
Arnsberg, Gut bei Kreuzburg 163  
Arys (poln. Orzysz) 54 f., 93  
  
Babino 251 f.  
Bad Aibling 497  
Bad Kissingen 469, 473 f.  
Bad Neuenahr 134, 202  
Bad Reichenhall 496  
BadVöslau 378  
Baden bei Wien 15, 22, 49, 142, 156, 224, 377, 385 f., 467, 479 f., 509, 524  
Bärting 454 f.  
*Bagrationsk siehe Preussisch-Eylau*  
*Baltijsk siehe Pillau*  
Bastogne 142  
Bayreuth 477  
Beloschkino 202  
Berchtesgaden 32, 493  
Berlin 15, 43, 50, 57, 62, 69 f., 72, 75, 79, 138, 147, 286, 374, 376, 417, 462 ff., 468, 471, 483, 485, 526  
Berlin-Moabit 70  
Berlin-Wannsee 70, 464, 526  
Besowo 293  
Bessarabien 40, 443 f.  
Bethlehem 343  
Bialystok 124 f., 189 f.  
Bischofswerder (poln. Biskupiec) 114  
Bischofswiesen 493  
*Biskupiec siehe Bischofswerder*  
Blankenhain 468  
Bodensee 150, 304, 411  
*Bogaczewo siehe Güldenboden*  
Bonn 129  
Borki 228  
*Borne Sulinowo siehe Gross Born*  
Borock 227  
Bosau am Plöner See (in Holstein) 78  
Botanowka 244, 255 f., 266 f.  
Boyen, Festung 452 f.  
*Břeclav siehe Lundenburg*  
Breslau (poln. Wrocław) 74, 341  
Brixlegg 482

Ortsregister

- Brno siehe Brünn*  
 Bruck an der Leitha 74, 487  
 Brünn (tschech. Brno) 379  
 Buchenwald 467  
 Budapest 440  
 Budva (ital. Budua) 72  
 Burg 462
- Cattaro (kroat. Kotor) 72  
 Celle 462  
 Cetinje 72  
 Chalon-sur-Saône 151, 153  
 Champagne 150  
 Charkow 253  
 Charleville-Mézières 144  
*Chişinău siehe Kischinew*  
 Chorey-les-Beaune 153 f.  
 Clerf (franz. Clervaux) 142  
 Cognac 153  
 Compiègne 372  
 Côte Hotin 146  
 Courbière, Festung von Graudenz 110  
*Czarne Din siehe Niederzehren*  
 Czerwony Bor 122 f.
- Dąbrówka Krolewska siehe Königlich-Dombrow-*  
*ken*  
 Dachau 467  
 Dalmatien 72  
 Danzig (poln. Gdańsk) 76, 125 ff, 131, 157, 455  
 ff.  
 Danziger Werder 125, 157  
 Dasburg 142  
 Dedelewo 310, 339, 342 f., 413  
 Dessau 462  
 Deutsch-Eylau (poln. Hawa) 77, 114  
 Dirschau (poln. Tczew) 69  
 Dnjestr (Dnister), Fluss 444 f., 447
- Dno 202 f.  
 Döberitz-Elsgrund 462 ff.  
*Dolgorukowo siehe Stablack*  
 Donau, Fluss 379, 440 f., 488, 509  
 Dracy-le-Fort 151  
 Dratschewo 247, 251, 255, 310, 332  
 Daugenai 189  
 Draudeniai 174  
 Dresden 45  
 Dubowik 325 ff, 330 f., 367  
*Dubrovnik siehe Ragusa*  
 Dubysa, Fluss 184  
 Düna, Fluss 190 ff, 201  
 Dünaburg 191  
 Düren 495  
 Düsseldorf 519  
 Dunjakowo 300 f., 303
- Ebersberg 496  
 Eckwald, Försterei 52  
 Eifel 130 f., 133, 159, 285  
 Elbing (poln. Elbing) 47, 50, 55, 58, 65, 72,  
 76, 159, 333, 517  
 Enns, Fluss 487  
 Ermland 61, 451  
 Essen 156
- Fall 481  
 Finckenstein (poln. Kamieniec) 77  
 Fischer-Halbinsel 251  
 Fiume (kroat. Rijeka) 12  
 Fleringen 141  
 Flossenburg 467  
 Frolowo 197  
 Frankfurt am Main 9, 136 f.  
 Frankfurt an der Oder 74, 318  
 Frische Haff (poln. Zalew Wislany; russ.  
 Bucht von Kaliningrad) 68

Ortsregister

- Galatz (rum. Galati) 440  
 Garnsee (poln. Gardeja) 93, 113  
 Gasteny 199 f.  
 Gattschina (1929-44 Krasnogwardeisk, auch Lindemannstadt) 372, 374, 382, 505  
*Gdańsk siehe Danzig*  
 Gegobrost 189  
*Gegždai siehe Jögsden*  
 Georgenburg (russ. Majowka) 59  
 Geroldstein 130, 133  
 Gdingen (poln. Gdynia; 1939-45 Gotenhafen) 126  
 Givry 146, 150  
*Giżycko siehe Lötzen*  
 Götting 498  
 Goristo 202  
*Górowo liaweckie siehe Landsberg*  
 Gory 369, 372  
*Gotenhafen siehe Gdingen*  
 Grafskaja Slowoda 261  
 Grasnitz (poln. Grasyomy) 77 f.  
 Graudenz (poln. Grudzi<sup>^</sup>dz) 104, 106, 108, 110 f., 125, 159, 285  
 Gröbming 488  
 Gross Born (poln. Borne Sulinowo) 447, 449 f., 462, 468, 509  
 Gross-Thiemau (poln. Wielka Tymawa) 113  
*Grudziądz siehe Graudenz*  
 Grünlanden (Wyseggen, poln. Wyzegi) 53, 123  
 Grusino 13 f., 241 ff., 253 ff., 258 ff., 265 f., 268, 270 f., 285, 415, 503 ff.  
 Gudalowo 253 ff.  
 Güldenboden (poln. Bogaczewo) 51  
 Gumbinnen (russ. Gussew) 49, 160, 205, 469, 537  
 Haar bei München 489  
 Hall (Solbad Hall) 481  
 Halle 462  
 Hamburg 128, 139, 143, 400, 461, 466, 474  
 Hammelburg 476  
 Hannover 45, 462  
 Hawaii 287  
 Heidelberg 473 f.  
 Heilsberg (poln. Lidzbark Warminski) 44, 449 ff., 453, 455  
 Hermannsfeste 374  
 Hieflau 487 f.  
 Hirschberg (poln. Jelenia Gora) 458, 460 f., 529  
 Hohe Tauern 32  
 Hohenstein (poln. Olsztynek) 44 f., 76  
*Hradec Krdlové siehe Königgrätz*  
*Iași siehe Jassy*  
 Ikonowo 303 f.  
*Ilawa siehe Deutsch-Eylau*  
 Ilmen-See 214, 225, 230, 235, 477, 503  
 Inn, Fluss 470, 481 f., 485  
 Innsbruck 15, 32, 377, 470 ff., 480, 497 ff., 509  
 Insterburg (russ. Tschernjachowsk) 167, 452  
 Inzersdorf bei Wien 42  
 Irssa 251, 314  
 Isar, Fluss 480  
 Ivangorod 374  
 Jakobstadt (lett. Jēkabpils) 191  
 Jalta 478  
 Jandun 145, 148  
*Jantami siehe Palmnicken*  
 Jassy (rum. Iași) 444  
*Jaszkowice siehe Jeschkendorf*  
 Jegoljnik 208  
*Jēkabpils siehe Jakobstadt*  
*Jelenia Gora siehe Hirschberg*

Ortsregister

- Jeloschnja 282 f., 292, 321  
 Jena 469  
 Jenbach 481 f.  
 Jeschkendorf (poln. Jaszkowice) 59, 77  
 Jögsden (lit. Gegždai) 170  
 Johannsburg (poln. Pisz) 114 f.  
 Joniškėlis 189  
 Jura 175 ff.
- Kaisersteinbruch 74  
 Kalksburg 25, 27, 29, 34, 56, 509  
 Kalinin 288  
*Kaliningrad siehe Königsberg*  
*Kamieniec siehe Finckenstein*  
 Karbusel 365 ff.  
 Karpino 251  
 Kautziger Wald 85  
 Keime (dt. Kelm, poln. Kielmy) 178 ff, 184, 223  
 Kematen 485  
 Kerestj, Nebenfluss des Wolchows 254 ff.  
 Kertsch, Halbinsel 335  
*Kętrzyn siehe Rastenburg*  
*Kielmy siehe Keime*  
 Kiew 253, 445  
 Kirischi 251, 275 ff, 314, 322, 324 ff, 441  
 Kischinew (moldaw. Chişinău) 440, 442  
 Kitzbühel 483 ff, 489 f.  
 Koblenz 479  
 Köln 9, 115, 129, 134 f., 155, 166, 202  
 Königgrätz (tschech. Hradec Králove) 485 f.  
 Königsberg (russ. Kaliningrad) 15, 44, 46, 59, 66, 70, 77 ff, 160 f., 163, 284, 449 f.  
 Königlich-Dombrowken (poln. Dąbrówka Królewska) 103  
*Kolatek siehe Schlagamühl*  
 Kolno 115  
 Konradswalde (poln. Koniecwalde) 113
- Kostrzyn nad Odrą siehe Küstrin*  
*Kotor siehe Cattaro*  
 Kremsmünster 133  
 Kreta 166  
 Kreuzburg (russ. Slawskoje) 163  
 Kronstadt 371  
 Krowatynja 292  
 Krufter Ofen 139  
*Księże Göry siehe Pfaffenbergen*  
 Küstrin (poln. Kostrzyn nad Odrą) 74, 517  
 Kurnikoff-Ostrow 339  
 Kursk 16, 376, 444  
*Krasnogwardeisk siehe Gattschina*  
 Krasnoje Selo 371 f.  
 Kruticha 273  
 Kukoly 283
- LaacherSee 136, 138 f.  
 Ladoga-See 235, 249, 287, 334, 344, 346 f., 351, 387, 503  
 Landsberg (poln. Gorowo Ilaweckie) 165  
 Larionow-Ostrow 249, 257  
*Łasin siehe Lessen*  
 Legotkowo 304  
 Lenggries 477 f., 480, 483 f.  
 Leningrad (St. Petersburg) 16, 193, 234, 238 f., 249, 252, 275, 283, 315, 322, 340, 343, 346, 348, 367, 370 ff, 387, 407, 412, 416, 419, 433  
 Leogang 491  
 Lesje 365  
 Lesno 246  
 Lessen (poln. Łasin) 86, 93, 113  
*Lidzbark Warminski siehe Heilsberg*  
*Lindemannstadt siehe Gattschina*  
 Lipowik 324 f., 330, 367  
 Ljadi 417  
 Ljuban 317, 322, 325 f., 405, 407, 416 ff.

Ortsregister

- Lötzen (poln. Giżycko) 452 f.  
 Löwentin-See (poln. Niegocin) 453  
 Lofer 490 f.  
 London 171,541  
 Longchamp, Rennplatz 151  
 Lovčen 72  
 Luga, Fluss 250, 423  
*Luki-Luki siehe Velikiye Luki*  
 Lundenburg (tschech. Břeclav) 379  
 Luxemburg 136, 142  
 Lyuta 205
- Maas (Meuse) 140, 144  
*Majowka siehe Georgenburg*  
 Magdeburg 462  
*Malbork siehe Marienburg*  
 Maldeuten (poln. Maldyty) 51, 61, 82  
 Maria Laach, Kloster 138  
 Marienburg (poln. Malbork) 68, 74, 125, 171  
 Marignano 399  
*Markowo siehe Reichertswalde*  
 Marne, Fluss 27, 145, 162  
 Masuren 76, 114  
 Masurische Seen 453  
 Matrei am Brenner 472  
 Mayen 140  
 Melechowskaja 274  
 Melk 133  
 Memel, Fluss 167  
 Memelland 75, 90  
*Meuse siehe Maas*  
 Mga 275, 288, 347 ff., 365, 372  
 Miagry 245 f., 251 f., 307 ff., 324 ff., 331,  
 333, 339 f., 423  
 Michalkina 211 ff., 217  
*Micki-Micki siehe Velikiye Luki*  
 Millenberg (poln. Milkowo) 52  
 Minsk 189
- Mogotowo (?) 423  
 Mohrungen (poln. Mor<sup>^</sup>g) 47, 49 ff., 74, 76 ff.,  
 85,93, 114, 119, 123, 156 ff., 162, 164 ff.,  
 357,451, 453 ff., 460, 518  
 Moika, Fluss 507  
 Moinmont 145 f.  
 Moiseewo 294  
*Montreux-Vieux siehe Alt-Münsterol*  
*Morqg siehe Mohrungen*  
 Moskau 16, 83, 171, 234, 238, 243, 253, 283, 322,  
 340, 506 f.  
 Moskava 192  
 Mostki 295 ff.  
 Mschaga, Nebenfluss des Schelon 214 f., 217 ff.,  
 222, 234, 242, 257, 285  
 Mühlhausen (franz. Mulhouse) 155 München 15,  
 21, 45, 130, 139, 469 f., 477  
*Mulhouse siehe Mühlhausen*  
 Munster-Hammer 462  
 Munster-Lager 462  
 Mur, Fluss 488  
 Murnau 470  
 Muttersee 77  
 Mysslino 292  
 Mysslowo 277 f., 304 ff.
- Nadaukiai 189  
 Narew, Fluss 54, 115 f., 118, 121, 124, 285, 451  
 Narien-See 66, 159  
 Narusaiciai 189  
 Nawa, Fluss 365 ff.  
 Newel 372  
 Neuberg (Dorf in Polen) 98, 100 ff., 159  
 Neubrück (poln. Wartoslaw) 94  
*Nicwald siehe Nitzwalde*  
 Niedermendig 136, 138 f.  
*Niedersee siehe Rudczanny*

Ortsregister

- Niederzehren (poln. Czarne Din) 85, 90 f., 93, 159  
*Niegocin siehe Löwentin-See*  
 Nikiforowo 293  
 Nitzwalde (poln. Nicwald) 106 f., 159  
 Nogat, Mündungsarm der Weichsel 125  
 Nogath, Gut in Polen 93  
 Novoselje 206  
 Nowgorod 13, 217 ff., 285, 314, 320, 428, 454, 503, 506  
 Nowogrod (Bezirk Lomza) 119, 122  
*Nowy Dwor Gdański siehe Tiegenhof*  
 Nürburg-Ring 136  
 Nürnberg 477, 517
- Obersalzberg 32  
 Oder, Fluss 74, 318, 406  
 Oderberg 380  
*Oise siehe Aisne*  
 Okmiana, Fluss 177  
*Olsztyn siehe Allenstein*  
*Olsztyniek siehe Hohenstein*  
 Oranienbaum 371, 508  
 Oredesch 13, 420 ff.  
 Orel 376  
 Orlowo 227  
*Orzysz siehe Arys*  
 Oskuj 271 ff, 409  
 Ossa (poln. Osa, Fluss in Polen) 94, 96 ff, 102, 242, 285  
 Osterode (poln. Ostroda) 78, 82, 114  
*Ostrolęka siehe Scharfenwiese*  
 Ostrow 192 ff, 231, 249, 251, 288, 339, 435 f.
- P. 6 (Posjolok rabochich 6) 15, 351 f., 354 ff, 359, 534  
 Pakrazantis 179 f.  
 Pakruogas 189
- Palmnicken (russ. Jantarny) 44  
 Panichino 301 f.  
 Paris 147, 152, 508, 526  
 Parprudziai 183  
 Pasceciai 189  
*Pasłęk siehe Preussisch-Holland*  
 Peipus-See 192  
 Perechod 258 ff.  
 Perthes 148 f.  
 Peterhof 371, 508  
*Petersburg siehe Leningrad*  
 Pfaffenbergen (poln. Księżę Gory) 108 f., 113  
*Pila siehe Schneidemühl*  
 Pillau (russ. Baltijsk) 44, 46  
*Pisz siehe Johannisburg*  
*Pleskau siehe Pskow*  
 Plöner See (in Holstein) 78  
 Podwjasje 285, 288  
 Pogostje 322 ff, 365, 367, 416, 441  
 Pola (kroat. Pula) 49  
 Pomeranje 419  
 Ponarien (poln. Ponary) 77, 157  
 Popowischtschina 205  
 Porchow 197, 200 f., 205 f., 214  
 Posen (poln. Poznan) 159, 536  
 Possatnikow-Ostrow 251, 288  
 Potsdam 43, 45  
*Poznan siehe Posen*  
*Prabuty siehe Riesenburg*  
 Preussenwald 82 f.  
 Preussisch-Eylau (russ. Bagrationowsk) 44, 74, 166 f.  
 Preussisch-Holland (poln. Pasłęk) 51, 82  
 Prüm 133, 140  
 Pschewuschka 302  
 Pskow (dt. Pleskau) 192 f., 372  
 Ptschewa 277, 279 f.  
*Pula siehe Pola*

Ortsregister

- Pumpénai 189  
Pulkower Höhen (Pulkowo) 372  
Puschkin (Zarskoje Selo) 371, 508  
Py, Fluss 149 f.  
  
Radstadt 488 f.  
Ragusa (kroat. Dubrovnik) 72  
Rassainiai (dt. Raseinen) 177  
Rastenburg (poln. Kętrzyn) 453  
Rauschen (russ. Svetlogorsk) 44  
Regensburg 440  
Reichertswalde (poln. Markowo) 59, 78, 157, 161  
f., 164, 454 f.  
Reval 374 f.  
Revigny-sur-Ornain 150  
Rhein, Fluss 15, 129, 135, 140  
Rhein-Marne-Kanal 162  
Remagen 129  
Rethel 145, 148 f., 285  
Riesenburg (poln. Prabuty) 77, 82  
Riga 376  
*Rijeka siehe Fiume*  
Rochehaut 143  
Rockskeyll 130, 132, 134, 136, 285  
Roggenhausen (poln. Rogóżno Zamek) 98, 159  
RosatinAlm 32  
Rosenberg (poln. Susz) 82  
Rosenheim 498  
Roviškiai 190 f.  
Rudczanny (heute Ruciane-Nida;  
1939-45 Niedersee) 76, 114  
Ruhrgebiet 129  
Ryssino 280  
  
Saalfeld (poln. Zalewo) 82  
Saarbrücken 117  
Sachonje 204  
  
Sadnewo 298 f.  
Sainte-Marie-à-Py 150  
Salzburg 161, 367, 483, 488, 509, 536, 544  
Samlandküste 44  
Sandhurst 516  
St. Johann im Pongau 487 f.  
*Sankt Petersburg siehe Leningrad*  
Sapolje 420  
Saretschje 198, 200, 297 f.  
Sartininkai 173  
Schapki 349  
Scharfenwiese (poln. Ostrołęka) 451, 455  
Schaden (lit. Šiauliai) 185 ff., 192, 285  
Schelde 140  
Schelon, Fluss 201, 206 f., 214 f., 257  
Schimsk 223 f., 231  
Schladming 487, 490  
Schlagamühl (poln. Kolatek) 44  
Schleppen (lit. Šlepai) 168  
Schlesien 127, 458, 476, 529  
Schlüsselburg 345, 347, 351  
Schneidemühl (poln. Pila) 50  
Schönthal 113  
Schwarzes Meer 441, 539  
Schwenkendorf, Gut bei Mohrungen 156  
Scolzy 208  
Selenez 289 ff.  
Semois, Fluss (Sesbach) 143 f.  
Senino 324 ff.  
Shateli 197  
*Šiauliai siehe Schaulen*  
Sieciai 189  
Sinjawino 347, 351 ff., 355, 357 f., 360, 362 f.,  
365, 367, 381 f., 384, 386, 389 ff., 393 ff.,  
399 ff, 405 ff, 428 f., 441  
Siwerskaja 370 f.  
Sizilien 376  
Skrodeln (lit. Skrodliai) 171

Ortsregister

- Slawskoje siehe Kreuzburg*  
*Šlepai siehe Schleppen*  
*Slonecznik siehe Sonnenborn*  
 Sochonie 124  
 Sodesno 424  
*Solbad Hall siehe Hall*  
 Sologubowka 366, 368  
 Someille 151  
 Sonnenborn (poln. Slonecznik) 454  
 Sooss 378  
*Sopot siehe Zoppot*  
 Sorokino 283 f., 292  
*Sowjetsk siehe Tilsit*  
*Ssinjawino siehe Sinjawino*  
 Stablack (russ. Dolgorukowo) 74, 93, 161 ff.,  
 165 f., 457  
 Stalingrad (heute Wolgograd) 16, 344, 361 f.  
*Stary Dzierzon siehe Alt-Christburg*  
*Stębark siehe Tannenberg*  
 Steinfeld bei Wiener Neustadt 40, 50  
 Stettin (poln. Szczecin) 44, 46  
 Strassburg (franz. Strasbourg) 155  
 Strelna 371 f.  
 Strupinka, Fluss 222 f.  
 Suippe 149  
*Susz siehe Rosenberg*  
*Svetlogorsk siehe Rauschen*  
 Swinemünde (poln. Świnoujście) 44  
 Swinord 206, 208 f., 213  
*Świnoujście siehe Swinemünde*  
*Szczecin siehe Stettin*  
  
 Tannenberg (poln. Stębark) 44 ff, 76, 85, 493  
 Tauroggen (lit. Taurage) 172, 257, 380 f., 540  
*Tauragè siehe Tauroggen*  
*Tczew siehe Dirschau*  
 Terebonischje 281  
  
 Thorgau an der Elbe 487  
 Thorn (poln. Toruń) 456 f., 491  
 Tichwin 255, 311, 415, 504  
 Tiede (poln. Tuj a) 125  
 Tiegenhof (poln. Nowy Dwor Gdariski) 125  
 Tigoda, Fluss 246, 252, 294, 339 ff, 348, 361,  
 363, 407  
 Tilsit (russ. Sowjetsk) 167  
*Toruń siehe Thorn*  
 Tosno 340, 370  
 Trebunity 222  
 Tschernaja, Fluss 277 ff.  
 Tschernizy 274, 276  
*Tschernjachowsk siehe Insterburg*  
 Tschernorutschje 298  
 Tschirkowo 278, 304  
 Tschudowo 234 f., 238 f., 251, 253 f., 256, 271,  
 314, 317, 322, 338, 340, 370, 407, 411, 415,  
 419, 503 ff.  
 Tschuskoj Bor 419  
 Tula 507  
 Turracher Höhe 32  
  
 Upynas 178  
 Ural 50, 338  
 Ussatitsche 288  
  
 Vabalninkas 189  
*Valga, Valka siehe Walk*  
 Velikiye Luki («Micki-Micki» bzw. «Luki-  
 Luki») 386  
 Venedien (poln. Wenecja) 49, 78  
 Versailles 70  
*Vöslau siehe Bad Vöslau*  
  
 Wagrain 488  
 Walachei 440  
 Walk (estn. Valga, lett. Valka) 164, 450



*Ortsregister*

- Waplitz (poln. Waplewo) 44  
Warschau 113, 116, 124  
Wartheland, Reichsgau 159,536  
*Wartoslaw siehe Neubrück*  
Weichsel (Fluss, poln. Wisla) 110, 125  
Weimar 465, 467 f.  
Welija 274  
Welikaja, Fluss 193 f., 429 f., 435  
*Wenecja siehe Venedien*  
Werenda, Fluss 227 ff.  
Werjaska 230  
Weschka 221  
Westwall 117, 129, 538, 541 f.  
*Wielbark siehe Willenberg*  
*Wielka Tymawa siehe Gross-Thiemau*  
Wien 9, 15, 35 f., 39, 41, 49 f., 52, 56, 59, 62f.,  
67ff, 72, 78, 85, 115, 132 ff, 137, 144,153,  
161, 167, 294 f., 304, 350, 368 f., 374, 376,  
378, 391, 410, 417, 459, 461 f., 469,471 f.,  
474, 479 f., 482, 509, 524  
Wiener Neustadt 8, 25, 27, 31, 35 f., 39 ff, 50, 56,  
82, 99, 165 f., 376 f., 407, 474, 509, 516  
Willenberg (poln. Wielbark) 53 f.  
*Wisla siehe Weichsel*  
Witka 300 f., 303  
Wladiwostok 171  
Wodosje 407 ff, 416  
Wörgl 472  
Woitolowo 349  
Wolchow, Fluss 14, 233 ff, 241 f., 243 f., 246, 249,  
252 ff, 273 ff, 287, 304 ff, 310 ff, 314, 317,  
323, 325 ff, 339, 344 ff, 350,407, 409, 411 ff,  
415 f., 419, 424, 441, 503 ff, 507  
Wolchowstroj 268 ff, 347, 407, 415, 419, 424  
*Wolgograd siehe Stalingrad*  
Wologda 243, 283  
Worobejka, Fluss 229 f.  
*Wroclaw siehe Breslau*  
Würzburg 473, 475  
Wyja 258 f.  
*Wyseggen bzw. Wyzegi siehe Grünlanden*  
*Zalew Wislany siehe Frische Haff*  
*Zalewo siehe Saalfeld*  
Zambrów 123  
*Zarskoje Selo siehe Puschkin*  
Zell am See 487, 490  
Zoppot (poln. Sopot) 126

Die Transkription der cyrillischen Ortsnamen erfolgte nach der im Deutschen üblichen phonetischen Methode, also z.B. Tschudowo statt Cudovo, wie es wissenschaftlich korrekt wäre. Lediglich offensichtliche Fehler der damaligen Transkription wurden korrigiert – so wurde Sinjawino im Zweiten Weltkrieg häufig als Ssinjawino wiedergegeben usw. Heute findet sich in vielen Karten, vor allem im Internet (Google Earth usw.) die angelsächsische (ebenfalls phonetische) Transkription, also Chudowo für Tschudowo oder Gruzino für Grusino usw.



JOH. CHRISTOPH ALLMAYER-BECK

**MILITÄR, GESCHICHTE  
UND  
POLITISCHE BILDUNG**

AUS ANLASS DES 85. GEBURTSTAGES  
DES AUTORS

Dieser Band vereinigt die wichtigsten Aufsätze und Beiträge, die Christoph Allmayer-Beck, Doyen der österreichischen Militärgeschichte, zu verschiedenen Aspekten der österreichischen Geschichte und Identität sowie insbesondere zur militärischen Geschichte und Tradition verfasst hat. Die Beiträge behandeln überwiegend die Kontinuitäten und Brüche im österreichischen Selbstverständnis und in der militärischen Tradition des 20. Jahrhunderts, so u.a. Themenbereiche wie: Österreich zwischen Gestern und Morgen, Österreich – Preussen – Deutschland, Geschichte und Militärgeschichte, Politik und Kriegsführung, Das Bild des Offiziers, Von echten Traditionen und falscher Traditionspflege, Streiflichter.

2003, 520 S. 17 S/W-ABB. GB MIT SU. 170 X 240 MM | ISBN 978-3-205-77117-3